Carl Schurz

Lebenserinnerungen

Zweiter Band







Carl Schurz

Lebenserinnerungen

II.





C. Schurz.

Lebenserinnerungen

von

Carl Schurz

Band II

Von 1852 bis 1870



Berlin
Druck und Verlag von Georg Reimer
1907.

Vorwort.

Es war natürlich, daß meinem Vater bei der Aufzeichnung seiner Jugenderinnerungen die Muttersprache in die Feder floß. Als er aber seine Erlebnisse in der neuen Heimat und die politischen Ereignisse in Amerika beschreiben wollte, bot sich ihm unwillkürlich die englische Sprache, die ihm in dem neuen Wirkungskreise geläufig geworden war und die es ihm gestattete, seine Gedanken über diese Verhältnisse prägnanter auszudrücken.

Diesen zweiten Teil der Erinnerungen begann ich mit Beistand meiner Schwester ins Deutsche zu übertragen. Um jedoch die Veröffentlichung zu beschleunigen, war es nötig, uns Hilfe zu suchen und wir waren so glücklich, uns die geschätzte Mitwirkung von Fräulein Mary Nolte aus Bremen zu sichern. Ihre Arbeit beginnt mit dem zehnten Kapitel.

Die Übersetzung konnte mein Vater nicht mehr selbst überwachen: sein biographisches Werk ist unvollendet geblieben. Der Plan der ausführlichen Lebensbeschreibung war für den Umfang von drei Bänden berechnet, wovon der dritte die Periode nach dem Schluß des Bürgerkrieges, seine Tätigkeit im Senat, im Ministerium des Innern und die späteren Jahre, umfassen sollte. Von diesem dritten Bande ist nur ein kleiner Teil — bis zum Jahre 1870 — fertiggestellt worden: das Bruchstück gelangt in diesem Bande zur Veröffentlichung. Dem Historiker bleibt es vorbehalten, die letzte Hälfte dieses reichen Lebens zu würdigen.

In dieser Selbstbiographie, soweit sie vollendet ist, befinden sich jedoch schon alle die „Leitmotive" seines Lebens, wie er sie zu nennen pflegte: die Reform des Zivildienstes, die antiimperialistische Idee, das Lossagen vom Zwang des Parteidespotismus, die Negererziehung, die Pflege freundschaftlicher Beziehungen zwischen seinem alten Vaterlande und der neuen Heimat usw.

Was er an biographischen Aufzeichnungen hinterlassen hat, ist nur in jenen Partien, die ein spezifisches Interesse für den amerikanischen Leser haben, einigen Kürzungen unterworfen worden. Bei Durchsicht und Durcharbeitung des Materials hat Professor Hermann Schumacher in Bonn uns durch seine hingebende Unterstützung zu ganz besonderem Dank verpflichtet und dem Andenken unseres Vaters einen großen Dienst geleistet.

Berlin, Oktober 1907. Agathe Schurz.

Inhalt.





Erstes Kapitel.

Am 17. September 1852 fuhren meine junge Frau und ich, nach einer Reise von 28 Tagen, an Bord des prächtigen Paketschiffes „City of London", in den Hafen von New York ein. Es gab allerdings schon um diese Zeit Dampfschiffe, wenn auch nur wenige, welche die regelmäßige Fahrt zwischen England und Amerika machten. Ein Freund, der mehrmals dieses Land besucht hatte, versicherte uns aber, daß ein gutes, großes Segelschiff sicherer sei als ein Dampfer und für Personen, die zur Seekrankheit neigten, auch behaglicher. Auf diesen Rat hin wählten wir das Schiff „City of London", ein prächtig aussehendes Vollschiff von ungefähr 2000 Tonnen. Diese Wahl bereuten wir nicht. Unsere Kajüte war groß und bequem, der Kapitän, obgleich auf der See aufgewachsen, höflich und aufmerksam, der Tisch nicht schlecht und die Reisegesellschaft angenehm. Mehrere hundert Auswanderer fuhren im Zwischendeck, aber nur ungefähr zwanzig Passagiere in der Kajüte, unter diesen ein Professor der Universität Yale und mehrere New Yorker Kaufleute. Ich war noch nicht imstande, mich in englischer Sprache zu unterhalten, doch, da der Yale Professor etwas Deutsch sprach und zwei oder drei von den New Yorker Kaufleuten ein wenig Französisch verstanden, gab es der lebhaften und erheiternden Unterhaltung genug.

Da ich beschlossen hatte, die Vereinigten Staaten zu meiner bleibenden Heimat zu machen, nahm ich mir vor, alles von der günstigsten Seite zu betrachten und mich von keiner Enttäuschung entmutigen zu lassen. Ich wußte, daß mein elastisches rheinisches

Blut mir hierin viel helfen würde; doch war ich nicht so sicher, ob meine junge Frau, deren Temperament nicht so sanguinisch war wie das meine und die in günstigeren Verhältnissen und in beständigem Verkehr mit sympathischen Menschen aufgewachsen war, sich auch so leicht wie ich in die Wechselfälle des Lebens in einem neuen Lande und in eine fremde, gesellschaftliche Atmosphäre finden würde. Aber wir waren jung — ich dreiundzwanzig Jahre alt und meine Frau achtzehn — und viel konnte von der Anpassungsfähigkeit der Jugend erwartet werden. Immerhin war mir darum zu tun, daß der erste Eindruck des neuen Landes auf sie ein heiterer und inspirierender sein möge. Und dieser Wunsch wurde gleich in höchstem Maße erfüllt.

Der Tag, an welchem wir im New Yorker Hafen ankamen, hätte nicht herrlicher sein können. Die Bucht und die sie umgebenden Inseln strahlten förmlich in sonniger Pracht. Als wir, nach einer Reise von vier Wochen über die eintönige Wasserwüste, dieses Schauspiel von so überraschendem Zauber gewahrten, bebten unsere Herzen vor Freude. Es war uns, als wenn wir durch dieses glänzende Tor in eine Welt von Glück und Frieden einführen. Am Ufer von Staten Island entlang segelnd, das mit seinen behäbigen Landhäusern, grünen Rasenflächen und schattigen Baumgruppen ein reizendes Bild von Behaglichkeit und Zufriedenheit bot — denn Staten Island war damals noch ein beliebter Sommeraufenthaltsort —, fragte ich einen von meinen Mitpassagieren, welche Sorte von Leuten in diesen hübschen Wohnungen lebten. „Reiche New Yorker", sagte er. „Und wie viel muß ein Mann besitzen, um ein reicher New Yorker genannt zu werden?" „Nun," antwortete er, „ein Mann, der so ungefähr 150,000 oder 200,000 Dollar oder ein festes Einkommen von 10,000 bis 12,000 Dollar hat, würde als wohlhabend betrachtet werden. Natürlich gibt es Männer, die mehr als das — sogar eine oder zwei Millionen oder gar noch mehr — besitzen." „Gibt es viele solche in New York?" „O, nein, nicht viele, vielleicht ein Dutzend, aber die Zahl der Leute, die wohlhabend genannt werden könnten, ist groß." „Und gibt es viele arme Leute in New York?" „Ja, einige, meistens neue An-

kömmlinge, glaube ich. Aber in vielen Fällen würde, was man hier als Armut ansieht, in London oder Paris kaum so genannt werden. Es gibt fast keine hoffnungslos Arme hier. Es wird gewöhnlich angenommen, daß niemand arm zu sein braucht."

In dem wechselnden Lauf der Zeiten habe ich mich oft dieses Gespräches erinnert.

Es war nicht leicht, ein Unterkommen für unsere erste Nacht in der neuen Welt zu finden. Wir hatten von dem Astor House als einem der besten Gasthäuser in New York gehört. Das Astor House war aber schon übervoll, und so mußte sich unser Wagen mühsam seinen Weg bahnen durch das Gewühl der Omnibusse, Lastwagen und anderer Gefährte, von Hotel zu Hotel, den donnernden Broadway hinauf. In keinem fanden wir aber ein leeres Zimmer, bis wir die 14. Straße erreichten, wo das Union Square Hotel, das später in ein Theater und dann wieder in ein Hotel verwandelt wurde, uns ein gastliches Unterkommen bot — ein kleines Zimmer, einfach möbliert, aber hinreichend für unsere Bedürfnisse. Unser erstes Mittagessen im Union Square Hotel steht mir noch lebhaft in Erinnerung. Es war eine Table d'hote, wenn ich mich recht entsinne, um fünf Uhr abends. Die Essensstunde wurde durch das wütende Schlagen eines Gongs — ein Instrument, welches ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male hörte —, verkündet. Die Gäste marschierten dann in den großen, kahlen Eßsaal, in welchem eine lange Reihe von Tischen stand. Fünfzehn bis zwanzig Neger, mit weißen Jacken, weißen Schürzen und weißen Handschuhen bekleidet, standen bereit, die Gäste an ihre Plätze zu führen, was sie mit breitem Grinsen und merkwürdig umständlichen Verbeugungen und Kratzfüßen ausführten. Ein behäbiger schwarzer Oberkellner in Frack und weißer Halsbinde, dessen Manieren auffallend pomphaft und herablassend waren, ordnete die Bewegungen an. Nachdem alle Gäste Platz genommen hatten, schlug der Oberkellner auf eine laute Glocke, worauf die Neger schnell hinausmarschierten, um bald wieder zu erscheinen, große Suppenterrinen mit blanken silbernen Deckeln tragend. Sie stellten sich in bestimmten Zwischenräumen an den Tischen auf und blieben eine Sekunde lang be-

wegungslos stehen. Auf ein nochmaliges Glockensignal ihres Befehlshabers hoben sie die Schüsseln hoch in die Luft und setzten sie dann mit solchem Ruck auf die Tische nieder, daß die Kronleuchter erzitterten und die Damen vor Schreck zusammenfuhren. Dieses war aber noch nicht das Ende der Zeremonien. Mit ihrer rechten Hand hielten die Neger die Griffe der silbernen Deckel fest, bis wieder ein Glockenschlag erschallte, dann rissen sie die Deckel empor, schwangen sie hoch über ihre Köpfe und marschierten damit hinaus, als trügen sie ihre Beute im Triumph von dannen. Das Essen verlief unter mehrfachen Wiederholungen dieses Vorgangs, und anscheinend wurden die Kellner immer lebhafter und phantastischer in ihren Bewegungen. Mir wurde gesagt, daß ähnliche Gebräuche in den andern Hotels existierten, doch sah ich sie niemals anderswo mit solcher Vollkommenheit ausführen, wie bei unserm ersten Essen in Amerika, und man kann sich denken, daß wir damals höchlichst erstaunt waren.

Ich erinnere mich sehr wohl an unseren ersten Spaziergang, „um die Stadt zu sehen," wie uns das bunte Getreibe auf den Hauptstraßen auffiel, die ernsten und gedankenvollen Mienen der alten und jungen Männer, die sich mit energischer Geschwindigkeit bewegten, das geschäftige, gesetzte und verständig erscheinende Wesen der Frauen, wenn auch manche von ihnen in auffallend grelle Farben gekleidet waren — rot, grün, gelb oder blau, — die überraschende Ähnlichkeit der Menschen sowohl in Zügen und Ausdruck wie im Anzug, obgleich sie verschiedenen Gesellschaftsklassen angehören mußten. Man sah keine militärischen Wachtposten vor den öffentlichen Gebäuden, keine Soldaten in den Straßen, keine Kutscher oder Diener in Livree, keine Uniformen, ausgenommen bei der Polizei. Wir bemerkten ungeheure Banner über die Straßen gespannt, auf denen die Namen Pierce und King als die demokratischen und Scott und Graham als die republikanischen Kandidaten für die Präsidentschaft und Vize-Präsidentschaft in großen Lettern aufgezeichnet waren, Namen, welche für mich damals noch keine Bedeutung hatten oder nur insofern, als sie das Bevorstehen einer Präsidentschaftswahl und eines Kampfes zwischen wetteifernden, politischen Parteien ankündigten. Über amerikanische Politik

hatte ich durch meine Unterhaltungen mit verschiedenen Personen nur sehr unklare Eindrücke empfangen. Mein Freund Kinkel, der die Vereinigten Staaten im Jahre 1851 im Interesse der revolutionären Bewegung in Europa besucht hatte, wurde vom Präsidenten Fillmore empfangen und beschrieb ihn mir als einen „freundlichen und wohlwollenden Greis." Von den politischen Parteien konnte er mir nur sagen, daß sie beide von den Sklavenhaltern beherrscht zu sein oder sich wenigstens vor der Sklavereifrage zu fürchten schienen. Er meinte, daß die meisten Deutschen in den Vereinigten Staaten auf der Seite der Demokraten ständen, weil der Name Demokratie sie anziehe und weil sie glaubten, in der Sorge für den Rechtsschutz der fremdgeborenen Bürger sich mehr auf die demokratische Partei als auf die Whigs verlassen zu können. Die Berichte über amerikanische Politik, die ich in europäischen Zeitungen gelesen hatte, waren, wie sie es noch meistens bis zum heutigen Tage geblieben sind, nahezu wertlos für jeden, der nicht persönlich mit amerikanischen Angelegenheiten bekannt ist. Die Unterhaltungen mit meinen Reisegefährten hatten mir wenig Aufklärung über die augenblickliche Lage gegeben — sie war für mich wie ein dichter Nebel, in welchem ich nur schattenhafte Figuren sich undeutlich bewegen sah.

Wir brachten zwei oder drei Tage damit zu, solche „Sehenswürdigkeiten" zu besuchen, wie sie die Stadt zu bieten hatte, und fanden, daß es weder Museen, Bildergalerien noch bemerkenswerte öffentliche oder Privatgebäude gab. Barnums „Museum von Merkwürdigkeiten" an der Ecke von Broadway und Ann Street, gegenüber der St. Pauls-Kirche gelegen, wurde uns als eine wirkliche Kuriosität bezeichnet. In den Schaufenstern am Broadway bemerkten wir nichts Außergewöhnliches; die Theater konnten wir nicht genießen, da ich kein englisch verstand. Die geschäftigen Menschenmassen, welche sich in den Straßen wälzten, waren immer interessant, aber sehr fremdartig; uns begrüßte kein bekanntes Gesicht. Ein Gefühl der Einsamkeit fing an uns zu beschleichen.

Dann wurde meine junge Frau krank. Ich rief einen alten amerikanischen Arzt hinzu, der im Hotel wohnte. Er schien mir ein

fähiger Mann zu sein, jedenfalls war er wohlwollend und gütig. Er verstand etwas Französisch, und so konnten wir uns unterhalten. Da die Krankheit meiner Frau im Hotel bekannt wurde, zeigte sich unter den Gästen ein hilfreicher Geist, der mich überraschte und tief rührte, jene amerikanische Hilfsbereitschaft, die damals und, wie ich fest glaube, auch jetzt noch einer der schönsten und bezeichnendsten Züge dieses Volkes ist. Herren und Damen besuchten uns der Reihe nach, um sich zu erkundigen, ob sie uns von Nutzen sein könnten. Einige von den Damen lösten mich wirklich dann und wann am Krankenbette meiner Frau ab, um mir eine Stunde der Ruhe in frischer Luft zu ermöglichen. Ich ging dann in dem kleinen Park, Union Square, der von einem eisernen Gitter umgeben war, auf und ab, oder setzte mich ein Weilchen auf eine Bank nieder. Union Square war damals noch „hoch oben" in der Stadt. Oberhalb der 14. Straße gab es allerdings schon viele Häusergevierte oder Häusergruppen mit großen Zwischenräumen, aber, so viel ich mich erinnern kann, noch keine fortlaufenden, dicht zugebauten Straßen. Madison Square zeigte viele offene Baustellen, und an dem Platze, wo jetzt das Fifth Avenue Hotel emporragt, wuchs ein Maisfeld von einem hölzernen Lattengitter umgeben. Wandernde Zirkus-Gesellschaften schlugen dort oft ihre Zelte auf. Obgleich hoch oben in der Stadt, so hatte Union Square doch schon seinen Anteil am großstädtischen Lärm und Getöse.

Dort nun, in dem kleinen Park gönnte ich mir meine Erholungspausen — gewöhnlich in der Abenddämmerung —. Diese Stunden gehörten zu den melancholischsten meines Lebens. Da war ich nun in der großen Republik, dem Ziel meiner Träume, und fühlte mich so gänzlich einsam und verlassen. Die Zukunft schien, wie in eine undurchdringliche Wolke gehüllt vor mir zu liegen. Was ich gesehen hatte, war nicht so verschieden von Europa, wie ich es halb unklar erwartet hatte, und doch war es fremd und geheimnisvoll. Würden meine Erfahrungen hier das Ideal verwirklichen, das ich mir vorgestellt hatte, oder würden sie es zerstören? Ich mußte schwer kämpfen gegen dieses düstere Grübeln, doch endlich raffte ich mich zu dem Gedanken auf, daß, um in Einklang zu kommen mit dem geschäftigen

Leben, das ich um mich her sah, — ich selbst darin tätig, ich selbst davon ein Teil werden müsse — und je eher um so besser.

Ich glaube, daß alle neuen Ankömmlinge in diesem oder in irgend einem andern Lande zuerst eine Periode enttäuschter Erwartung durchmachen müssen. Wie auch ihre vorgefaßten Vorstellungen gewesen sein mögen, sie werden immer finden, daß sie zum großen Teile falsch waren. Die menschliche Einbildungskraft geht fast immer irre, wenn sie sich unbekannte Dinge ausmalt. Der neue Ankömmling wird bei seiner Ankunft die Zustände entweder besser oder schlimmer, aber jedenfalls anders finden, als er sie sich vorgestellt hat. Er wird in diesem Sinne immer enttäuscht sein, und ich habe Menschen gekannt, die sonst sehr vernünftig und auch im ganzen erfolgreich waren, die aber bis an ihr Lebensende diese besondere Enttäuschung nicht überwinden konnten. Ich habe in der Tat niemals jemanden gekannt, der dieses Land, seine Verhältnisse, seine Entwicklung, seine sozialen und politischen Zustände genau so gefunden hätte, wie er es nach Beschreibungen in Büchern, Zeitungen oder aus den Briefen von Freunden erwartet. Gewöhnlich wunderten sich solche Leute später mehr oder weniger über ihre eigene Auffassung und machten diejenigen, von denen sie ihre Auskunft erhalten hatten, für ihre Irrtümer verantwortlich. Nichtsdestoweniger mögen die erhaltenen Beschreibungen ganz wahrheitsgetreu gewesen sein. Ich habe im Laufe der Zeit viele Briefe von Personen in Europa erhalten, die mit ihren dortigen Verhältnissen unzufrieden den Gedanken gefaßt hatten, nach Amerika auszuwandern, und mich um meinen Rat fragten. Die Erfahrung hatte mich jedoch gelehrt, daß es besser sei, niemals die Verantwortung zu übernehmen, einen solchen Rat zu erteilen, sondern meinen Korrespondenten offen zu gestehen, daß ich keine Aufklärung über die Aussichten und Möglichkeiten des amerikanischen Lebens geben könne, welche richtig verstanden würden. Ich sagte ihnen, daß sie selbst die Verantwortung übernehmen müßten, wenn sie auswandern wollten, und daß es wohl am sichersten sei, wenn Zeit und Mittel es ihnen erlaubten, sich zuerst selbst umzusehen, ehe sie ihre endgültige Entscheidung träfen.

Während der Krankheit meiner Frau, die fast vierzehn Tage dauerte, hatte ich Briefe mit einigen meiner deutschen Freunde in Philadelphia gewechselt, besonders mit meinem Universitätsfreund, Adolph Strodtmann, der dort ein kleines deutsches Büchergeschäft gegründet hatte und ein deutsches Wochenblatt — „Die Lokomotive" — herausgab, und mit Dr. Heinrich Tiedemann, einem Bruder jenes unglücklichen Oberst Tiedemann, Gouverneurs von Rastatt, in dessen Stab ich während der Belagerung der Festung als Adjutant gedient hatte.

Dr. Tiedemann hatte sich in Philadelphia als Arzt niedergelassen und sich dort eine gute Praxis erworben. Meine Frau und ich sehnten uns nach einem befreundeten Gesicht, und da uns nichts in New York festhielt, beschlossen wir Philadelphia zu besuchen, nicht zum Zweck einer bleibenden Niederlassung, sondern in dem Gedanken, daß es ein geeigneter Ort sein würde, um dort ein systematisches Studium anzufangen. Und so stellte es sich auch heraus. Wir fanden bald bei kürzlich eingewanderten Deutschen und auch unter Amerikanern sympathischen, geselligen Verkehr und damit die Heiterkeit des Gemüts, die ein Interesse an der Umgebung erweckt. Meine erste Aufgabe war nun, in möglichst kurzer Zeit Englisch zu lernen. In den letzten Jahren bin ich oft von Erziehern und andern gefragt worden, welche Methoden ich angewandt habe, um meine Kenntnis der Sprache und die Gewandtheit in ihrem Gebrauch zu erlangen, die ich besitzen mag. Diese Methode ist sehr einfach. Ich habe keine englische Grammatik gebraucht und erinnere mich nicht, je eine solche in meiner Bibliothek besessen zu haben. Ich fing mit Entschlossenheit an zu lesen — zunächst meine englische Zeitung, welche zufällig der „Philadelphia Ledger" war.— Regelmäßig jeden Tag arbeitete ich mich durch die Leitartikel, die Korrespondenzen und Depeschen und sogar die Anzeigen, soviel mir meine Zeit erlaubte. Der „Philadelphia Ledger", welcher seitdem ein sehr ausgezeichnetes, gesinnungstüchtiges, einflußreiches und bedeutendes Organ der öffentlichen Meinung geworden ist, war damals ein kleines, schlechtgedrucktes Blatt, ziemlich farblos in politischer Beziehung und unterhielt seine Leser hauptsächlich mit ernsthaften

Abhandlungen über so unschuldige Gegenstände wie „Die Freuden des Frühlings", „Die Schönheit der Freundschaft", „Der Segen eines tugendhaften Lebens" und dergleichen, zuweilen allerdings ein wenig schal, aber im Punkte des Stils doch ganz respektabel. Dann begann ich englische Romane zu lesen. Der erste, den ich in Angriff nahm, war der „Vicar of Wakefield" — dann folgten Walter Scott, Dickens, Thackeray, dann Macaulays historische Essays und, da ich daran dachte, mich für die juristische Laufbahn vorzubereiten, „Blackstone's Commentaries," deren klaren, knappen und kräftigen Stil ich noch immer als vorzügliches Vorbild betrachte. Shakespeares Dramen, die mir mit ihrem ungeheuren Wortschatz mehr Schwierigkeiten boten als alles andere, kamen zuletzt. Aber ich betrieb das Lesen mit der größten Gewissenhaftigkeit. Niemals erlaubte ich mir ein Wort zu überspringen, das ich nicht deutlich verstand, niemals versäumte ich im zweifelhaften Fall im Wörterbuch nachzuschlagen.

Gleichzeitig befleißigte ich mich einer Übung, die ich außerordentlich zweckmäßig fand. Ich war durch eine deutsche Übersetzung mit den „Briefen des Junius" bekannt geworden und war sehr eingenommen von dem Glanz dieser Art der politischen Diskussion. Sobald ich mich in der Kenntnis der Sprache für genügend fortgeschritten hielt, verschaffte ich mir eine englische Ausgabe des Junius und übersetzte schriftlich eine beträchtliche Anzahl der Briefe vom Englischen ins Deutsche. Dann übertrug ich, auch wieder schriftlich, meine deutsche Übersetzung ins Englische zurück und verglich darauf diese zweifache Übersetzung mit dem englischen Original. Dieses war allerdings eine sehr mühsame Arbeit, aber ich fühlte, sozusagen in den Eingeweiden, wie sie mir nützte. In Verbindung mit dem Lesen gab mir diese Übung, was ich den Sinn für die Logik und die Musik der Sprache nennen möchte. Als ich anfing englisch zu schreiben — Briefe oder andere wichtigere Sachen — begegnete es mir nicht selten, daß ich beim Überlesen des Geschriebenen, bei gewissen Formen des Ausdrucks, die ich gebraucht hatte, anhielt, im Zweifel, ob sie grammatisch richtig seien. Ich versuchte dann zuweilen sie durch andere Wendungen zu ersetzen, aber ich fand fast ausnahmslos, nachdem ich eine maßgebende Autorität konsultiert

hatte, daß die Phrase, die ich ursprünglich, meinem Instinkte folgend, gewählt hatte, besser war als der spätere Ersatz. In weniger als sechs Monaten, nachdem ich diesen Studienplan angefangen hatte, war ich genügend fortgeschritten, um mit ziemlicher Leichtigkeit eine Unterhaltung in englischer Sprache über Gegenstände zu führen, die keine große Kenntnis technischer Ausdrücke erforderten, und um einen anständigen Brief zu schreiben.

Seit ich als Redner und Schriftsteller in englischer sowohl als in deutscher Sprache bekannt geworden bin, wurde ich oft gefragt, ob ich, während ich spreche oder schreibe, englisch oder deutsch denke, und ob ich beständig von einer in die andere Sprache übersetze. Ich antwortete, daß, während ich englisch spreche oder schreibe, ich auch englisch denke und, während ich deutsch spreche und schreibe, ich deutsch denke und daß, während mein Geist einen Gedankengang verfolgt, der keinen unmittelbaren Ausdruck in Worten verlangt, ich mir unbewußt sei, in welcher Sprache ich denke.

Man hat auch wohl nur wissen wollen, in welcher Sprache ich vorziehe zu denken und zu schreiben. Ich konnte darauf nur sagen, daß es vom Gegenstand, vom Zweck und von den Umständen abhänge. Im allgemeinen zöge ich die englische Sprache für das öffentliche Reden vor, teilweise der Einfachheit ihrer syntaktischen Konstruktion wegen und teilweise weil die Aussprache der Konsonanten mechanisch leichter und weniger ermüdend für den Redner sei. Ich ziehe sie auch wegen ihrer reichen und genauen Bezeichnungsweise für die Diskussion politischer Fragen und geschäftlicher Angelegenheiten vor. Aber für die Besprechung philosophischer Gegenstände, für Poesie und für vertrauliche, intime Unterhaltung ist mir die deutsche Sprache lieber. Auch habe ich gefunden, daß ich über gewisse Gegenstände oder mit gewissen Personen, welche deutsch und englisch gleich gut verstanden, je nach Gegenstand oder Person lieber deutsch oder englisch sprach, ohne mir über den Grund klar zu sein. Es ist eine Gefühlssache, die nicht genau zu bestimmen ist.

Ich habe gelegentlich Dinge, die ich in englischer Sprache ausgesprochen oder geschrieben habe, ins Deutsche übersetzen müssen und vice versa, und meine Erfahrung ist gewesen, daß mir die Über-

setzung vom Englischen ins Deutsche viel leichter wurde, als umgekehrt — mit anderen Worten — mein deutscher Wortschatz bot mir für das, was ich gesagt oder geschrieben, eher den Ausdruck, der sich mit dem englischen deckte, als umgekehrt. Im deutschen brachte mich öfters ein unübersetzbares Wort oder eine Redewendung in Verlegenheit als im Englischen. Man könnte annehmen, daß der deutsche Wortschatz mir naturgemäß geläufiger sein müßte, weil Deutsch meine Muttersprache und die Sprache ist, mit der ich aufgewachsen bin. Ich habe aber von anderen Seiten, und von sehr urteilsfähigen Personen, die in der englischen Sprache erzogen wurden und sich dann eine gründliche Kenntnis des Deutschen erworben hatten, dieselbe Meinung aussprechen hören. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß, obgleich die deutsche Sprache steif und widerspenstig in ihrer Satzkonstruktion erscheint, die deutsche Literatur doch einen weit größeren Schatz von Übersetzungen höchster Vortrefflichkeit aufzuweisen hat, als irgend eine andere, während, mit wenigen Ausnahmen, Übersetzungen aus dem Deutschen, besonders Übersetzungen deutscher Poesie in eine andere moderne Sprache äußerst mangelhaft sind. Es gibt kaum einen großen Dichter in irgend einer Literatur wie z. B. Homer, Hafis, Virgil, Dante, Cervantes, Shakespeare, Molière, Victor Hugo, Tolstoy — der nicht im Deutschen eine dem Original würdige und in manchen Fällen eine erstaunlich getreue und schöne Übersetzung und Nachbildung gefunden hätte. Nichts, was in irgend einer anderen Sprache erschienen ist, kann im entferntesten verglichen werden mit der Übersetzung der Homerschen Ilias und Odyssee von Johann Heinrich Voß; und viele deutsche Übersetzungen der Shakespeareschen Dramen, die zuerst aller Kunst des Übersetzers Trotz zu bieten scheinen, gehören schon längst zu den Wundern der Literatur. Andererseits sind fast immer die Übertragungen der Meisterwerke deutscher Dichtung in fremde Sprachen mehr oder weniger jämmerlich mißglückt. Unter den Ausnahmen möchte ich in erster Reihe Bayard Taylors Übersetzung von Goethes Faust und Frau Frances Hellmans Übersetzung des kleinen Kinkelschen Epos Tanagra nennen — welches die vollkommenste Übertragung fremder Poesie ins Englische ist,

die ich kenne. Diese Ausnahmen sind durch ihre Seltenheit um so auffallender.

Der außerordentliche Reichtum der deutschen Literatur an ausgezeichneten Übersetzungen, denn diese Übersetzungen können doch wohl als ein Teil der deutschen Literatur betrachtet werden, gibt dem Studium der deutschen Sprache einen besondern Wert für jeden, der sich eine vielseitige Bildung anzueignen wünscht. Die deutsche Literatur ist nicht nur unendlich reich an eigenen Werken auf allen Gebieten geistiger Schöpfung, welche in Anbetracht der mangelhaften Übersetzungen nur völlig in der Originalsprache genossen werden können, sondern durch ihre vortrefflichen Übersetzungen ist sie eine vollständige Schatzkammer aller Literaturen der Welt und aller Zeiten geworden.

In Philadelphia machte ich meine ersten Bekanntschaften. Um diese Zeit waren noch der Quäker mit seinem breitgeränderten Hut, seinem langschoßigen, geradherunterhängenden Rock und hoch aufstehendem Rockkragen und die Quäkerin in ihrem grauen Kleid, weißen, um die Schultern gekreuzten Busentuch und ihrem weit vorstehenden grauen Hut wohlbekannte Figuren in den Straßen der Stadt. In öffentlicher Wertschätzung stand damals Lucretia Mott, an der Spitze dieser Sekte. Sie wurde, wie man mir sagte, wegen ihres edlen Charakters, ihrer hohen Bildung und des Eifers und der Fähigkeit, mit denen sie sich für viele fortschrittliche Bewegungen betätigte, allgemein verehrt. Ich hatte das Glück, ihr durch einen deutschen Freund vorgestellt zu werden. Mir schien sie die schönste alte Dame zu sein, die ich je gesehen hatte. Ihre Züge waren von höchster Feinheit. Man hätte sich keine der zarten Fältchen, mit denen das Alter ihr Gesicht gezeichnet hatte, fortwünschen mögen. Ihre dunklen Augen strahlten von Intelligenz und Wohlwollen. Sie empfing mich mit milder Grazie, und im Laufe unseres kurzen Gespräches drückte sie die Hoffnung aus, daß ich mich als Bürger niemals der Sklavenfrage gegenüber gleichgültig verhalten werde, wie es zu ihrem großen Kummer jetzt so viele zu tun schienen.

Während unseres Aufenthalts in Philadelphia war unser Verkehr notwendigerweise beschränkt, aber ich nahm jede Gelegenheit

wahr, mich mit Menschen aus verschiedenen Gesellschaftsklassen zu unterhalten und mich mit ihrer Anschauungsweise, ihren Hoffnungen und Befürchtungen, ihren Vorurteilen und Sympathien bekannt zu machen. Gleichzeitig studierte ich fleißig die politische Geschichte und die Institutionen des Landes, und bald führte mich meine Lektüre der Tagesereignisse und ihrer Bedeutung über die Spalten des „Ledger" hinaus.[1])

Einige Ausflüge in das Innere der Staaten Pennsylvania und Connecticut, wo ein entfernter Verwandter eine Fabrik leitete, erweiterten das Feld meiner Beobachtungen.

Ungleich mehr noch wurde meine politische Bildung durch einen Besuch der Stadt Washington im Frühling des Jahres 1854 gefördert. Die scheinbare Apathie des öffentlichen Gewissens in betreff der Sklavereifrage wurde endlich durch die Beantragung der Nebraska-Bill von Senator Douglas aufgerüttelt. Diese Bill sollte das „Missouri Compromise" aufheben und alle nationalen Territorien dem Eindringen der Sklaverei, dieser „eigentümlichen Institution", preisgeben. Ein plötzliches Beben erschütterte die politische Atmosphäre. Wenn ich mich auch nicht für die Tagespolitik der demokratischen oder der Whigpartei interessieren konnte, so bewegte mich doch gleich aufs tiefste die Sklavereifrage von allen ihren sozialen, politischen und ökonomischen Gesichtspunkten betrachtet. Ich konnte dem Wunsche nicht widerstehen, nach Washington zu reisen und dort im Kongreß den Kampf zu beobachten.

Mein erster Eindruck von der politischen Hauptstadt dieser großen amerikanischen Republik war ein ziemlich trostloser. Washington sah damals aus wie ein großes, langausgestrecktes Dorf. Die zerstreuten Häusergruppen wurden von einigen öffentlichen Gebäuden

---

[1]) Carl Schurz hat die Eindrücke, die er empfing, in einem Briefe zusammengefaßt, den er um diese Zeit an seine Freundin, Fräulein Malvida von Meysenbug, schrieb und den er längst vergessen hatte, als er ihn viele Jahre später in ihren „Memoiren einer Idealistin" (Band II, Seite 77) wiederfand. Dieses äußerst interessante Werk hat so gut seine Stelle in der Literatur behauptet, daß es kürzlich, mehr denn ein Vierteljahrhundert nach seinem ersten Erscheinen, eine neue Auflage erlebt und große Verbreitung gefunden hat.

überragt. Da war erstens das Kapitol, von dem nur der jetzige Mittelbau in Gebrauch war, da an den Flügeln, in welchem jetzt Senat und Repräsentantenhaus ihre Sitzungen abhalten, noch gearbeitet wurde; dann das Schatzamt, dem auch noch die jetzigen Flügel fehlten, das „Weiße Haus" und das Patentamt, welches zugleich das Ministerium des Innern beherbergte. Die Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, des Kriegs und der Marine waren in kleinen, unscheinbaren Häusern untergebracht, die aussahen, als könnten sie die prunklosen Wohnungen wohlhabender Kaufleute sein. Es gab in der ganzen Stadt keine einzige ganz zugebaute Straße, kaum ein Häusergeviert ohne Lücken trauriger Leere. Die Häuser waren sogar noch nicht nummeriert. Nicht weit vom Kapitol kreuzte ein Bach, „Gänsebach," alias „die Tiber" die Pennsylvania Avenue. Diesen Bach überspannte eine hölzerne Brücke, und mir wurde die nicht ganz glaubwürdige Geschichte erzählt, daß Kongreßmitglieder, die in etwas angeheitertem Zustande im Dunklen nach einer ziemlich lebhaften Nachtsitzung nach Hause gingen, zuweilen die Brücke verpaßten und ins Wasser fielen, um am nächsten Morgen mühsam von der Kongreßpolizei und ihren Gehilfen herausgefischt zu werden.

Das Gasthaus, in welchem ich abstieg, das National Hotel, machte einen über alle Beschreibung düsteren Eindruck. Es gab kaum ein halbes Dutzend Wohnhäuser in der ganzen Stadt, die ein vornehmes, elegantes und behagliches Aussehen hatten. Die Straßen, wenn überhaupt, schlecht gepflastert, waren beständig mit Schmutz oder Staub bedeckt. Sehr wenige Kongreßmitglieder führten einen eigenen Hausstand. Die meisten von ihnen nahmen ihre Mahlzeiten gemeinschaftlich ein, indem sie sich zu diesem Zweck zu Klubs verbanden. Washington wurde „die Stadt großartiger Entfernungen" genannt. Aber am Ende dieser Entfernungen gab es nur einige öffentliche Gebäude, sonst wenig Interessantes oder Anmutendes. In vielen der Straßen machten noch Gänse, Hühner, Schweine und Kühe ihre unbestrittenen Wegerechte geltend. Die Stadt hatte durchaus ein ungepflegtes, wenig unternehmungslustiges oder fortschrittliches Aussehen und versprach noch nicht im geringsten, die schöne Hauptstadt zu werden, die sie heute ist.

Meinen ersten Besuch machte ich beim Kriegsminister, Jefferson Davis, an den ein Bekannter aus meiner Philadelphia-Pension mir einen Einführungsbrief gegeben hatte. Mit meiner natürlichen Veranlagung, respektvoll, ja ehrfurchtsvoll zu sein, hatte ich mir in meiner Phantasie eine hohe Vorstellung davon gemacht, welch' eine erhabene Persönlichkeit der Kriegsminister dieser großen Republik sein müsse. Ich wurde nicht enttäuscht. Er empfing mich sehr gnädig. Seine schlanke, große und gerade Figur, sein mageres Gesicht, seine durchdringenden scharfen Augen, seine schöne, nicht breite, aber wohlgebildete Stirn vereinigten sich zu dem wohlbekannten, kräftigen, amerikanischen Typus. Seine Haltung zeigte eine Würde, die ganz natürlich und ungekünstelt schien — eine solche Würde, die nicht zur vertraulichen Annäherung einladet, die aber auch nicht durch hochmütige Anmaßung beunruhigt. Seine Höflichkeit war nicht herablassender Art. Unsere Unterhaltung beschränkte sich auf konventionelle Gemeinplätze. Ein zaghafter Versuch meinerseits, ihm eine Meinungsäußerung über die Phase der Sklavereifrage, welche durch die Einführung der „Nebraska Bill" hervorgebracht war, zu entlocken, blieb ohne den gewünschten Erfolg. Er hoffte nur, daß alles sich zum Besten wenden möge, und nahm dann auf geschickte Art seine höflichen Fragen nach meinen Erfahrungen in Amerika und meinen Zukunftsplänen wieder auf, indem er mir seine besten Wünsche für die Zukunft ausdrückte. Seine Unterhaltung bewegte sich, soviel ich beurteilen konnte, in gewählter, manchmal sogar eleganter Ausdrucksweise, und die Klangfarbe seiner Stimme hatte einen besonderen Wohllaut. Einige Jahre später, als ich zufällig in der Galerie des Senats war, hörte ich ihn eine Rede halten, und wieder fielen mir die Würde seiner Haltung, die Grazie seines Ausdrucks und der seltene Zauber seiner Stimme auf — Vorzüge, die ihn sehr von vielen seiner Kollegen unterschieden.

Ich hatte mir außerdem noch Briefe an Senator Shields von Illinois und Senator Broadhead von Pennsylvania und Mr. Francis Grund, einen Washingtoner Journalisten, verschafft. In den beiden Senatoren lernte ich sehr verschiedene Charaktere kennen. Senator

Shields, ein jovialer Irländer, verdankte seine hohe Stellung in der Politik hauptsächlich dem Rufe, den er sich als freiwilliger Offizier im mexikanischen Kriege errungen hatte. Er begrüßte mich mit übersprudelnder Herzlichkeit, als eine Art Revolutions-Kameraden aus Europa, da er sich selbst, als enthusiastischer irländischer Nationalist, in einem beständigen Zustand der Kampflust gegen England befand, was aber seinem Eifer und seiner Opferwilligkeit als amerikanischer Bürger keinen Abbruch tat. Er schien sich völlig bewußt zu sein, daß sein Kollege von Illinois, Senator Douglas, ihn im Senat in den Schatten stellte.

In Senator Broadhead fand ich hingegen einen ziemlich schwerfälligen, um nicht zu sagen langweiligen Herrn. Er unterhielt mich mit der bedeutungsvollen Feierlichkeit eines Menschen, der viel mehr weiß, als er sich berechtigt fühlt zu offenbaren, aber weder von ihm, noch von seinem Kollegen konnte ich irgend welche erleuchtende Aufklärung erlangen, als ich versuchte, das Gespräch auf die große schwebende Frage, die Sklaverei zu bringen. Senator Broadhead schloß endlich seine langatmigen Bemerkungen mit einem Satz, der mir einen tiefen Eindruck machte und mir viel zu denken gab. Er sagte: „Überhaupt interessiere ich mich nicht so sehr für politische Maßnahmen und Prinzipien, wie für das Dirigieren von Menschen (The management of men).“

Als ich am nächsten Tage den Journalisten, Herrn Francis Grund, den ich inzwischen kennen gelernt hatte, traf, fragte ich ihn, was wohl Senator Broadhead mit diesem Ausspruch gemeint haben möge. „Sie unschuldsvoller Engel,“ rief Herr Grund mit herzlichem Lachen, „er meint einfach, daß es ihm einerlei ist, ob seine Partei ihn in dieser oder jener Richtung führt, aber daß sein Hauptgeschäft darin besteht, den Parteikleppern und seinen persönlichen Anhängern Post- und sonstige Ämter, Konsulate und Indianer-Agenturen zu verschaffen. Und er muß mit der Administration auf gutem Fuß bleiben, um diese Dinge zu erlangen.“

Ich war erstaunt. „Und es gibt wirklich Staatsmänner in so hoher Stellung, wie die eines Senators der Vereinigten Staaten, die das als ihr Hauptgeschäft betrachten?“ fragte ich. „Ja,“ ant-

wortete Herr Grund, „eine ganze Menge". Und er nannte eine große Anzahl von Senatoren und eine noch größere Zahl von Repräsentanten, von denen er behauptete, daß die Verteilung der „öffentlichen Beute" die Haupt- wenn nicht die einzige Beschäftigung sei, für die sie sich wirklich interessierten.

Das war mir eine erschreckende Enthüllung. Es war mein erster Blick in die Tiefen der großen „Amerikanischen Regierungsinstitution," die ich in der Folge mit dem Namen „Beutesystem" zu bezeichnen lernte. Daß die Amerikaner jedesmal, wenn eine andere Partei ans Ruder kam, jeden Postmeister im Lande wechselten, hatte ich allerdings schon gehört, ehe ich hierher kam, und es hatte mich dies als besonders unsinnig berührt — daß aber fast alle Ämter unter der gegenwärtigen Regierung als „öffentliche Beute" betrachtet werden sollten, und daß Staatsmänner, die in den Kongreß geschickt wurden, um Gesetze zum Besten des ganzen Landes zu machen, ihre Zeit und Arbeitskraft dazu verwandten, diese öffentliche Beute zu erlangen und zu verteilen, und daß ein freies intelligentes Volk sich dem fügen sollte — das überstieg alle Begriffe.

Herr Grund versuchte mich über diese Fragen aufzuklären, wozu er um so mehr befähigt war, als er viele Jahre Berichterstatter in Washington gewesen war und somit einen tiefen Einblick in die dortigen Verhältnisse gewonnen hatte. In Deutschland geboren, war er als Jüngling nach Amerika gekommen und zufällig in die Journalistik hineingeraten. Seine allgemeine Begabung, sein schnelles Begriffsvermögen befähigten ihn besonders für diesen Beruf. Infolge seiner deutschen Ausbildung und seines fortgesetzten intelligenten Interesses an europäischen Zuständen und Vorgängen beurteilte er amerikanische Dinge von einem andern Gesichtspunkt als der Durchschnitts-Amerikaner und seine Ansichten waren seinen amerikanischen Freunden nicht immer genehm. So freute er sich denn, bei dem jungen neuen Ankömmling Verständnis zu finden, wenn er sein Herz ausschüttete.

Er vertraute mir an, daß, wenn auch die Verteilung der Ämter als öffentliche Beute unter der siegenden Partei ein festeingebürgertes

System geworden, und es gänzlich nutzlos sei, dagegen zu sprechen, er doch selbst die Überzeugung gewonnen habe, es als einen Mißbrauch zu betrachten, der große Gefahren für unsere freien Institutionen in sich berge. Er sei persönlich und, wie er sagte, sogar intim bekannt gewesen mit den politischen Größen der eben verflossenen Periode: Clay, Calhoun und Webster, — er war sogar stolz darauf, „constitution" genau so aussprechen zu können wie der große Daniel Webster es ausgesprochen hatte —, und er wußte, wie sie dieses System als einen Greuel verabscheut hatten. Aber der gewöhnliche Politiker jeder Partei pries es laut als einen durchaus amerikanischen Brauch, der auf demokratischen Grundsätzen beruhe. Herr Grund schilderte mir in den lebhaftesten Worten das heißhungrige Jagen nach Ämtern, das nach der Erwählung von General Pierce zur Präsidentschaft stattgefunden hatte, die unglaublichen Demütigungen des Selbstgefühls, denen einige Männer sich auszusetzen willens waren, die endlose Mühe der Senatoren und Repräsentanten, ihre Schmarotzer zu befriedigen, und die gewissenlosen Betrügereien, die sie gegen diejenigen ihrer Wähler ausübten, die sie enttäuschen mußten, aber deren Freundschaft sie sich doch bewahren wollten usw.

Das waren peinliche Enthüllungen für mein noch unerfahrenes Gemüt. Was war es nun, das so viele Menschen so heißhungrig nach Ämtern machte?

„Teilweise die Auszeichnungen, die eine offizielle Stellung verleiht," sagte Herr Grund, „und teilweise die pekuniären Vorteile."

Ich erkundigte mich nach den Gehältern, die mit den verschiedenen Ämtern verbunden sind, und fand sie ziemlich gering.

„Nun," sagte mein Mentor, „es lassen sich aber immer noch kleine fette Nebenverdienste herausschlagen."

„Nebenverdienste, was meinen Sie damit?"

„Das Geld, das ein Beamter durch Benutzung seiner Stellung manchmal auf ehrliche, manchmal aber auch auf andere Weise verdienen kann."

Und Herr Grund erklärte mir, wie in gewöhnlicher Redeweise der Wert einer Stellung nach dem Gehalt und den Nebenverdiensten veranschlagt würde.

Ich mußte an das preußische Beamtentum denken, das immer den Ruf strengster offizieller Ehrenhaftigkeit genossen hat, und war sehr entsetzt.

Er versicherte mich jedoch, daß die öffentlichen Geschäfte ganz gut von solchen Beamten verwaltet würden — wenn es auch noch besser und ökonomischer geschehen könnte — und daß es trotz dieser schlimmen Anzeichen im Kongreß wohl nur sehr wenig Männer gäbe, die bestochen werden könnten.

Spätere Erfahrungen und eine längere Bekanntschaft mit öffentlichen Männern und Angelegenheiten überzeugten mich, daß die Bilder, die Herr Grund zu meiner Belehrung gezeichnet hatte, im wesentlichen richtig waren. Das Beutesystem war in voller Blüte, hatte aber noch nicht die schlimme Frucht gezeitigt, wie wir sie heute kennen. In mancher Beziehung war jedoch der Zustand der öffentlichen Meinung, den das System erzeugt hatte, noch schlimmer, als der heute bestehende. Es gab noch keine aktive Opposition gegen das Beutesystem im allgemeinen, wenn auch einige ältere Mitglieder des Senats und des Repräsentantenhauses zuweilen ihren Abscheu dagegen ausdrückten. Es wurde vielmehr als eine bleibende Einrichtung hingenommen, die in diesem Lande nicht anders sein könnte und die ändern zu wollen gänzlich nutzlos sein würde. Wenn auch seit dem der „Boß" und „die Maschine" aus diesem System hervorgegangen sind und besonders im Staate New York eigennützige Politiker das dankbarste Feld für ihre Unternehmungen finden, so ist doch die öffentliche Gesinnung viel empfindlicher geworden. Es wäre heute zum Beispiel nicht mehr möglich, daß die höher stehenden Politiker die Frage der „Nebenverdienste" mit kühler Gleichgültigkeit besprächen, wie es damals geschah, ohne eine ernste Kundgebung der öffentlichen Meinung hervorzurufen.

Das waren die Eindrücke, die sich mir durch meine Unterhaltungen und Beobachtungen in Washington in mehr oder weniger unklarer Art aufgedrängt hatten, und ich kann sagen, daß ich damals schon gleich auf der Stelle, allerdings mir selbst unbewußt, ein Zivil-Dienst-Reformer wurde.

Ich besuchte fleißig die Galerien des Senats und des Repräsentantenhauses, um den Debatten zuzuhören. Ich kann nicht sagen, daß das Aussehen dieser Körperschaften mir einen imposanten Eindruck machte. Ich hatte einmal als Zuschauer einer Sitzung des deutschen Parlaments von 1848 in Frankfurt a. M., mehreren Sitzungen der französischen National-Versammlung in Paris im Jahre 1850 und einer des Britischen House of Commons im Jahre 1852 beigewohnt. Von diesen parlamentarischen Körperschaften schien mir das Frankfurter Parlament das würdevollste und das geregelteste, die französische Versammlung die stürmischste und das House of Commons das geschäftsmäßigste. Der amerikanische Kongreß, den ich im Jahre 1854 sah — wie ich jetzt darauf zurückblicke und auf viele Kongresse, die diesem vorangingen und ihm folgten — war der repräsentativste; er repräsentierte getreu den Durchschnitt der Wählerschaften in bezug auf ihre Fähigkeiten, ihre Bildung, ihre Sitten und ihren Charakter.

Es hatte, was das Benehmen der Mitglieder, sowie das ganze Verfahren betraf, alles den Anstrich der unverfälschten Natürlichkeit; es gab da keine künstlich angenommene Würde, Bewegung genug, aber wenig gereizte Heftigkeit, nur vielleicht bei einigen Südländern. Die Geschäfte wurden erledigt ohne dem Zwang der Logik oder der Methode unterworfen zu sein. Der Kongreßmann mit buschigem Backenbart, der den ganzen Tag in Frack und Atlasweste einherging, mit einem großen Bissen Kautabak im Munde, wie wir ihn in diesen Tagen manchmal als komische Figur auf der Bühne sehen, war damals noch ein wohlbekannter Typus im Senat und im Repräsentantenhause. Leider war das Kauen von Tabak mit seinen Begleiterscheinungen noch sehr gebräuchlich; auch sah man das Rekeln auf zurückgewippten Stühlen und das Auflegen der Füße auf das Pult viel häufiger als jetzt in derselben Umgebung. Diese Dinge erschienen aber damals viel natürlicher und weniger abstoßend als jetzt. Es gab viel mehr Anzeichen des reichlichen Genusses berauschender Getränke. Ich will damit nicht sagen, daß in den beiden Häusern nicht viele Männer von vornehmer Erscheinung und würdevoller Haltung waren. Gewiß gab es deren nicht wenige,

aber die Mehrheit berührte mich als ziemlich nachlässig in ihrem Benehmen.

Indem ich den laufenden Debatten oder den größeren Reden zuhörte, war ich erstaunt über die Gewandtheit des Ausdrucks, die fast jedermann zu Gebote stand. Die Sprache mag nicht immer elegant oder grammatisch richtig, sie mag zuweilen derb und rauh gewesen sein, aber sie floß gewöhnlich ohne Anstrengung und ohne Räuspern und Stocken dahin. Unter den wichtigeren Reden, die ich hörte, waren nicht wenige, die sich durch eine gewisse Schönrednerei auszeichneten, so ausgeschmückt mit hochtrabenden Ausdrücken und langen, pomphaft klingenden Worten, daß sie jetzt nur Gelächter hervorrufen würden, während sie damals ganz ernsthaft genommen und sogar als schöne Redekunst bewundert wurden. Dann und wann vernahm man im Verlaufe einer Rede ein altmodisches, lateinisches Zitat, gewöhnlich von den Lippen eines Südländers oder eines Neu-Engländers. Ich hörte aber auch mehrere Reden, die nicht nur reich an Gedanken, sondern auch in der Sprache in hohem Grade kräftig, bedeutend und elegant waren.

Meine deutlichsten Erinnerungen sind die an den Senat. Die hervorragendste Erscheinung in dieser Körperschaft war damals Senator Douglas. Er war ein Mann von kleiner Statur, mit breiten Schultern und großem Brustumfang. Sein Kopf, auf einem dicken, kräftigen Halse sitzend, war die Verkörperung kraftvoller Kampfbereitschaft. Ein eckiger Unterkiefer und ein breites Kinn, ein ziemlich großer, fest geschlossener Mund, eine gerade, etwas breite Nase, lebhafte, durchdringende Augen — mit einer tiefen, finsteren, mürrisch drohenden, horizontalen Falte dazwischen — eine breite Stirn und eine Fülle von dunklem Haar, das er um diese Zeit ziemlich lang trug und in der Aufregung schüttelte und trotzig zurückwarf, wie eine Löwenmähne — diese ganze Erscheinung, Gestalt und Antlitz gedrungen, muskulös und kompakt —, waren wie zum Kampfe bestimmt. Er wurde, nicht ganz unpassend, von seinen Parteigenossen „der kleine Riese" genannt. Seine Art zu sprechen stimmte genau mit seinem Aussehen zusammen. Seine Sätze waren scharf geschnitten, direkt und bestimmt. Sie flogen gerade aufs Ziel zu, wie ein Geschoß,

manchmal sogar wie Kanonenkugeln, zerreißend und zerschmetternd. In seiner Sprache war nichts Glänzendes, nichts Phantasievolles, kein Haschen nach Schönrednerei. Es würde aber schwer halten, die Klarheit und Kunst seiner Darlegung der Tatsachen zu übertreffen, wenn er im Rechte war, oder seine Gewandtheit im Verdrehen der Logik oder im Verdunkeln der Frage durch außerhalb liegende, nebensächliche Dinge, wenn er im Unrecht war; oder die trotzige Hartnäckigkeit, wenn er dazu getrieben wurde, sich zu verteidigen, oder die schneidende, verschlagene Behendigkeit, mit der er seine Verteidigung in Angriff verwandeln konnte, so daß er sogar, wenn er von feindlichen Argumenten überwältigt wurde, mit der Miene eines Siegers aus dem Kampfe hervorging. Er war gänzlich schonungslos gegen die Gefühle seiner Gegner. Er konnte sie reizen und quälen mit spöttischen Worten der Herausforderung und sie beleidigen mit Ausdrücken wie „Feiglinge" und „Verräter". Nichts konnte dem verachtenden Hohn, dem frechen Aufwerfen der Lippe gleichkommen, mit dem er in den Debatten, denen ich zuhörte, die Sklavereigegner im Kongreß die „Abolition-Confederates" (Anti-Sklaverei-Verbündete) und in späterer Zeit nach der Bildung der republikanischen Partei die „schwarzen Republikaner" nannte. Aber noch Schlimmeres konnte man ihm vorwerfen. Er konnte mit gänzlicher Gewissenlosigkeit seine Gegner anschwärzen, ihre Aussagen verdrehen und ihnen alle möglichen boshaften Handlungen und Absichten zuschreiben, obgleich er wissen mußte, daß sie daran gänzlich unschuldig waren. Ja, Douglas' Art des Angriffs war so herausfordernd und beleidigend, daß es von Seiten der Anti-Sklaverei-Männer eines hohen Grades der Selbstbeherrschung bedurfte, um das ruhig zu ertragen. Soviel ich mich erinnere, ist aber nur Senator Sumner der Versuchung unterlegen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Wenn ich auch aus diesen Gründen weit entfernt davon bin, Douglas für einen idealen parlamentarischen Redner zu halten, so bin ich doch gewiß, niemals einen gewaltigeren parlamentarischen F a u s t k ä m p f e r gesehen zu haben. Ihn so zu nennen, kann nicht unpassend erscheinen, da in seinen Manieren etwas war, das

stark an die Schänke erinnerte. Er war der Abgott der roheren Elemente seiner Partei, und seine Kameradschaft mit diesen Elementen hatte seinem Benehmen und seinen Gewohnheiten ihren unverkennbaren Stempel aufgedrückt. Er beleidigte oft die Würde des Senats durch ganz erstaunliches Betragen. Ich sah einmal, wie er in einer Nachtsitzung, nach einer stürmischen Rede, sich einem Kollegen auf den Schoß warf und sich dort 10 bis 15 Minuten lachend und schwatzend rekelte mit seinen Armen um den Hals des Freundes, der in der peinlichsten Verlegenheit zu sein schien, ihn aber nicht abschütteln konnte oder wollte. Es mag allerdings zu seiner Entschuldigung gesagt werden, daß der allgemeine Ton des Senats damals noch kein so ernsthafter und wohlanständiger war wie jetzt. Nachdem Senator Douglas seine zweite Frau geheiratet hatte — eine Dame von Schönheit und hoher Bildung, welche nicht nur seinem Hause vorstand, sondern ihn auch auf seinen Wahlkampagnen begleitete, wurde er ordentlicher und gepflegter in seinem Aussehen und korrekter in seinem Benehmen; trotzdem wurden noch Gerüchte von Exzessen bekannt. Der prahlerische, renommistische Ton in seinen Reden blieb aber derselbe bis nach der Wahl von 1860.

Ich muß gestehen, daß mich, sobald ich ihn zuerst sah und ihn sprechen hörte, eine starke persönliche Abneigung gegen Senator Douglas erfaßte. Ich konnte nicht verstehen, wie ein Mann, der im Senat einen freien Staat repräsentierte und der mit der Sache der Sklaverei weder durch persönliches Interesse noch durch Tradition verknüpft war, von dem man im Gegenteil annehmen mußte, daß er instinktiv der Sklaverei abgeneigt sein und ihre endliche Ausrottung wünschen müsse: wie ein solcher Mann ohne zwingende Notwendigkeit versuchen konnte, alle gesetzlichen Schranken gegen die Ausbreitung der Sklaverei niederzubrechen und trotzdem noch erwarten konnte, reiner und patriotischer Motive für fähig gehalten zu werden. Daß solche zwingende Notwendigkeit auch in seiner eigenen Ansicht nicht vorliegen konnte, geht daraus hervor, daß er selbst noch kurz zuvor die Rechtmäßigkeit und die bindende Kraft des „Missouri-Compromise" ausdrücklich wie etwas Selbstverständliches anerkannt hatte; daß er selbst eine Vorlage eingebracht hatte, um im Territorium

Nebraska dem „Missouri-Compromise“ entsprechend die Sklaverei auszuschließen und daß sich seitdem nichts ereignet hatte, was die Situation veränderte. Obwohl keineswegs geneigt, anderen, die nicht mit meiner Meinung übereinstimmten, dunkle Beweggründe zuzuschreiben, so konnte ich mich der Schlußfolgerung nicht entziehen, daß, wenn man Senator Douglas im Verdacht hatte, die gesetzlichen Schranken für die Verbreitung der Sklaverei in den Territorien zu beseitigen, — nicht einer Notwendigkeit gehorchend, nicht im Interesse des Allgemeinwohls, — sondern um für sich selbst den Weg zum Präsidentschaftsstuhl zu bahnen, indem er die Gunst der Sklavenmacht für sich gewann, und so mutwillig die Sache der Freiheit aufs Spiel setzte, daß diese Anklage wirklich durch überwältigendes Zeugnis bewiesen war. Als ich ihn dann im Senat seine Sache vertreten hörte, mit der kühnsten Sophistik und in einem Tone der anmaßendsten und beinahe ruchlosen Streitlust und doch mit unleugbar großer Kraft und vollendeter Schlauheit, glaubte ich in ihm die Verkörperung des gewissenlosen Demagogen zu erkennen, der, wie mir mein Studium der Geschichte bewies, den Republiken so gefährlich ist. Diese Eindrücke erweckten in mir einen tiefen Abscheu gegen ihn, und als die Zeit kam, da ich selbst einen tätigen Anteil an der Anti-Sklaverei-Kampagne nahm, so dünkte mich, daß von allen Gegnern er derjenige sei, der nicht zu streng verurteilt werden könnte — doch davon später mehr.

Es konnte keinen auffallenderen Gegensatz geben als den zwischen Douglas und den Anti-Sklaverei-Männern im Senat, wie ich sie von der Galerie aus beobachtete und hörte. Die schlanke, sehnige Gestalt, das magere blasse Gesicht mit den überhängenden Augenbrauen und die gedämpfte Stimme von Senator Seward hatten für mich etwas Geheimnisvolles. Ich hatte einige seiner Reden gelesen und bewunderte besonders diejenigen, die er über das „Missouri-Compromise“ gehalten hatte. Den hohen Flug philosophischer Beweisführung, die Kühnheit der Darlegung und der Voraussagungen, die ich darin fand, sowie der edle Fluß der Sprache hatten meine Einbildungskraft gefangen genommen. Ehe ich ihn selbst kennen lernte, hatte ich ihn mir ausgemalt, wie man sich seine Helden vor-

stellt, als eine imposante Persönlichkeit von Ehrfurcht gebietender Miene und befehlender Haltung. Ich war daher sehr enttäuscht, als ich den kleinen ruhigen Mann sah, wie er sich in der Senatskammer bewegte und mit den südlichen Senatoren auf kaum weniger freundlichem Fuß zu stehen schien wie mit den nördlichen. So waren auch seine Reden immer gleich höflich gegen jedermann; sein Vortrag hatte einen dumpfen, kaum deutlichen Klang und nie eine volltönende Note der Herausforderung oder des Trotzes. Aber er machte auf mich, wie auf andere, den Eindruck eines Mannes, dem verborgene geheime Kräfte zu Gebote standen, die er, wenn er wollte, heraufbeschwören konnte. Ja, ich hatte von ihm sprechen hören, als von einer Art politischen Zauberers, der alle Geheimnisse kenne und der über politische Gewalten gebiete, die aller Welt außer ihm und seinem Busenfreund Thurlow Weed, — dem verschmitztesten, geschicktesten und unermüdlichsten politischen Macher — unbekannt seien. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Beigeschmack des Unheimlichen in Erscheinung und Stimme, sowie der orakelhafte Ton vieler seiner Aussprüche dazu beitrugen, diesen Eindruck zu bestärken. Ich muß gestehen, daß er eine große Anziehungskraft auf mich ausübte, bis ich in persönliche Berührung mit ihm kam.

Salmon B. Chase, der Anti-Sklaverei-Senator von Ohio war eine der stattlichsten Erscheinungen im Senat. Groß, breitschultrig in stolzer aufrechter Haltung, mit kräftigen und regelmäßigen Zügen und einer breiten, hohen und hellen Stirn war er das Bild der Intelligenz, der Kraft, des Mutes und der Würde. Er sah aus, wie man wünschen möchte, daß ein Staatsmann aussehen solle. Seine Sprache verschmähte den geborgten Reiz rhetorischer Ausschmückung, war aber klar und stark in der Beweisführung, kräftig und entschieden im Ton, erhaben in der Gesinnung und von jener offenen Freimütigkeit, die Respekt gebietet und Vertrauen erweckt. Er hatte eine Ansprache an das Volk verfaßt, in welcher er die wahre Bedeutung der Nebraska-Bill darlegte. Als diese, mit den Unterschriften einiger bekannten Anti-Sklaverei-Männer versehen, verbreitet wurde, erwies sie sich, ohne daß es beabsichtigt war, als der erste Schlachtruf zur Bildung einer neuen Partei.

Douglas, der instinktiv die Wichtigkeit dieser Maßnahme fühlte, ergoß die Fluten seines Zornes über den Verfasser der Ansprache, und es war für mich ein höchst fesselndes Schauspiel, die majestätische Gestalt von Chase zu beobachten, wie er mit ruhiger Gelassenheit dem Hagel wütender Schmähungen des „kleinen Riesen" standhielt.

Ich verpaßte es während dieses Aufenthaltes in Washington, Charles Sumner sprechen zu hören, außer bei einer Gelegenheit, als er in ruhigem Ton einige Bemerkungen machte, um ein Mißverständnis richtig zu stellen. Der Eindruck, den er auf mich machte, war der eines Gentleman von Vornehmheit und Selbstgefühl; er erinnerte mich an einige distinguierte Engländer, die ich kennen gelernt hatte. Er war groß und wohlgebaut, eine Fülle von dunklen Locken überschattete sein schönes aber kraftvolles Gesicht. Er konnte mit vollem Rechte ein schöner Mann genannt werden. Sein Lächeln hatte einen eigenen Reiz. Man sprach von ihm als von einem Manne von großer Gelehrsamkeit und von feiner Geistesbildung und von jener Art des Mutes, der sich der Schwierigkeit und Gefahr unbewußt ist und von dem schon damals gesagt wurde, daß er das wütende Staunen der südlichen Pro-Sklaverei-Senatoren herausfordere.

Ich wurde diesen Sklavereigegnern in den Vorhallen des Senats vorgestellt, doch diese Vorstellungen hatten nur alltägliche Redensarten und das übliche Händeschütteln zur Folge. Senator Sumner schien sich allerdings für meine europäischen Erlebnisse zu interessieren und drückte die Hoffnung aus, mich wiederzusehen.

Von den südlichen Senatoren, die ich von der Galerie aus beobachtete, erinnere ich mich besonders dreier, die mir als ausgesprochene Typen auffielen. Der eine war Senator Butler von South Carolina. Sein rötlich angehauchtes Gesicht von langem silberweißem Haar umrahmt, das lustige Zwinkern seines Auges und sein beweglicher Mund verrieten den Mann von übersprudelndem Humor und den jovialen Kameraden. Man sagte, er habe eine vielseitige Bildung genossen und gefiele sich darin, Horaz zu zitieren. Im Senat sah man ihn oft in heiterer und scherzender Unterhaltung

mit seinen Nachbarn. Wenn aber die Sklaverei angegriffen wurde, dann konnte er heftig aufbrausen und eine hochmütige Miene annehmen, als fühle er sich zum Vertreter einer höheren Klasse berufen. In fließender und hochtönender Phrase wollte er dem Nordländer die Erhabenheit des „Cavaliers" über die „Rundköpfe" fühlbar machen. Dieses Bestreben gab später die Veranlassung zu dem Wortwechsel mit Senator Sumner, der so beklagenswerte Folgen hatte.

Ein mehr aggressiver, ich möchte sagen kriegerischer Typus war Senator Toombs von Georgia. Sein großer Kopf mit kräftigen Zügen saß auf einem massiven Körper, sein Gesicht immer von heiterer Laune belebt, war eines herzlichen, lebensfreudigen Lachens ebenso fähig wie eines bösen und drohenden Ausdrucks. Seine etwas geräuschvolle Sprechweise war immer fließend, volltönend und inhaltreich. Er fühlte, wie kein anderer die Heiligkeit des Sklavenbesitzes und der höheren Zivilisation des Südens. Er wollte den Norden auf die Knie zwingen; er wollte die Anti-Sklaverei-Leute aus dem öffentlichen Leben vertreiben; der gerechte Sieg des Südens war ihm über allen Zweifel erhaben. Er war, wie es mir schien, das Bild, nicht so sehr der südlichen Aristokratie, als der anmaßenden und herausfordernden südlichen Mittelklasse, die sich der reichen, Sklaven haltenden Aristokratie anschloß. Bei alledem hatte der Mann für mich etwas so Anziehendes, daß ich ihn gerne persönlich kennen gelernt hätte.

Noch ein anderer Typus war durch Senator Mason von Virginia vertreten; er war ein untersetzter Mann von schwerem Körperbau mit einem entschieden langweiligen Gesichtsausdruck. Was er zu sagen hatte, schien einem trägen Geiste zu entspringen, der von anmaßendem Eigendünkel zur Tätigkeit angespornt wurde. Auch er bestrebte sich beständig in seinem Wesen, noch mehr als in seiner Sprache, die Überlegenheit der südlichen Sklavenhalter über die Nordländer zu betonen. Ihn belebte aber nicht der sich brüstende Stolz des Senators Butler, noch die freudig elastische Kampfeslust des Senators Toombs. Es zeigte sich in ihm vielmehr die mürrische Anmaßung eines beschränkten Menschen, etwas Besseres sein zu

wollen als andere, von denen er verlangte, daß sie sich seiner Aristokratie und allen ihren Ansprüchen beugen sollten. Während ich Senator Mason sah und ihm zuhörte, fühlte ich, daß, wäre ich Mitglied des Senats, seine hochmütige Haltung und seine hochtrabenden Redensarten voll langweiliger Gemeinplätze, die zuweilen in einen beleidigenden anmaßenden Ton ausarteten, für mich ganz besonders aufreizend gewesen wären.

Nachdem im Senat am Morgen des 4. März 1854 die Kansas Nebraska-Bill durchgegangen war, kehrte ich von Washington nach Philadelphia zurück.

Ich nahm einige mächtige Eindrücke mit. Ich hatte gesehen, wie das Sklaventum von einigen seiner hervorragendsten Vertreter offiziell repräsentiert wurde, ich sah, wie diese Vertreter hochfahrend, trotzig, gebieterisch sich gebärdeten, leidenschaftlich eine unbegrenzte Ausbreitung für ihre Prinzipien verlangten und um ihrer eigenen Existenz willen die heiligsten Grundprinzipien freier Institutionen bedrohten, das Recht freier Untersuchung, das Recht freier Sprache, ja die Union und die Republik selbst. Im Bündnis mit dem Sklaventum sah ich nicht nur weitgehende materielle Interessen und einen aufrichtigen aber leicht eingeschüchterten Konservatismus, sondern auch einen egoistischen Parteigeist und ein schlaues und gewissenloses Demogogentum, die alle vereint eine gewaltige Anstrengung machten, das moralische Gefühl des Nordens zu verwirren. Gegen diese Verbündeten sah ich eine kleine Minorität getreulich den Kampf führen für Freiheit und Zivilisation. Ich sah, wie die entscheidende Schlacht immer näher rückte, und ich fühlte den unwiderstehlichen Drang, mich vorzubereiten, um an dem Kampfe, wenn auch in noch so bescheidener Weise, teilzunehmen.

Ich verfolgte mit erneutem Eifer meine Studien der politischen Geschichte und der sozialen Zustände der Republik, sowie der Theorie und der Praxis ihrer Institutionen. Zu diesem Zweck fand ich es nötig, mehr vom Lande zu sehen und mir eine ausgedehntere Erfahrung in Bezug auf den Charakter des Volks anzueignen. Ich sehnte mich besonders danach, die frische Luft jenes Teiles der Union zu atmen, von dem ich glaubte, daß er das „wirkliche Amerika" sei,

jenes großen Westens, wo neue Staaten heranwuchsen und wo ich den Werdeprozeß neuer politischer Gemeinwesen beobachten konnte, wie sie sich aus dem Rohmaterial entwickelten. Ich hatte einige Verwandte und einige deutsche Freunde in Illinois, Wisconsin und Missouri und zog im Herbste 1854 aus, um sie zu besuchen.

Eine Reise nach dem Westen bedeutete damals noch nicht die bequeme Fahrt mit Schlafwagen und schnellen durchgehenden Zügen, wie wir sie heute machen können, und die Reisenden schienen noch nicht von der nervösen Hast besessen zu sein, die sie treibt, in möglichst kurzer Zeit ans Ziel zu gelangen. Auf gemächliche Weise besuchte ich Pittsburg, Cincinnati, Cleveland, Indianapolis, St. Louis und Chicago. Alle diese Städte waren in der Periode des jugendlichen Aufschwungs begriffen, der zuversichtlich eine große Zukunft voraussieht und in der diese Zuversicht von allen Teilen der Bevölkerung geteilt wird, da die Gesellschaft sich noch auf dem Fuße wesentlicher Gleichheit fühlt, weniger der Gleichheit des Vermögens als der Gleichheit günstiger, vielversprechender Aussichten. Ein elastischer freudiger Geist schien alle Klassen zu beleben, und zwischen diesen Klassen — wenn man hier von Klassen sprechen konnte — herrschten ungezwungene Umgangsformen und freies Zusammenwirken. Ich fand dasselbe in allen Orten, die ich besuchte; am wenigsten vielleicht in St. Louis, wo die Sklavenhalter — alte Familien mit aristokratischen Prätensionen gesellschaftlicher und politischer Überlegenheit — noch existierten. Das Vorhandensein der Sklaverei mit dem zersetzenden Einfluß, den sie ausübte, warf dort einen Schatten sowohl über die industrielle und kaufmännische Entwicklung der Stadt, wie auf das Verhältnis der verschiedenen Gruppen von Bürgern zueinander. St. Louis zeigte immerhin viel mehr von der Elastizität des westlichen Lebens als sonst eine der größeren Städte der Sklaven haltenden Staaten und hatte auch in seiner Bevölkerung ein starkes Anti-Sklaverei-Element. Der politische Führer dieses Elements war Herr Frank P. Blair, ein Mann von großer Fähigkeit und Energie. Die Wählerschaft der Anti-Sklaverei-Partei in St. Louis und im ganzen Staate Missouri wurde aber hauptsächlich von den Einwohnern deutscher Geburt und Abstammung gestellt.

Die Mehrheit dieser deutschen Bevölkerung bestand aus Ackerbauern, kleinen Kaufleuten, Handwerkern und gewöhnlichen Arbeitern. Es gab aber auch unter ihnen Leute von Bildung und überlegener Fähigkeit, die als kräftiger Sauerteig wirkten. Zwei Perioden politischer Erhebung in Deutschland: die von 1830 und den unmittelbar darauffolgenden Jahren und die von 1848 und 1849 hatten ganze Scharen talentvoller und charaktervoller Männer aus dem Vaterland vertrieben, und das deutsche Element von St. Louis und der Nachbarschaft hatte seinen vollen Anteil an diesen Einwanderungen erhalten. Einige der hervorragenden Männer der frühen 30er Jahre, die Engelmanns, Hilgards, Tittmanns, Bunsens, Follenius, Körners, Münchs ließen sich in und um Belleville in Illinois, in der Nähe des Mississippi gegenüber St. Louis nieder, um dort Mais und Wein zu ziehen. Diejenigen von ihnen, die sich trotz ihrer Universitätsbildung dem Ackerbau widmeten, wurden, halb scherzend, halb respektvoll, unter den Deutschen die „lateinischen Farmer“ genannt. Einer von ihnen, Gustav Körner, der als Advokat in Belleville seinen Beruf ausübte, errang sich als Richter, als Vize-Gouverneur des Staates Illinois und als Gesandter der Vereinigten Staaten in Spanien hohe Auszeichnung. Ein anderer, Friedrich Münch, der edelste, vortrefflichste Typus eines „lateinischen Farmers“ lebte bis zu einem hohen, ehrwürdigen Alter in Gasconade County, Missouri, und blieb fast bis zum Tage seines Todes als Schriftsteller für Zeitungen und Zeitschriften unter dem Namen „Far-West“ tätig. Diese Männer betrachteten St. Louis als ihre Metropole und gehörten im weiteren Sinne zum Deutschtum der Stadt.

Es wurde ihnen neue Kraft zugeführt durch die deutsche Einwanderung von 1848, welche sich in jener Gegend in beträchtlicher Zahl niederließ. Sie brachte Männer mit sich wie Friedrich Hecker, den revolutionären Anführer von Südwestdeutschland, der eine Präriefarm in Illinois gegenüber von St. Louis kaufte, und Dr. Emil Preetorius, Dr. Börnstein, Dr. Däntzer, Bernays, Dr. Weigel, Dr. Hammer, Dr. William Taussig mit seinem Bruder James, Franz und Albert Sigel und andere, die in St. Louis selbst ihre Wohnung auf-

schlugen. Der Zufluß solcher Elemente gab der deutschen Bevölkerung von St. Louis und der Nachbarschaft die Kraft, schnell, intelligent, energisch und patriotisch aufzutreten, als die große Krisis von 1861 eintrat und so die Pro-Sklaverei-Aristokraten nicht wenig in Erstaunen zu setzen. Sie rissen die Augen auf vor Überraschung, als sie sahen, wie die „Dutch," auf die sie stets als halbe Barbaren verächtlich niedergeblickt hatten, plötzlich eine ungeahnte Macht entfalteten und damit wirkungsvolle Streiche führten für Einigkeit und Freiheit.

Ich besuchte, ehe ich die Gegend von St. Louis verließ, den deutschen Revolutionär Friedrich Hecker auf seiner Präriefarm in der Nähe von Belleville, Illinois. In Deutschland war ich ihm nie persönlich begegnet, hatte aber von seinen glänzenden Gaben und seiner feurigen, impulsiven Natur gehört. Er hatte in einem frühen Stadium der revolutionären Bewegung von 1848 eine Erhebung in Süddeutschland angeregt, welche, obgleich sie sehr schnell durch militärische Gewalt unterdrückt wurde, ihn zum Helden von Volksliedern gemacht hatte. Sein Bild, das ihn in etwas phantastischer Kleidung darstellte, war über ganz Deutschland verbreitet, und als Verbannter war er eine sagenhafte Figur geworden. Als Mann von großer Gelehrsamkeit und vielseitigem Wissen war er unter den lateinischen Farmern zu einer hohen Stellung berechtigt. Sein neues Heim bestand aus einem Blockhaus von sehr primitivem Aussehen. Frau Hecker, eine schöne und feine Frau, in dem einfachen aber netten und geschmackvollen Anzug einer Farmersfrau, bewillkommte mich an der Tür. „Die Tiedemanns haben Ihren Besuch angekündigt," sagte sie, „und wir haben Sie schon seit mehreren Tagen erwartet. Hecker ist krank und bei sehr schlechter Laune; er leidet an Wechselfieber. Er möchte Sie aber sehr gerne sehen. Kehren Sie sich nicht daran, wenn er sich einer etwas unparlamentarischen Sprache bedient. Das ist seine Art, wenn er nicht gut gestimmt ist."

Frau Tiedemann in Philadelphia, Heckers Schwester, hatte mir schon von seinen Heftigkeitsausbrüchen erzählt. So gewarnt betrat ich das Blockhaus und fand mich in einem großen, einfach möblierten Raum. Hecker saß auf einem niedrigen Ruhebette von

einem Büffelfell bedeckt. „Hallo," rief er mit heiserer Stimme, „da sind Sie endlich! Was in aller Welt führt Sie in dies verdammte Land?" „Finden Sie wirklich dieses Land so schlimm?" fragte ich. „Nein, nein, es ist kein so schlechtes Land," sagte er, „es ist gut genug, aber der Teufel hole das Wechselfieber! Sehen Sie mich nur an." Damit stand er auf und fuhr fort, in den heftigsten Ausdrücken über das Wechselfieber zu schimpfen.

Und wirklich, als er so dastand, ein Mann nur wenig über Vierzig, bot er einen kläglichen Anblick. Als junger Advokat in Mannheim und als Abgeordneter in der legislativen Kammer von Baden, hatte er sich durch die Eleganz seiner Kleidung ausgezeichnet. Jetzt trug er ein grauwollenes Hemd, lose, abgetragene Beinkleider und ein paar alte Teppichpantoffeln. Frau Hecker, die meine erstaunten Blicke beobachtete, flüsterte mir mit einem Seufzer zu: „seit wir hier leben, kann ich ihn nicht mehr dazu bewegen, etwas auf sein Äußeres zu geben." Ich hatte immer gehört, daß Hecker ein schöner Mann sei. Er hätte es noch sein können mit seiner Adlernase, seinen klaren, blauen Augen, den feingeschnittenen Zügen und seinem blonden Haar und Bart. Aber jetzt sah sein Gesicht eingefallen, blaß und müde aus; sein einst so elastischer Körperbau war wie gebrochen und als ob er sich kaum noch aufrechthalten könne. „Ach," sagte er, „Sie sehen, was aus einem alten Revolutionär werden kann, wenn er von Chininpillen leben muß." Dann ergoß er wieder einen Strom von Schimpfreden über das Wechselfieber und gebrauchte eine erstaunliche Zahl von Schmähworten, worauf er sich allmählich beruhigte und wir anfingen, die politische Situation zu diskutieren. Sein Zorn entbrannte von neuem, als er von der Sklaverei sprach und von Senator Douglas' schändlichem Versuch, die schrankenlose Ausbreitung der Sklaverei in den Territorien einzuführen. Mit der schönen Begeisterung seiner edlen Natur begrüßte er die Anti-Sklaverei-Bewegung, die sich damals über den ganzen Norden erstreckte, als die Morgendämmerung einer neuen Ära, und wir verbürgten uns gegenseitig, uns in gemeinsamem Streben auf dem Felde zu treffen, wenn jemals diese große Sache unsere Hilfe gebrauchen könne.

Ich wurde eingeladen zum Mittagessen zu bleiben, was ich gerne annahm. Es war eine sehr einfache aber gute Farmersmahlzeit. Frau Hecker hatte sie zubereitet und half auch bei der Aufwartung. Zwei ziemlich rauh aussehende Männer in Hemdsärmeln, die Farmarbeiter, saßen mit uns bei Tisch. Dieses war, wie Hecker mich belehrte, die Regel des Hauses. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit," sagte er. Aber diese Brüderlichkeit verhinderte ihn nicht daran, nach Tisch, in meiner Gegenwart, einen der Arbeiter, der auf irgend eine Weise sein Mißfallen erregt hatte, derartig abzukanzeln, mit einer solchen Geläufigkeit und solchem Reichtum an Kraftausdrücken, wie ich es kaum für möglich gehalten, hätte ich es nicht selbst gehört.

Von Heckers Farm ging ich nach Chicago, und nie werde ich die erste Nacht vergessen, die ich in dieser Stadt zubrachte. Ich kam mit einem verspäteten Zuge, etwa eine Stunde nach Mitternacht dort an. Ein Omnibus brachte mich nach dem Fremont-Hotel, wo man mir sagte, daß jedes Zimmer besetzt sei. Der Buchhalter nannte mir ein anderes Haus, und ich begab mich, meine Reisetasche in der Hand, auf den Weg dahin. Der Omnibus war verschwunden und keine Droschke zu sehen, so ging ich denn zu Fuß nach zwei oder drei Gasthäusern, immer mit demselben Resultat. Indem ich versuchte, der letzten Weisung zu folgen, die man mir gegeben hatte, verlor ich auf irgend eine Art den Weg und setzte mich nun, von Müdigkeit überwältigt, auf den Gossenstein in der Hoffnung, daß ein Polizist oder ein anderer philanthropischer Mensch dort vorbeikommen würde. In Chicago waren zu dieser Zeit die Trottoirs aus hölzernen Brettern angefertigt, unter welchen, wie es schien, unzählige Ratten sich angesiedelt hatten. Ich sah ganze Herden dieser Tiere im Scheine des Gaslichts sich hin und her bewegen. Während ich still dasaß, huschten sie spielend über meine Füße hin. Alle Versuche, sie wegzuscheuchen, waren vergebens. Ich versuchte es auf einem anderen Stein, aber die Ratten waren auch da. Endlich bog ein Polizist um die Straßenecke. Einen Augenblick schien er im Zweifel zu sein, ob er mich auf die Polizeistation bringen sollte, aber nachdem er meine Geschichte gehört hatte, willigte er

ein, mir ein Wirtshaus zu zeigen, in dem ich, wie er glaubte, ein Unterkommen finden könne. Auch dort war jedes Gastzimmer besetzt. Es gab nur noch ein freies Bett, aber dieses befand sich in einer Kammer ohne Fenster, einer Art großen Schranks; das konnte ich haben, wenn ich wollte. Ich war müde genug, jedes zu nehmen; eine Untersuchung des Bettes bei Kerzenlicht nahm mir aber allen Mut, mich auszukleiden. Ich brachte den Rest der Nacht auf einem Stuhle zu und begrüßte das Tageslicht mit großer Erleichterung.

Chicago war damals eine Stadt von ungefähr 65,000 Einwohnern. Das Blockhaus der alten Festung Dearborn stand noch und blieb auch noch mehrere Jahre stehen. Mit Ausnahme der wichtigsten öffentlichen Bauten, der Hotels, Geschäftshäuser und einiger Privatwohnungen, war die Stadt aus Holz gebaut. Die garnicht oder schlecht gepflasterten Straßen waren bei trockenem Wetter sehr staubig und bei nassem Wetter äußerst schmutzig. Es fiel mir auf, wie wenig Versuche zu bemerken waren, den Wohnhäusern ein anziehendes Aussehen zu geben. Die Stadt bot im ganzen einen unschönen Anblick. Während meines kurzen Aufenthaltes hörte ich überaus sanguinische Erwartungen für die Zukunft der Stadt aussprechen, Erwartungen, die sich seitdem als kaum sanguinisch genug herausgestellt haben. Aber es gab damals auch Zweifler. „Wenn Sie vor einem Jahr hier gewesen wären," sagte mir ein Freund, „hätten Sie noch mit großem Vorteil Geldanlagen in Ländereien machen können, jetzt ist es aber zu spät." Jedermann schien sehr beschäftigt zu sein, ja so beschäftigt, daß ich mich fast scheute, irgend jemandes Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

Von Chicago ging ich nach Wisconsin und fand dort eine äußerst sympathische Atmosphäre. In Milwaukee, mit seiner viel kleineren Einwohnerzahl als der von Chicago, hatte sich ein verhältnismäßig größerer Teil der deutschen Einwanderung von 1848 angesiedelt. Die Stadt hatte schon früher ein starkes deutsches Element besessen: gutmütige, ruhige, sich dem Gesetz fügende, ordnungsliebende und fleißige Bürger, darunter Leute von ausgezeichneten Fähigkeiten,

die viel zum Wachstum der Gemeinde beitrugen und sich in ihrer einfachen, fröhlichen Art unterhielten. Die 48er brachten aber etwas wie eine Flut von Frühlingssonnenschein in dieses Leben. Sie waren meistens begeisterte, feurige junge Menschen, erfüllt von den reinen Idealen, die in der alten Welt zu verwirklichen ihnen nicht gelungen war und die nun hier Gestalt gewinnen sollten. Sie waren bereit, irgend eine Tätigkeit zu ergreifen, zu der sie fähig waren und voller Eifer nicht nur diese Tätigkeit einträglich zu machen, sondern auch das Leben heiter und schön zu gestalten und bei alledem voller Begeisterung für die große amerikanische Republik, welche ihre Heimat und die Heimat ihrer Kinder werden sollte. Einige von ihnen hatten Geld mitgebracht — andere nicht. Einige waren auf deutschen Universitäten für die Gelehrtenberufe ausgebildet worden, einige waren Künstler oder Literaten oder Kaufleute — andere wieder waren in bescheidener Lebenslage aufgewachsen, aber, sehr wenige Drohnen ausgenommen, ergriffen sie alle die Arbeit mit dem freudigen Vorsatz, sich in alles zu schicken. Sie fingen gleich an, die Gesellschaft mit künstlerischen Unternehmungen zu beleben. Eine ihrer ersten Veranstaltungen war die Bildung des Musikvereins von Milwaukee, der in erstaunlich kurzer Zeit in sehr anerkennenswerter Weise Oratorien und leichte Opern mit seinen eigenen Kräften aufführte. Der deutsche Turnverein pflegte nicht nur die Turnkünste zum Besten seiner eigenen Mitglieder, sondern er gab auch Vorstellungen von lebenden Bildern und ähnlicher künstlerischer Bedeutung. So wurden Interessen erweckt, welche die Mehrheit der alten Bevölkerung bis dahin kaum gekannt hatte, die aber jetzt in allgemeine Aufnahme kamen und in hohem Maße die Kluft zwischen den eingeborenen Amerikanern und den neuen Ankömmlingen überbrückte.

Die Gründung eines deutschen Theaters folgte als eine selbstverständliche Sache, und die Vorstellungen, die hier veranstaltet wurden, verdienten großes Lob. Sie erwiesen sich als so anziehend, daß das Theater bald eine Art geselliger Mittelpunkt wurde.

Es ist wahr, daß ähnliche Dinge auch in anderen Städten, wo sich 48er angesiedelt hatten, unternommen wurden; soweit ich weiß,

hatte sich aber sonst nirgends ihr Einfluß so schnell in der ganzen gesellschaftlichen Atmosphäre fühlbar gemacht wie in Deutsch-Athen von Amerika, denn so wurde Milwaukee damals genannt. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß diese geistige Lebhaftigkeit in einigen Fällen in Versuchen ausartete, fragliche und extravagante Theorien praktisch durchzuführen. Im ganzen aber erwies sich dieser belebende Einfluß als gesunde Aufmunterung nicht nur in gesellschaftlichem, sondern auch in politischem Sinne.

Von Milwaukee ging ich nach Watertown, einer kleinen Stadt ungefähr 45 Meilen weiter nach Westen. Mein Onkel, Jakob Jüssen, von dem ich in meinen Kindheitserinnerungen als dem Bürgermeister von Jülich erzählt habe, hatte sich dort mit seiner Familie, darunter zwei verheirateten Töchtern, niedergelassen. So kam ich hier gleich in einen Familienkreis hinein, der mir umso sympathischer war, als mir Ohm Jakob unter meinen Onkeln immer am nächsten gestanden hatte. Die Bevölkerung von Watertown bestand vorwiegend aus Deutschen. Wenn sie auch nicht vom Geist der 48er ganz so durchtränkt waren, wie die Milwaukeer, so fand ich doch in Watertown einen früheren Studenten, den ich im September 1848 als Mitglied des Studentenkongresses in Eisenach getroffen hatte, Herrn Emil Rothe, und mehrere andere Männer, die an der revolutionären Bewegung der Zeit teilgenommen hatten. Unter den Farmern der Umgegend, die nach Watertown kamen, um dort ihre Geschäfte zu besorgen, waren viele Pommern und Mecklenburger, fleißige und sparsame Leute, deren erste Heimstätte aus einer rohen Blockhütte bestand, woraus sie sich dann im Laufe einiger Jahre zuerst zu einem bescheidenen Holzhaus und schließlich zu einem stattlichen Backsteingebäude emporarbeiteten. Dabei blieb aber die Scheune immer der wichtigste Bau der ganzen Niederlassung. Einige Irländer und einige eingeborene Amerikaner aus Neuengland oder aus dem Staate New York hatten sich auch hier angesiedelt; sie besaßen Farmen, betrieben eine Bank oder kleine Fabriken, auch gab es unter ihnen zwei oder drei Advokaten. Diese verschiedenen Elemente der Bevölkerung standen aber alle auf dem Fuß wesentlicher Gleichheit, sie waren weder reich noch arm, bereit zu

arbeiten und das Leben miteinander zu genießen, jeder nachsichtig gegen die Eigenheiten des andern. Von Kultur oder gesellschaftlicher Verfeinerung gab es natürlich wenig. Die Gesellschaft stand nicht mehr auf der Pionierstufe, sie war nicht mehr in dem Hinterwaldzustand, aber sie hatte die charakteristischen Eigenschaften der Neuheit. Es gab Kirchen, Schulen, Gasthäuser, alle sehr einfach, aber anständig in ihren Einrichtungen und im ganzen gut gehalten. Es gab eine Munizipalverwaltung, eine nach den Gesetzen organisierte städtische Regierung mit Beamten vom Volke erwählt. Und diese Leute waren erst kürzlich aus allen Ecken der Welt zusammengeströmt. Verhältnismäßig wenige unter ihnen waren mit irgend welcher praktischen Kenntnis aufgewachsen, wie solche Dinge gemacht werden müssen und welche Methoden gewöhnlich zu dem Zwecke angewandt werden. Einer großen Mehrheit waren die Traditionen dieser Republik fremd. Die Aufgabe, gewisse Fragen auf dem Wege ungehinderter städtischer Selbstregierung zu lösen und durch die Ausübung des Wahlrechts an der Regierung eines Staates und sogar einer großen Republik teilzunehmen, war ihnen neu. In Wisconsin wurde der Einwanderer, nachdem er ein Jahr im Staate gewohnt hatte, Wähler, ganz abgesehen davon, ob er das Bürgerrecht der Vereinigten Staaten erworben hatte oder nicht; es genügte, daß er regelrecht seine Untertanenpflicht gegen eine fremde Regierung oder einen Fürsten abgeschworen hatte und seine Absicht erklärte, ein Bürger der Vereinigten Staaten zu werden. Solcher Wähler gab es sehr viele.

Hier schien mir daher ein ausgezeichneter Beobachtungspunkt zu sein, von welchem aus ich das Wachstum und das Verhalten der politischen Gemeinschaft betrachten konnte, die aus anscheinend rohen und ungleichartigen Elementen bestand und von dem politisch erfahreneren Geiste des Eingeborenen noch verhältnismäßig unbeeinflußt war. Hier konnte ich den Prozeß verfolgen, durch welchen der Fremdgeborene, der neue Ankömmling sich zu einem selbstbewußten Amerikaner entwickelt, und ermitteln, welcher Art der Amerikaner ist, der aus diesen Vorgängen hervorgeht.

Im ganzen waren mir die Dinge, die ich sah und hörte, sehr anziehend. Hier fand ich mehr als anderswo das Amerika, das ich in meinen Träumen gesehen hatte: in einem neuen Lande eine neue Gesellschaft, gänzlich ungefesselt von irgendwelchen Traditionen der Vergangenheit; ein neues Volk aus freier Mischung der kräftigen Elemente aller Nationen hervorgegangen, das nicht Altengland allein, sondern die ganze Welt zum Mutterlande hatte, mit fast unbegrenzten Möglichkeiten, die allen offen standen, und mit den gleichen Rechten, die ihnen durch die freien Institutionen der Regierung gesichert wurden. Allerdings fehlten dem Leben im Westen, besonders in einiger Entfernung von den größeren Städten, die feineren Genüsse der Zivilisation in solchem Grade, daß diese Entbehrung sehr schwer für die Menschen zu ertragen war, die nicht in dem ihre Entschädigung fanden, was dem westlichen Leben — und ich möchte sagen, dem amerikanischen Leben überhaupt — seinen besonderen Reiz gibt: ein warmes lebendiges Interesse an der fortschreitenden Entwicklung, die beständig und mit Geschwindigkeit vor sich geht, an dem, was man mit einem Wort die Werdelust bezeichnen könnte. Dann und wann hört man Leute von Bildung — oder vielleicht Überbildung — darüber klagen, daß dieses Land keine romantischen, epheuumrankten Ruinen, keine historischen Schlösser und Kirchen und überhaupt wenig von dem zu bieten habe, was den gebildeten ästhetischen Geschmack oder das poetische Gefühl anspricht. Das mag wahr sein; es hat eben die Nachteile, welche allen neuen Ländern eigen sind, und es wird denjenigen Menschen uninteressant und wenig anziehend erscheinen, die auf jene Dinge den höchsten Wert legen, welche ein neues Land nicht besitzt und der Natur der Sache nach nicht besitzen kann. Aber mehr als jedes andere Land bietet es dafür den Ersatz, der in der freudigen Wertschätzung besteht nicht nur dessen, was ist, sondern dessen, was sein wird, des Wachstums, das wir miterleben, der Entwicklung, von der wir ein Teil sind.

Mir war die anregende Atmosphäre des Westens so sympathisch, daß ich beschloß, meinen Wohnort im Mississippital aufzuschlagen. Was ich vom Staate Wisconsin und seinen Menschen gesehen hatte,

sprach mich so ungemein an, daß ich diesen Staat allen anderen vorzog und, da mehrere meiner Verwandten sich in Watertown angesiedelt hatten und meine Eltern und Schwestern inzwischen von Europa herübergekommen waren und sich natürlich freuen würden, mit anderen Mitgliedern der Familie zusammenzuleben, kaufte ich dort ein Grundstück mit der Absicht, mich dauernd nieder=zulassen.

Zweites Kapitel.

Ehe diese Niederlassung aber zur Ausführung kommen konnte, mußte ich wegen der Gesundheit meiner Frau eine Reise nach Europa unternehmen. Wir brachten einige Zeit in London zu. Welch' wunderlicher Szenenwechsel zwischen den zwei so verschiedenen Welten! Der alte Kreis politischer Flüchtlinge, den ich vor drei Jahren zurückgelassen, hatte sich aufgelöst. Die gute Baronin Brüning, die so vielen von ihnen eine milde, hülfreiche Freundin gewesen war, hatte an einem Herzleiden sterben müssen. Die meisten derer, die um ihren gastfreien Herd versammelt gewesen, waren entweder nach Amerika ausgewandert oder sonst von der Bildfläche verschwunden. Meine nächsten Freunde, die Familie Kinkel, lebten noch in London. Sie hatten Erfolg gehabt; er mit seinen Vorträgen über Kunstgeschichte, sie als Musiklehrerin; sie bewohnten ein größeres Haus.

Meine Freundin, Malwida von Meysenbug, lebte noch in der Familie des berühmten russischen Liberalen — Alexander Herzen — um die Erziehung seiner Töchter zu beaufsichtigen. Ich fand auch meinen Universitätsfreund Friedrich Althaus, der sich mit Unterrichtgeben beschäftigte und vom Prinzen Albert angestellt war, beim Ordnen seiner Kupferstichsammlung zu helfen. Es war wenig mehr übrig geblieben von den revolutionären Verschwörungen und Komplotten, denen sich die Flüchtlinge früher hingegeben hatten, beseelt von der trügerischen Hoffnung, daß bald auf dem europäischen Kontinent eine neue Erhebung für freie Regierungsformen aufleben würde. Louis Napoleon saß fest auf dem Kaiserthron von Frank-

reich, und das Prestige, das er durch den Krimkrieg gewonnen hatte, brachte ihm die schmeichelhafteste Anerkennung der anderen europäischen Fürsten und ließ ihn als Schiedsrichter der Geschichte des Kontinents erscheinen. In Deutschland verfolgte die einfältige und rohe Reaktion ihren Lauf. In Österreich schien die Rückkehr zur absolutistischen Herrschaft fast vollständig zu sein. In Italien waren Mazzinis revolutionäre Versuche, deren Aussichten er mir drei Jahre vorher in so glühenden Farben geschildert hatte, in einem unheilvollen Mißlingen geendet. An keiner Seite des europäischen Horizonts zeigte sich ein Hoffnungsstrahl, der die noch in London lebenden Verbannten hätte aufmuntern können. Es bestand allerdings ein internationales Komitee, das im Falle irgendwelcher neuer revolutionärer Bewegungen die Führung übernehmen sollte. Die Erfahrung lehrt jedoch, daß nichts geschäftiger und verblendeter sein kann als die Phantasie, und nichts eifriger, unbegrenzter und rührender, als die Glaubensseligkeit des Verbannten. Denjenigen, welche die wirkliche Situation mit offenen Augen durchschauten, erschien das internationale Komitee wie eine Versammlung von Gespenstern auf einem Kirchhof.

Ob Mazzini zu dieser Zeit in London weilte, weiß ich nicht. Wenn er dort war, so hielt er sich in der geheimnisvollen Abgeschiedenheit zurück, die für ihn charakteristisch war, eine Abgeschlossenheit, in der er nur mit seinen vertrautesten politischen Agenten und den englischen Familien zusammenkam, deren Mitglieder ganz unter seinem wunderbaren Zauber standen und ihm mit fast unbegrenzter Aufopferung ergeben waren. Kossuth war jedoch in London, und ich machte ihm sogleich meine Aufwartung. Ich hatte ihn nur einmal vor vier Jahren gesehen, als er zuerst England besuchte. Damals kam er als Fürsprecher für sein unglückliches Land, das nach einem tapferen Kampf von einer überlegenen brutalen Macht überwältigt worden war. Ich habe früher schon beschrieben, mit welchen begeisterten Huldigungen er bei seiner Ankunft in London vom ganzen englischen Volk — so schien es fast — empfangen wurde; wie es als eine Vergünstigung galt, bei ihm vorgelassen zu werden, und wie er bei einem öffentlichen Empfang ein Wort zu mir sagte, das mich

sehr stolz und glücklich machte. Dann war er, auf eine Einladung der Regierung — ich möchte sagen, des Volkes der Vereinigten Staaten hin — nach Amerika gereist, wo man ihn fast wie ein übermenschliches Wesen empfing, wo sich alle Gesellschaftsklassen um ihn drängten mit überschwänglichen Ausdrücken begeisterter Bewunderung. Aber er konnte weder die Regierung dieser Republik dazu bewegen, zugunsten der Unabhängigkeit Ungarns tätig einzuschreiten, noch konnte er von seinen amerikanischen Bewunderern Hilfe für die Sache erlangen, für die er gehofft und gestrebt hatte, und so kehrte er als schmerzlich enttäuschter Mann von Amerika zurück. Sein zweites Erscheinen in England überzeugte ihn, daß die überströmende Begeisterung des englischen Volkes verflogen war. Seine weiteren Aufrufe zugunsten seiner Sache begegneten nur einer mitleidigen Sympathie, die keine anregende Inspiration mehr besaß, und es muß ihm klar geworden sein, daß, für den Augenblick wenigstens, seine Sache verloren war. Zuerst war er, in England sowohl wie in Amerika, in der Rolle eines legitimen obwohl abgesetzten Herrschers von Ungarn erschienen, und seine mit ihm verbannten Landsleute hatten ihren „Gouverneur“ mit einer Art Hofzeremoniell umgeben, das ihrem Respekt für ihn Ausdruck verleihen sollte, das seinem Stolz schmeichelte und das auch von vielen anderen als seiner Würde angemessen erachtet wurde. Dieser „Stil“ war in ungarischen Kreisen Londons eine Zeitlang aufrechterhalten worden, sogar dann noch, als schon der öffentliche Enthusiasmus abgenommen hatte. Ganz natürlich schliefen diese Gebräuche von selbst ein, als viele der Anhänger, die bei seinen Triumphzügen das glänzende Gefolge gebildet hatten, sich zerstreuten, um sich einen Lebensunterhalt zu suchen; als Armut ihn zwang, sich in die Abgeschlossenheit eines bescheidenen Quartiers zurückzuziehen, als er bei seinem Erscheinen auf der Straße nicht mehr umringt wurde von hochrufenden Menschenmengen und ihn höchstens noch die wenigen Personen, die ihn kannten, mit stillschweigendem Respekt begrüßten.

Dieses war seine Lage, als ich ihn in dem sehr anspruchslosen Häuschen aufsuchte, welches er in einer Vorstadt Londons bewohnte. Die Tür wurde mir aufgemacht von einem älteren Manne mit ehr-

lichem, gewinnendem Gesicht von unverkennbarem ungarischen Typus, mit scharfen dunklen Augen, breiten Backenknochen und glänzenden Zähnen. Nach seiner Erscheinung urteilte ich, daß es eher ein Freund, ein ergebener Gefährte als ein Diener sei, und das fand ich später bestätigt. Ohne Zeremonie führte er mich in ein sehr einfach möbliertes, kleines Gemach, wo, wie er sagte, der Gouverneur mich empfangen würde. Nach einigen Minuten trat Kossuth ein und begrüßte mich mit herzlicher Freundlichkeit. Er war sehr gealtert, seit ich ihn zuletzt gesehen. Sein Haupt- und Barthaar waren mit Grau gemischt. Seine Stimme hatte aber den weichen Wohllaut bewahrt, der vor wenigen Jahren noch so zahllose Menschenmassen bezauberte. Er sprach von seiner amerikanischen Tour, lobte den gastfreien Geist des amerikanischen Volkes, und mit ruhiger Würde drückte er seine Enttäuschung über die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen aus. Er malte mir ein trübes Bild der gegenwärtigen Verhältnisse in Europa, doch glaubte er, daß solche Zustände nicht von Dauer sein könnten und daß die Zukunft nicht ohne Hoffnung sei. Nach einer Weile trat Madame Kossuth in das Zimmer, und er stellte mich seiner Frau mit einigen freundlichen Worten vor. Sie sprach mit großer Höflichkeit zu mir, aber ich muß gestehen, daß ich etwas gegen sie eingenommen war. In den Zeiten ihres Glücks hatte sie den Ruf, hochmütig und unnahbar zu sein, und man sagte, daß ihr anmaßendes Verhalten zuweilen der Popularität ihres Mannes gefährlich gewesen sei. Wenn solche Charaktere von ihrer Höhe fallen, können sie gewöhnlich nicht auf besondere Teilnahme Anspruch machen. Aber als ich sie so sah, schien sie von zärtlicher Sorge für die Gesundheit ihres Mannes erfüllt.

Ich verließ Kossuth mit traurigem Herzen. In ihm, dem Abgott der populären Phantasie, jetzt zur Schwäche, Armut und Einsamkeit herabgesunken, sah ich das deutliche Abbild der Niederlage, welche die revolutionäre Bewegung von 1848 erlitten hatte.

Bei Gelegenheit dieses Besuchs in London machte ich die Bekanntschaft von Alexander Herzen, dem natürlichen Sohn eines russischen Edelmanns von hohem Rang. Er war selbst ein russischer Patriot im liberalen Sinne, der, als „gefährlicher Mann“, gezwungen

war, sein Geburtsland zu verlassen, und der jetzt durch seine Schriften, die über die Grenze geschmuggelt wurden, daran arbeitete, den russischen Geist aufzuklären und anzuregen. Malwida von Meysenbug, die Erzieherin seiner Töchter, brachte uns zusammen, und wir wurden bald gute Freunde. Herzen, wenigstens zehn Jahre älter als ich, war Aristokrat von Geburt und Instinkt, aber Demokrat aus philosophischer Überzeugung; eine feine, edle Natur, ein Mann von Kultur, von warmem Herzen und weitreichenden Sympathien. In seinen Schriften sowohl wie in seiner Unterhaltung ergoß er seine Gedanken und Gefühle mit einer impulsiven, oft poetischen Beredsamkeit, welche manchmal außerordentlich bezaubernd wirkte. Ich konnte ihm stundenlang zuhören, wenn er in seiner rhapsodischen Weise von Rußland und vom russischen Volke sprach, von diesem ungeschlachten, erst halbbewußten Riesen, der allmählich seine oberflächliche, vom Westen erborgte Zivilisation mit einer Zivilisation nationalen Charakters vertauschen würde. Er glaubte, daß das Erwachen des Riesen der schwerfälligen Autokratie, deren tötendes Gewicht jetzt noch allen freien Aufschwung erdrückte, ein Ende machen und seine aus geheimnisvollen Tiefen hervorgebrachten neuen Ideen viele der Probleme lösen würden, welche jetzt die westliche Welt verwirrten. In den Versicherungen seines Glaubens an die Größe dieses Geschicks meinte ich aber einen Grundton des Zweifels und des Verzagens an der nahen Zukunft durchzuhören. Ich wurde stark an den Eindruck erinnert, den die Turgénieffschen Romane auf mich gemacht hatten, in denen beschrieben wird, wie die russische Gesellschaft sich mit unklaren Träumereien und Bestrebungen von trostloser Zwecklosigkeit die Zeit vertreibt.

Noch andere Eindrücke sammelte ich bei der Berührung mit einigen von Herzens russischen Freunden, die ich von Zeit zu Zeit in seinem gastlichen Hause und an seinem Tische traf. Während des Essens sprühte die Unterhaltung von dramatischen Erzählungen aus dem russischen Leben und von Beschreibungen merkwürdiger gesellschaftlicher Zustände und Unruhen, die geheimnisvolle Aussichten auf große Umwälzungen und Verwandlungen eröffneten. Alles das war mit witzigen Ausfällen gegen die Regierung und drolligen

Satiren gegen die herrschenden Klassen untermischt. Wenn aber nach dem Essen die Bowle starken Punsches auf den Tisch gestellt wurde, fingen dieselben Personen, die sich bis dahin wie Herren von Bildung und feiner Gesittung benommen hatten, allmählich an sich zu erhitzen und brausten in solchen Aufwallungen fast barbarischer Wildheit auf, wie ich sie niemals bei Deutschen noch bei Franzosen, Engländern oder Amerikanern gesehen hatte. Sie erinnerten mich lebhaft an das Sprichwort: „Kratze einen Russen und du findest einen Tartaren." Herzen selbst bewahrte immer seine Selbstbeherrschung, aber als nachsichtiger Wirt legte er seinen Gästen keinen Zwang auf. Wahrscheinlich wußte er, daß er dazu auch nicht imstande gewesen wäre. Ein- oder zweimal sagte er halblaut zu mir, mein Erstaunen bemerkend: „So sind sie, so sind sie! Aber sie sind trotzdem prächtige Kerle!" Und das sind sie gewiß im Grunde, nicht nur als Individuen, sondern auch als Nation. Eine riesige unförmliche Masse, mit einer glänzenden Politur auf der Oberfläche, aber mit ungestümen Kräften im Innern, die von einem ungeheuren Druck der Gewalt, des Aberglaubens oder der dumpfen Frömmigkeit im Zaume gehalten werden, in Wirklichkeit aber ungezähmt und voll roher Triebe. Einem gänzlichen Losbrechen dieser Kräfte muß ein entsetzlicher Zusammenbruch folgen, und aus diesem entspringt dann — was? Es ist schwer, sich vorzustellen, wie das russische Kaiserreich von Polen bis zum östlichen Sibirien anders zusammengehalten werden könnte, als durch eine autokratische zentralisierte Macht, eine sich beständig selbst behauptende und herrschende Autorität, die eine enorme organisierte Kraft hinter sich fühlt. Dieser strenge zentrale Despotismus kann nicht umhin, in der Regierung der mannigfaltigen Gebiete und verschiedenartigen Bevölkerung des Kaiserreichs drückende Mißbräuche zu zeitigen. Wenn diese Last der Unterdrückung zu peinigend wird, dann werden rohe, ungeschickte, mehr oder weniger unbewußte und konfuse Versuche gemacht werden, sich Erleichterung zu schaffen, mit sehr schwacher Aussicht auf Erfolg. Die Unzufriedenheit mit der unerbittlichen Autokratie wird sich ausbreiten und die höhere Intelligenz des Landes ergreifen, welche dann von einem rastlosen Ehrgeiz

erfüllt werden wird, auch einen Anteil an der Regierung zu erlangen. In dem Augenblick, in dem der Autokrat den Forderungen der Volksintelligenz nachgibt und zu der konstitutionellen Beschränkung seiner eigenen Macht oder zu irgend einer Maßnahme, die dem Volke eine autoritative oder offizielle Stimme verleiht, seine Einwilligung gibt, wird erst die wirkliche revolutionäre Krisis beginnen. Die öffentliche Unzufriedenheit wird nicht durch die Konzession beschwichtigt, sondern sie wird dadurch nur verschärft werden. Alle die sozialen Gewalten werden dann in krampfhafte Unruhe versetzt, und wenn diese Gewalten in ihrer ursprünglichen Wildheit die Fesseln der Tradition sprengen, dann mag die Welt ein Schauspiel revolutionären Chaos erleben, desgleichen die Geschichte noch nicht kennt. Dieses Chaos kann schließlich neue Begriffe von Freiheit, Recht und Gerechtigkeit hervorbringen und neue Gestaltungen organisierter Gesellschaft oder neue Entwicklungen der Zivilisation. Wie aber der Umfang dieser vulkanischen Störungen und ihr schließliches Ergebnis sein wird, das ist ein Geheimnis, vor dem die Phantasie zurückschreckt, ein Geheimnis, dem wir uns nur mit Furcht und Grauen nahen können.[1])

Solcher Art waren die Betrachtungen, welche die Berührung mit einem Teil der russischen Welt — diesem Rätsel der Zukunft — in mir erweckte. Mit welch' schöner Zuversicht wandte ich mich von dieser nebelhaften Verwirrung ab und der „Neuen Welt" zu, die ich kürzlich zu meiner Heimat gemacht hatte: der großen westlichen Republik, die allerdings nicht ohne ihre schwierigen Probleme, aber die eine Republik war, auf klare, gesunde, gerechte, humane, unumstößliche Prinzipien begründet: die bewußte Verkörperung der höchsten Ziele des modernen Zeitalters. Und diese Republik war bewohnt von einem Volk, das warme Teilnahme an allen Freiheitsbestrebungen in der ganzen Welt beseelte und das erfüllt war von begeistertem Bewußtsein seines eigenen hohen Geschicks als Anführer der Menschheit im Kampfe für Freiheit und Gerechtigkeit, für all-

[1]) Das Vorstehende ist im Jahre 1900 geschrieben, 4 Jahre vor dem revolutionären Ausbruch in Rußland.

gemeinen Frieden und allgemeine Menschenliebe. Wie sehnte ich mich danach, „nach Hause" zurückzukehren, um an dem großen Kampfe gegen die Sklaverei, diesem einzigen Flecken auf dem Wappenschild der Republik, teilzunehmen und dem bösartigen Einfluß entgegenzuwirken, dem einzigen, wie ich damals glaubte, der die Erfüllung ihrer großen Mission in der Welt bedrohte.

Ehe ich aber nach Hause zurückkehren konnte, hatte ich noch ein erfreuliches Erlebnis, das ich mich nicht enthalten kann zu beschreiben. Dieses Erlebnis war künstlerischer Art. Frau Kinkel nahm mich mit in ein Konzert (ich glaube, es galt einem wohltätigen Zweck) in welchem Jenny Lind, die sich damals schon von der Bühne zurückgezogen hatte, die große Arie der „Agathe" aus dem „Freischütz" singen sollte und für welches auch Richard Wagners Ouvertüre zum „Tannhäuser" angesagt war. Wagner selbst sollte dirigieren. Wie ich im ersten Teil dieser Erinnerungen schon sagte, war Frau Kinkel eine der höchstgebildeten und vollendetsten Musikkennerinnen, die ich gekannt habe. Ich verdankte ihr nicht nur mein Verständnis für Beethoven, Bach, Gluck und andere klassische Komponisten, sondern sie hatte mich auch mit Chopin und Schumann vertraut gemacht, deren Schöpfungen sie mit anmutsvoller Vollendung vortrug. Ihre musikalischen Prinzipien und ihr Geschmack blieben aber sehr streng der alten Schule getreu und sie verabscheute Wagner, da sie glaubte, daß er in verwegener, fast verbrecherischer Weise das musikalische Gewissen demoralisierte. Sie versäumte nicht mir auf dem Wege zum Konzert eine gründliche Vorlesung zu halten über Wagners Schändlichkeiten: seine Verachtung der heiligsten Gesetze der Harmonie, seine unmöglichen Übergänge von einer Tonart in die andere, seine schneidenden Dissonanzen, sein leidenschaftliches Haschen nach sinnlichen Effekten usw. „Es ist wahr," setzte sie als Warnung hinzu, „es ist etwas Aufregendes, ein gewisser Zauber in seiner Musik, und viele lassen sich davon hinreißen, sogar einige Musiker, von denen man Besseres erwarten könnte. Ich hoffe aber, daß Sie ganz kühl bleiben und nicht Ihren kritischen Sinn verlieren werden, wenn Sie ihn hören." Ich hatte noch nie eine Note Wagnerscher Musik gehört; nur einige seiner Schriften hatte ich gelesen,

deren Ton mir keinen günstigen Eindruck machte. Meine persönliche Berührung mit Wagner in Zürich, von welcher ich schon früher gesprochen habe, war mir nicht sympathisch gewesen, im Gegenteil, ich teilte die Meinung über Wagner, die dort unter den Flüchtlingen vorherrschte, daß er eine äußerst anmaßende, hochmütige, dogmatische und abstoßende Persönlichkeit sei, von der man sich am besten fernhalte. Ich war daher keineswegs darauf vorbereitet, mich von den Reizen seiner Schöpfungen hinreißen zu lassen. Als ich ihr dieses sagte, war mein Mentor augenscheinlich beruhigt. In Bezug auf die Leistung der Jenny Lind waren Frau Kinkel und ich ganz einer Meinung. Ihre Gestalt, obgleich noch äußerst anmutig, war schon etwas matronenhaft geworden. Ihre Stimme hatte vielleicht nicht mehr ganz die ursprüngliche, vogelähnliche, trillernde Leichtigkeit, aber sie hatte noch den halbverschleierten Klang, als ob etwas Geheimnisvolles sich dahinter berge, den sammetartigen Schmelz, das eigenartige, magnetische Vibrieren, dessen Ton allein dem Zuhörer Tränen entlocken konnte. Sie war noch immer die Nachtigall. Sie zu hören war tiefer, reiner, traumhafter Genuß. Von allen großen Stimmen, die ich gehört habe, und ich hörte viele, war keine so engelhaft, ging keine so bestrickend und schmeichelnd zu Herzen wie die von Jenny Lind. Endlich kam die Tannhäuser-Ouvertüre. Frau Kinkel, die ihr Entzücken über Jenny Linds Vortrag der Freischütz-Arie in den beredtesten Worten ausgedrückt hatte, wurde unruhig. „Jetzt halten Sie sich gut zusammen," sagte sie, indem sie mich mit einem Blick ansah, der ihre Besorgnis verriet. Der einleitende Pilgerchor, wie er vom Orchester herauftönte, gefiel mir sehr, ohne mich jedoch als etwas Überwältigendes zu berühren. Als aber dann die Violinen einsetzten mit dem geheimnisvollen, sich immer steigernden Aufruhr der Leidenschaft, die frommen Töne des Pilgerchors durch wilden Aufschrei und unheimliches Rasen übertönend, dann in klagendes Stöhnen der Erschöpfung versinkend, da konnte ich mich kaum mehr beherrschen. Es war mir, als müsse ich aufspringen und schreien. Frau Kinkel bemerkte meine Erregung, legte ihre Hand auf die meine, als wolle sie mich auf meinem Sitz zurückhalten, und flüsterte mir zu: „Ach ja! Ich sehe, wie es auch Sie ergreift!

Aber hören Sie denn nicht, daß es alles verkehrt ist?" Ich konnte ihr nicht antworten, sondern fuhr fort mit Entzücken zu lauschen. Ich hörte nicht, daß alles verkehrt war, und hätte ich bemerkt, daß etwas nicht mit den angenommenen Regeln des Generalbasses übereinstimmte, es wäre mir einerlei gewesen. Ich war ganz überwältigt von der schwellenden, rollenden, wogenden Harmonie, von der Brandung der Leidenschaft, die über Felsen stürzte und zerschellte, von den klagenden Stimmen der Trauer und Verzweiflung, den innigen Tönen der Liebe und Wonne, die über der Begleitung schwebten, welche die Melodie wie in einer poetischen Wolke umfloß. Als die letzten Noten der Tannhäuser-Ouvertüre verklungen waren, saß ich ganz still, unfähig ein Wort auszusprechen. Ich fühlte nur, daß sich mir eine ganz neue musikalische Welt erschlossen und offenbart hatte, deren Zauber ich nicht widerstehen konnte. Meine gute Freundin, Frau Kinkel, bemerkte recht wohl, wie es um mich stand. Sie sah mich traurig an und sagte mit einem Seufzer: „Ich sehe, ich sehe, Sie sind jetzt auch gefesselt. Und so geht es. Was soll noch aus unserer Kunst werden!"

Ich war wirklich gefesselt und ich blieb es auch. Es traf sich, daß viele Jahre, vielleicht dreißig, verflossen, ehe ich wieder Wagnersche Musik hörte, ausgenommen einige Bearbeitungen für das Klavier, die natürlich nur eine schwache Wiedergabe der Orchesterpartitur waren, und eine einzige Vorstellung von Lohengrin im kleinen Wiesbadener Theater. Als ich aber endlich, während der denkwürdigen deutschen Opernsaisons in New York, die im Winter 1884 anfingen, das Glück hatte, die wundervollen Vorstellungen des Nibelungenringes, von Tristan und Isolde und den Meistersingern zu genießen und noch später, als ich Parsifal in Bayreuth hörte, waren die Eindrücke, die ich empfing, nicht weniger mächtig und tief, wie bei der ersten Gelegenheit, die ich eben beschrieben habe. Es lag mir nicht daran, Wagners Theorien des Musikdramas zu studieren oder, indem ich die gedruckten Partituren entzifferte, mich in die geheimnisvollen Tiefen seiner harmonischen Ausarbeitung zu stürzen. Ich gab mich einfach den Empfindungen hin, die in mir durch das, was ich hörte und sah, erregt wurden. Die Wirkung auf mich war ganz frei von

dem Einfluß vorgefaßter Meinung und von aller Affektation; sie kam ungerufen, unvorbereitet, natürlich und unwiderstehlich. Ich verlor nicht meine Genußfähigkeit für Bach, Beethoven, Mozart, Schubert, Chopin und andere Tondichter. Aber hier war etwas ganz Besonderes, etwas ganz Eigenartiges. Wie konnte ich Wagner mit Beethoven „vergleichen?“ Ebensogut hätte ich versuchen können, zwischen dem Parthenon und dem Kölner Dom Vergleiche zu ziehen oder zwischen einem dieser Bauten und den Niagarafällen. Wagners musikalische Sprache hat mich immer berührt wie die Ursprache der ewigen Elemente, wie die Sprache ehrfurchtgebietender Beredsamkeit, die sich in Tönen ausdrückt, welche aus den geheimnisvollen Tiefen der Erkenntnis und Leidenschaft entspringen. Es ist schwer, was ich sagen möchte, durch ein Beispiel zu erklären, aber ich will es versuchen. Unter den Trauermärschen in der musikalischen Literatur haben Beethovens und Chopins meine Gefühle immer am sympathischsten bewegt, Beethovens mit der majestätischen Feierlichkeit seiner Trauer, Chopins mit den Kirchenglocken von melodischem Wehklagen begleitet. Wenn ich aber Siegfrieds Totenmarsch aus der Götterdämmerung höre, scheint mein Herzschlag zu stocken bei dem unermeßlichen Seufzer des Schmerzes, der, wie noch nie zuvor gehört, durch die Luft rauscht.

Für mich, als Deutschgeborenen, hat Wagners Nibelungenring, besonders der junge Siegfried und die Götterdämmerung immer einen eigenen heimatlichen Zauber gehabt, der um so stärker wurde, je besser ich diese Tondichtungen kennen lernte. Ich hatte schon in meiner Knabenzeit an der Siegfriedsage in ihren verschiedenen Formen die größte Freude gehabt. Als ich zuerst die Leitmotive des Nibelungenrings hörte, klangen sie mir wie etwas, das ich in der Wiege, in dem Halbbewußtsein frühester Träume vernommen. Das war freilich eine Illusion, aber diese Illusion zeigte mir, wie Wagner, wenigstens für mein Gefühl, in diesen musikalischen Motiven die wahre Saite der Sage berührt hat, wie sie über meinem Vaterlande schwebt und in meiner Phantasie widerhallt.

Ich werde nie den ersten Eindruck von Parsifal vergessen, den ich viele Jahre später hatte. Die Vorstellungen in Bayreuth waren

damals noch auf ihrer Höhe. Die ganze Atmosphäre der Stadt und ihrer Umgegend war erfüllt von künstlerischer Begeisterung und Schwärmerei. Die Mengen der Besucher aus allen Teilen der zivilisierten Welt kamen fast wie die Pilger zu einem Heiligtume hingezogen. Die Menschen wanderten nach dem Festspielhaus wie die wahren Gläubigen zur Kirche. Als dann die Zuhörer sich in dem streng einfach gehaltenen Gebäude versammelt hatten, und die Lichter niedergedreht wurden, senkte sich eine fast beunruhigende Stille über das Haus. In ehrfurchtsvoller Erwartung hielt die Menge den Atem an. Dann schwebten die feierlichen Töne des Orchesters herauf aus ihrer geheimnisvoll verborgenen Tiefe. Die Teilung der Vorhänge enthüllte die Szene des heiligen Sees. Der leidende Amfortas trat auf mit seinen Begleitern vom heiligen Graal, und die mystische Handlung entwickelte sich, — die Erscheinung des jugendlichen Parsifal und das Töten des heiligen Schwanes — das alles in majestätische Harmonien gehüllt, hielt unsere Herzen im Bann. Aber dieser Anfang war nur eine schwache Einleitung für das, was folgen sollte. Die sich verwandelnde Szene verhüllte sich allmählich mit Dunkelheit, deren geheimnisvolle Wirkung durch schwingendes Läuten mächtiger Kirchenglocken erhöht wurde. Dann, wie durch Zauberei, stand die große Tempelhalle des heiligen Graal vor uns, von Licht überflutet. Als die Graalsritter jetzt die Gänge des Tempels herunterschritten und ihre Sitze einnahmen, als die blondgelockten Pagen, schön wie die Engel, und der König des Graal, den wundertätigen Kelch tragend, erschienen und der Knabenchor von der Höhe der Kuppel auf uns herniederscholl — da, ich muß es gestehen, flossen mir die Tränen die Wange herab — denn ich sah hier etwas, das dem Bilde gleichkam, das ich mir als Kind vom Himmel gemacht. Diese Beschreibung mag überschwenglich klingen, aber ein großer Teil, wenn nicht die Mehrheit der Zuhörer war von denselben Gefühlen überwältigt. Als nach dem Schluß des Akts die Vorhänge sich schlossen und die Lichter im Zuschauerraum wieder aufblitzten, sah ich Hunderte von Taschentüchern die feuchten Wangen berühren. Es folgte nicht der geringste hörbare Applaus. In lautloser Stille erhob sich die versammelte Menge und bewegte sich den Ausgängen

zu. In dem kleinen Freundeskreis, der mich umgab, wurde kein Wort gesprochen. Wir drückten uns nur stumm die Hände, als wir hinausgingen. In der Reihe hinter uns saß der große französische Künstler Coquelin. Er ging gerade vor uns hinaus. Sein Gesicht trug den Ausdruck tiefsten Ernstes. Als er ins Freie kam, hörte ich wie einer seiner Begleiter ihn frug, wie ihm die Vorstellung gefallen habe. Coquelin antwortete ihm kein Wort, sondern wandte sich von seinem Freunde ab und ging still und allein von dannen. Zwischen dem ersten und zweiten Akt aßen wir, wie es der Brauch ist, in einer der nahe gelegenen Restaurationen zu Mittag. Nicht einer von uns hatte sich genügend erholt, um zu einer Tischunterhaltung aufgelegt zu sein; wir saßen während der ganzen Mahlzeit fast wortlos beisammen.

Als dieses sich zutrug — im Jahre 1889 — war ich nicht mehr jung oder leicht erregbar, sondern ziemlich über den Höhepunkt des Lebens hinaus. Ich war nie zur sentimentalen Hysterie geneigt gewesen. Die Freunde, die mich umgaben, waren alle vernünftige Leute, einige von ihnen musikalisch gebildet. Wir hatten alle viel in der Welt gehört und gesehen. Was war es also, in dem ersten Akt des Parsifal, das solche außergewöhnlichen Empfindungen in uns erregte? Es war nicht die Pracht der Dekorationen, denn schön wie sie waren, konnten sie nur unseren Sinn für das Malerische berühren und unsere Bewunderung hervorrufen. Auch war in der Handlung nichts Melodramatisches, das uns so tief bewegen und uns zu Tränen rühren konnte. Die Handlung war sogar höchst einfach und eher mystisch als menschlich sympathisch in ihrer Bedeutung. Noch war es die Musik allein, die, wenn sie in der Konzerthalle gehört wird, wie ich sie seitdem oft gehört habe, allerdings als etwas außergewöhnlich Schönes und Großartiges berühren mußte, aber doch nicht das Gefühl des ganz überwältigenden Gehobenseins hervorbrachte. Nein, es waren alle diese Dinge zusammen — Dekorationen, Handlung und die Musik, die uns in eine Atmosphäre — wie soll ich es nennen? — andächtiger Inbrunst versetzte, uns hoch über alle gewöhnliche Alltäglichkeit des Lebens erhebend, in eine Sphäre des rein Erhabenen, des Heiligen — alle Sehnsucht nach Glauben und An-

betung entfesselnd, die in der Seele geschlummert haben mochte. Wir waren wahrhaftig und tief fromm, als wir dasaßen und schauten und lauschten, fromm über alle Selbstbeherrschung hinaus. Unsere Herzen waren erfüllt von einer wundersamen Freudigkeit, aufwärts strebend mit diesen wundersamen Harmonien, als wogten und schwebten sie dem Geheimnis des Himmels entgegen.

Kein Kunstwerk hat mich jemals vorher noch seitdem annähernd so wundersam, so überirdisch berührt wie der erste Akt von Parsifal, und die Wirkung blieb dieselbe, als ich ihn wiedersah, obgleich dann das Element der Überraschung fehlte. Auch habe ich nie jemanden gekannt, der diesen Akt gesehen und gehört und sich ganz dem überwältigenden Zauber entzogen hätte. Und dieses war das letzte und krönende Werk einer erstaunlichen Laufbahn. Man kann wohl den Erfolg eines Mannes im höchsten Grade überraschend nennen, der in sorgfältig ausgearbeiteten Abhandlungen die systematischen Theorien wahrhaft revolutionären Charakters auseinandersetzte, auf denen die Werke seiner Phantasie aufgebaut waren oder aufgebaut werden sollten, in denen er für alles die Gründe angab, die Ziele, die er im Auge hatte, und die Mittel, die er zu deren Erreichung anwenden wollte. Indem dieser Mann die allgemein angenommenen Prinzipien und Ansichten mit hochfahrendem und beinah unverschämtem Vertrauen in seine eigene Kraft angriff und, der Kritik und dem Widerspruch trotzend, fast das ganze Künstlertum gegen sich eingenommen hatte, errang er schließlich einen Triumph, wie ihn noch nie vor ihm ein Komponist zu träumen gewagt hatte. Er erkühnte sich den Fürsten und Machthabern, den Anführern in Literatur und Kunst und der ganzen Menschheit gewissermaßen zu erklären: „ich bin nicht länger gesonnen, meine Schöpfungen unter Euch feil zu bieten, ich habe, nicht zu Eurer Bequemlichkeit, aber für die meine ein kleines entlegenes Städtchen Deutschlands auserseher, um da meine Musterbühne zu errichten, und dahin werdet Ihr kommen müssen, um meine Werke zu hören, wie ich wünsche, daß sie gesehen und gehört werden." Und sie kamen. Die berühmtesten Künstler rechneten es sich zur höchsten Ehre an, auch ohne einen Pfennig Gage dort aufzutreten in dem bescheidenen Opernhaus auf dem

Hügel bei Bayreuth, und die Mächtigen und die Reichen, und Männer und Frauen höchster Bildung aus allen Teilen Europas und von jenseits des Meeres füllten die Plätze in dem schmucklosen Auditorium als begierige und andächtige Zuhörer. In der Geschichte der Kunst hat es noch nie einen Triumph gegeben, der diesem Ausdruck öffentlicher Huldigung gleichkommt.

Wie lange Wagners Werke auf der Bühne noch die hervorragende Stelle behaupten werden, die sie heute einnehmen, muß natürlich von dem, was folgen wird, abhängen. Soweit haben sie einen fast verwirrenden, wenn nicht einen wirklich erdrückenden Maßstab aufgestellt. Wenn ein neuer Komponist Wagners Auffassung des Musikdramas anwendet, Worte, Musik und Dekoration zu einer harmonischen Dichtung verschmelzend, und dabei ähnliche Methoden wie diejenigen Wagners für seine Instrumentation annimmt, so wird er leicht ein Nachahmer genannt werden, und der Vergleich mit dem großen Urheber wird wahrscheinlich zu seinen Ungunsten ausfallen. Wenn er sich aber von dem Einfluß freihält und den alten Mustern treu bleibt oder sich selbst neue Bahnen bricht, so wird seine Musik Gefahr laufen, dem Ohr, das an Wagners gewaltige, überraschende Kraft musikalischen Ausdrucks gewöhnt ist, dünn und alltäglich zu klingen. Es mag eines Genies von außergewöhnlicher Macht bedürfen, diese Art von Herrschaft zu brechen — und die Menschheit mag lange auf ein solches Genie warten müssen!

Drittes Kapitel.

Als wir im Mai 1856 in Amerika ankamen, schien sich die öffentliche Stimmung in einem Zustand großer politischer Aufregung zu befinden. Die Hotels, die Eisenbahnwaggons und die Verdecke der Schiffe hallten wieder von eifrigen Diskussionen über die Sklavereifrage und die bevorstehende Präsidentschaftskampagne. Nicht selten griffen dann die Demokraten mit besonderer Bitterkeit ihre abtrünnigen Gesinnungsgenossen an, die der neuen republikanischen Organisation beigetreten waren, welche jetzt zum erstenmal an dem nationalen Kampf teilnahm.

Meine deutschen Nachbarn in Watertown, Wisconsin, waren fast alle Demokraten. In der Regel waren die ausländischen Emigranten in die demokratische Partei hineingeraten, die sich ihnen als Beschützerin der politischen Rechte der Fremdgeborenen darstellte, während die Whigs in Verdacht „nativistischer," den Fremdgeborenen feindlicher Neigungen standen. Obgleich diese „nativistischen" Bestrebungen in Wirklichkeit mehr gegen die Irländer, als gegen die Deutschen gerichtet waren, so wurde doch unter den Deutschen das Gefühl, daß ihre Rechte gefährdet seien, um diese Zeit durch brutale Exzesse sehr verschärft, die in verschiedenen Orten von den rohen Elementen der eingeborenen Bevölkerung gegen die Fremdgeborenen begangen wurden. Auch trug das Auftauchen der „Know-Nothing"-Organisation, welche zu dem anerkannten Zweck ins Leben gerufen wurde, die Fremdgeborenen von allem Anteil an politischer Macht auszuschließen, dazu bei, die Reibung zu verstärken. Der Anschluß der Fremdgeborenen an die demokratische

Partei war daher nicht ganz unnatürlich und obgleich die Deutschen der Sklaverei von Herzen abgeneigt waren, so überwog doch die Sorge um ihre eigenen Rechte zeitweilig alle anderen Rücksichten und bestimmte sie in den demokratischen Reihen zu bleiben. Vor einem der kleinen Krämerläden auf der Hauptstraße von Watertown auf einer Packkiste sitzend, hatte ich manche eifrige aber natürlich gutmütige Unterhaltung mit verschiedenen meiner Mitbürger über die politische Situation, ohne aber zunächst viel mehr für die Anti-Sklaverei-Sache zu erreichen, als daß ich zuweilen ein ernstes Kopfschütteln hervorrief oder die Zustimmung, daß die Sklavereifrage gewiß des Nachdenkens wert sei.

Als ich in den Zeitungen las, wie zur Sklavereipartei gehörige Raufbolde von Missouri in das Territorium von Kansas einfielen und gewalttätige Exzesse ausübten, die Ansiedler der anderen Partei zu unterjochen, beunruhigte mich das sehr. Im Juni wurden die Nationalkonvente der großen politischen Parteien abgehalten; derjenige der Demokraten in Cincinnati. Sie befürworteten in ihrem Programm die Zulassung der Sklaverei in den Territorien unter dem Deckmantel allgemeiner Volksherrschaft und stellten als ihre Kandidaten Buchanan und Breckenridge auf. Der Konvent der jungen republikanischen Partei kam in Philadelphia zusammen; er forderte in seinem Programm die Ausschließung der Sklaverei aus allen Territorien, bekräftigte nochmals die Grundsätze der Unabhängigkeitserklärung und nominierte als seine Bannerträger Frémont von Kalifornien und Dayton von New Jersey. Das republikanische Programm klang mir wie ein Trompetenruf der Freiheit, und der Name Frémont, „der Pfadfinder", von einem Nimbus abenteuerlichen Heldentums umgeben, erregte mächtig die Phantasie. So sollte für die alte Sache menschlicher Freiheit auf dem Boden der neuen Welt gekämpft werden. Die große endgültige Entscheidung schien bevorzustehen.

Ich war begierig darauf, mich an diesem Kampfe zu beteiligen. Gleichzeitig überkamen mich aber peinliche Zweifel, ob ich dieser Aufgabe gewachsen sei. Ich hatte allerdings die Sklavereifrage von ihren verschiedenen Gesichtspunkten aus nach besten Kräften studiert,

aber jeder Schritt, den ich tat, um mein Wissen zu erweitern, überzeugte mich schmerzlich, daß mir noch viel zu lernen übrig blieb. Ich hatte keine Erfahrung in amerikanischer Politik, und meine Bekanntschaft mit den Männern im öffentlichen Leben war äußerst beschränkt. Würde ich nicht, wenn ich so vor dem Publikum stand, mich zuweilen ertappen, daß ich von Dingen sprach, von denen ich sehr wenig oder gar nichts wußte? Wie konnte ich erwarten, imstande zu sein, die Fragen zu beantworten, die man an mich stellen würde? Während ich mich in diesem beunruhigten Gemütszustande befand, überraschte mich der Besuch eines Herrn, von dem ich nie gehört hatte. Es war Mr. Harvey, ein Mitglied des Staatssenats von Wisconsin, einer der republikanischen Führer. Ich war sehr erstaunt und fühlte mich besonders geehrt, als ich hörte, welch ein hervorragender Mann mein Besucher sei. Ich fand in ihm einen Herrn von gefälligem Wesen und gewinnender Sprache, der mir in schmeichelnder Weise sagte, er habe von mir, als von einem Manne von Bildung, gehört, der mit der Anti-Sklaverei-Frage sympathisiere, und er glaube, ich könne in der bevorstehenden Kampagne wertvolle Dienste leisten. Ich entdeckte ihm ganz offen meine Sorge über meine ungenügende Ausrüstung für solche Aufgabe. „Er nahm an," daß ich mehr über die vorliegende Frage wisse, als viele derjenigen, die sie öffentlich verhandelten, und er fragte mich, ob ich nicht eine kurze deutsche Rede halten wolle bei einer Massenversammlung, die in einigen Tagen in Jefferson, einem nahe gelegenen Landstädtchen, stattfinden werde. Nein, ich konnte nicht daran denken, denn ich war nicht vorbereitet. Würde ich dann nicht wenigstens hinkommen, um ihn in dieser Versammlung reden zu hören? Ja, gewiß würde ich das mit vielem Vergnügen tun. So ging ich hin, ohne die geringste Ahnung zu haben von dem, was mir dort bevorstehen würde. Es war eine Versammlung im Freien, die von einer großen Menge von Landleuten besucht wurde. Mr. Harvey forderte mich auf, einen Platz auf dem Podium, einem sehr einfachen, aus rauhen Balken und Brettern zusammengefügten Gerüst, einzunehmen, und stellte mich den städtischen Honoratioren vor. Er sprach mit ungewöhnlicher Beredsamkeit, seine Argumente waren logisch, klar und kraftvoll,

und er endete mit überaus eindrucksvollen Schlußsätzen. Als der Applaus, der seiner Rede folgte, sich gelegt hatte, stand der Vorsitzende der Versammlung ganz kaltblütig auf und sagte: „Ich habe jetzt das große Vergnügen, Ihnen Carl Schurz von Watertown vorzustellen, der in seinem Geburtslande für menschliche Freiheit gekämpft hat und der zu uns gekommen ist, um dasselbe in seinem Adoptivlande zu tun usw. usw. Er wird seine Mitbürger deutscher Geburt in ihrer Muttersprache anreden." Ja, was nun! Ich konnte fühlen, wie ich errötete, aber was konnte ich tun? Ich stammelte einige einleitende Worte über die gänzlich unerwartete Ehre und sprudelte dann eine halbe Stunde lang heraus, was mir zufällig in den Sinn kam, über die Sklavereifrage, über die Bedeutung der Entscheidung, die getroffen werden sollte, über die Pflicht, die wir als amerikanische Bürger dieser Republik und als Weltbürger der Menschheit schuldig seien. Nach den ersten Sätzen flossen die Worte leicht, und meine Zuhörer schienen befriedigt zu sein. Dieses war meine erste politische Rede in Amerika. Das Eis war gebrochen; Mr. Harvey hatte über meine Zaghaftigkeit triumphiert. Von allen Seiten strömten Einladungen, bei Versammlungen zu reden, auf mich ein, die mich während der ganzen Kampagne in Bewegung hielten. Ich traute es mir noch nicht zu, eine öffentliche englische Rede zu halten, und beschränkte mich daher in dieser Kampagne darauf, nur vor deutschem Publikum in deutscher Sprache zu sprechen. Ich sammelte immerhin sehr wertvolle Erfahrungen, indem ich so von Angesicht zu Angesicht mit vielerlei verschiedenen Menschen zusammenkam; dadurch gewann ich reichliche Gelegenheit, die Denkweise und die Motive zu untersuchen, von denen sie geleitet wurden, und auch die wirksamste Art und Weise, ihren Verstand und ihre Herzen mit Argument und Überredung zu erreichen. Ich kam mit einfachen Farmern in kleinen Dorfschulen oder Gerichtssälen zusammen, mit Männern, die bis dahin mehr oder weniger passiv der gewohnten Parteiführerschaft gefolgt waren und sich nur schwer in eine Veränderung finden konnten, die aber ehrlich und ernstlich danach strebten, das Rechte zu ergründen und dann danach zu handeln. Mit ernster Miene saßen sie vor mir und nicht selten mit fragendem,

verwirrtem Ausdruck, wenn ich etwas sagte, woran sie nicht gedacht hatten. Wenn nach dem Schluß der Rede der Applaus losbrach, stimmten sie manchmal herzhaft, manchmal mit schüchterner Zurückhaltung, zuweilen aber gar nicht ein. Ich kam mit gewitzigten Stadtleuten zusammen, die schon mehr oder weniger politische Tätigkeit gewohnt waren und die landläufige Sprache politischer Diskussion kannten und die schnell die Hauptpunkte eines Arguments oder die Stichworte und Schlachtrufe der Partei erfaßten und unverzüglich mit Applaus oder Zeichen der Mißbilligung darauf reagierten. Ich traf den eingefleischten Parteigänger entgegengesetzter Überzeugung, der aus persönlichem Interesse oder nur aus hergebrachtem Vorurteil eigensinnig Ohr und Geist jedem Argument verschloß, das gegen seine Seite zielte, und mit Geschrei, nicht selten mit einer Art fanatischer Wut alles übelnahm und zurückwies, das die Macht oder das Ansehen seiner Partei zu bedrohen schien.

Solche Leute verschrien mich als einen unverschämten jungen Eindringling, der, selbst erst kürzlich eingewandert, es wagte, sich in den Kreis ihres Einflusses einzumischen und den älteren Bürgern beizubringen, wie sie stimmen sollten. Sie versuchten auf jede Weise, sogar mit Drohungen, das Publikum von meinen Versammlungen fernzuhalten. Sie unterbrachen meine Reden mit Johlen und Pfeifen und anderen störenden Geräuschen. Zuweilen gingen sie so weit, die Fenster in den Sälen, wo ich sprach, zu zertrümmern, indem sie Steine oder andere noch unangenehmere Gegenstände dagegen warfen. So begegnete ich in meiner ersten Kampagne dem Parteigeist in einer nicht nur unbilligen, sondern auch in positiv brutaler Gestalt. Dieses beunruhigte mich nicht wenig. Ich war mir bewußt, niemandem etwas Böses zu wünschen, noch selbstische Zwecke zu verfolgen. Die Sache, die ich befürwortete, schien mir so selbstverständlich recht und gerecht zu sein — es war die Sache der Freiheit, der Menschenrechte, der freien Regierung, an der alle Menschen ein gemeinsames und gleiches Interesse haben mußten.

Diese Eindrücke waren es, die mich dazu bestimmten, meine Reden als Argumente für die Sache, nicht aber für eine Partei einzurichten, oder nur insofern für meine Partei, als sie ein Mittel

war, meine Sache zu fördern. Ich ermahnte unausgesetzt meine Zuhörer, nicht nur blinde Nachfolger irgend einer Führerschaft zu sein, einerlei welchen Namens, sondern selbst zu denken, selbst nachzuforschen, was das Beste und Richtigste sei für das Allgemeinwohl; nicht guten Rat abzuweisen, aber ihn aufrichtig zu erwägen und dann mutig das zu tun, was nach ihren gewissenhaft gebildeten Überzeugungen am besten der Sache der Gerechtigkeit und den Interessen des Landes dienen würde. Diese Ermahnungen wiederholte ich beständig in endlosen Variationen. Damals konnte ich nicht voraussehen, welche verhängnisvolle Rolle diese Denkweise, die ich damals für die natürlichste für einen Mann im öffentlichen Leben hielt, in meiner politischen Laufbahn spielen würde. Im ganzen war mir die Kampagne von 1856 eine sehr befriedigende Erfahrung während der Kampf im Gange war. Es liegt eine belebende Inspiration in dem Bewußtsein, eine gute Sache im Kampfe zu vertreten, auf der rechten Seite zu stehen und dieser Sache in etwas, wenn auch nur in geringem Maße, Dienste zu leisten. Dieses Bewußtsein gehört zu den wahrsten Befriedigungen des Lebens, und diese Befriedigung genoß ich von Herzen. Wie viele Stimmen ich für Frémont gewann, weiß ich nicht; aber ich war so gründlich von der Gerechtigkeit meiner Sache und der Wahrhaftigkeit meiner Beweisgründe überzeugt, daß ich glaubte, ich müsse derer viele gewonnen haben. Ich vertraute so zuversichtlich auf die unwiderstehliche Macht der Wahrheit, die wir auf unserer Seite hatten, daß ich nicht an Frémonts Erfolg zweifelte. Jedoch das Resultat der Staatswahlen in den sogenannten Oktoberstaaten, besonders in Pennsylvania und Indiana, die bereits im Oktober vor dem allgemeinen Wahltermine ihre Wahlen abhielten, war dazu angetan, meine hoffnungsvolle Zuversicht zu erschüttern; trotzdem konnte und wollte ich nicht die Hoffnung aufgeben. Würde nicht eine verdoppelte Anstrengung in diesen Oktoberstaaten uns den Sieg dennoch erringen? Wie konnte eine Sache, wie die unsrige, unterliegen? Unmöglich! Es konnte nicht sein! Und dennoch war es so. Als nach der Novemberwahl die ersten Berichte über das Resultat eingelaufen waren, wollte ich doch die Hoffnung nicht aufgeben, bis ich sie alle gesehen hatte

und der Niederlage sicher war. Es war mir, als habe ich ein unermeßliches, persönliches Unglück erlitten. Es war ein betäubender Schlag. Glich dieses nicht dem unheilvollen Zusammenbruch der großen Bewegung für Volksvertretung auf dem europäischen Kontinent im Jahre 1848? Sollten auch in Amerika die demokratischen Grundsätze unterliegen? Es bedurfte einiger Zeit, bis ich mich von meiner Verwirrung erholen und die Tatsache erkennen konnte, daß dieses nur die erste Schlacht in einer langen Kampagne war, einer Kampagne von vielen Jahren, und daß wir kaum erwarten durften, die neue Partei der Freiheit in ihrem ersten Anprall gegen eine glänzend organisierte und einexerzierte Macht siegreich zu sehen, gegen eine Macht, die den ganzen Einfluß langer Übung und die Gewalt der Regierung hinter sich hatte. Ich sagte mir, daß treue und ausdauernde Anstrengung von unserer Seite uns doch zum schließlichen Triumph führen müsse, und so verwandelte sich meine Niedergeschlagenheit in glühende Sehnsucht, daß sich mir bald eine neue Gelegenheit bieten möchte. der Sache zu dienen.

Ich fuhr fort, die Frische und Einfachheit und die anregende Freiheit des westlichen Lebens zu lieben und zu genießen, und war glücklich, zu sehen, daß meine Frau, Margaretha, die in so ganz anderer Umgebung aufgewachsen war, sich nicht nur diesen Verhältnissen anpaßte, sondern sich mit heiterster Laune darein fand. Unser Wohnort war damals ein in jeder Beziehung typisch westliches Städtchen, das aus einer dicht angebauten Geschäftsstraße mit Läden, Werkstätten, Wirtshäusern, einigen Trinklokalen und ziemlich zerstreut liegenden Wohnhäusern bestand. Meistens waren diese Häuser von kleinen Gärten umgeben und wiesen sehr bescheidene Anfänge von Verschönerungsversuchen auf. Die Bevölkerung war aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt, worunter sich nur verhältnismäßig wenige eingeborene Amerikaner aus dem Staate New York oder aus Neu-England befanden; sonst waren es meistens Deutsche, Irländer, Böhmen und einige Dänen und Franzosen. Das deutsche Element war vorwiegend. Es gab keine Leute darunter, die arm genannt werden konnten, und nur einzelne, die mehr als einen mäßigen Wohlstand besaßen. Die Anzahl der Gebildeten war nicht

groß; aber es gab keine des Lesens und Schreibens Unkundige. Wie das gewöhnlich bei neuen Ansiedelungen vorkommt, fanden sich in diesem zusammengewürfelten Gemisch mancherlei Originale. Alle diese Elemente begegneten sich auf einem Standpunkt der Gleichberechtigung und Freundschaft. Da alle hofften, sich in ihren Vermögensverhältnissen und in ihrer gesellschaftlichen Stellung zu verbessern, so war keiner entmutigt, weil er nicht so viel besaß wie die anderen, und so war jeder, der etwas Vernünftiges zu sagen hatte, sicher, ein williges Gehör zu finden. Wir hatten einen Gesangverein gegründet, zu dem ein jeder gehörte, der eine Stimme oder ein etwas musikalisches Gehör besaß. Dieser Verein hielt seine Proben und Konzerte in einem öffentlichen Saale ab und wurde von einem ansässigen Klavierlehrer dirigiert. Meine Frau, meine musikalisch ausgebildete Tante und eine meiner Schwestern waren unter den Vortragenden. Ich erinnere mich besonders eines Konzerts, während dessen die Luft im Saale sehr heiß wurde und die Sänger und Sängerinnen sich die Lippen zu netzen wünschten, worauf ein Junge mit einem Eimer Wasser und einem großen, blechernen Schöpflöffel erschien, den er allen zu ihrer Erheiterung und Zufriedenheit anbot. Wenn eine wandernde Theatertruppe die Stadt mit ihrem Besuch beehrte, wurde schnell in dem Saale eine Bühne improvisiert. Jeder kam, um das Schauspiel zu genießen, niemand war zu unnötiger Kritik geneigt, obgleich einige von uns sich daran erinnern konnten, Besseres gesehen zu haben.

Ich hatte mir ein bescheidenes, aber recht behagliches Häuschen auf der kleinen Farm erbaut, die ich in der Nähe der Stadt gekauft hatte. Meine Frau, die liebenswürdigste und anmutigste Wirtin, machte unser Haus zu einer Art geselligen Mittelpunkts für den großen Kreis unserer Verwandten und für eine Anzahl unterhaltender Menschen, die wir um uns versammelt hatten. Zuweilen suchten uns auch Freunde vom Osten auf. So fehlte es uns nie an Gesellschaft, sogar während des strengen Wisconsiner Winters; neben den anregenden Gesprächen über Politik, Philosophie, die verschiedenen Tagesneuigkeiten und persönlichen Angelegenheiten, gab es noch gemütliche, gesellige Mittag- und Abendmahlzeiten, allerdings sehr

bescheiden und harmlos, und sogar Abendunterhaltungen mit Musik und manchmal mit Charaden und lebenden Bildern. Wir verstiegen uns sogar zu einem Maskenball, von dem noch lange als von einem sehr gelungenen Feste gesprochen wurde. Wenn die Verkleidungen auch nicht prachtvoll waren, so waren einige absichtlich humoristisch, und andere wirkten nicht weniger komisch durch die Ernsthaftigkeit der Absicht. Die Gesellschaft unterhielt sich so überaus gut, daß die Morgendämmerung sie unbemerkt überraschte und, da es während der Nacht heftig geschneit hatte, mußten wir die Vermummten in verschiedenen Abteilungen auf unserem großen Farmwagen nach Hause befördern, zu nicht geringer Belustigung der erstaunten Stadtleute, die eben aus den Federn krochen und nun die wunderbaren Erscheinungen von Rittern, Türken, Mönchen, Harlekins, Odalisken, Schäferinnen usw. im Morgengrauen fröstelnd vorbeifahren sahen.

Dem Leben in kleinen westlichen Ansiedelungen fehlten natürlich viele von den Genüssen, welche in größeren Städten angesammelter Reichtum und fortgeschrittene Kultur mit sich bringen. Aber dieser Mangel wurde in jenen jungen und jugendlichen Gemeinwesen nicht schmerzlich als bestimmte Entbehrung empfunden, sogar nicht von denjenigen, die viel von der zivilisierten Welt gesehen hatten, wenn sie sich nur genügend mit ihrer Umgebung identifizieren wollten, um ein teilnehmendes und tätiges Interesse an der Denk- und Arbeitsweise der Menschen zu nehmen, mit welchen sie in Berührung kamen. Es strömten Leute von allen Himmelsgegenden zusammen, um ihr Glück in neuen, noch nicht festgebildeten Verhältnissen zu finden; oft kamen sie mit unreifen, aber manchmal mit auffallend originellen Einfällen. Sie planten und strebten alle rüstig weiter, um etwas Besseres aufzubauen als sie gefunden hatten; sie waren von allen möglichen Ambitionen belebt, von denen einige naturgemäß zur Enttäuschung bestimmt waren; aber auf solche Enttäuschungen folgten neue Hoffnungen und neuer Frohsinn. Überall fühlte man die belebende Inspiration einer Tätigkeit, die Wachstum und Aufschwung schaffen half. Das war mir und den Meinigen eine reichliche Entschädigung für die Genüsse des zivilisierten Lebens, die wir entbehren mußten.

Eine der interessantesten Lebenserfahrungen in jenen jungen westlichen Gemeinwesen, von denen ich nicht wenige gut kennen lernte, war die Beobachtung des erzieherischen Einflusses, den die aktive, lokale Selbstregierung ausübte. Ich traf dort viele Fremdgeborene, die in ihren Geburtsländern gewohnt waren, zu ihrer Regierung aufzublicken, wie zu einem höheren Wesen, das von der Weltenordnung eingesetzt war, um alles, oder beinah alles für sie zu tun, und dessen übermenschlicher Weisheit und unbestrittener Autorität man sich fügen müsse. Solche Leute brachten natürlich keine Vorstellung von dem Wirken demokratischer Institutionen mit sich, und unsere politischen Philosophen haben zuweilen Betrachtungen darüber angestellt, ob man mit Sicherheit den neuen Ankömmlingen die Rechte und Privilegien anvertrauen dürfe, welche ihnen erlauben, an den Regierungsgeschäften teilzunehmen. Tatsächlich aber wird eine sehr geringe oder doch keine ernsthafte Störung daraus erwachsen, wenn solche Leute gezwungen sind, in denjenigen Geschäften, die sie unmittelbar angehen und für welche sie sich in erster Linie interessieren, einen tätigen und verantwortlichen Teil an der Regierung zu nehmen. Wenn solche Personen in ein Gemeinwesen verpflanzt werden, das sich noch in einem elementaren, in einem Entwicklungszustand befindet, in dem die Verwaltung öffentlicher Geschäfte noch auf möglichst direkte Weise das Hauswesen jedes einzelnen Bürgers beeinflußt und wo jeder sich unvermeidlich berufen fühlt zum Schutz oder zur Förderung seiner eigenen Interessen dieser Verwaltung seine Aufmerksamkeit zu schenken, so werden diese Leute, die gar nicht an solche Dinge gewöhnt waren, sich in die demokratische Selbstregierung finden, wie die Ente ins Wasser. Zuerst mögen sie sich allerdings etwas ungeschickt gebärden und empfindliche Fehler begehen, aber gerade diese Fehler mit ihren unangenehmen Folgen, werden dazu dienen, den Verstand derjenigen zu schärfen, die zu lernen wünschen, was jedermann von Durchschnitts-Intelligenz, der sich für seine eigenen Interessen verantwortlich fühlt, wünschen muß. Mit anderen Worten, die Übung auf eigene Verantwortung hin ist die beste, wenn nicht die einzige Schule der Selbstregierung. Was man manchmal die „Kunst" der Selbst-

regierung nennt, wird von Volksmassen nicht durch das Studium von Theorien, noch durch die bloße Vorführung der Erfahrungen anderer Völker, die man ihnen als Beispiel vorhält, gelernt. Die Praxis ist die einzige wirksame Lehrmeisterin. Andere Lehrmethoden werden die Entwicklung der Fähigkeit zur Selbstregierung eher zurückhalten, wenn nicht ganz unterdrücken, weil sie den Sinn für Verantwortlichkeit und Selbständigkeit schwächen. Aus diesem Grunde gibt es in der Geschichte kein Beispiel eines Volkes, das mit Erfolg von einer vormundschaftlichen Regierung belehrt worden wäre, sich selbst zu regieren, weil sie immer nach dem Prinzip handeln wird, daß man diesen Pfleglingen erst dann die Macht der Selbstregierung verleihen soll, wenn sie sich deren würdig gezeigt haben.

Ein solches Unterrichten in der Selbstregierung durch eine höhere Autorität wird selten in aufrichtiger Gesinnung unternommen, da der Lehrmeister gewöhnlich nicht wünscht, seine Macht aufzugeben. Aber selbst, wenn es in ehrlicher Absicht unternommen wird, so ist der Lehrmeister gewöhnlich nicht geneigt zu erkennen, wenn der Schüler fähig ist, auf eigenen Füßen zu stehen. Das hat anscheinend seinen guten Grund, denn, entweder wird der Schüler keine Gelegenheit haben, seine Fähigkeit zu zeigen, oder wenn es ihm in beschränktem Maßstabe gestattet wird, Experimente zu machen, so wird er natürlich auch Fehler begehen. Diese Fehler aber werden als Beweise seiner Unfähigkeit angesehen werden, während in Wirklichkeit die Freiheit, Fehler zu machen und unter ihren Folgen zu leiden, die eigentliche Schule ist, in der er die wirkungsvollste Belehrung finden würde.

Wenn wir die Vorzüge der Selbstregierung erörtern, behaupten wir wohl, daß die Selbstregierung die bestmögliche d. h. die verständigste und gleichzeitig die ökonomischste Regierungsform sei, was die praktische Verwaltung öffentlicher Geschäfte angeht — aber das ist sie nicht. Unzweifelhaft könnte ein Despot, wenn er in höchstem Grade weise, unbedingt gerecht, wohlwollend und selbstlos wäre, einem Gemeinwesen, was die praktische Ausführung des Verwaltungsmechanismus betrifft, in allen Dingen — nur eines ausgenommen — eine bessere Regierung geben, als die Mehrheit

der Bürger, die den wechselnden Strömungen öffentlicher Meinungen unterworfen sind. Aber dieses eine ist von höchster Wichtigkeit. Die Selbstregierung hat allerdings viele Fehlgriffe begangen. Es ist aber unmöglich, die Selbstregierung als Lehrmeisterin zu überschätzen. Der ausländische Beobachter wird in Amerika sogleich von der Tatsache überrascht, daß der Durchschnittsgrad der Intelligenz, wie sie sich in einem regen Forschungsgeist, in einem vielseitigen Interesse und in einer Schnelligkeit des Urteils äußert, hier unter den Massen viel größer ist als irgendwo anders. Hieran ist gewiß nicht die Überlegenheit des Schulwesens schuld, oder — wenn diese Überlegenheit überhaupt existiert — sicherlich nicht diese allein, sondern vielmehr die Tatsache, daß hier jedes Individuum beständig in ihm interessante Berührung mit den mannigfaltigsten Dingen kommt und zu der aktiven Teilnahme an der Ausübung von Bürgerpflichten zugelassen wird, die in anderen Ländern der Sorge höherer Autorität überlassen werden. Oft überraschte mich die wunderbare Erweiterung des Horizonts, die nach wenigen Jahren amerikanischen Lebens in dem Geiste von Emigranten zu beobachten war, welche aus etwas zurückgebliebenen Gegenden kamen, sowie die geistige Unternehmungslust und scharfe Urteilskraft, mit der sie sich der Probleme bemächtigten, an die sie in ihrem halberstarrten Zustand in ihrem Heimatlande nie gedacht hätten. Es ist wahr, daß in unseren übervölkerten Städten die Selbstregierung als Bildungsmittel nicht immer wünschenswerte Resultate hervorbringt, teilweise ist das dem Umstande zuzuschreiben, daß dort die Regierung in allen ihren Verzweigungen vom Individuum weiter entfernt ist. So kommt es nur durch vielfältige und manchmal fragliche Vermittlung, die oft einen nachteiligen Einfluß ausübt, damit in Berührung. Meine Beobachtungen und Erfahrungen im jungen Westen haben jedoch im ganzen, obgleich ich ohne Zweifel manches sah, das bedauerlich war, meinen Glauben an das demokratische Prinzip gestärkt. Mit einem Gefühl frommer Andacht nahm ich an der Feier des 4. Juli teil, dessen Hauptakt damals in dem festlichen Verlesen der Unabhängigkeitserklärung vor versammelter Menge bestand. Auch lag für mich der Hauptreiz der Anti-Sklaverei-Bewegung in

der Tatsache, daß sie sich zur Aufgabe stellte, die in dieser Erklärung niedergelegten Grundsätze nicht nur theoretisch zu verkünden, sondern sie in ihrer Allgemeinheit praktisch anzuwenden. Hier fand ich endlich die Verwirklichung des Ideals, das ich aus den unglücklichen Kämpfen für freie Regierung aus meinem Heimatlande mitgebracht hatte.

Die Jahre, die ich auf unserer Farm in Watertown, Wisconsin, zubrachte, waren, alles in allem genommen, sehr glückliche. Vielleicht hätten wir, meine Frau und ich, das westliche Leben nicht so geliebt, wären wir nicht jung gewesen. Aber wir waren jung — mit Gesundheit und froher Laune gesegnet, wir genossen von Herzen die einfachen Vergnügungen unseres Daseins, wir waren voll froher Hoffnung für die Zukunft und immer dazu aufgelegt, alles von der heiteren oder wenigstens der humoristischen Seite anzusehen, und entschlossen, das zu würdigen, was wir besaßen, statt uns nach dem zu sehnen, was wir nicht hatten. Da wurde auch das Licht und die Wärme unseres Sonnenscheins noch durch das Erscheinen einer zweiten Tochter vermehrt.

So fuhr ich mit meinem juristischen und politischen Studium fort und vertiefte mich in die Geschichte sozialer und ökonomischer Zustände des Landes, mit der Erwartung, in nicht langer Zeit als Jurist meinen Beruf auszuüben und der guten Sache auf dem Felde der Politik zu dienen.

Viertes Kapitel.

Im Herbste des Jahres 1857 schickten mich die Republikaner von Watertown als ihren Vertreter in den republikanischen Staatskonvent, welcher die Kandidaten für die Staatsämter aufstellen sollte. Dort erwartete mich eine große Überraschung. Ich fand, daß die tonangebenden Parteileiter mich zum republikanischen Kandidaten für das Amt des Vizegouverneurs ausersehen hatten. Das war ohne Zweifel das Werk meines Freundes, des Senators Harvey. Ich war nicht ohne Ehrgeiz und die Nomination zum Vizegouverneur war eine ehrenvolle Auszeichnung, die ich hochschätzen mußte. Sie schmeichelte mir sehr. Es war mir aber nicht ganz behaglich dabei. Ich hatte um diese Zeit wirklich nicht den Wunsch nach einer amtlichen Stellung und ich bezweifelte ernstlich meine Fähigkeit, die Pflichten des Amtes erfüllen zu können. Überdies war ich noch nicht Bürger der Vereinigten Staaten, da noch einige Wochen an den fünf Jahren fehlten, die mir einen Anspruch auf volle Bürgerrechte gewährten. Es wurde mir aber gesagt, daß ich mich nicht über meine Tauglichkeit für das Amt zu beunruhigen brauche, daß die damit verbundenen Pflichten keine großen Ansprüche an mich stellen würden, und daß ich sehr leicht die Kenntnis parlamentarischer Regeln erlangen könne, um bei den Sitzungen des Senats des Staates Wisconsin zu präsidieren. Was die Frage des Bürgerrechts beträfe, so sei in der Verfassung und in den Gesetzen nicht vorgeschrieben, daß der Kandidat für ein solches Amt ein voller Bürger sein müsse; ich werde meine Bürgerpapiere besitzen, wenn ich erwählt sei, und das sei genug. Ich erkannte bald, daß meine Nomination als Lockvogel gelten solle,

um die „deutsche Stimme“ für die republikanische Partei zu sichern, und da dies, wenn es gelänge, der Anti-Sklavereisache dienen würde, nahm ich an.

Ich hatte aber meine großen Bedenken. Würde nicht die Nomination eines jungen und verhältnismäßig unbekannten neuen Ankömmlings zu einer so hervorragenden und ehrenhaften Stellung, während sie einige deutsche Stimmen anzog, vielen amerikanischen Stimmgebern mißfallen? Außerdem behagte mir der Gedanke nicht, für meine Prinzipien in einem Wahlkampf zu streiten, in dem ich als Kandidat ein persönliches Interesse hatte. Mein Anteil am Wahlkampf war dieses Mal lange nicht so lebhaft wie in der Fremont-Kampagne von 1856. Doch war es für mich eine gute Übung, da ich dabei meine ersten englischen Reden hielt. Meine Bedenken wurden durch das Resultat gerechtfertigt. Während der republikanische Kandidat für das Amt des Gouverneurs einige Stimmen Majorität erlangte, wurde ich mit 107 Stimmen geschlagen. Meine Niederlage war mir natürlich eine Enttäuschung, doch nahm ich sie mir nicht sehr zu Herzen. Ich faßte sie vielmehr wie eine Erleichterung auf, die mir ungestört mein harmlos erfreuliches Leben auf meiner Farm, in meiner Familie und unter meinen Freunden und meinen Büchern fortzusetzen erlaubte. Ich lernte aber dadurch eine Seite des politischen Lebens kennen, welche mir damals noch neu war. Ich lernte verstehen, was es heißt, ein „Mann von Einfluß“ zu sein oder wenigstens als solcher betrachtet zu werden. Ich hielt es für eine Pflicht der Höflichkeit, in Madison, der Hauptstadt des Staates Wisconsin, während der Inauguration des neuen Gouverneurs und der Eröffnung der Legislatur, die eine republikanische Majorität hatte, zugegen zu sein. Kaum war ich dort angekommen, als ich von einer mir überraschend großen Anzahl von Menschen überfallen wurde, die Ämter suchten. Viele von ihnen sagten mir, daß ich von allen Männern derjenige sei, dessen Beistand gewiß den Erfolg ihres Gesuchs sichern würde. Ihnen zufolge hätte ich der republikanischen Partei wertvolle Dienste geleistet; nicht nur das, ich hätte auch für sie gelitten; die republikanische Partei sei in meiner Schuld und würde mir deshalb nichts abschlagen, um das ich bäte, ich sollte daher ihre Gesuche mit warmen Empfehlungen

befürworten, denn sie seien meine guten Freunde und sie würden mir auch zu Diensten sein. Ihr Schicksal liege also gänzlich in meinen Händen usw. usw. Ich wurde dadurch in große Verlegenheit versetzt. Die meisten meiner neuen „warmen Freunde" waren mir fremd, oder doch nur oberflächlich bekannt, und ich konnte mir unmöglich über ihre Fähigkeiten ein Urteil bilden; überdies waren für jede Stellung mehrere Bewerber da. Mit der Zahl der Bittsteller wuchs auch meine Verlegenheit, denn ich war es noch nicht gewohnt, ein „Mann von Einfluß" zu sein. Endlich verfiel ich auf einen Ausweg. Ich forderte jeden, der sich an mich gewandt hatte, auf, zu mir auf mein Zimmer im Hotel zu kommen. Ohne daß einer vom andern wußte, lud ich alle für dieselbe Stunde ein. Zur bestimmten Zeit war mein Zimmer gedrängt voll. Meine Besucher, die ohne Zweifel eine Zusammenkunft unter vier Augen gewünscht und erwartet hatten, waren augenscheinlich überrascht, eine so große Gesellschaft zu finden. Als sie alle versammelt waren, redete ich sie ungefähr folgendermaßen an: „Meine Herren, Sie haben mir die Ehre erwiesen, mich zu bitten, ich möge Sie für ein Amt empfehlen. Ich bin vollständig bereit, das zu tun. Es finden sich aber mehrere Bewerber für jedes Amt. Nun sind Sie alle gewiß sehr ehrenwerte Bürger, die unzweifelhaft verdienen, was sie erstreben. Sie müssen aber zugeben, daß ich mich auf Bevorzugungen unter Ihnen nicht einlassen kann. Das Einzige, was ich daher billiger- und gerechterweise tun kann, ist, Sie alle für die Stellen, die Sie begehren, auf dem Fuße voller Gleichberechtigung zu empfehlen." Nach einem Augenblick schweigenden Staunens bemerkte der eine ernsthaft, daß solche Art der Fürsprache schwerlich viel helfen würde. Es erfolgte darauf allgemeines Gelächter, und die Versammlung löste sich in scheinbar bester Stimmung auf.

Ich fürchte aber, ich habe mir bei dieser Gelegenheit einige Feinde gemacht. Jedenfalls hoffte ich nie wieder als „Mann von Einfluß" betrachtet zu werden — diese Hoffnung hat sich jedoch als nichtig herausgestellt.

Das Jahr 1858 war eine Periode großer Entwicklungen. Es offenbarte dem amerikanischen Volke die Persönlichkeit von Abraham Lincoln. Das geschah durch Senator Douglas.

Es gibt in der amerikanischen Geschichte kaum ein auffallenderes Beispiel dafür, wie ein politischer Führer das Opfer seiner eigenen Anschläge werden kann. Es war eine Tragödie vom höchsten dramatischen Interesse, wie Douglas vergebens gegen die Schlingen des Schicksals oder vielmehr seiner eigenen Lehren ankämpfte. Von 1851 bis 1854 schien die Sklavereifrage einzuschlafen. Der ewige Widerstreit zwischen Freiheit und Sklaverei glomm allerdings unter der Oberfläche fort, aber während einer jener Ruhepausen des schlummernden Gewissens, wie sie manchmal zwischen Perioden aufgeregten Kampfes vorkommen, war wenigstens die Oberfläche verhältnismäßig still. Viele Leute, welche die Sache sehr ernst nahmen, empfanden eine Art Erleichterung, als sie sich mit der Sklavereifrage nicht mehr zu beschäftigen brauchten. Da rüttelte Douglas das Volksgewissen aus seiner zeitweiligen Schläfrigkeit auf, indem er in seiner „Nebraska-Bill" vorschlug, alle gesetzlichen Hindernisse wegzuräumen, welche gewisse Territorien vor dem Eindringen der Sklaverei geschützt hatten. Er stützte sich dabei auf den bis dahin nie gehörten Grund, daß solches gesetzliche Sklavereiverbot dem Geiste der Verfassung zuwider sei, und daß nach den wahren Prinzipien der „Volkssouveränität" die Bewohner aller Territorien das Recht haben müßten, die Sklaverei auszuschließen oder zuzulassen, selbst dort, wo sie bis dahin gesetzlich ausgeschlossen war. Es war damals kein ausgesprochenes Bedürfnis für eine so eingreifende Maßregel vorhanden. Das amerikanische Volk hatte ruhig den gesetzlichen Ausschluß der Sklaverei aus gewissen Territorien hingenommen. Sogar der Süden hatte sich, mit Ausnahme einiger plänereicher Sklavereiagitatoren, damit abgefunden. Warum hatte nun Douglas diese aufrührerische Maßregel vorgeschlagen? Tat er es, wie seine Freunde behaupteten, weil er wirklich glaubte, dadurch die Sklavereifrage zur Ruhe zu bringen? Dann hatte er den Charakter und die Gesinnung des amerikanischen Volkes ausnehmend falsch beurteilt, denn nichts war mehr dazu angetan, die glimmenden Funken zu einer neuen, rasenden Flamme anzufachen. Tat er es, weil er glaubte, daß ein so dreister Köder für die Gunst des Südens — wie es die Eröffnung der Territorien für die Zulassung der

Sklaverei war — ihm eine freie Bahn zur Präsidentschaft eröffnen würde? Dann hatte er sich entsetzlich verrechnet, denn niemals konnte er die Machtgier der Sklavenhalter befriedigen, ohne gleichzeitig die Gunst des Nordens unrettbar zu verscherzen.

Die „Dred-Scott-Entscheidung" mußte es ihm klar machen, daß die beiden Rosse, die er gleichzeitig zu reiten versuchte, nach genau entgegengesetzten Richtungen strebten. Diese Entscheidung des Oberbundesgerichts erklärte, daß der Kongreß keine verfassungsmäßige Macht habe, die Sklaverei in den Territorien zu verbieten, und daß der Sklavenhalter daher das Recht habe, seine Sklaven in irgendein Territorium mitzubringen und sie dort zu halten. Die Sklavereipartei zog daraus den Schluß, daß der Sklavenhalter dann auch einen verfassungsmäßigen Anspruch darauf habe, in diesem Recht geschützt zu werden, ganz gleichgültig, ob die Bewohner des Territoriums die Sklaverei liebten oder nicht. Was wurde aber dann aus Douglas' berühmter „Volkssouveränität", welche, wie seine Anhänger im Norden dem Volke einzureden versuchten, die Wirkung haben würde, die Sklaverei aus den Territorien fernzuhalten?

Diese theoretische Diskussion war aber nicht das Einzige, das den „kleinen Riesen" quälte. Die Sklavereivertreter versuchten den Staat Kansas als Sklavereistaat in die Union einzuschmuggeln unter der berüchtigten Lecompton-Verfassung. Diese Verfassung war von der sklavereifreundlichen Minorität in Kansas entworfen und betrügerischerweise nicht einer regelrechten Abstimmung des Volks unterbreitet worden; sie wurde aber von der die Sklaverei begünstigenden Clique, welche die Verwaltung des Präsidenten Buchanan beherrschte, mit Freuden begrüßt und dem Kongreß als rechtmäßige Verfassung von Kansas zur Annahme empfohlen. Dieser Versuch stellte Douglas vor die Alternative, entweder sein Prinzip der „Volkssouveränität" aufzugeben, den Staat Kansas der Sklavenpartei zu überliefern und sich damit im Norden unrettbar zugrunde zu richten, oder gegen den Betrug, durch welchen Kansas ein Sklavenstaat werden sollte, aufzutreten und sich damit ebenso unwiederbringlich die Gunst des Südens zu verwirken, von der er gehofft hatte, daß sie ihn auf den Präsidentenstuhl erheben werde. Es traf sich,

daß gerade um diese Zeit seine Amtsperiode im Senat abgelaufen war und er für seine Wiederwahl an das Volk von Illinois appellieren mußte. Dort begegnete er einem Racheengel in Gestalt von Abraham Lincoln.

Lincoln und Douglas waren schon früher in öffentlicher Debatte zusammengetroffen, d. h. die Whigs und später die Republikaner von Illinois hatten in Lincoln den tauglichsten Mann erkannt, der Douglas Rede und Antwort stehen könnte, und so war er als ihr Wortführer aufgetreten. Schon im vorhergehenden Jahre — 1857 —, als Douglas in einer in Springfield, Illinois, gehaltenen Rede, einen Versuch gemacht hatte, sich aus dem Dilemma, in welches ihn die Dred-Scott-Entscheidung verstrickt hatte, herauszuwinden, hatte Lincoln eine Woche später, vor einer im selben Ort abgehaltenen Versammlung mit dem Schwerte seiner Logik Douglas' verschlagene Sophistik durchbohrt.

Diese Diskussionen hatten jedoch kaum über die Grenzen des Staates Illinois hinaus die verdiente Aufmerksamkeit gefunden. Erst als der republikanische Staatskonvent von Illinois am 16. Juni 1858 begeistert und einstimmig Abraham Lincoln als „ersten und einzigen" Kandidaten der Republikaner von Illinois für den Bundessenat an Stelle von Stephen A. Douglas aufstellte, wandten sich die Blicke des ganzen amerikanischen Volks auf den Kampf zwischen den zwei Männern, ein Ereignis, dessen Bedeutung alle fühlten.

Es war jedoch bekannt, daß Lincoln zu dieser Zeit noch nicht auf die Sympathie und Unterstützung der ganzen republikanischen Partei und nicht einmal auf die Republikaner in seinem eigenen Staate rechnen konnte. Einige, und darunter Männer von Ruf und Einfluß, glaubten, daß ihre Partei mehr durch geschicktes politisches Manövrieren, als durch das offene, unumwundene Eintreten für ihre Prinzipien gewinnen würde. Im Laufe meiner politischen Karriere habe ich nicht selten bedeutende Männer getroffen, die auf ihre politische Verschlagenheit so stolz waren, daß sie die Erfolge am meisten schätzten, die sie durch schlaue Kriegslist errungen hatten, und darum stets die Taktik listiger Kombinationen, verdeckter Seitenangriffe und des Kriegs aus dem Hinterhalt dem offenen Appell an

das öffentliche Gewissen und den Volksverstand vorzogen. Ich will gewiß nicht sagen, daß alle Republikaner, welche die Nomination von Lincoln gegen Douglas mißbilligten, zu dieser Klasse gehörten. Viele von ihnen, wie zum Beispiel Horace Greeley, glaubten ohne Zweifel, daß der Sache der Antisklaverei am besten gedient sei, wenn Douglas ohne Opposition wieder in den Senat gewählt würde, da er sich geweigert hatte, einer so extremen, der Sklaverei freundlichen Politik zu folgen, wie Buchanan sie betrieb, und da seine Wiederwahl eine Spaltung in der demokratischen Partei verursachen würde, die sie auseinanderreißen mußte. Es schien aber den Unbefangeneren unter den Abolitionisten, als ob die Republikaner Douglas unmöglich bei seiner Wiederwahl unterstützen könnten, ohne gewissermaßen seine Handlungsweise gutzuheißen, seine Prinzipien zu bekräftigen und die Antisklaverei-Bewegung gefährlich zu demoralisieren. Es wäre eine unheilige Allianz gewesen mit dem Manne, der erst kürzlich als der Erzfeind betrachtet wurde, und die Jungfräulichkeit der republikanischen Partei wäre für immer dadurch entweiht worden. Das war für die Klasse von Männern, der ich instinktiv angehörte, eine abstoßende Vorstellung, und wir begrüßten es daher mit Begeisterung, als Lincoln vor dem Konvent, der ihn nominierte, erklärte: „Unsere Sache muß denen anvertraut und von denen geführt werden, die ihre unbedingten Freunde sind, deren Hände frei, deren Herzen bei der Arbeit sind und die dem Resultat größte Bedeutung beimessen." Wir jauchzten ihm zu, als er Douglas zu einer Reihe öffentlicher Debatten in verschiedenen Orten von Illinois vor dem versammelten Volk herausforderte. Douglas nahm die Herausforderung an, und es war wirklich das ganze Amerika, das diesen Debatten lauschte. Dieses Schauspiel erinnerte an die alten Sagen, in denen erzählt wird, wie vor zwei in Schlachtordnung aufgestellten Heeren die wackersten Kämpen zwischen den Reihen der stillzuschauenden Krieger im Zweikampf den Streit ausfochten. Ich schätzte es als die höchste Ehre, einem dieser Kämpen, wenn auch in noch so bescheidenem Maße, zur Seite zu stehen, und diese Ehre widerfuhr mir ganz unerwarteter Weise. Das republikanische Staatskomitee von Illinois bat mich, in seiner Kampagne einige Reden zu

halten, und diesem Rufe folgend, fand ich mich zum erstenmal auf einem hervorragenden Felde der Tätigkeit. Ich sollte zuerst bei einer Massenversammlung in Chicago erscheinen und Englisch sprechen. Die Sache war mir sehr ernst, und ich nahm mir vor, mein Bestes zu leisten. Ich appellierte nicht an die sentimentalen Sympathien der Zuhörer, indem ich mich über die Ungerechtigkeit und Grausamkeit des Sklavensystems und die Leiden der Geknechteten verbreitete, sondern ich suchte in gemessener Sprache die naturgemäße Unverträglichkeit der Sklaverei mit freien Regierungsformen darzulegen, die unausbleiblichen und weittragenden Kämpfe, welche die Existenz der Sklaverei notgedrungen hervorrufen mußte, und die Notwendigkeit, die politische Macht der Sklaverei in unserer Republik zu zerstören, wenn der demokratische Charakter ihrer Regierungsform Bestand haben sollte. Die Rede war in ihren Grundideen nicht originell, aber meine Art und Weise, die Frage zu behandeln, wurde als neu aufgefaßt, und sie wurde nicht nur von der Chicagoer Presse, sondern auch von mehreren östlichen Blättern veröffentlicht — eine Auszeichnung, auf die ich sehr stolz war. Ich sprach noch, in ähnlicher Tonart und meistens in deutscher Sprache, vor mehreren Versammlungen im Innern des Staats. Eine von meinen Verpflichtungen dem Komitee gegenüber rief mich an dem Tage nach Quincy, an welchem dort gerade eine von den großen Debatten zwischen Lincoln und Douglas stattfinden sollte, und bei dieser Gelegenheit war es mir beschieden, Lincoln persönlich kennen zu lernen. Am Vorabend der Debatte war ich in dem Zuge, der nach Quincy fuhr. Der Wagen, worin ich saß, war angefüllt mit Männern, die mit großer Lebhaftigkeit die Fragen diskutierten, welche sie alle bewegten. Ein Mitglied des republikanischen Staatskomitees begleitete mich und saß mir zur Seite.

Plötzlich, nachdem der Zug von einer kleinen Station abgefahren war, bemerkte ich unter meinen Mitreisenden eine große Bewegung. Einige von ihnen sprangen von ihren Sitzen auf und drängten sich eifrig um einen großen Mann, der soeben in den Waggon eingestiegen war. Sie riefen ihm auf die vertraulichste Art zu: „Halloh, Abe! Wie geht es?" Er antwortete auf dieselbe Weise:

„Guten Abend, Ben! Wie geht es, Joe? Ich freue mich, dich zu sehen, Dick!" Und man lachte über etwas, das er gesagt und das ich in dem Stimmengewirr nicht verstanden hatte. „Ei, wirklich," rief mein Begleiter, „da ist ja Lincoln selbst!" Er drängte sich durch die Menge und stellte mich Abraham Lincoln vor, den ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male sah.

Ich muß gestehen, daß ich von seiner Erscheinung etwas überrascht war. Da stand er, alle, die ihn umringten um mehrere Zoll überragend. Obgleich ich selbst etwas über sechs Fuß messe, mußte ich doch, um ihm ins Gesicht zu sehen, meinen Kopf zurückwerfen. Das dunkle Gesicht mit seinen kräftigen Zügen, seinen tiefen Falten und seinen wohlwollenden, melancholischen Augen ist jetzt jedem Amerikaner durch zahllose Bilder vertraut geworden. Man kann sagen, daß die ganze zivilisierte Welt es kennt und liebt. Zu dieser Zeit war es noch bartlos und sah sogar noch hagerer, eingefallener und gramvoller aus als später, da es vom Bart umrahmt war.

Er trug auf seinem Kopfe einen etwas zerknitterten Zylinderhut. Sein langer, sehniger Hals ragte aus einem Hemdkragen empor, der über eine schmale, schwarze Halsbinde zurückgeklappt war. Seine hagere, ungeschlachte Gestalt war von einem schwarzen, schon etwas schäbigen Frack bekleidet, mit Ärmeln, die länger hätten sein sollen. Seine schwarzen Beinkleider gestatteten den vollen Anblick seiner großen Füße. Auf seinem linken Arm trug er ein graues Plaid, welches augenscheinlich bei frostigem Wetter als Überzieher diente. Seine linke Hand hielt einen baumwollenen Regenschirm mit bauschigen Auswüchsen und auch eine Handtasche, welche die Spuren langen Gebrauchs zeigte. Seine Rechte hatte er freigehalten zum Händeschütteln, das nicht aufhörte, bis jeder in dem Waggon befriedigt zu sein schien. Ich war in Washington und im Westen Männern im öffentlichen Leben begegnet, deren Äußeres ungeschliffen war, doch keinem, dessen Erscheinung ganz so ungeschickt, um nicht zu sagen grotesk war, wie Lincolns. Er begrüßte mich wie einen alten Bekannten, mit einer zwanglosen Herzlichkeit, da man ihm mitgeteilt hatte, daß ich an der Kampagne teilnehme, und wir setzten uns nebeneinander. Mit einer Stimme von hoher Ton-

lage, aber von angenehmer Klangfarbe fing er an, mit mir zu sprechen, und erzählte mir viel von den Streitpunkten, die er und Douglas in ihren Debatten bei verschiedenen Versammlungen erörtert hatten, und die er in Quincy am nächsten Tage zu diskutieren gedenke. Als er mich, den Anfänger in der Politik, dann mit vollkommener Unbefangenheit befragte, was ich über dieses und jenes dächte, hätte ich mich durch sein Vertrauen sehr geehrt fühlen können, wenn mir sein Wesen erlaubt hätte, ihn als großen Mann zu betrachten. Aber er sprach in so einfacher, vertraulicher Weise, und sein Auftreten und seine schlichte Ausdrucksweise waren so gänzlich frei von jedem Schein anspruchsvollen Selbstbewußtseins, daß mir bald zumute war, als habe ich ihn mein ganzes Leben gekannt und als wären wir schon lange gute Freunde gewesen. Er würzte seine Unterhaltung mit allerhand drolligen Geschichten, alle mit einer witzigen Pointe, welche sich auf unseren Gesprächsgegenstand bezog, und nicht selten wurde das Argument dadurch so abgeschlossen, daß nichts mehr zu sagen übrig blieb. Er schien seine eigenen Scherze auf kindliche Weise zu genießen, denn seine gewöhnlich so traurig blickenden Augen blitzten dann mit einem lustigen Aufleuchten; er selbst führte das Gelächter an, und sein Lachen war so echt, herzlich und ansteckend, daß alles darin einstimmen mußte.

Als wir in Quincy ankamen, fanden wir, daß eine große Anzahl seiner Freunde versammelt war, um ihn zu erwarten, und es gab wieder viel Händeschütteln und herzliche Begrüßungen. Dann zwangen sie ihn, sehr gegen seinen Wunsch, einen Wagen zu besteigen, denn er wäre lieber zu Fuß nach dem Hause eines alten Freundes gegangen, wo er sein Abendessen und seine Nachtruhe finden sollte. Die Nacht war allerdings auf den Straßen keineswegs ruhig. Das Blasen von Blechinstrumenten und das Geschrei der enthusiastischen und nicht immer ganz nüchternen Demokraten und Republikaner, die beide ihren Bannerträgern mit Jauchzen und Hurrarufen zujubelten, dauerte bis in die frühen Morgenstunden hinein.

Am nächsten Morgen fingen die Landleute an, zu der großen Versammlung in die Stadt hereinzuströmen, viele einzeln, zu Fuß oder zu Pferde; manche auch in kleinen Gesellschaften von Männern

und Frauen, einige sogar mit ihren Kindern in leichten Wagen oder im schweren Farmgefährt; andere wieder marschierten in feierlicher Prozession von auswärts liegenden Städtchen oder Bezirken herein, mit Fahnen und Trommeln; oft zogen ihnen weißgekleidete Jungfrauen voraus, mit dreifarbigen Schärpen geschmückt; diese sollten die Göttin der Freiheit und die verschiedenen Staaten der Union darstellen, und ihre Schönheit wurde von allen pflichtschuldigst bewundert — nicht zum wenigsten vielleicht von ihnen selbst. Im allgemeinen war der demokratische Aufwand viel prächtiger und großartiger als der republikanische und man erzählte sich, daß Douglas für solche Dinge viel Geld zur Verfügung stehe. Er selbst reiste, nach damaligen Begriffen, im „großen Stil", mit einem Sekretär und Bedienung und einer zahlreichen Gefolgschaft ziemlich lauter Begleiter, in einem Sonderzug mit eigens für die Gelegenheit dekorierten Eisenbahnwagen von Ort zu Ort. Das alles bildete einen starken Gegensatz zu Lincolns äußerst bescheidener Einfachheit. Das Hurrarufen, Geschrei und Drängen auf den Straßen von Quincy nahm an dem Tage kein Ende. Aber trotz der von dem politischen Kampf entfachten Aufregung blieb die Menge sehr gutmütig, und die gelegentlichen Spottreden, die von einer Seite zur andern flogen, erregten durchgehend nur Gelächter. Die große Debatte fand nachmittags auf einem freien Platze statt, wo ein großes hölzernes Podium für die Veranstalter, für die Redner und andere bevorzugte Personen errichtet worden war. Mir wurde auch ein Sitz auf dem Podium angewiesen. Auf dem Platze vor uns hatten sich Tausende von Menschen versammelt; Republikaner und Demokraten standen friedlich nebeneinander, dann und wann gutmütige Neckereien miteinander austauschend.

Als die beiden Führer eintrafen, wurden sie von ihren Anhängern mit lautem Jubelgeschrei begrüßt. Der Vorsitzende, auf den sich beide Parteien geeinigt hatten, rief die Versammlung zur Ordnung und kündigte das Programm für die Verhandlungen an. Lincoln sollte mit einer Rede von einer Stunde die Tagesordnung eröffnen, darauf Senator Douglas mit einer Rede von anderthalb Stunden folgen, und Lincoln wiederum mit einer Ansprache von einer halben Stunde die

Verhandlungen schließen. Der erste Teil von Lincolns Eröffnungsrede war der Widerlegung einiger Behauptungen gewidmet, die Douglas bei vorhergehenden Versammlungen aufgestellt hatte. Diese Widerlegung mag zur Richtigstellung der streitigen Punkte erforderlich gewesen sein, doch sie machte mir keinen besonderen Eindruck, weder was den Inhalt noch was die Form betraf. Lincoln besaß keine von den äußeren Vorzügen, welche bei einem Redner für wünschenswert, ja fast für notwendig gehalten werden. Seine Stimme war nicht melodisch, sie war vielmehr hoch und geneigt, in Augenblicken der Erregung in einen scharfen Diskant umzuschlagen; aber sie wirkte dennoch nicht unangenehm. Ihr Klang war außerordentlich durchdringend und weitreichend. Das Verhalten des Publikums überzeugte mich, daß jedes seiner Worte bis an den äußersten Rand der ungeheuren Menschenversammlung verstanden wurde. Seine Gesten waren ungeschickt. Er schwang seine langen Arme zuweilen auf sehr ungraziöse Weise hin und her. Dann und wann, wenn er etwas besonders emphatisch herausheben wollte, bog er seine Knie und seinen Körper mit einem plötzlichen Ruck nach unten, um dann wieder mit einer Heftigkeit in die Höhe zu schnellen, die ihn auf die Fußspitzen hob und viel größer erscheinen ließ, als er wirklich war. Diese Art und Weise, seine Reden zu beleben, war um jene Zeit im Westen nicht ungewöhnlich und ist vielleicht jetzt dort noch gebräuchlich; es gelang ihm aber später, sie ganz zu vermeiden.

Ein Ton ernster Wahrhaftigkeit, erhabener, edler Gesinnung und wohlwollenden Verständnisses trug bei allem was er sagte, unendlich viel zur Kraft seiner Beweisführung bei, und wenn er im Laufe seiner Rede die moralische Seite der Frage berührte, wirkte er gewaltig und eindrucksvoll. Sogar wenn er seinen Gegner mit schneidender Satire und scharfer Rüge angriff, welche bei andern Rednern bitter und grausam geklungen hätte, lag in seiner Ausdrucksweise etwas, das seinen Zuhörern das Gefühl aufdrängte, als kämen diese Schwerthiebe aus einem widerstrebenden Herzen und als wäre es ihm lieber gewesen, hätte er seine Feinde wie Freunde behandeln können.

Als Lincoln sich unter dem enthusiastischen Applaus seiner Anhänger gesetzt hatte, fragte ich mich mit einiger Bestürzung: „Was

wird Douglas jetzt sagen?" Lincolns Rede war mir sehr klar, logisch, überredend, sogar überzeugend und sympathisch erschienen, doch nicht überwältigend. Douglas, dachte ich, würde vielleicht nicht fähig sein, sie zu widerlegen, doch, mit der schlauen Sophistik, die ihm zu Gebote stand, werde es ihm vielleicht gelingen, die Wirkung zu entkräften durch einen starken Appell an die Vorurteile seiner Zuhörer. Man konnte sich keinen auffallenderen Gegensatz vorstellen, als den zwischen diesen beiden Männern, wie sie so nebeneinander auf dem Podium standen. Neben Lincolns großer, hagerer, unschöner Figur stand Douglas fast wie ein Zwerg, sehr klein von Gestalt, aber breit in den Schultern und in der Brust, mit einem massiven Kopf auf einem kräftigen Nacken, wie die Verkörperung der Gewalt, der Streitlust und der Zähigkeit. Ich habe sein Bild gezeichnet, als ich meine ersten Eindrücke der Stadt Washington beschrieb und ich befürchte, es war kein schmeichelhaftes. Auf dieser Bühne in Quincy sah er geschniegelt und wohlgepflegt aus in seinem feinen, gut passenden schwarzen Anzug und seiner blendenden Wäsche. Sein Gesicht war jedoch ein wenig aufgedunsen, und man erzähte sich, daß er ziemlich scharf mit einigen seiner Kumpane getrunken hätte, auf der Reise, oder seit seiner Ankunft. Die tiefe, horizontale Furche zwischen seinen scharfen Augen war außergewöhnlich finster und mürrisch. Während er der Rede Lincolns zuhörte, huschte dann und wann ein verächtliches Lächeln über seine Lippen, und als er sich erhob, der zähe parlamentarische Gladiator, schüttelte er seine Mähne mit einer Gebärde anmaßender Überlegenheit, drohender Herausforderung, als wollte er sagen: „Wie kann einer wagen, sich gegen mich zu erheben?" Als ich ihn so ansah, verabscheute ich ihn gründlich, doch mein Abscheu war nicht frei von sorgenvoller Furcht, was nun kommen werde. Seine Stimme, von Natur ein starker Bariton, hatte einen heiseren, rauhen, zuweilen fast bellenden Klang. Sein Ton war gleich von Anfang an im äußersten Grade gereizt, diktatorisch und unverschämt. In einem seiner ersten Sätze klagte er Lincoln „niedriger Verdächtigungen" an und fuhr dann in derselben Art fort, mit einem zornigen Stirnrunzeln, mit trotzigem Kopfschütteln seine Fäuste zu ballen und mit den Füßen zu stampfen. Keine Sprache schien ihm

zu ehrenrührig zu sein, und sogar harmlose Dinge stieß er auf solche Weise hervor, daß sie klangen, als sei eine Beleidigung beabsichtigt. So weckte er gelegentlich statt Applaus vonseinen Freunden nur Kundgebungen der Mißbilligung bei der Opposition. Seine Sätze waren jedoch gut gefügt, er brachte seine Pointen mit starkem Nachdruck heraus; seine Beweisführung war scheinbar klar und plausibel; seine Sophismen sehr geschickt eingeflochten, um den Gegenstand in die gewünschte Wolke von Dunkelheit zu hüllen und so den unbefangenen Sinn zu bestricken. Er appellierte auf gewissenlose, unverantwortliche, doch schlau gezielte Weise an die schlimmsten Vorurteile, und seine schmähende Art des Angriffs wirkte besonders aufreizend auf die beleidigte Partei. Im ganzen waren seine Freunde sehr zufrieden mit seiner Leistung und belohnten ihn mit geräuschvollen Hochrufen.

Dann kam aber Lincolns Schlußrede von einer halben Stunde, welche die ganze Stimmung zu verändern schien. Er beantwortete Douglas' Argumente und Angriffe mit so raschen, so geschickten und durchdringenden Hieben, mit so humoristischen, so schlagfertigen Entgegnungen und mit so witzigen Bildern und er bewahrte dabei so ganz seine gute Laune, daß sich die Versammlung immer wieder zu Ausbrüchen ihrer Freude hinreißen ließ und sogar die Gegner mitgezogen wurden, während das Grollen auf Douglas' Gesicht finsterer und finsterer wurde.

Diejenigen, welche jetzt zum historischen Studium den gedruckten Bericht jener Rede lesen, mit ihren zugespitzten Anspielungen auf Personen, die zu jener Zeit vor der Öffentlichkeit standen, werden kaum die Wirkung schätzen, die sie damals hervorbrachte. Das ist jedoch das Schicksal noch weit berühmterer oratorischer Leistungen, denen nie im kalten Druck Gerechtigkeit widerfahren kann.

Damals hatte Abraham Lincoln sich allerdings noch nicht zu der wunderbaren Höhe der Empfindung aufgeschwungen, er hatte noch nicht die großartige Schönheit des Ausdrucks erreicht, welche die ganze Welt einige Jahre später in seiner Gettysburg-Rede und in noch höherem Maße in seiner zweiten Inaugurationsrede zur Bewunderung hinriß. Es leuchtete jedoch in seinen Debatten mit Douglas, die in ihre

Form wenigstens zum großen Teil aus dem Stegreif gehalten wurden, gelegentlich ein Blitz derselben erhabenen moralischen Eingebung hervor, und alles, was er sagte, kam mit der sympathischen Überredungskraft einer so durch und durch ehrlichen Natur zum Ausdruck, daß dem Zuhörer oft zumute war, als wenn der Redner ihm gerade ins Auge blicke und zu ihm sage: „Mein Freund, was ich dir sage, ist meine ernsthafte Überzeugung, und ich habe keinen Zweifel, daß du im Grunde des Herzens ebenso denkst wie ich."

Als die Debatte in Quincy vorüber war, die beiden Führer stürmisch von ihren Parteigängern angejubelt wurden, löste sich die Versammlung friedlich auf, mehrere Musikbanden fingen gleichzeitig an zu spielen, so daß die Luft von Mißtönen erfüllt war, und die Landbewohner setzten sich mit ihren Fahnen und ihren weißgekleideten Jungfrauen wieder in Bewegung, um nach Hause zurückzukehren. Jede Partei war, wie gewöhnlich in solchen Fällen, fest überzeugt, daß das Ergebnis des Tages zu ihren Gunsten ausgefallen sei. Ich verabschiedete mich von Lincoln und sollte ihn erst zwanzig Monate später bei einer noch denkwürdigeren Gelegenheit wiedersehen. Das Resultat der Wahlen in Illinois war für Lincolns Kandidatur zum Senator ungünstig. Douglas erhielt allerdings keine Majorität der Volksabstimmung, doch gewann er infolge der Verteilung der legislativen Bezirke eine Majorität in der neuen Legislatur. Seine Rückkehr in den Senat war somit gesichert. Lincoln blieb jedoch in einem andern Sinne der wirkliche Sieger. Sein scharfer politischer Blick und seine mutige Führerschaft hatten der Antisklavereipartei einen Vorschub geleistet, der ihren Triumph in der Präsidentschaftswahl beinahe sicherstellte. In der berühmten Freeport-Debatte — bei einer Gelegenheit, die so allgemeine Aufmerksamkeit erregte, daß jedes Wort vom ganzen Volk gehört werden mußte — hatte er Douglas eine autoritative Erklärung abgezwungen, welche einen Riß in seiner Partei unvermeidlich machte. Diese Erklärung besagte, daß, wenn auch das Oberbundesgericht in der Dred-Scott-Entscheidung dem Sklavenhalter das verfassungsmäßige Recht zuerkannt hätte, Sklaven in einem Territorium der Vereinigten Staaten zu halten, die Bevölkerung des Territoriums doch die gesetz-

liche Macht besäße, dieses Recht zu annullieren, indem es der Sklaverei den nötigen Polizeischutz versagte. Mit andern Worten: die Territorien könnten in Wirklichkeit die Sklaverei durch „unfreundliche Gesetzgebung" ausschließen. Das war nun allerdings ein Taschenspielerkunststück, das die Sklavereifanatiker, welche das streitsüchtige Element der demokratischen Partei im Süden bildeten, nicht nur niemals annehmen, sondern auch niemals verzeihen würden. Mit unerbittlicher Logik zogen sie die Schlußfolgerung, daß, wenn die Verfassung das Recht gäbe, Sklaven als Eigentum in den Territorien der Vereinigten Staaten zu halten, die territorialen Legislaturen verpflichtet seien, sich nicht nur aller Beschlüsse zu enthalten, welche die praktische Ausübung dieses Rechts unwirksam machen könnten, sondern auch die nötigen Gesetze zu schaffen, die den Sklavenhalter in der vollen Ausübung dieses Rechts schützten. Wer sich weigern würde, diese Lehre zu unterschreiben, sei in ihren Augen ein Feind des Südens, und solchen Mann zum Präsidenten zu machen, daran sei nicht zu denken. So war Douglas' Schicksal als Präsidentschaftskandidat besiegelt. Da er diese Doktrin nicht annehmen konnte, ohne sich gänzlich im Norden zugrunde zu richten, und daher gezwungen war, sich energisch ihr zu widersetzen, so war damit auch das Schicksal der demokratischen Partei besiegelt.

Lincoln hatte dieses deutlich vorausgesehen, und als am Abend vor der Freeport-Versammlung die republikanischen Parteileiter versucht hatten, ihm auszureden, Douglas zu dieser entscheidenden Erklärung zu zwingen, weil Douglas durch eine plausible Antwort die Wahl in Illinois und damit die Senatswürde erringen könne, antwortete Lincoln, „er habe edleres Wild auf dem Korn als die Senatorstelle; denn Douglas werde, wenn er jene Antwort gebe, niemals Präsident werden können, und die Schlacht von 1860 wiege mehr als hundert dieser kleinen Kämpfe auf". Die Sicherheit seines Blickes und die beherzte Festigkeit seiner Haltung in dieser Krisis bewiesen, daß Lincoln nicht der Mann war, der sich von den Meinungen anderer leiten ließ, daß er kein bloßer Anwalt und Aufwiegler war, sondern ein wirklicher Führer — ein Führer im wahrsten Sinne des Wortes. Hierüber werde ich später noch mehr zu sagen haben.

Mir hatte der demokratische Charakter des Schauspiels, dessen Zeuge ich in Illinois gewesen war, einen tiefen Eindruck gemacht. Im ganzen hatte es meinen Glauben an die Kraft demokratischer Grundsätze bestärkt, wenn mir auch einige der Gefahren, die mit ihrer praktischen Ausübung zusammenhängen, fühlbarer geworden waren. Hier waren zwei Männer, von denen weder der eine noch der andere die Vorzüge einer höheren Erziehung oder Ausbildung genossen hatte. Lincoln entstammte so armseligen häuslichen Verhältnissen, daß eine wahrheitsgetreue Beschreibung unseren Glauben schwer auf die Probe stellt, Verhältnissen, die gewöhnlich den Geist abstumpfen und die Entwicklung alles feineren moralischen Gefühls hindern. Keiner von diesen beiden Männern hatte eine regelmäßige Schulbildung genossen, die auf irgendwelche Weise dazu geeignet war, ihn für die Laufbahn eines Staatsmannes vorzubereiten. Keiner von beiden war im geringsten Maße vom Schicksal begünstigt worden. Keinem von beiden standen, während er sich aus niedrigem Stande emporarbeitete, irgendwelche andere Hilfsmittel zu Gebote, als seine angeborenen Fähigkeiten und sein Verstand. Hier sah man sie nun, in so hoher Stellung vor dem ganzen Volke, daß ihr Ehrgeiz, ohne sich selbst zu überschätzen, sich die höchsten Ehren der Republik zum Ziele stecken durfte. Douglas war von Stufe zu Stufe durch schnelles und regelmäßiges politisches Vorrücken zur Stellung eines Bundessenators gelangt und hatte durch seinen Verkehr mit der großen Welt wenigstens den äußeren Schliff, wenn auch nicht die echte Vornehmheit der „guten Gesellschaft" angenommen. Sein Emporkommen war vielleicht nicht immer durch ganz lautere Mittel, aber doch hauptsächlich durch die Kraft seines Verstandes und seiner Energie bewerkstelligt worden. Lincoln war in seiner äußeren Laufbahn nicht ganz so erfolgreich gewesen, aber er hatte durch die Macht seines Geistes und die Vorzüge seines Charakters einen außergewöhnlichen Einfluß über die Gemüter einer großen Anzahl von Menschen gewonnen Die äußerliche ländliche Einfachheit seiner früheren Jugend war bei alledem an ihm haften und in gewissem Sinne ein Teil seines Wesens geblieben.

Jeder von diesen Männern war ein echtes Kind des Volkes, Jeder hatte sich seine ungewöhnlich hohe Stellung errungen, weil er sie auf seine Art, durch seine eigene Anstrengung verdiente. Und nun kämpften die beiden um die Herrschaft, indem sie die Intelligenz und den Patriotismus des Volkes anriefen. Der eine vielleicht hauptsächlich mit den Künsten des Demagogen, wodurch er versuchte, den Verstand des Volkes zu umnebeln, da er ihn nicht zu seinem Vorteil ehrlich aufklären konnte; der andere hingegen durch offenes Aussprechen der Wahrheit und ernsthafte Gewissensfragen, aber beide, indem sie sich an den Volksgeist wandten, dessen Urteil, gesetzlich ausgedrückt, von beiden als die einzig rechtmäßige Quelle der Macht anerkannt wurde.

Was mich in meiner bewundernden, ehrerbietigen Betrachtung dieses Schauspiels etwas beunruhigte, war nicht so sehr der Gedanke, daß in diesen Bestrebungen, die öffentliche Meinung zu gestalten, die Künste des Demagogen und der Appell an die Vorurteile und die Selbstsucht sich unter Umständen als wirksamer erweisen konnten als die Stimme der Wahrheit und der Appell an das Gewissen, es war vielmehr die Beobachtung, daß bei vielen Menschen der bloße Parteigeist, der Einfluß parteilicher Kameradschaft, die Furcht vor der Kritik der Parteianhänger und vor der Parteityrannei jeden andern Einfluß und jede andere Rücksicht bei ihrem politischen Verhalten überwog. Ich schloß dies daraus, daß verschiedene Personen mir offenherzig anvertrauten, daß sie allerdings nicht leugnen könnten, daß Lincoln und viele seiner Parteigenossen in manchen Dingen recht haben möchten, daß sie aber der demokratischen Partei angehörten und sich verpflichtet fühlten, ihr zu folgen. Wenn sie gegen ihre Partei stimmten, würden sie sich der Gefahr aussetzen, mit ihren Nachbarn in Streitigkeiten zu geraten, die ihnen gesellschaftlich oder geschäftlich schaden könnten. Ich hörte dasselbe so oft, daß es mich als ein Zeichen größter Gefahr für unser politisches Leben beängstigte. Daß ein gewissenhafter Bürger willens sei, der Parteizugehörigkeit eine abweichende Meinung in unbedeutenden Dingen zu opfern, konnte ich verstehen. Daß aber bei einer so wesentlichen Frage, bei der es sich um Sklaverei oder Eman-

zipation handelte, einer Frage, die so bedeutungsvoll die Zukunft der Republik berührte, ein freier Mann sein Ohr der Stimme der Vernunft verschließen und die besten Regungen seiner moralischen Natur unterdrücken könne, begriff ich nicht. Es schien mir ungeheuerlich, schrecklich, ja, beinahe verbrecherisch, daß der Gehorsam gegen die Parteiparole oder die Furcht vor dem Unwillen der Partei das Gefühl für die feierliche Pflicht ersticken könnte, die jedem freien Mann oblag, die Pflicht, durch seine Stimme zur Entscheidung des gemeinsamen Geschicks beizutragen. Ich widmete daher einen Teil fast jeder meiner Reden einer kräftigen Verurteilung dieser Parteisklaverei und einer ernsten Ermahnung an meine Zuhörer, daß sie sich ihre eigene politische Meinung bilden und dann mit mutiger Selbständigkeit nach dieser gewissenhaft gebildeten, ehrlichen Überzeugung handeln sollten.

Was ich damals zuerst ausdrückte, ist mir in meinem politischen Verhalten, während meines langen Lebens stets eine Richtschnur geblieben. Spätere Erfahrungen haben sogar die Überzeugung in mir bestärkt, daß der Despotismus der Parteiorganisation eine der größten und tückischsten Gefahren ist, welche die Lebensfähigkeit freier Institutionen bedrohen. Hierüber werde ich in Verbindung mit späteren Ereignissen mehr zu sagen haben.

Fünftes Kapitel.

Als die Wahlfeldzüge von 1858 vorüber waren, glaubte ich, es sei hohe Zeit, mich dauernd dem Beruf hinzugeben, für den ich mich vorbereitet hatte. Ich beantragte meine Zulassung als Rechtsanwalt im Circuit Court in Jefferson County, Wisconsin, und mein Antrag wurde ohne weiteres genehmigt. Das Verfahren war sogar im äußersten Grade einfach. Es bestand in der Überreichung meines Gesuches durch einen Advokaten von Watertown, einem Lächeln und Kopfnicken des Richters, einem Händeschütteln, der Unterschreibung eines Papieres und schließlich in einem mäßigen Trunk und einem heiteren Austausch von juristischen Witzen im nahegelegenen Dorfwirtshaus. Ich hatte das Glück mit Mr. Halbert E. Paine, einem jungen Advokaten, der in Milwaukee praktizierte, eine Geschäftsverbindung eingehen zu können. Er war einer der vortrefflichsten Charaktere, die ich je kennen gelernt habe, ein Gentleman im besten Sinne des Wortes und ein Patriot, der jeden Opfers fähig war.

Ich habe oftmals bedauert, nicht der Verlockung öffentlicher Tätigkeit widerstanden zu haben, denn sie unterbrach immer wieder den Versuch, mich meiner juristischen Praxis hinzugeben. Aber es kann vielleicht als Entschuldigung gelten, daß jedesmal, wenn ein öffentlicher Ruf an mich erging, mein Freund und Associé, Mr. Paine, mich in der Großmut seines Herzens stets wieder ermutigte, dem Rufe zu folgen. Da nun solche Aufforderungen sehr schnell nacheinander kamen, war das Resultat, daß ich beständig in öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt war und nie

für persönliche Arbeiten, die einer regelmäßigen Zeiteinteilung bedurften, Muße fand. Die wichtigste dieser Aufforderungen rief mich nach dem Osten.

Als nämlich die Antisklavereibewegung die alte Whigpartei und die alte demokratische Partei schnell zersetzte, kam das nativistisch „amerikanische" Gefühl zu einer seiner periodischen Aufwallungen. Ursprünglich richtete es sich, wenigstens größtenteils, gegen den katholischen Einfluß, gegen den „Romanismus", wie man damals gern sagte; aber es verlangte allgemein die Einschränkung der politischen Rechte aller fremdgeborenen Elemente, ohne Unterschied der Herkunft und des Glaubens. Eine geheime Gesellschaft, die „Know-Nothings" genannt, wurde gebildet, mit dem ganzen Apparat von Zeremoniell und Eiden, Gelübden und Losungsworten ausgestattet, welche einen so eigenen Reiz auf schwache Gemüter oder empfängliche Phantasie ausüben, und verbreitete sich schnell über die nördlichen Staaten. Einige ernste Sklavereigegner begünstigten die Bewegung in der Annahme, sie könne dazu beitragen, die alten politischen Organisationen, besonders die Whig-Partei, aufzulösen und somit es den von ihren alten Parteiverbindungen losgetrennten Bürgern erleichtern, in die neue republikanische Partei einzutreten. Als jedoch die Know-Nothing-Organisation stark genug wurde, um die Wahlen in Staaten, wie New York und Massachusetts, zu beherrschen, und als der durch sie erweckte engherzige, intolerante Geist in den größeren Städten zu brutalen Exzessen führte (Banden von Raufbolden begingen an friedlichen Ausländern blutige Gewalttätigkeiten), da wurden die Sklavereigegner, die es für „gute Politik" gehalten hatten, das nativistische Zersetzungsmittel zu begünstigen, doch gründlich über ihr eigenes Werk erschreckt. Augenscheinlich hatte es zur Folge, die ausländischen Wähler zu ihrem eignen Schutze in die Arme der demokratischen Partei zu treiben.

In Massachusetts, wo die sogenannte „amerikanische" Bewegung die ganze Staatsregierung beherrschte, hatte die Legislatur beschlossen, dem Volke zur Abstimmung ein Amendement zur Staatsverfassung zu unterbreiten, daß Fremdgeborenen erst zwei Jahre,

nachdem sie Bürger der Vereinigten Staaten geworden waren, das Stimmrecht verliehen werden sollte. Dieses berühmte „Zwei-Jahr-Amendement" brachte seinerzeit große Aufregung unter der fremdgeborenen Bevölkerung hervor und wurde den Eingewanderten von demokratischen Zeitungen und Parteirednern mit Eifer als warnendes Vorzeichen des Schicksals vorgehalten, welches ihnen drohte, wenn die Republikaner ans Ruder kommen sollten. Diese Warnung mußte um so mehr Eindruck machen, als der Staat Massachusetts immer die Hochschule der Antisklavereibewegung gewesen war.

Unter den republikanischen Parteihäuptern, die über diesen Zustand der Dinge besonders beunruhigt waren, zeichnete sich Henry Wilson, einer der Bundessenatoren von Massachusetts, aus. Ich lernte ihn später kennen und fand, daß er im eigentlichen Sinne des Wortes ein „Mann des Volkes" war. Ohne die Vorteile einer höheren Ausbildung genossen zu haben — seine frühere Verbindung mit dem Schuhgeschäft in Natick hatte ihm den Spitznamen „der Schuster von Natick" eingebracht — hatte er sich zu einer einflußreichen Stellung in der Politik emporgearbeitet. Er hatte sich das Vertrauen der Antisklavereimänner durch seine aufrichtige und tätige Hingabe an die gute Sache erworben. Seine Beredsamkeit schwang sich zu keiner großen Höhe auf, sie wirkte aber ergreifend durch die ungekünstelte Kraft, mit welcher sie seiner Überzeugung Ausdruck gab. Er genoß verdientermaßen den Ruf eines durchaus ehrlichen und wohlmeinenden Mannes. In seinem ganzen Wesen und sogar in der Art und Weise, wie er die Politik betrieb, lag etwas Kindliches, obgleich er sich selbst für einen geschickten Politiker gehalten haben mag, der er bis zu gewissem Grade auch war. Jedenfalls war er für seine Sache geschäftig und wachsam. Die Begeisterung für die Sklavenbefreiung erfüllte seine ganze Seele. Andere politische Fragen, die außerhalb dieser Sache lagen, interessierten ihn wenig. Jedermann hatte ihn gerne und wurde von der sympathischen Wärme seiner Natur angezogen; jedermann traute der Reinheit seiner Beweggründe, wenn auch nicht immer seinem Takt. Es verbreitete sich das Gerücht, daß er, im Glauben, der Antisklavereisache durch

Begünstigung der nativistischen Bewegung nützen zu können, heimlich einer Know-Nothing-Loge beigetreten sei. Ob dies Gerücht begründet war, weiß ich nicht. Es wird ihm wahrscheinlich gleichgültig gewesen sein, ob fremdgeborene Bürger zwei Jahre früher oder später stimmen durften, vorausgesetzt, daß sie ihre Stimmen gegen die Sklaverei abgaben. Jedenfalls trat er, sobald die nativistische Bewegung die Sache der Antisklaverei bedrohte, dagegen auf und suchte ängstlich nach einem Ausweg, um das „Zwei-Jahr-Amendement“ in Massachusetts zu vereiteln.

Senator Wilson beriet sich mit Edward L. Pierce, der viele Jahre später eine bedeutende Biographie von Charles Sumner schrieb und mir ein warmer und lieber Freund wurde, und die beiden Männer kamen überein, mich nach Massachusetts einzuladen, um ihnen in ihrem Kampfe gegen den Nativismus behilflich zu sein. Die vorgebliche Veranlassung meines Besuchs war ein öffentliches Bankett zur Feier des Geburtstags von Thomas Jefferson, dessen staatsrechtliche Prinzipien in dem jüngsten Kampf gegen das Gesetz über entflohene Sklaven wieder aufgelebt waren. Der wirkliche Zweck des Festes bestand jedoch darin, hervorragende Antisklavereimänner zu einer öffentlichen Kundgebung gegen die gefährliche nativistische Strömung zusammenzubringen. Hiervon wurde ich zu gehöriger Zeit in Kenntnis gesetzt. Sobald die Einladung eintraf, bestand mein Associé Mr. Paine darauf, daß ich sie annehmen müsse, da dies viel wichtiger sei als alle juristischen Geschäfte. So reiste ich also nach Boston.

Das Bankett, welches im Parker House stattfand, war eine denkwürdige Begebenheit. Unter den hervorragendsten Teilnehmern befanden sich John A. Andrew, der spätere so berühmte Kriegsgouverneur von Massachusetts, Senator Henry Wilson, Gouverneur Boutwell, Frank Bird, Edward L. Pierce, sein Bruder Henry L. Pierce, Samuel Bowles, der glänzende Redakteur des Springfield Republican, und mehrere andere Anführer in der Antisklavereibewegung. Die Redner überboten einander in der Verurteilung des Gesetzes über entflohene Sklaven, als eines der ruchlosesten Eingriffe in die Rechte und Freiheiten des amerikanischen

Bürgers. Nachdrückliche Angriffe auf die engherzige Gesinnung der Nativisten, wie sie sich in der Know-Nothing-Organisation verkörpert hatte, blieben nicht aus. Bei alledem wurde Thomas Jefferson, der Verfasser der Unabhängigkeitserklärung, der Gründer der demokratischen Partei, von den republikanischen Antisklavereimännern gefeiert und als der große Schutzpatron der Grundprinzipien unserer Republik heilig gesprochen. In mehreren Zeitungen, welche die Know-Nothing-Bewegung in Schutz nahmen, wurde ich einige Tage später angegriffen als ein Eindringling, der nach Massachusetts gekommen sei, um sich in die Politik des Staates einzumischen. Das trug jedoch nur dazu bei, die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, die sich sonst wahrscheinlich kaum auf mich gerichtet hätte.

Am 18. April 1859, kurz nach dem Jefferson-Bankett, wurde mir zu Ehren von einigen der Teilnehmer ein öffentlicher Empfang in Faneuil Hall veranstaltet. Senator Wilson präsidierte. Der altertümliche Saal war von einem typischen Bostoner Publikum angefüllt. Hier sollte ich nun meinen Streich führen gegen den Nativismus und die Politik schlauer Kniffe und kleinlicher Berechnung. Allem Anschein nach war meine Rede von guter Wirkung. Ich sprach mit großem Feuer und betonte hauptsächlich den Gedanken, der während meiner ganzen öffentlichen Laufbahn in Amerika mein Leitmotiv gewesen ist: die wichtige Stellung, die diese Republik in dem Fortschritt der Menschheit zu demokratischen Regierungsformen einnimmt, und die daraus erwachsende große Verantwortung des amerikanischen Volks der ganzen zivilisierten Welt gegenüber. Es mag unwahrscheinlich und fast lächerlich anmaßend klingen, daß fremdgeborene amerikanische Bürger feuriger, aufrichtiger in ihrem amerikanischen Patriotismus sein können, als viele Eingeborene es sind, und doch haben meine Erfahrungen mir das bestätigt. Es ist sogar ganz natürlich bei solchen Ausländern der Fall, die, ehe sie nach Amerika kamen, sich bereits in der alten Welt an den Kämpfen für freie Regierung beteiligten oder wenigstens ein tiefgehendes Interesse an solchen Fragen genommen hatten. Sie waren Zeugen der schrecklichen Kämpfe gewesen, die es kostete, die Hindernisse in Gestalt althergebrachter Satzungen, Gebräuche, traditioneller Vorur-

teile oder Gedanken- und Gefühlsrichtungen zu überwinden. In diesem neuen Lande sehen sie nun ein freies Feld für die ungehinderte Entwicklung wirklich demokratischer Einrichtungen; für die Entwicklung alles Guten und Großen, und sie sind von der glühenden Hoffnung beseelt, daß hier der große Beweis für die Befähigung des Menschen zur Selbstregierung geliefert werde, ein Beweis, der die ganze nach Freiheit und Glück strebende Menschheit ermutigen und inspirieren soll. Solche fremdgeborene Amerikaner wachen mit einer besonders ängstlichen Sorge über jedem Ereignis, das die Geschicke und den Charakter der Republik beeinflussen könnte, mit triumphierendem Jubel für jeden Erfolg unserer demokratischen Institutionen und mit tiefstem Schmerz für jedes Mißlingen, denn immer ist ihnen die Stellung dieses Landes vor der Welt gegenwärtig. In meiner Rede in Faneuil Hall über den „wahren Amerikanismus" ließ ich meinem überströmenden amerikanischen Enthusiasmus die Zügel schießen. Wieder fühle ich, während ich diese Erinnerungen niederschreibe und den Bericht der Worte überlese, die ich damals sprach, was mich zu jener Zeit so tief bewegte. Man wird mir also hoffentlich verzeihen, wenn ich hier einige der Sätze zitiere, in welchen ich die Grundidee aussprach. Sie sind vielleicht in eine etwas blumenreiche Sprache gekleidet — aber ich war damals noch jung und noch nicht genügend ernüchtert, um immer der Verlockung widerstehen zu können, wenn sich poetische Bilder in die Behandlung ernster Fragen einschleichen wollten. Ich fing folgendermaßen an:

„Vor einigen Tagen stand ich auf der Kuppel Ihres Rathauses und überblickte zum erstenmal Ihre ehrwürdige Stadt und das sie umgebende Land. Da begannen die Straßen, die Hügel, die Gewässer um mich her sich mit historischen Erinnerungen zu beleben — Erinnerungen, die der ganzen Menschheit teuer sind — und ein stolzes Gefühl regte sich in meinem Herzen, als ich mir sagte, auch ich bin ein amerikanischer Bürger! Dort lag Bunker Hill, dort Charlestown, Lexington und der Dorchester Hügel nicht weit davon — dort der Hafen, in welchen der britische Tee versenkt wurde, dort der Platz, wo der alte Freiheitsbaum stand; dort John Hancocks Haus, dort Benjamin Franklins Geburtsort, und nun stehe ich in

diesem ehrwürdigen Saale, dessen Wände so oft von den edelsten Worten widerhallten, die je ein amerikanisches Herz begeisterten, und ich erschrecke fast davor, das Echo meiner eigenen schwachen Stimme zu hören. Jeder Mann, der die Freiheit liebt, wo er auch zuerst das Licht der Welt erblickt haben mag, muß an diesem geweihten Ort dem Amerikanismus seinen Tribut weihen. Und hier, wo so viele glorreiche Erinnerungen auf mein Herz einstürmen, werde ich den meinen darbieten. Sie staunen, daß ich, in einem fremden Lande geboren, dem Amerikanismus meine Achtung zollen will? Ja, denn für mich schließt das Wort Amerikanismus, der wahre Amerikanismus, die edelsten Begriffe ein, die je ein menschliches Herz mit edelem Stolz erfüllten."

Ich beschrieb dann, wie sich, aus den ersten unreifen und unbestimmten Eindrücken, meine ideale Auffassung der amerikanischen Republik als Hoffnung und Führerin der freiheitsliebenden Menschheit entwickelt habe; wie alle Völker, die nach Freiheit strebten und in diesem Kampf von alten ererbten Satzungen und Auffassungen gehindert wären, sehnsüchtig nach diesem Lande blickten, um hier ihr Ideal verwirklicht zu sehen; wie es scheine, als sei diese neue Welt durch die Evolution der Geschichte für die Verwirklichung dieses Ideals wunderbar geeignet und auserwählt; wie durch das Zusammenströmen und Verschmelzen der kräftigsten Elemente aller zivilisierten Völker eine neue, jugendfrische Nation geschaffen werde; wie diese neue Nation ihre rechtmäßige selbständige Existenz behaupte und erhalte auf dem Grundprinzip der Unabhängigkeitserklärung, daß alle Menschen gleich und mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet seien, nämlich: Leben, Freiheit, und Streben nach Glück; wie dieses Grundprinzip die große historische Mission der amerikanischen Republik umfasse, auf welche die höchsten Hoffnungen der Menschheit gerichtet und für welche wir der Welt verantwortlich seien. Ich fuhr folgendermaßen fort:

„Dieses Grundprinzip enthält das Programm unserer politischen Existenz. Es ist das fortschrittlichste, weil es sogar die geringsten Mitglieder der menschlichen Familie aus ihrer Erniedrigung emporhebt und sie mit dem belebenden Bewußtsein gleichberech-

tigender, menschlicher Würde erfüllt; es ist das konservativste, weil es die persönlichen individuellen Rechte zur gemeinsamen Sache macht. Der Gleichheit der Rechte entspringt die Gleichheit unserer höchsten Interessen; man kann nicht die Rechte seines Nachbars verletzen, ohne gegen die eigenen einen gefährlichen Streich zu führen. Und wenn die Rechte des einen nicht verkürzt werden können, ohne daß alle anderen sie bereitwilligst verteidigen — denn sie schützen ihre eigenen Rechte, indem sie für die seinen einstehen — dann und nur dann sind die Rechte Aller sicher vor willkürlichen Eingriffen der Regierungsgewalt. Diese allgemeine Gleichheit der Interessen ist das einzige, das die Beständigkeit demokratischer Institutionen sichern kann. Gleichheit der Rechte, in allgemeiner Selbstregierung verkörpert, ist das große moralische Element wahrer Demokratie; sie ist das einzige zuverlässige Sicherheitsventil in der Maschinerie der modernen Gesellschaft. Darin besteht die unerschütterlichste Grundlage unseres Regierungssystems; das ist unsere Mission, das ist unsere Größe; hierin liegt unsere Sicherheit; hierin und sonst nirgends! Das ist der wahre Amerikanismus, und ihm zolle ich den Tribut meiner Hingebung!"

Ich legte sodann klar, welche unausbleiblichen Folgen ein Abweichen von diesem Prinzip in einer demokratischen Republik haben mußte, indem ich gleichzeitig die lokalen und zeitweiligen Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten zugab, die aus einer allgemeinen Anwendung desselben erwachsen könnten. Ich führte einige davon an und sagte weiter:

„Es sind gewiß viele Schwierigkeiten mit einer auf gleichen Rechten begründeten Organisation der Gesellschaft verbunden. Niemand bestreitet das. Eine große Anzahl der Einwanderer, die aus fremden Ländern zu Ihnen kommen, sind nicht so fähig an der Regierungsverwaltung teilzunehmen, wie der Mann, der so glücklich war, sich schon in der Wiege von der Milch der Freiheit zu nähren. Gewisse religiöse Sekten unterstützen auch vielleicht Prinzipien, die kaum mit den Lehrsätzen wahrer Demokratie in Einklang stehen. Es gibt auf diesem Kontinent einen Zusammenfluß ungleichartiger Elemente, einen Kampf widerstreitender Interessen

und ungezügelter Bestrebungen, und bei alledem verleiht unser demokratisches System den Unwissenden Rechte und den Unerfahrenen Macht. Und die Wogen der Leidenschaft werden gegen die Schiffswände schlagen, und der Sturm des Parteikrieges wird die Masten des Schiffes beugen, und die Kleinmütigen werden rufen: „Herr, Herr, wir vergehen!“ Aber der Genius wahrer Demokratie wird sich von seinem Schlummer aufraffen und den Winden gebieten und dem Toben der Gewässer und zu ihnen sagen: „Wo ist euer Glaube?“ Ja, wahrlich, wo ist der Glaube, der die Väter dieser Republik bewog, die Müden und Schwerbeladenen aller Nationen zum Genusse gleicher Rechte einzuladen? Wo ist das tiefe und großmütige Vertrauen in die Wirksamkeit wahrer demokratischer Institutionen geblieben? Hat die heutige Generation vergessen, daß die wahre Demokratie in sich selbst das Heilmittel birgt gegen alle Schwierigkeiten, die aus ihr entspringen?

Es ist ein alter Kniff der Vertreter des Despotismus, daß sie behaupten, die Leute, die nicht in der Selbstregierung erfahren sind, seien auch nicht zur Ausübung der Selbstregierung fähig und müßten erst unter der Herrschaft einer überlegenen Autorität dazu erzogen werden. Die Vertreter des Despotismus werden ihnen jedoch nie die Gelegenheit bieten, diese Erfahrung in der Selbstregierung zu erlangen, aus Furcht, daß sie plötzlich zu der selbständigen Ausübung fähig sein möchten. Dieser trügerischen Sophistik stellten die Väter dieser Republik die edle Lehre entgegen, daß die Freiheit die beste Schule für die Freiheit sei und daß die Selbstregierung nur gelernt werden könne, indem sie ausgeübt werde. Das ist der wahre Amerikanismus, und ihm zolle ich den Tribut meiner Hingebung!

Sie werden entgegnen, daß es Menschen gibt, die ihre eigenen Interessen nicht verstehen! Aber nichts wird einem Manne im Laufe der Zeit mehr dazu verhelfen, seine eigenen Interessen zu verstehen, als die selbständige Verwaltung seiner eigenen Geschäfte auf eigene Verantwortung. Sie entgegnen, daß die Menschen unwissend sind! Es gibt keinen besseren Lehrmeister auf der Welt, als die selbständig ausgeübte Selbstregierung. Sie entgegnen, daß die Menschen keine richtigen Begriffe haben von ihren Pflichten als Bürger! Aus

keiner anderen Quelle können sie so gut eine richtige Auffassung ihrer Pflichten gewinnen als durch den Genuß der Rechte, denen diese Pflichten entspringen."

Ich schilderte dann die Widersprüche und Gefahren, die eine willkürliche Einschränkung des Stimmrechts für das Verhalten politischer Parteien mit sich bringe, indem ich schloß:

„Noch eine andere Gefahr für die Sicherheit unserer Institutionen und vielleicht die bedenklichste entspringt aus dem allgemeinen Hang politischer Parteien und vieler ihrer Anhänger, nach einer bloßen Zweckmäßigkeitspolitik zu handeln und dem lokalen und augenblicklichen Erfolge das Prinzip zu opfern. Und hier lassen Sie mich feierlichst das Gewissen derjenigen anrufen, mit denen ich stolz bin, Schulter an Schulter gegen menschliche Knechtschaft zu kämpfen. Sie hassen das Königstum und Sie würden Ihr Leben und Eigentum opfern, um den Boden dieser Republik vor ihm zu bewahren. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß die Herrschaft politischer Parteien, welche ihre Prinzipien dem augenblicklichen Vorteil opfern in ihrer Art, nicht weniger gefährlich, nicht weniger unheilvoll, nicht weniger despotisch ist, als die Regierung von Monarchen. Geben Sie sich nicht der Illusion hin, daß, um eine Regierung frei und liberal zu machen, es nur des Stimmrechts bedarf. Wenn einmal eine machthabende politische Partei, mögen ihre Prinzipien noch so liberal sein, die Politik befolgt, ihre Gegner niederzuwerfen anstatt sie niederzustimmen, dann nehmen Gerechtigkeit und Gleichberechtigung ein Ende. Die Weltgeschichte weist kein Beispiel willkürlicheren Despotismus auf als denjenigen, den die Partei ausübte, welche die Nationalversammlung Frankreichs in den blutigsten Tagen der französischen Revolution regierte. Ich will hier nicht erörtern, was in jenen Zeiten fürchterlicher Krisis hätte getan werden können und was nicht; ich will nur sagen, daß man versuchte, die Freiheit mittelst des Despotismus zu begründen und daß das revolutionäre Frankreich in seinem Riesenkampf gegen die verbündeten Monarchen Europas den Sieg gewann, aber die Freiheit verlor!"
Mit einem Appell an den Stolz von Massachusetts beschloß ich die Rede.

Meine Ansprache wurde von dem Publikum mit warmem Beifall aufgenommen, und mir wurden endlose Lobeserhebungen zuteil. Es soll auch ein gedruckter Bericht meiner Rede im Innern des Staats weite Verbreitung gefunden und große Wirkung gehabt haben. Vielleicht trug sie wirklich ein wenig zur Niederlage des „Zwei-Jahr-Amendements“ bei. Von den Gegnern dieses Gesetzentwurfs wurde ich als ein Beispiel jener Ausländer hingestellt, deren politische Rechte man einzuschränken beabsichtige.

Das war meine Einführung in Boston. Sie war für mich sehr günstig. Ich genoß nicht nur aufs höchste die Herzlichkeit, die mir überall, wohin ich mich auch wandte, entgegengebracht wurde, sondern die ganze Atmosphäre der Stadt und die allgemeine Physiognomie der Bevölkerung waren mir äußerst sympathisch. Ich glaubte in den Gesichtern aller Vorübergehenden in den Straßen das Licht der Intelligenz zu entdecken. Jeder Milchmann auf seinem Wagen, jeder Bürger, der mit seinem Werkzeug unter dem Arm zur Arbeit eilte, machte mir den Eindruck, als müsse er ein verkappter Graduierter der Harvard-Universität sein. Ohne Zweifel wurde mein Urteilsvermögen etwas durch meinen Enthusiasmus beeinflußt, aber ich hatte guten Grund, von den Personen, deren Bekanntschaft zu machen ich das Glück hatte, sehr entzückt zu sein. Bei einem Essen im Hause von Mr. Gardner Brewer, einem Patrizier der Stadt, traf ich mehrere meiner Freunde vom Jefferson-Bankett und auch zum ersten Mal Longfellow und Banks. Bei Tisch saß ich neben einem kleinen Herrn, dessen Namen ich bei der Vorstellung überhört hatte. Er war sehr freundlich zu mir und ich fand mich bald in ein lebhaftes Gespräch mit ihm verstrickt, welches allmählich die Aufmerksamkeit der ganzen Tischgesellschaft auf sich zog, denn alle Gäste hörten ihm zu. Seine Unterhaltung war ein so lebhafter, übersprudelnder, sprühender und gleichzeitig ein so milder und wohlwollender Strom von Witz und Weisheit, daß ich in einem Zustand staunenden Entzückens dasaß. Ich hatte nie etwas Ähnliches gehört. Nach einer Weile fragte ich meinen Tischnachbarn an der anderen Seite: „Bitte, wer ist dieser

wunderbare Mann?" „Sie kennen ihn nicht?", antwortete er, „das ist ja Doktor Oliver Wendell Holmes."

Ich besuchte nach jenen Tagen des Jahres 1859 Boston noch öfters und hatte dann manchmal das Glück, als Gast an demselben Tische mit Mitgliedern des berühmten Kreises von Boston oder vielmehr von Amerika zu sitzen — Männern von großem Ruf, wie Longfellow, Emerson, Lowell, Agassiz, Holmes, Norton, Fields, Sumner und andere, die zu diesem Freundeskreis gehörten — und war Hörer wie sie miteinander sprachen, nicht mit der Absicht Bedeutendes zu sagen, sondern mit der natürlichen, anspruchslosen, aber darum um so mehr gewinnenden Einfachheit wahrhaft großer Geister.

Ich fühlte mich zu keinem anderen Mitglied dieses berühmten Kreises mehr hingezogen als zu Longfellow, und er schien mich auch mit freundlichen Augen zu betrachten. Er lud mich liebenswürdigerweise ein, ihn immer zu besuchen, wenn ich in erreichbarer Nähe sei. Wie genußreich waren diese Stunden, die ich von Zeit zu Zeit in der gemütlichen Intimität seines alten, im Kolonialstil gebauten Hauses, des historischen Hauptquartiers von Washington in Cambridge zubrachte! Wir saßen gewöhnlich in einem kleinen Zimmer rechts vom Eingang zusammen, einem Zimmer mit rundem bücherbeladenen Tisch. Er holte dann eine Flasche alten Rheinwein und ein paar lange Studentenpfeifen hervor, woran er, wie ich fürchte, nicht viel Geschmack fand. Er gab vor, sie gern zu rauchen, unzweifelhaft weil er glaubte, daß es mir Freude mache. Dann sprach er von deutscher Dichtung und deutschen Dichtern und von der Antisklavereisache, an der er ein warmes, wenn auch stilles Interesse nahm, und von Charles Sumner, den er innig liebte, ebenso wie ich. Longfellow war einer der schönsten Männer, die ich je gekannt habe, und er wurde mit jedem Jahre seines zunehmenden Alters schöner, mit seinem wallenden weißen Haupt- und Barthaar und seinem herrlichen Gesicht von antikem Jupiter-Typus, nicht des Jupiter Tonans, sondern des väterlichen Zeus, der seine milde Hand über die Welt und die Menschheit ausstreckt. Er war keineswegs ein Mann von brillanter Unterhaltungsgabe — in dieser Be-

ziehung nicht mit Oliver Wendell Holmes zu vergleichen — aber seine Rede, wenn auch nicht hervorragend witzig und beredt, hatte doch für mich einen eigenen Zauber. Sie machte mir den Eindruck, als würde aus Bescheidenheit ein großer Reichtum stiller Kraft zurückgehalten, und so ruhig floß sie dahin, daß mir war, als treibe ich in einem leichtschaukelnden Nachen einen sanften Strom hinunter, der sich zwischen grünen Wiesen hinschlängelt. Sein ganzes Wesen atmete Frieden und edle Menschlichkeit. Ich sah ihn zuweilen still in einen Kreis von Männern und Frauen treten, wie sich da jedes Mitglied auf einmal des milden Sonnenscheins bewußt zu werden schien, den seine Gegenwart ausstrahlte, und wie alle Gesichter, alte sowie junge, sich ihm zuwandten mit einem Ausdruck freudiger Zuneigung.

Ich kehrte von meiner Expedition nach Massachusetts an Freundschaften und an Erfahrungen bereichert nach Wisconsin zurück. In meinem Staate fand ich mich jedoch bald einer nicht sehr angenehmen Prüfung ausgesetzt. Die kleine Empfindlichkeit, die bei mir von meiner Niederlage als Kandidat zum Vize-Gouverneur von Wisconsin zurückgeblieben sein mochte — und sie war sehr gering — war längst verwischt. Viele von den deutschgeborenen Bürgern des Staates, die der republikanischen Partei beigetreten waren, nahmen die Sache indessen ernster als ich. Sie sahen in meiner Niederlage, während andere republikanische Kandidaten gewählt wurden, einen schlagenden Beweis der vorherrschenden nativistischen Tendenzen in der republikanischen Partei und klagten den Gouverneur Randall heimlicher Umtriebe gegen mich an, weil ich ein Fremdgeborener sei. Es konnte allerdings nicht bewiesen werden, und obgleich Mr. Randall mir als Politiker nicht sonderlich sympathisch war, so bezweifelte ich ernstlich seinen Anteil an der Sache. Der Schein bestärkte allerdings den Verdacht nativistischer Neigungen in der republikanischen Organisation, und die deutschgeborenen Republikaner bestanden darauf, daß dieser Verdacht entweder widerlegt oder durch eine eklatante Demonstration gesühnt werden müsse. Überdies hatte die machthabende republikanische Partei ihre Versprechungen nicht gehalten, sondern sich vielmehr zu dem Prinzip des Beute-Systems hingeneigt,

welches sie sonst ebenso stürmisch bekämpfte, als die Demokraten es ausübten. In meiner Rede über „politische Moral" hatte ich diese Schwäche sehr scharf angegriffen, zur Zeit als ich unseren Sieg des vorigen Jahres feierte. Alle diese Dinge wirkten zusammen, um die deutschgeborenen Republikaner und einige eingeborene Gesinnungsgenossen dazu zu bestimmen, meine Nomination zum Gouverneur im republikanischen Staatskonvent, der im Herbst 1859 abgehalten werden sollte, vorzuschlagen.

Da ich ein Neuling in der Politik war, mißtraute ich meinem eigenen Urteil in solcher Situation. Ich hatte nicht den Ehrgeiz, ein Amt zu erlangen, und war daher sehr beunruhigt, als ich mich in dieser Richtung vorwärts getrieben fühlte. Mein damaliger Gemütszustand spiegelt sich am besten in einem Briefe wieder, den ich an meinen Freund, den Abgeordneten Judge Potter, schrieb, und den ich vierzig Jahre später im „Milwaukee Sentinel" mit anderer politischer Korrespondenz von Mr. Potter abgedruckt fand: „Mein Name ist in Verbindung mit der Gouverneursnomination genannt worden. Mehrere Zeitungen haben mich vorgeschlagen, und alle unsere deutschen republikanischen Blätter haben die Sache mit großem Eifer aufgenommen. Darauf ist sie durch die gesamte deutsch-republikanische Presse des Nordens gegangen, und meine Nomination wurde als schon vollzogen hingestellt. Diese Lage setzt mich sehr in Verlegenheit. Wenn ich darüber konsultiert worden wäre, ehe die Sache in die Zeitungen kam, hätte ich ihr Einhalt getan. Ich weiß nicht, wie die Leute dieses Staats darüber denken, und habe mir auch keine Mühe gegeben, das zu ermitteln. Was mich betrifft, so schwanke ich, ob ich den Dingen ihren Lauf lassen oder kurzen Prozeß machen soll, indem ich öffentlich erkläre, daß ich nicht Kandidat sein werde. Erlauben Sie mir, Sie als meinen vertrauten Freund zu betrachten, Ihnen meine Gedanken mitzuteilen und Sie um Ihren Rat zu bitten. Gouverneur dieses Staates zu werden, so ehrenhaft diese Stelle sein mag, ist wirklich nicht das Ziel meines Ehrgeizes. Die Sache hat nur einen Reiz für mich und der besteht in der Wahrscheinlichkeit, daß ein Erfolg dieser Art mir einen stärkeren Einfluß auf die deutsche Bevölkerung der nördlichen Staaten

geben würde, was bei der Präsidentenwahl von 1860 nicht ohne Bedeutung wäre. Sonst hat die Gouverneurstellung persönlich keinen Wert für mich." Ich gab ihm dann mehrere Gründe an, warum ich vorziehen würde nicht Kandidat zu sein und schloß wie folgt: „Jetzt bitte ich um Ihren Rat, lieber Herr Potter, sagen Sie mir ganz offen, ob ich nach ihrer Ansicht durch die Ablehnung der Kandidatur der Sache ein Ende machen, oder ob ich den Dingen ihren Lauf lassen soll." Mr. Potter riet mir, mich nicht zurückzuziehen, und ich folgte seinem ohne Zweifel gut gemeinten Rat, allerdings gegen mein eigenes Urteil.

Es erwies sich, daß meine Freunde sanguinischer gewesen waren als ich selbst.

Gouverneur Randall, der ein Meister in politischen Umtrieben war, erhielt wieder die erwünschte Nomination zum Gouverneur mit einer großen Majorität, und ich wurde wieder, wenn ich mich recht erinnere, einstimmig als Kandidat für den Vizegouverneursposten aufgestellt. Meine Freunde, wie ich, fanden, daß ich diese Ehre nicht annehmen konnte. Indem ich sie ablehnte, betonte ich jedoch nachdrücklich meine treue Hingebung an die Sache der Antisklaverei und an die Partei, welche ihr diente. Einige meiner Freunde waren aber nicht so leicht befriedigt. Sie drückten ihren Zorn über das Geschehene in drohender Sprache aus, und ich gab mir alle Mühe, sie zu beruhigen. Die erste Gelegenheit, die sich mir dazu bot, war ein großartiger öffentlicher Empfang, der mir zu Ehren bei meiner Rückkehr vom republikanischen Staatskonvent in Madison vom „Club Junger Republikaner" in Milwaukee veranstaltet wurde. Ich ermahnte sie ernstlich, niemals die große Sache aus den Augen zu lassen, deren Schicksal sich in der Präsidentenwahl von 1860 entscheiden sollte, und diese Ermahnung wiederholte ich meinen unzufriedenen Freunden während der ganzen Wahlkampagne in Wisconsin,was auch viel dazu beitrug, die Gemüter zu beruhigen. Das Ergebnis war, daß die republikanischen Kandidaten ganz friedlich gewählt wurden.

Im ganzen war dies kein vielversprechendes Vorspiel zu einer amtlichen Laufbahn. Doch meine Wünsche und meine Hoffnungen

waren nicht darauf gerichtet, und ich fühlte, daß ich weder Anlage noch Neigung zum Geschäft eines praktischen Politikers hatte.

Ich bekam auch um diese Zeit zum erstenmal die Bitterkeit politischer Angriffe und Verleumdung zu kosten. Mit einer Art starren Staunens sah ich mich eines Tages von einer demokratischen Zeitung angeklagt, im Solde der preußischen Regierung zu stehen, um das Treiben der deutschen Flüchtlinge in Amerika auszuspionieren. Der Beweis, den man führte, um diese Beschuldigung zu bekräftigen, bestand in der lächerlichen Behauptung, daß, während das Vermögen anderer Verbannter von der preußischen Regierung konfiszíert worden sei, man das meine nicht berührt habe. Ich fragte mich, ob irgend jemand eine so alberne Erfindung ernst nehmen könne. Sie war aber augenscheinlich ausgestreut worden in der Hoffnung, daß sie von Leuten geglaubt würde, die nicht in europäischen Verhältnissen bewandert waren, oder von solchen, die bereit waren, Alles Schlechtes über wen auch immer zu glauben, besonders wenn der Betreffende der gegnerischen Partei angehörte. Man fragte mich ganz feierlich, was ich zu meiner Rechtfertigung vorbringen könne. Entrüstet darüber, daß von mir erwartet wurde, solche Anklage zu widerlegen, antwortete ich, daß ich kein Wort zu sagen habe. Das wurde von einigen als ein indirektes Geständnis ausgelegt, von der Allgemeinheit aber als ein ganz berechtigter Ausdruck der Verachtung angesehen. Die Sache machte einiges Aufsehen im Staate und wurde vielfach in der Presse besprochen. Das Ende der Angelegenheit war, daß ein republikanischer Redakteur, Herr Horace Rublee, ein Mann von außergewöhnlichen Fähigkeiten und edlem Charakter, der sich später hohe Auszeichnung errang, über meine frühere Laufbahn Untersuchungen anstellte, die Geschichte der Befreiung Kinkels erfuhr und sie veröffentlichte, was mir eine Art romantischen Nimbus verlieh. Darauf fing eine aufgeregte Jagd nach dem Urheber der Verleumdung an, welche allerdings nicht in der Entdeckung des Schuldigen, aber in sehr emphatischen Erklärungen mehrerer verdächtiger Personen endigte, daß sie unschuldig seien.

Dies war jedoch nur der Anfang meiner Erfahrungen als Opfer ungerechter Schmähungen. Ich weiß jetzt und wußte auch damals

schon, daß jeder Mann im öffentlichen Leben mehr oder weniger der gewissenlosen Verleumdung seiner Gegner ausgesetzt ist. Als ich jedoch auf dem politischen Felde tätiger wurde, mehrten sich die Angriffe auf meinen Charakter so schnell, so massenhaft und wurden so erstaunlich rücksichtslos, daß es mir oft schien, als habe ich mehr als mein Teil zu ertragen. Vielleicht glaubten diese Kanaillen der Presse, sie könnten, da ich nur ein Adoptivbürger, ein „Ausländer" sei, mit weniger Schonung mir gegenüber verfahren, als sie sich sicherlich einem Einheimischen gegenüber gestatten durften. Jedenfalls wäre ich eher für das Zuchthaus reif gewesen, als für die Gesellschaft ehrenhafter Männer, wenn nur der zehnte Teil von dem wahr gewesen wäre, das über mich gesagt und gedruckt wurde. Im Laufe meiner öffentlichen Tätigkeit wurde ich allmählich gegen diese Art von Widerwärtigkeiten abgestumpft und nahm sie hin als eine unvermeidliche Begleiterscheinung politischer Kriegsführung. Ich machte es mir zur Regel, nur diejenigen Anklagen einer Antwort zu würdigen, die sich mit meinem öffentlichen Verhalten befaßten. Meine Gewohnheit, nicht auf Angriffe persönlicher Natur zu erwidern, führten zuweilen zu komischen Zwischenfällen. Ein Beispiel: als ich später, während ich General Grants Wiederwahl im Jahre 1872 bekämpfte, in einem kleinen westlichen Städtchen sprach, veröffentlichte das republikanische Blatt schon vor meiner Rede einen persönlichen Angriff, der so maßlos war in seiner Nichtswürdigkeit, daß ich den Artikel ausschnitt und in mein Taschenbuch legte, um ihn gelegentlich meinen intimen Freunden zu ihrer Belustigung zu zeigen. Es traf sich, daß ich einige Jahre später dieselbe Stadt besuchte, a ich in einer Wahlkampagne wegen der Währungsfrage für den republikanischen Kandidaten eintrat; jetzt war es also das demokratische Blatt, das einen ungeheuren Strom von Beschimpfungen über mich ergoß. Der republikanische Redakteur besuchte mich sehr höflich in meinem Hotel, die demokratische Zeitung in der Hand haltend. „Haben Sie diese demokratische Schmutzbatterie gesehen?„ sagte er. „Es ist eine verdammte Schmach, nicht wahr?" Ich las und lächelte und erinnerte mich daran, daß ich zufällig noch den Artikel meines republikanischen Freundes im Taschenbuch bei mir

hatte. Ich holte ihn hervor und präsentierte ihm den Ausschnitt: „Die demokratische Schmutzbatterie hat ihre Vorläufer gehabt", sagte ich. Die Verwirrung des armen Menschen kann man sich vorstellen; er errötete, stotterte etwas Unverständliches und machte sich schleunigst auf den Rückzug.

Die Frage, ob es nicht rätlich und vielleicht sogar notwendig sei, die Freiheit der Presse in ihren Angriffen auf Männer der Öffentlichkeit gesetzlich einzuschränken, ist schon oft besprochen und manche plausible Gründe sind zugunsten einer solchen Maßregel vorgebracht worden. Trotz des vielen Ärgers, den ich erdulden mußte, bin ich immer entschieden gegen eine solche Politik gewesen. Daß die Freiheit der Presse in der Besprechung der Verdienste und Fehler öffentlich wirkender Männer bösartig mißbraucht wird, ist zweifellos wahr. Aber es ist nicht weniger wahr, daß eine sie einschränkende Gesetzgebung mit noch böseren Mißbräuchen verbunden wäre. Es ist schwer, die Grenze zwischen berechtigter und unberechtigter Kritik zu ziehen, und ein Gesetz gegen die letztere kann kaum erfunden werden, das nicht leicht gegen die erstere mißbraucht werden könnte. Es ist unendlich wichtiger, daß in einer freien Regierung, welche auf der wohlunterrichteten öffentlichen Meinung beruhen muß, die berechtigte Kritik den weitesten und möglichst ungehinderten Ausdruck findet, als daß eine unberechtigte Kritik eingeschränkt und bestraft wird. Was die praktische Anwendung dieser Freiheit betrifft, so kenne ich kein einziges Beispiel in unserer politischen Geschichte, daß ein Mann durch ungerechte Angriffe auf seinen Charakter zugrunde gerichtet oder auch nur in seiner Stellung oder in seinem Einfluß ernstlich geschädigt worden wäre. Wohl aber kenne ich mehrere Fälle, wo Männer im öffentlichen Leben im allgemeinen Interesse gerechterweise angegriffen wurden und wo solche durch die Pflicht gebotene Angriffe aller Wahrscheinlichkeit nach ernstlich entmutigt oder gänzlich verhindert worden wären, hätten besondere die Kritik einschränkende Bestimmungen bestanden. In der Tat sind solche Bestimmungen in unseren Tagen dringend gefordert oder wenigstens gewünscht worden von einer Klasse von Politikern, deren Interesse es ist, hauptsächlich im Dunkeln zu wirken und auf welche der Schein-

werfer öffentlicher Kritik nicht zu unbarmherzig gelenkt werden könnte. Ich meine die Partei-„Maschinen“ und die Partei-„Bosses“.

Daß die Behandlung, welche Männer im öffentlichen Leben von unserer Presse zu erdulden haben, nicht immer ein schönes Schauspiel ist, muß leider zugegeben werden. In einer Demokratie sind aber viele Dinge unvermeidlich, die, wenn auch an sich nicht schlecht, doch keinen schönen Anblick bieten; wollten wir jedoch bei unseren freien Institutionen alles entfernen, das unschön aussieht, so würde unsere Volksregierung bald zu Ende sein. Es liegt im Wesen einer Demokratie, daß sie nicht ästhetisch vollkommen, noch gänzlich unanstößlich für empfindliche Nerven sein kann. Wir werden aber in den Vorteilen, die sie uns bietet, volle Entschädigung für ihre Unvollkommenheiten finden. Es wird oft gesagt, daß Männer von feinerem Gefühl keinen aktiven Anteil am öffentlichen Leben nehmen wollen, weil die Rücksichtslosigkeiten, welche sie von der Presse zu erleiden haben, sie abschrecken. Solche Männer mögen sonst sehr achtungswert sein, aber ihr Gemeinsinn ist nicht recht entwickelt. Sie gleichen den Leuten, die ihrem Vaterlande nur dann als Soldaten dienen wollen, wenn sie nicht genötigt sind, auf schmutzigen Straßen zu marschieren, oder wenn sie unter ihren Kameraden keine Sprache zu hören brauchen, die nicht für gebildete Ohren paßt.

In unseren Tagen, besonders seit dem Attentat auf Präsident McKinley, ist große Entrüstung laut geworden über die Ungebundenheit, mit welcher das Verhalten und der Charakter des Hauptes der Bundesregierung besprochen wird, und es ist die Forderung erhoben, daß wenigstens das Amt und die Person des Präsidenten durch besondere Gesetze vor achtungverletzender Behandlung geschützt werden möchten. Dieses Verlangen wurde durch die Behauptung bestärkt, daß eine zu freie Diskussion öffentlicher Angelegenheiten oder eine Kritik, welche das Oberhaupt als eine unwürdige oder gefährliche Persönlichkeit hinstellt, leicht zum Meuchelmord aufreizen könne.

Gewiß hat die Stellung des Präsidenten als eine der wichtigsten und erhabensten der Erde Anspruch auf einen hohen Grad der Achtung, und der Inhaber dieses hohen Amtes sollte nicht ungerechter- oder leichtfertigerweise kritisiert werden. Man darf aber nicht vergessen, daß

wir in einer Republik leben, die von einer wohlunterrichteten öffentlichen Meinung regiert werden soll, und daß diese öffentliche Meinung ihre Aufklärung durch die möglichst freie Besprechung und Kritik öffentlicher Angelegenheiten, Grundsätze und Personen erhalten muß. Den Präsidenten, in Anbetracht der Würde seines Amtes, von dieser kritischen Besprechung auszuschließen, wäre ganz unvereinbar mit der Natur unserer Regierung. Die Präsidentschaft wird erlangt durch die Nomination in einem politischen Parteikonvent welche dann durch Volksabstimmung bestätigt werden muß. Es ist gewöhnlich der Ehrgeiz eines Präsidenten am Schluß seines ersten Amtstermins, sich einen zweiten Termin zu sichern, und während des zweiten die Präsidentschaft für ein anderes Mitglied seiner Partei zu erwirken. Das Volk muß durch seine Stimme entscheiden, ob es in seinem Interesse ist, diesen Ehrgeiz zu befriedigen, und in dieser Entscheidung müssen ihm alle Mittel zur Klärung seines eigenen Urteils zur Seite stehen. Es hat Anspruch darauf. Allerdings sind Auskunft und Rat, die ihm bei unbeschränkter Freiheit der Rede und der Presse geboten werden, nicht immer zuverlässig. Sie sollen aber gesichtet werden durch freie Besprechung, und nur so ist eine Sichtung möglich. Wenn unter diesen Umständen der Präsident als höheres Wesen durch gesetzliche Einschränkungen und Strafen gegen unliebsame Kritik geschützt werden sollte, so paßt das wohl für Regierungen, in welchen der Glaube an das Gottesgnadentum vorherrscht, nicht aber für die unsere. Es wäre auch schon deshalb für unsere Präsidenten selbst eine gefährliche Sache, weil dadurch ihr Urteil über die öffentliche Meinung bedeutend getrübt würde; denn sogar jetzt sind sie, infolge der Macht, welche sie ausüben, und der Gunst, die sie erweisen können, von einer Atmosphäre der Schmeichelei und Unterwürfigkeit umgeben, die nur zu leicht in ihnen eine übertriebene Auffassung ihrer eigenen Größe und Popularität erweckt. Es ist historisch erwiesen, daß einige Präsidenten durch diese Überschätzung ihrer eigenen Bedeutung den merkwürdigsten Täuschungen und Irrtümern verfallen sind. Diese Gefahr würde aber noch vergrößert, wenn ihre Würde von Gesetzen, die jede nachteilige Kritik einschränken, künstlich aufgebauscht und sie selbst da-

durch zu dem Glauben verleitet würden, daß sie kraft des Gesetzes über die übrige Menschheit erhaben seien. Es liegt auf der Hand, daß das kein gesunder oder günstiger Gemütszustand für den obersten Beamten einer Republik wäre. Auch ist zu bedenken, daß, wenn ein solches Gesetz überhaupt abschreckend wirken sollte, es nicht allein die leichtfertige Lästerung des Oberhauptes der Regierung verhindern, sondern auch die legitime und nützliche Kritik seiner offiziellen Handlungen entmutigen würde. Es ist eine bezeichnende Tatsache, daß nach dem Attentat auf Präsident McKinley die heftigen Fürsprecher einer solchen Gesetzgebung einen hysterischen Schrei erhoben gegen diejenigen Leute, welche gewisse Prinzipien der Regierung in ganz legitimer Weise bekämpft und kritisiert hatten, als seien sie die eigentlichen Urheber und Helfershelfer des Meuchelmordes gewesen. So könnten solche Gesetzesparagraphen in Zeiten großer Aufregung in schlimmen und gefährlichen Mißbrauch ausarten.

Nach meiner Meinung kann das amerikanische Volk nicht vorsichtig genug seine Rede- und Preßfreiheit vor einer Fesselung hüten, wo es auf die Besprechung öffentlicher Angelegenheiten und der Charaktere und Handlungen politischer Persönlichkeiten ankommt. Wenn unsere Tagespresse zügelloser geworden ist, als in früheren Zeiten, so gilt dies mehr in bezug auf das rücksichtslose Eindringen in das Privatleben und das Veröffentlichen von Privatskandalen. Die Erörterung öffentlicher Angelegenheiten und die Kritik der Beamten, besonders solcher in hohen Stellungen, ist allmählich viel diskreter und milder geworden, als sie in früheren Zeiten der Republik war. Das Privatleben mag vielleicht geschützt werden durch eine Verschärfung der Verleumdungsparagraphen. Was aber immerhin noch an Gemeinheit in der Besprechung öffentlicher Dinge und Männer zurückgeblieben ist, sollte geduldig ertragen werden als eine der unvermeidlichen Begleiterscheinungen demokratischer Regierung in Übereinstimmung mit Thomas Jeffersons Ausspruch, daß „er viel lieber den Unbequemlichkeiten ausgesetzt sein möchte, die einer zu großen Freiheit entspringen, als denjenigen, die eine zu geringe Freiheit zur Folge hat."

Sechstes Kapitel.

Im Herbst 1859 hatte ich nicht nur in Wisconsin Dienst zu tun, wo es — wie oben erwähnt — mein besonderes Geschäft war, die Unzufriedenheit unter meinen Freunden zu beschwichtigen, sondern ich wurde auch dringend gebeten, einige Reden in dem kürzlich neu in den Bund aufgenommenen Staat Minnesota zu halten, wo im November die erste Wahl stattfinden sollte. Ich folgte diesem Ruf. Mit Vergnügen erinnere ich mich an diese Reise, und man muß mir verzeihen, wenn ich es mir vergönne, das Bild einer politischen Kampagne der damaligen Zeit im „fernen Westen" mit all ihren humoristischen Seiten zu schildern. Die Bevölkerung von Minnesota war spärlich, und der westliche Teil des Staates noch von den Sioux-Indianerstämmen bewohnt.

Die Zwillingsstädte St. Paul und Minneapolis, die jetzt ihre Bevölkerung nach Hunderttausenden zählen, standen noch in ihrer Kindheit. St. Paul, wenn ich mich recht erinnere, hatte ungefähr 12 000 Einwohner und der Name Minneapolis existierte überhaupt noch nicht. Die Niederlassung wurde The Falls of St. Anthony genannt und hatte eine Einwohnerzahl von ungefähr 2000 Seelen.

Ich fand, daß man mich auf dem Kampagneprogramm mit einer oder zwei Reden täglich niedergeschrieben hatte, mit einem Reiseplan, der sich über einen großen Teil des Staates erstreckte. Ich sollte einige Tage in der Gesellschaft eines Herrn reisen, der sich mir als Judge Goodrich vorstellte. Da es in jener Zeit noch keine Eisenbahnen in dem Teile des Staates gab, den ich besuchen sollte, fuhren Judge Goodrich und ich in einem leichten Wagen von Ort zu Ort, durch kleine Landstädtchen und zahlreiche verstreute Niederlassungen. Er

war ein Mann in den mittleren Jahren, von schlankem Bau mit glatt rasiertem und etwas magerem Gesicht und lebhaften dunklen Augen. Ich entdeckte bald in ihm eines jener Originale, wie sie damals in dem neuen Land oft zu finden waren. Er hatte mehr als die gewöhnliche Schulbildung genossen. Seine Unterhaltung war allerdings ziemlich reichlich mit den überemphatischen Kraftausdrücken untermischt, die bei den Grenzansiedlern sehr gebräuchlich sind, so daß es schien, als ob der Judge es liebe, sich dadurch als Mann des Volkes aufzuspielen. Er machte jedoch oftmals treffende Bemerkungen über die verschiedensten Fragen — politischer, historischer, philosophischer und sogar theologischer Natur — welche einen außergewöhnlich regen und selbständigen Geist und große Belesenheit verrieten. Als wir besser miteinander bekannt wurden, fing er an, mir die Lieblingsrichtung seiner Studien anzuvertrauen. Es war die Entdeckung und Entlarvung scheinheiliger Charaktere in der Geschichte. Er hatte bei näherer Untersuchung gefunden, daß einige Männer, die in der Überlieferung als sehr edel und groß dargestellt wurden, gar nicht groß und edel gewesen waren und nicht das Lob verdienten, welches ihnen durch allgemeine Übereinstimmung seit Jahrhunderten bezeugt wurde, ja, daß tatsächlich dieses Verdienst und Lob anderen gehörte. Der Hauptgegenstand seines Abscheus war Christoph Columbus. Seine Nachforschungen und Studien hatten ihn überzeugt, daß Christoph Columbus seine Entdeckungsreise nach dem Log-Buch eines gestrandeten Seemannes gemacht hatte, der bei ihm Zuflucht gesucht und den er dann verräterischerweise ermordet hatte, sich seiner Habseligkeiten bemächtigend. Judge Goodrich erzählte mir lange Geschichten über die Missetaten von Christoph Columbus, die er in ihrem wahren Charakter erkannt habe. Er sprach mit großer Entrüstung von dem sogenannten „Großen Entdecker der neuen Welt" und klagte ihn als Mörder, Heuchler, als Menschen an, der sich falschen Schein anmaßte, als grausamen Tyrannen und offenbaren Seeräuber. Er war damit beschäftigt, seine Forschungen über diesen niederträchtigen Menschen niederzuschreiben und er beabsichtigte den Betrug in einem Buch aufzudecken, das er bald zu veröffentlichen hoffte.

Diese Anklage gegen den Charakter und das Leben des Columbus war mir nicht ganz neu, aber ich hatte sie nie mit solcher Gefühlswärme und solcher ehrlichen Entrüstung vorbringen hören. Als ich Tag für Tag mit Judge Goodrich reiste und mit ihm in demselben Zimmer der primitiven Landwirtshäuser von Minnesota und manchmal in demselben Bett schlief, und als unsere Vertraulichkeit zunahm, wurde er mir wegen der strengen Rechtlichkeit seiner Prinzipien, der Ursprünglichkeit und Großmut seiner Sympathien und der weiten Ausdehnung, sowie der gelegentlichen Wunderlichkeit seiner geistigen Interessen immer lieber. Er schien mir der Repräsentant amerikanischer tüchtiger Männlichkeit und des besonderen amerikanischen geistigen Ehrgeizes zu sein, der sich aus den rauhen Zuständen primitiven Lebens in einem neuen Lande entwickelt. Einige seiner Absonderlichkeiten belustigten mich sehr. So setzte er sich, wenn er sich rasierte, stets auf die Bettkante, stützte beide Ellbogen auf die Knie und handhabte sein Rasiermesser ohne einen Spiegel vor sich zu haben. Ich fragte ihn, ob dieses nicht eine gefährliche Art sei, dieses kitzlige Geschäft auszuführen; aber er versicherte mich, daß es die einzige Art des Rasierens sei, bei der er sich sicher fühle, sich nicht den Hals abzuschneiden.

Seine Redekunst war auch etwas eigentümlich. Wir verabredeten uns, in der Reihenfolge mit unseren öffentlichen Ansprachen abzuwechseln. Judge Goodrich sollte bei der einen Versammlung zuerst sprechen und ich bei der nächsten; so kam es, daß wir oft einander zuhörten. Seine Reden hatten immer einen gesunden maßvollen und kräftigen Kern, der durch einige derbe Anekdoten nach der Art der Kampagnereden belebt wurde, aber er schloß regelmäßig mit einigen sorgfältig ausgearbeiteten Sätzen, die in eine wunderbar prachtvolle, hochtönende Sprache gekleidet waren und in denen die Ruinen von Palmyra und der Untergang des Römischen Reichs eine große und geheimnisvolle Rolle spielten. Es wunderte mich nicht wenig, daß ein Mann von so praktischem Geist, so großer Belesenheit und so guter Urteilskraft sich in solch schülerhafter Schaustellung gefallen sollte. Ja, es beunruhigte mich sogar. Eines Abends, als wir nach einer sehr gelungenen Versammlung und nach einer besonders herz-

lichen und vertraulichen Unterhaltung zusammen zu Bett gingen, nahm ich mir den Mut zu sagen: „Judge, die Sätze über die Ruinen von Palmyra und den Untergang des Römischen Reichs sind ja sehr poetisch; es ist mir aber noch nicht gelungen, ganz genau ihre Bedeutung und ihre Anwendung auf die Sklavereifrage zu entdecken. Wollen Sie mich darüber aufklären?" Der Judge lachte gutmütig. „Ja," sagte er, „ich habe mir schon immer gedacht, daß die Ruinen von Palmyra und der Untergang des Römischen Reichs Ihnen auffallen würden. Die Sache ist nämlich so. Vor vielen Jahren, als ich noch jung war, habe ich einen Aufsatz geschrieben, worin diese Sätze vorkamen; ich mochte sie immer sehr gerne leiden und behielt sie im Gedächtnis. Es fiel mir ein, daß sie ausgezeichnet für den Schluß einer Rede passen würden. Allerdings ist der Zusammenhang mit der Sklavereifrage nicht ganz klar. Aber es klingt schön, nicht wahr? und glauben Sie nicht, daß es den Leuten zu denken gibt?" Gewiß glaubte ich das, und es blieb nichts mehr zu sagen übrig.

Am nächsten Morgen wurde ich von den Kampagneleitern auf eine Expedition geschickt, auf welcher Judge Goodrich mich nicht begleiten konnte, und wir trennten uns mit aufrichtigem Bedauern. Ich habe ihn nie wieder gesehen, aber er schickte mir, sowie es im Druck erschien, ein Exemplar seines Buches über Columbus, ein Buch voller sinnreicher Schlußfolgerungen und gerechten Zornes, und ich hörte, daß er nach langem Junggesellenleben eine schöne und talentvolle Dame spanischer oder südamerikanischer Herkunft heimgeführt hatte und als Gesandter der Vereingten Staaten nach einem kleineren Hofe geschickt worden war. Ich habe mir oft gedacht, wie vorsichtig er in dieser Stellung würde sein müssen, die westliche Derbheit seines Wortschatzes zu mildern, und wie schwierig er es finden würde, sich den diplomatischen Gebräuchen anzupassen.

Ich sollte an einem Ort sprechen, der von dem Komiteemitglied, welches mir meine Anweisungen gab, die „Stadt Lexington", der Mittelpunkt eines großen Farmbezirks, genannt wurde. Auf der Karte war der Ort mit einem großen runden Punkt bezeichnet. Ein leichter Wagen und als Kutscher ein junger Mann, der den „Weg kannte", wurden mir zur Verfügung gestellt. Ich mußte etwa um

Sonnenaufgang aufbrechen, um mein Ziel zeitig für die Nachmittagsversammlung zu erreichen. Dort sollte ich Herrn Galusha Grow, den bekannten Abgeordneten von Pennsylvania treffen. Das war alles, was mir das Komiteemitglied sagen konnte. Es war ein herrlicher Sonnenaufgang, und ich fand mich bald auf der offenen Prärie, über die der frische kräftigende Morgenwind hinwegfegte. Die Zwischenräume zwischen den Farmen wurden größer und größer, und menschliche Wohnstätten immer seltener. Jetzt sah ich eine Anzahl Indianerkinder (Papooses) auf der Holzumzäunung einer einsamen Ansiedlung sitzen und nicht weit davon ein Indianerwigwam. Vor mir erstreckte sich die unermeßliche Ebene, scheinbar ohne Grenzen und ohne eine Spur menschlichen Lebens. Hier und da zog sich ein schmaler Streifen Gehölz am Rande eines Gewässers hin; die Straße war eine bloße Räderspur. Es war ein Vergnügen zu atmen, und ich genoß von Herzen die nervenstärkende Frische dieser westlichen Luft. Nachdem wir etwa zwei bis drei Stunden gefahren waren, fiel es mir ein, meinen Gefährten zu fragen, ob er schon je in der „Stadt Lexington" gewesen sei und wann wir wohl unser Ziel erreichen könnten. Ich war erstaunt zu erfahren, daß er die „Stadt Lexington" so wenig kannte wie ich. Ihm war einfach gesagt worden, daß er „diesen Weg" in einer westlichen Richtung verfolgen sollte und daß wir dann im Laufe der Zeit hinkommen würden.

Plötzlich erschien von der entgegengesetzten Richtung kommend ein kleines Gefährt. Zwei Männer saßen darin und der eine rief mich an: „Halloh, Fremdling! bitte halten Sie einen Augenblick!" Wir hielten. Ein großer Herr sprang aus dem Wagen und begrüßte mich mit den Worten: „Ich möchte wissen, ob Sie nicht Carl Schurz sind?" „Ja, das ist mein Name." „Ich bin Frank Blair von St. Louis, Missouri", sagte er. Sein Name war mir wohl bekannt als der eines der unerschrockensten Antisklavereimänner jenes Sklavenstaates — als der Sohn von Francis P. Blair, welcher ein vertrauter Freund und Berater von Präsident Andrew Jackson gewesen war. „Ein Komiteemitglied hat mir gestern erzählt," sagte er, „daß Sie in dieser Gegend seien, und als ich Sie in dem Buggy (leichter zweisitziger Wagen) sah, habe ich Sie glücklich erraten. Sehr froh,

Sie kennen zu lernen. Lassen Sie sich hier auf dem Grase mit mir nieder, wir wollen zusammen etwas frühstücken. Ich habe eine Flasche Rotwein und belegte Butterbrote bei mir, genug für uns beide.“ So setzten wir uns hin, und auf diese Weise machte ich die Bekanntschaft des berühmten Frank Blair, der später, nach Ausbruch des Bürgerkrieges, eine so glänzende Rolle in der Bewegung spielte, welche Missouri für die Union rettete. Er wurde dann Generalmajor in der Unionsarmee und ging, nachdem er mit der republikanischen Rekonstruktionspolitik unzufrieden geworden, zu den Demokraten über, die ihn im Jahre 1866 zum Vizepräsidenten nominierten. An dem liberal-republikanischen Konvent von 1872 in Cincinnati nahm er einen etwas unheilvollen Anteil, und ich traf ihn im Bundessenat wieder. Diese Begegnung auf der Minnesota-Prärie war äußerst vergnüglich, wir lachten viel über die humoristische Seite dieser wilden Kampagne und freuten uns miteinander über die guten Aussichten unserer großen Sache.

Ehe wir uns trennten, erkundigte ich mich bei Mr. Blairs Kutscher, ob er wisse, wo die „Stadt Lexington“ läge. Er hatte nur davon gehört und er glaubte, daß wir darauf stoßen müßten, wenn wir „diesen Weg“ in westlicher Richtung verfolgten. So rollte denn unser Wagen einige Stunden länger über „diesen Weg“ dahin, bis wir an ein kleines Gehölz in einer Talsenkung kamen und uns plötzlich vor einer Gruppe von Blockhäusern befanden, von denen das größte ein Wirtshaus zu sein schien. Neben der Tür lag ein Mann halb ausgestreckt auf einer Holzbank, an einem Stock schnitzend. Ich fragte ihn, ob wir auf dem rechten Wege nach der „Stadt Lexington“ seien und wie groß die Entfernung wohl wäre. „Nun“, sagte er mit sehr verächtlichem Ausdruck, „dieses ist die Stadt Lexington. Seid Ihr einer von den Männern, die heute Nachmittag hier etwas vortragen wollen?“ Ich gestand zu, daß ich einer der Betreffenden sei, und in demselben Augenblick fuhr noch ein anderes Gefährt vor, aus welchem ein Reisender ausstieg, in dem ich nach einem Bilde, das ich gesehen hatte, Herrn Galusha Crow von Pennsylvania, den zukünftigen Vorsitzenden des Bundesrepräsentantenhauses wiedererkannte. Ich fand in ihm einen äußerst jovialen Herrn im

besten Mannesalter, der geneigt war, alles von der heiteren und humoristischen Seite zu betrachten. Seine Irrfahrt nach der „Stadt Lexington" war nicht weniger mühevoll gewesen als die meine, und wir lachten herzlich über unsere Entdeckungsreise.

Die „Stadt" bestand aus einem Wirtshaus, einem kleinen Dorfladen, einer Schmiede, einem Schulhause und vielleicht ein oder zwei Hütten, alle im Blockhausstil aufgeführt. Der Wirt, jener Mann, den ich auf der Bank gefunden hatte, versicherte uns, daß schon viele Häusergevierte mit Bauplätzen ausgelegt seien, die man billig kaufen könnte, und daß dies ganz gewiß ein großes Geschäftszentrum werden müßte. Wir baten um ein Zimmer, wo wir uns ein wenig erfrischen könnten. Er deutete auf die Pumpe und gab uns ein mäßig reines Handtuch. Was das Essen betraf, so sagte der Wirt, daß er augenblicklich ein wenig knapp an Vorräten sei, er wolle uns aber das Beste geben, was er habe. „Das Beste" bestand aus etwas ranzigem gesalzenen Schweinefleisch, gekochten Zwiebeln, sehr saurem Brot und einer grünen Flüssigkeit von unbeschreiblichem Geschmack, Kaffee genannt. Ich hatte nie eine besondere Vorliebe für ranziges Schweinefleisch und gekochte Zwiebeln gehabt und Mr. Grow auch nicht. So schwelgten wir denn in saurem Brot und entsetzlichem Kaffee, — einer Kost, welche eine sehr deprimierende Wirkung auf uns gehabt hätte, wenn wir uns nicht vorgenommen hätten, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Was die Versammlung betraf, in der wir sprechen sollten, so erfuhren wir, daß sie um halb drei Uhr im Schulhaus abgehalten würde. Wir sahen uns das Schulhaus an und fanden darin einige hölzerne Bänke, welche mit dem Raum, der für Stehplätze übrig blieb, ungefähr 40 bis 50 Personen aufnehmen konnten. Es kam ein Mitglied des Bezirkskomitees zu uns und erklärte entschuldigend, daß die Versammlung bei der ziemlich spärlichen Bevölkerung des Bezirks nicht sehr groß sein würde, aber, da die Bodenbeschaffenheit von besonderer Güte sei, erwarteten sie demnächst einen großen Zuwachs. Bald darauf kamen mehrere Farmwagen angefahren mit Männern, Frauen und Kindern, auch einige junge Bürger zu Pferde. Sehr schnell hatte sich das Schulzimmer gefüllt, die Männer standen meistens in dem

freien Raum und die Frauen, viele von ihnen mit kleinen Kindern auf dem Schoß, saßen auf den Bänken. Mr. Grow und ich betrachteten uns die Situation mit großer Belustigung. Nichtsdestoweniger beschlossen wir unsere allerbesten Reden zu halten, gerade als ob wir Tausende vor uns sähen, und der Gelegenheit zu Ehren noch einige besonders schwungvolle Redewendungen anzubringen. Und das taten wir denn auch. Wir erörterten die Sklavereifrage mit allem möglichen Ernst und Feuer. Allmählich wurde unser Publikum ganz begeistert. Die Männer stampften und schrieen, einige von den Jungen pfiffen und die Babies heulten. Als die Versammlung sich vertagt hatte, erfolgte viel kräftiges Händeschütteln, und es bedurfte nicht geringer Kriegslist die vielen dringenden Einladungen, im Wirtshaus „einen zu trinken", zu vermeiden, und dabei doch nicht Anstoß zu erregen. Endlich fuhren die ehrlichen Farmer mit ihren Frauen und Kindern wieder von dannen und die „Stadt Lexington" versank in ihr früheres Schweigen.

Da wir vom Komitee angewiesen waren, dort zu übernachten, um uns von unserer Reiseanstrengung auszuruhen, dachten Mr. Grow und ich schon mit Grauen an das uns bevorstehende Abendessen. Wir fragten den Wirt, ob wir nicht einige gekochte Eier haben könnten. Es gab keine Eier im Hause; man hielt auch keine Hühner. Oder vielleicht Kartoffeln? Auch die gab es nicht. Dann hatten wir eine brillante Idee. In der Nähe des Wirtshauses hatten wir einen hübschen kleinen See bemerkt. Dürften wir nicht einige Fische fangen? Der Wirt meinte, das dürften wir wohl. Er hatte ein Boot, ein sogenanntes Dug-out (ausgehöhlter Baumstamm) und Angeln, die allerdings nicht mehr sehr gut, aber doch brauchbar waren. Wir waren sogleich zu dem Versuch bereit, und das Glück war uns hold. In einer halben Stunde hatten wir fast einen Eimer voll Kaulköpfe gefangen. Triumphierend überreichten wir sie dem Wirt mit dem Ersuchen, unseren Fang zum Abendessen zubereiten zu lassen. Aber, o weh! das war unausführbar. Man sagte uns, das Abendessen stehe schon auf dem Tisch, und es sei niemand da, der uns ein anderes kochen könne. Der Wirt versprach aber feierlichst, daß wir die Fische am nächsten Morgen zum Frühstück haben sollten. Was

blieb uns übrig, als uns in unser Schicksal zu fügen. Auf dem Eßtisch fanden wir ranziges Schweinefleisch, gekochte Zwiebeln, saures Brot und eine grünliche Flüssigkeit, diesmal Tee genannt. Die Aussicht auf eine herrliche Fischmahlzeit am nächsten Morgen tröstete uns aber und gab uns neuen Mut.

Es kam die Schlafenszeit. Das Schlafgemach für Gäste befand sich auf dem Bodenraum unter dem Dach, wohin wir über eine knarrende leiterartige Treppe kletterten. Im Zimmer standen fünf oder sechs Betten, die alle bis auf eines schon besetzt waren. Dieses eine bestimmte der Wirt für Mr. Grow und mich. Unsere Umgebung war keineswegs einladend, aber wir fügten uns lachend in das Unabänderliche, löschten unser Talglicht und schliefen den Schlaf der Gerechten. Bei Tagesanbruch verließen unsere sechs bis sieben Stubenkameraden stillschweigend ihre Betten und gingen hinunter. Sie waren wahrscheinlich Einwohner der „Stadt“ oder der Umgegend, die im Wirtshaus logierten. Als die anderen fortgegangen waren, standen wir auch auf und, da sich kein Waschgerät in unserem Schlafzimmer befand, mußten wir an der Pumpe im Hofraum Toilette machen, wo wir nur ein Handtuch fanden, welches, da schon eine Anzahl unserer Vorgänger es benutzt hatte, einen wenig einladenden Anblick bot. Wir trockneten daher Gesicht und Hände mit unseren Taschentüchern und mußten uns damit zufrieden geben. Und nun zu unserm lukullischen Fischfrühstück! Aber ach! der Fisch war in ranzigem Schweinefleisch gebraten und reichlich mit gekochten Zwiebeln garniert; außerdem gab es nichts als saures Brot und eine grüne Flüssigkeit, die diesesmal wieder Kaffee genannt wurde. Das war ein harter Schlag, für den wir uns nur mit der Hoffnung auf besseres Glück an einem anderen Ort trösten konnten. Wir beschleunigten unsere Abfahrt mit fieberhafter Hast. Mr. Grow und ich mußten zusammen nach unserem nächsten Bestimmungsort reisen, dessen Namen ich vergessen habe. Da unsere Kutscher den Weg nicht kannten, zeigte uns der Wirt eine Wagenspur, die wir verfolgen sollten, bis wir die Scheune des „alten Evans“ erreichten, und wenn wir dann rechts einbögen, würden wir sicher hinkommen. Wir kamen auch wirklich hin, sehr müde und hungrig nach einer

holprigen Fahrt von mehreren Stunden. Wenn ich in späteren Jahren mit Mr. Grow zusammentraf, verfehlten wir nie uns des lustigen Kampagnetags in der „Stadt Lexington“ zu erinnern.

Meine Heimkehr von Minnesota war nicht weniger charakteristisch für jenes westliche Leben, als es die Kampagne gewesen war. Ich nahm auf einem Mississippidampfer Passage bis nach La Crosse hinunter. Der Dampfschiffsverkehr auf den westlichen Flüssen, welcher später der Konkurrenz der Eisenbahnen weichen mußte, war damals noch in voller Blüte. Die meisten der Passagierboote waren sehr groß und in einem Stil eingerichtet, der damals für ungeheuer prächtig galt. Auf vielen der Schiffe wurde Frühstück, Mittag- und Abendessen serviert, die dem unverwöhnten Geschmack ausgezeichnet gut erschienen, und es herrschte gewöhnlich ein Ton heiterer Lebendigkeit unter den Passagieren. Auf dem Fluß südlich von St. Louis und auf dem Missouri gehörten das Klappern der Pokermarken und gelegentlich der Knall einer Pistole zu den regelmäßigen Unterhaltungen. Auf dem oberen Mississippi waren solche Dinge nicht so gebräuchlich und die Passagiere ergingen sich in harmloseren Vergnügungen, obgleich man zugeben muß, daß manchmal stark gewettet wurde. Ich habe den Namen des schönen Schiffes, auf welchem ich reiste, vergessen, aber ich will es die „Möve“ nennen. Es traf sich, daß ein zweites Schiff, anderen Eigentümern gehörend, aber von ungefähr derselben Größe wie die „Möve“ zur selben Zeit seine Reise stromabwärts antrat. Wir wollen dieses Schiff die „Seewelle“ nennen. Meine Abreise fiel auf einen jener sonnigen hellen Herbstmorgen, welche im Nordwesten besonders schön sind, mit einer Luft so wunderbar kräftig, daß sie das Herz mit einem Gefühl jauchzenden Wohlseins erfüllt. Es war meine erste Reise auf einem der großen Flußdampfer, und ich genoß sie über die Maßen.

Als wir an den majestätischen Felsenabhängen des Pepinsees vorüberfuhren, schien die „Seewelle“ unsere „Möve“ einzuholen, und sogleich gaben sich meine Mitreisenden dem unwiderstehlichen Gefühl hin, daß das nicht sein dürfe. Zuerst schien sich dieses Gefühl auf die Männer zu beschränken, bald jedoch fingen auch die Frauen an, ein Interesse an der Sache zu zeigen, das immer lebhafter

wurde. Sie scharten sich um den Kapitän, einen gedrungenen breitschultrigen, etwas mürrisch aussehenden Mann, der mit einer gleichgültigen Miene auf dem oberen Verdeck auf- und abschritt. Würde er es erlauben, daß die „Seewelle“ uns vorauskäme, fragte man ihn. „Würden Sie gerne in die Luft gesprengt werden?“ fragte er als Erwiderung. „Nein“, war die Antwort, „das möchten wir allerdings nicht, aber wir wollen auch nicht, daß die „Seewelle“ uns vorauskommt“. Der Kapitän sah mit einem grimmigen Lächeln auf, sagte nichts und ging von dannen.

Nach einer Weile wurde das Stampfen der Maschine immer lauter, das rauhe heisere Fauchen der Schornsteine immer heftiger und fieberhafter, die Rauchwolken, die aus ihnen aufstiegen, immer schwärzer und dichter und das Zittern des großen Schiffes, wie es durch das Wasser rauschte, immer gewaltiger. Zur selben Zeit bemerkten wir, daß die „Seewelle“, welche jetzt fast Seite an Seite mit uns lief, dieselben Zeichen außergewöhnlicher Anstrengung sehen ließ. Sie schien uns sogar in ihren Vorbereitungen für die Wettfahrt vorausgekommen zu sein. Ein Freudengeschrei stieg von ihrem Verdeck auf, denn augenscheinlich dachten die Passagiere der „Seewelle“, daß sie uns bald hinter sich lassen würden. Unsere Passagiere riefen herausfordernd zurück, und die „Möve“ machte eine neue Anstrengung.

So waren wir denn mitten in einer Mississippi-Dampferwettfahrt und ich wußte vom Hörensagen, daß solche Wettfahrten manchmal nicht vom schnellsten Schiff gewonnen wurden, sondern von demjenigen, dessen Dampfkessel am längsten Widerstand leisteten, ehe sie barsten. Ich hatte oft die Geschichte von der alten Dame gehört, die, bevor sie ihre Passage auf einem Mississippidampfer belegte, dem Kapitän das feierliche Versprechen abverlangte, daß er sich auf keine Wettfahrt einlassen würde, und die, als ein anderes Dampfschiff vorauszukommen versuchte, den Kapitän bat, das doch nicht zu erlauben. Als er ihr dann sagte, daß er nicht genug Brennmaterial habe, um schneller zu fahren, teilte sie ihm mit, es seien mehrere Fässer Schweinefleisch an Bord, die ihr gehörten und fragte, ob er die nicht aufs Feuer werfen wolle, um mehr Dampf zu machen.

Ich muß gestehen, daß ich, als ich sah, wie die „Seewelle" sich anstrengte an uns vorbeizufahren, die psychologische Wahrheit dieser Anekdote würdigen lernte. Ich sehe unseren Kapitän jetzt noch vor mir, wie er auf dem oberen Verdeck stand mit seinem linken Fuß auf dem niedrigen Reeling, den Ellbogen auf das Knie gestützt, das Kinn auf die Faust, seine Backe voll Tabak, den er mit Nervosität kaute, und sein blitzendes Auge auf einen Punkt weit vor sich gerichtet. Von Zeit zu Zeit drehte er seinen Kopf und rief ein heiseres Kommandowort nach dem Steuerhaus hinauf. Die Passagiere, Männer und Frauen, die sich um ihn drängten, waren außer sich vor Aufregung und machten sich in allerhand Ausrufen Luft; leider muß ich sagen, daß einige davon ziemlich lästerlich waren. Plötzlich blickte der Kapitän auf, und indem er lächelte, soweit es ihm der Tabak in seinem Mund erlaubte, murmelte er: „Jetzt habe ich sie, die verdammte „Seewelle"!" Dann bemerkten wir, daß die „Seewelle" plötzlich die Fahrt verlangsamte und zurückblieb und unsere „Möve" vorwärts schoß, weit voraus. Unsere Passagiere schickten ein lautes Triumphgeschrei gen Himmel und konnten sich nicht fassen vor Jubel. Es stellte sich heraus, daß hier das Flußbett bedeutend schmäler geworden war, so daß zwei Schiffe nicht mehr nebeneinander fahren konnten. Gleichzeitig machte der Strom eine scharfe Biegung, und unserem Schiff, das in der inneren Krümmung fuhr, gelang es, sich in das schmale Bett hineinzudrängen, ehe die „Seewelle" es erreichen konnte; so war denn unsere Rivalin gezwungen zurückzubleiben, wenn sie nicht in uns hinein oder auf den Grund fahren wollte.

Dieses erfolgreiche Manöver beruhigte aber unsere sorgenvollen Gemüter nicht ganz. Nach einer Weile mußten wir, da unser Heizungsmaterial zur Neige ging, in der Nähe eines ungeheuren Haufens Brennholz anlegen, um einen neuen Vorrat aufzuladen. Die Passagiere waren bestürzt. „Es schadet nichts", sagte der Kapitän, „die „Seewelle" muß auch Holz aufladen". Kaum hatte die „Möve" neben dem Holzhaufen angelegt, als schon eine Menge meiner Reisegefährten an Land sprangen, um den Deckarbeitern beim Aufladen des Holzes zu helfen und so die Verzögerung abzukürzen. Jeder

arbeitete mit größtem Eifer. Während das vor sich ging, dampfte die „Seewelle“ majestätisch an uns vorbei, und die Luft erzitterte von Jubelgeschrei. Als wir wieder aufbrachen, sahen wir sie schon in einer erschreckenden Entfernung vor uns. Aber unser Kapitän hatte Recht. Sehr bald sahen wir nun auch die „Seewelle“ still an der Landestelle liegen, wo sie einen neuen Vorrat von Brennholz auflud, und wir hofften an ihr vorbeizufahren und sie weit hinter uns zu lassen. Wir hatten aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Ehe wir noch ihren Halteplatz erreicht hatten, beobachteten wir, wie sie mit Geschwindigkeit ihre Landungsbrücke aufzog und wieder in Gang kam. Jetzt begann der eigentliche, entscheidende Kampf. Die Dampfpfeifen beider Schiffe gaben trotzige Töne der Herausforderung von sich. Während einer langen Strecke schien das Flußbett breiter zu sein, und die Dampfer konnten nebeneinander laufen — beinahe, sozusagen, Schulter an Schulter. Manchmal berührten sich fast die Radkasten. Die Passagiere, welche die Verdecke der beiden Schiffe anfüllten, waren sich so nahe, daß sie sich ansprechen konnten; sie neckten und verspotteten einander, halb gutmütig, halb höhnisch. Inzwischen keuchten und pufften und schnoben die Schornsteine und donnerten und stampften die Maschinen, und die leichtgebauten Verdecke zitterten und ächzten und knarrten, als gelte es einen verzweifelten Kampf auf Leben und Tod. Der Kapitän schien jetzt seine Zeit zwischen dem Maschinenraum und dem Steuerhaus zu teilen; man sah ihn mit nervöser Hast hinauf und hinunter eilen. Einmal, als er über das Verdeck ging, bemerkte ich, wie eine zartaussehende Frau ihn anhielt mit einem besorgten Ausdruck des Auges und ihn fragte, ob es auch „ganz sicher“ sei. „Nun ja“, brummte er, „ich kann ja langsamer fahren und zurückbleiben wenn Sie wünschen“. Die arme Frau sagte nichts. Sie sah ganz verwirrt aus, als habe sie etwas sehr Kleinliches und Verächtliches getan — und die Passagiere jubelten.

Beide Dampfschiffe hielten ein= oder zweimal an, um Passagiere und Fracht ab= und aufzuladen. Das wurde aber mit so fabelhafter Geschwindigkeit getan, daß keines von beiden daraus einen Vorteil ziehen konnte. Sie hatten Gelegenheit, scharf zu manövrieren,

um sich gegenseitig den Weg abzuschneiden, wenn sie an schmale Stellen des Flußbettes kamen. Das Glück war dann auf dieser Seite, dann auf der anderen, und die Stimmung der Passagiere stieg oder fiel demgemäß, jetzt bis zu lauter triumphierender Zuversicht und dann in Zorn und Verzagtheit. Die zwei Schiffe waren sich augenscheinlich so ebenbürtig an Kraft und Güte und wurden mit so gleicher Kunst und sachlicher Kühnheit gelenkt, daß niemand das Resultat der Wettfahrt voraussehen konnte. Die Parteianhänger der „Möve" konnten nicht umhin, auch die Verdienste der „Seewelle" anzuerkennen.

Endlich kam La Crosse in Sicht. Das Ende war nahe, und manches Herz klopfte vor banger Spannung. Die Menschenmenge auf dem Verdeck wurde still. Fast niemand wagte etwas zu sagen oder einer Gefühlsäußerung Raum zu geben. Jetzt schien das Glück uns wieder günstig zu sein. Die Schiffe waren noch immer Seite an Seite und leisteten mit beängstigender Energie ihr Äußerstes. Sie mußten aber noch eine Biegung machen, um sich an den Landungsplatz zu schwingen, und die „Möve" — war es nun Gunst des Schicksals, oder Berechnung des Kapitäns? — hatte den Vorteil der inneren Seite. Wir fuhren mit voller Kraft so lang als irgend möglich, und die Maschine warde erst, als es unumgänglich nötig war, zum Stillstehen gebracht; so berührte die „Möve" ihr Dock mit einem Krach und hatte schon mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit die Taue befestigt und die Landungsbrücke hinuntergelassen, als die „Seewelle" eben einlief. Der Sieg war unser, und ein ungeheures Freudengeschrei erklang. Ich möchte aber wissen, ob nicht viele meiner Reisegefährten, gleich mir, als die Aufregung des großen Tages sich gelegt hatte, sehr froh waren, wieder sicher auf festem Boden zu stehen, und ob sie nicht den Dampfkesseln der „Möve" Dank darbrachten, daß sie den schrecklichen Druck ausgehalten, ohne uns in die Luft zu sprengen!

Siebentes Kapitel.

Kaum waren die Wahlen vorüber, als ich schon wieder zu einer ausgedehnten Vortragsreise aufbrechen mußte, um durch ihren Ertrag die Verluste wett zu machen, die ich während meiner politischen Tätigkeit durch Ausgaben und Vernachlässigung meiner Privatangelegenheiten erlitten hatte; auch wollte ich gerne schon etwas für die künftige große Kampagne der Präsidentenwahl von 1860 zurücklegen. Das Vortragswesen hatte sich damals über den ganzen Norden und Nordwesten bis in die schwach bevölkerten Gegenden hinein verbreitet und konnte als ein sehr wertvolles Erziehungsmittel betrachtet werden. Es gab kaum ein Städtchen von mehr als 3000 Einwohnern, das nicht während des Winters seinen regelmäßigen Vortragskursus aufzuweisen hatte, und diese Veranstaltungen dienten mehr dem Zweck der Belehrung als dem der bloßen Unterhaltung. Viele der besten Köpfe und der beredtesten Zungen des Landes, wie z. B. George William Curtis, Henry Ward Beecher, Ralph Waldo Emerson, Wendell Phillips, Charles Sumner, Horace Greeley, der Temperenzapostel John B. Gough und eine große Anzahl hervorragender Professoren und Geistlicher wurden beständig begehrt, um über Themata zu sprechen, die für intelligente, wißbegierige Menschen von Interesse waren. Die Beobachtungen, welche ich während meiner Vortragsreisen jener Jahre machte, gehören zu den belehrendsten und ermutigendsten meiner frühen amerikanischen Erfahrungen. Ich sah, was man die Kultur der Mittelklasse nennen könnte, in ihrem Bildungsprozesse begriffen.

Eine Pause zwischen meinen Vorträgen benutzte ich, um einen kurzen Besuch in Washington zu machen. Der Kongreß war damals

in einem Zustand der Aufregung, desgleichen man sich jetzt kaum vorstellen kann. Am Morgen nach meiner Ankunft frühstückte ich mit meinem Freunde Mr. John F. Potter, Kongreßmitglied von Wisconsin. Er lud mich ein, ihn zum Kapitol zu begleiten, und versprach mir, mich womöglich in den Sitzungssaal mitzunehmen. Bevor wir aufbrachen, sah ich, wie er sich einen Gürtel mit einer Pistole und einem Jagdmesser unter seine Kleider schnallte. „Sie scheinen über meine Vorbereitungen erstaunt zu sein!" sagte er, „das ist aber meine gewöhnliche Morgentoilette, wenn ich in die Kongreßsitzung gehe. Sie wissen, daß ich kein Raufbold, sondern ein friedliebender Bürger bin. Man kann aber nicht wissen, was kommen mag." Dann erklärte er mir, daß die nördlichen Sklavereigegner jeden Augenblick eines Angriffs gewärtig sein müßten, weniger von Seiten der südlichen Abgeordneten selbst als von einer Bande südlicher Tollköpfe, die sich vielleicht auf den Galerien versammeln könnte. „Sie können jeden Augenblick gegen uns losbrechen", sagte Mr. Potter, „aber wenn sie zu schießen anfangen, wollen wir doch vorbereitet sein, um das Feuer zu erwidern. Mehrere meiner Freunde gehen ebenso bewaffnet wie ich." Ich hatte schon gehört, daß Senator Wade von Ohio, nachdem er von einem Südländer bedroht worden war, eines Tages mit einem Paar großer Reiterpistolen im Senat erschienen war, welche er ganz ruhig vor aller Augen auf den Deckel seines Pultes legte. Als er sicher war, daß jedermann die Pistolen bemerkt haben mußte, verschloß er sie griffbereit in sein Pult und lehnte sich, mit einem grimmigen Lächeln um sich blickend, in seinen Stuhl zurück. Ob die Geschichte wahr ist, wage ich nicht zu verbürgen, jedenfalls wurde sie vielfach geglaubt, da sie dem „alten Ben Wade" so ähnlich sah und so gut auf die Situation paßte.

Es gelang Mr. Potter, mich in den Sitzungssaal des Repräsentantenhauses einzuführen, und ich hatte die Befriedigung, eine Debatte zu hören, die, was auch Gegenstand der Tagesordnung gewesen sein mag, sehr bald die Repräsentanten des sklavereifeindlichen Nordens und des sklavereifreundlichen Südens in heftigem Wortwechsel einander gegenüberstellte. Die Nordländer blieben verhältnismäßig ruhig in

der Diskussion, die südlichen Heißsporne dagegen wurden trotzig, anmaßend, auffahrend, warfen ihren Gegnern Feigheit und Kleinlichkeit vor und ließen mit größter Verwegenheit in der Debatte Worte über die Auflösung der Union fallen, als sei das etwas, das man eher herbeiwünschen als fürchten müsse. Im Auftreten der Südländer, besonders der jüngeren unter ihnen, machte sich eine Behauptung aristokratischer Überlegenheit bemerkbar, von der sie scheinbar aufrichtig überzeugt waren, welche aber die Geduld und die Selbstbeherrschung ihrer Gegner bis zum äußersten auf die Probe stellte. Ein Gefühl ängstlicher Spannung, kriegerischer Herausforderung lag in der Luft, und oftmals schien ein Ausbruch von Gewalttätigkeit unvermeidlich zu sein. In den Beleidigungen, die so leichtfertig hin- und herflogen, machte sich ein Ton bitterer persönlicher Feindschaft fühlbar. Mr. Potter sagte mir, daß die Beziehungen freundlicher Kollegialität, welche früher zwischen den Nordländern und Südländern, wie regelmäßig zwischen Mitgliedern verschiedener Parteien, im Kongreß geherrscht hätten, zum großen Teil geschwunden seien, daß die Erbitterung und Mißgunst politischen Kampfes sich auf ihren persönlichen Verkehr erstreckt, zwischen vielen sogar die gewohnte Begrüßung aufgehört habe, und sie einander mit finsteren und bösartig feindlichen Blicken begegneten.

Ich mußte am nächsten Tage Washington verlassen und schied mit der Überzeugung, daß die Zeit der Kompromisse in der Tat vorüber sei. Es schien mir, daß der Norden der Herausforderung des Südens eine Kundgebung seines Mutes und seiner Entschlossenheit entgegenstellen müsse. Wenn der Süden sich in der Erwartung bestärkt fühlte, daß der Norden sich jedesmal, wenn man ihm mit einer Auflösung der Union drohte, bereit zeigen würde, Konzessionen zu machen oder die gerechtesten Forderungen preiszugeben, dann würden jene Drohungen kein Ende nehmen. Nichts aber konnte sie so gut entwaffnen als eine kaltblütige Annahme der Herausforderung. Dem Süden mußte, selbst auf Gefahr eines Kampfes hin, beigebracht werden, daß die Sklaverei aus den noch freien Territorien ausgeschlossen werden sollte, denn darum drehte sich eigentlich der Streit. Wenn die Südländer glaubten,

wie sie zu glauben schienen oder wenigstens zu glauben vorgaben, daß die Nordländer nicht kämpfen wollten, dann mußten die Nordländer ihnen ausdrücklich beweisen, daß sie, wenn es sein müßte, zum Kampf bereit seien, und daß jeder Versuch der Südländer, die Union auseinanderzureißen, diese Notwendigkeit herbeiführen würde. Jede Politik, welche die geringste Neigung verriet nachzugeben, würde die Gefahr eines bewaffneten Zusammenstoßes vergrößern. Diese Gefahr, wenn sie überhaupt zu vermeiden war, konnte nur durch ein Auftreten ernster Entschiedenheit vermieden werden. Nur so konnten die südlichen Hitzköpfe noch bei Zeiten dazu gebracht werden, die Kosten ihrer Tollkühnheit in Erwägung zu ziehen. Es war mir lieb zu finden, daß dieses auch die vorherrschende Ansicht der nördlichen Abgeordneten war, mit denen ich sprach.

Nicht lange, nachdem ich Washington verlassen hatte, kam es in der Tat zu einigen Handgreiflichkeiten im Sitzungssaale selbst, und mein Freund Potter war der Held einer dieser Reibereien. Mr. Potter war wirklich, wie er sagte, ein friedlicher und gesetzliebender Bürger, ein Mann von nicht glänzenden, doch sehr respektablen Fähigkeiten, kein Redner, doch im Gespräch vernünftig und überzeugend, ein fleißiger und pflichttreuer Arbeiter von unerschütterlichem Mut, wenn es das Rechte galt, ein prächtiger ritterlicher Charakter, der jedem Vertrauen und Wohlwollen einflößte, kurz ein Mann, den man gern zum Mitarbeiter, Nachbarn und Freund haben möchte. Man konnte ihn jedoch nicht ansehen, ohne sich zu sagen, daß er im Streit ein ungemütlicher Gegner sein würde. Er war nicht sehr groß, aber ausnehmend breit in den Schultern und im Brustkasten, und die Bewegungen seiner Glieder verrieten das elastische Gleichgewicht der Muskeln, das gewöhnlich auf Kraft, sowie auf behende Bereitschaft im Kampf schließen läßt. Er war eigentlich ein schöner Mann von einer kräftig männlichen Schönheit mit seinen starken, regelmäßigen Zügen, die von blondem Haar und Bart umrahmt waren, seiner Adlernase und seinen blauen Augen, die in ruhigen Momenten mit ihrem ehrlichen, gütigen Blick bestricken mußten, die aber in der Aufregung Blitze sprühen konnten — der ganze Mann

ein Bild der Kraft und des Mutes. Ein heißer Wortwechsel entspann sich im Kongreßsaal zwischen ihm und Mr. Roger C. Pryor von Virginia, der ihn mit einigen provozierenden Bemerkungen gereizt hatte, und es erfolgte eine Herausforderung zum Duell. In Anbetracht des damals herrschenden Gefühls im Volke glaubte Mr. Potter sich genötigt, die Herausforderung anzunehmen, und da ihm nach dem Ehrenkodex die Wahl der Waffe freistand — und er meinte, die Sache möglichst ernst nehmen zu müssen — wählte er „Bowie-knives" (lange Jagdmesser). Mr. Pryor lehnte unverzüglich ab, wenn ich mich recht erinnere unter dem Vorwand, das „Bowie-knife" sei keine zivilisierte Waffe. Da jedoch seine im Grunde nicht unvernünftige Ablehnung, so hingestellt wurde, als bedeute sie einen schmählichen Rückzug des feuerfressenden Südländers, veranlaßte sie im ganzen Norden großes Gelächter, und Mr. Potter fand eines Morgens, daß er der Held des Tages war. Eine Flut von Glückwünschen ergoß sich über ihn, und wenige Monate später überreichten ihm einige enthusiastische Bewunderer im Konvent von Chicago ein „Bowie-knife" von riesiger Größe als Zeichen der allgemeinen Anerkennung.

Die Frage, ob unter den damals obwaltenden Umständen eine von einem Südländer an einen Nordländer geschickte Forderung hätte angenommen oder abgelehnt werden sollen, hat mich oft beschäftigt. Da ich grundsätzlich sehr stark gegen das Duell eingenommen bin, wäre ich von Natur geneigt, zu sagen, daß sie hätte abgelehnt werden sollen. Unzweifelhaft lassen sich oft Männer in ein Duell verstricken, deren Gewissen diesen Brauch mißbilligt, weil sie fürchten, eine Ablehnung könne als Mangel an persönlichem Mut ausgelegt werden. In solchen Fällen würde tatsächlich eine Ablehnung der Beweis eines viel höheren Mutes sein, als der, dessen es bedarf, sich einer Pistolenkugel gegenüberzustellen; des moralischen Mutes, der sich lieber ungerechter und demütigender Verdächtigungen aussetzt, als eine Handlung zu begehen, die vom Gewissen mißbilligt wird. Zu der Zeit jedoch, von der ich spreche, waren die Rücksichten, welche in solchen Dingen die Gemüter bestimmten, nicht rein persönlicher Natur. Die Schmähung, daß die Nord-

länder Feiglinge wären und nicht kämpfen wollten, war beständig auf den Lippen unzähliger Südländer. Sie glaubten ohne Zweifel an die Wahrheit dieses Vorwurfs, und dieser Glaube war von großer allgemeiner Bedeutung. Er übte einen mächtigen, vielleicht sogar einen entscheidenden Einfluß auf die Bevölkerung des Südens aus. Er erweckte in ihnen die Vorstellung, daß, was auch der Süden fordern möge, wenn er die Forderung nur mit genügend gebieterischer Großtuerei vorbrächte, der Norden sich doch nach einigem Winden und Krümmen endlich fügen würde, nur um der Gefahr eines Waffenkampfes zu entgehen. Es ist eine ernste historische Erwägung, ob, wenn im Süden nicht die falsche Auffassung von dem absoluten Mangel an Kampfeslust im Norden vorgeherrscht, der Süden jemals das Wagnis einer Sezession und des daraus folgenden Bürgerkrieges unternommen hätte. Wenn also zu jener Zeit jeder Nordländer, der von einem Südländer gefordert wurde, sich mit seinen Gewissensskrupeln entschuldigt hätte, so wäre gesagt worden: „Sehen Sie, man kann sie beleidigen, sie stoßen und puffen, man kann sie an der Nase ziehen, aber kämpfen wollen sie nicht! Es steckt keine Schneid in der ganzen Bande.“ Damit wäre der Glaube, daß der Süden ungestraft sich alles herausnehmen könnte, noch bekräftigt worden und hätte sich mehr und mehr verbreitet. Es ließe sich also die Behauptung aufstellen, daß unter so besonderen Umständen die Frage, ob eine Duellforderung angenommen oder zurückgewiesen werden sollte, keine rein persönliche, sondern vielmehr eine Frage von allgemeiner Bedeutung war, und daß folglich ein Mann, der prinzipiell noch so stark dem Duell abgeneigt sein mochte, doch gerechtfertigt war, wenn er zeitweilig seine Prinzipien dem allgemeinen Wohl opferte. Es gab jedenfalls Viele, die unter gewöhnlichen Umständen den Gedanken an ein Duell entrüstet zurückgewiesen hätten, welche damals aber instinktiv in die Hände klatschten, wenn ein bekannter Mann kampflustig den Hohn seiner Gegner aus dem Süden zurückwies und besonders, wenn ein nördlicher Abgeordneter durch die Kundgebung ungewöhnlichen Mutes jene Gegner aus dem Felde jagte, wie es meinem Freunde Potter in so wirksamer Weise gelungen war. Solch ein Zustand der öffent-

lichen Stimmung ist gewiß kein gesunder, aber wir lebten in einer fieberhaft aufgeregten Atmosphäre, die dazu angetan war, den normalen Maßstab menschlichen Handelns gefährlich zu ändern.

Auf meiner Rückreise nach dem Westen hatte ich einen Vortrag in Columbus, Ohio, zu halten. Mr. Salmon P. Chase, der damalige Gouverneur des Staates Ohio hatte mir in einem sehr freundlichen Briefe die Gastfreundschaft seines Hauses angeboten, und ich nahm die Einladung mit Vergnügen an. Als ich früh morgens eintraf, war ich erstaunt, zu so unbequemer Stunde vom Gouverneur selbst empfangen zu werden. Er sagte mir, daß seine Tochter Kate, welche dem Haushalt vorstand, bald erscheinen würde. Sie kam nach kurzer Zeit, begrüßte mich sehr freundlich und setzte sich zu uns mit der graziösen Leichtigkeit eines Vogels, der die Flügel faltend sich auf den Ast eines Baumes niederläßt. Sie war damals achtzehn Jahre alt, groß, schlank und von schönem Wuchs. Ihre Züge waren nicht nach den klassischen Regeln schön, und ihr Näschen, etwas kühn aufgestülpt, wäre vielleicht von einem strengen Kritiker bemängelt worden, doch es paßte anmutig zu dem Gesicht mit den großen schwermütigen, aber gleichzeitig lebhaften grauen, von langen dunklen Wimpern beschatteten Augen, über welchen die Brauen in stolzem Bogen gezeichnet waren. Die schöne Stirn war von welligem goldbraunem Haar umrahmt. Sie hatte etwas Königliches in der Haltung des Kopfes, und alle ihre Bewegungen waren von einer natürlichen Grazie. Es war kein Wunder, daß sie später den Ruf einer großen Schönheit genoß und viele Herzen brach. Nach den gebräuchlichen höflichen Redensarten drehte sich die Unterhaltung, an welcher Miß Kate einen intelligenten Anteil nahm, bald um Politik — und diese Unterhaltung wurde während des größeren Teils des Vormittags in der Bibliothek des Gouverneurs fortgesetzt. Ich hatte einen tiefen Respekt gefaßt vor Mr. Chases Fähigkeiten und Charakter. Seine Reden über die Sklavereifrage waren mir alle bekannt, und ich bewunderte ihre klare Beweisführung und Kraft nicht weniger als die aus ihnen sprechende edle Gesinnung. Auch seine Persönlichkeit hatte mir einen tiefen Eindruck gemacht, als ich ihn einige Jahre vorher von der Galerie des Senats gesehen

hatte. In ihm, mehr wie in seinen Kollegen, erkennt man den bedeutenden Mann. Und jetzt, da ich neben ihm in der Vertraulichkeit seines Studierzimmers saß und er mich bat, ihm meine Ansichten über die politische Situation auszusprechen, war mir, als sei mir eine große Auszeichnung widerfahren, aber gleichzeitig eine Verantwortung auferlegt, die ich nicht sehr begierig war zu übernehmen. Nach seinem Auftreten vor der Öffentlichkeit zu urteilen, hätte man Mr. Chase für kalt, hochmütig und unnahbar gehalten. Ohne die geringste Affektation oder die Absicht zu posieren, lag in seiner Haltung etwas Majestätisches. Wenn er sich jedoch in freundschaftlichem Verkehr gehen ließ, durchbrach die wirkliche Wärme seiner Natur die Eiskruste, und man gewann den Eindruck, daß seine gewöhnliche Zurückhaltung eher einer Art schamhaften Schüchternheit als einem hochmütigen Gefühl der Überlegenheit entsprang. Die Würde seiner Haltung verließ ihn allerdings auch nicht in den Stunden der Ausspannung, denn sie war ihm vollkommen natürlich und unbewußt. Sie gehörte zu ihm wie die majestätische Figur, mit welcher die Natur ihn ausgestattet hatte. Es war etwas Bestrickendes in der großartigen Einfachheit seines Charakters, so wie sie sich in den vertraulichen Mitteilungen offenbarte, die er mir mit dem fast kindlichen Lispeln seiner tiefen Stimme machte, und ich verstand sehr gut, wie intime Freunde eine sentimentale Anhänglichkeit für ihn empfinden und in dem Wechsel der Zeiten bewahren konnten, auch nachdem sie vielleicht aufgehört hatten, den von ihm eingeschlagenen Kurs zu billigen.

Mit diesem außergewöhnlichen Manne saß ich nun in seinem gemütlichen Arbeitszimmer, und er gestand mir mit einer Offenheit, die mich in Erstaunen setzte und mich gleichzeitig anzog, seinen glühenden Wunsch, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden und daß ihn der kommende republikanische Nationalkonvent zu dieser Stellung vorschlagen werde. Er meinte, daß ich unzweifelhaft als Delegierter von den Republikanern Wisconsins in diesen Konvent geschickt werde, und er wünsche sehr zu wissen, was ich von seiner Kandidatur hielte. Es hätte mir einen Augenblick aufrichtiger Freude bereitet, wenn ich meine Antwort im Tone der Ermutigung

hätte geben können, denn nichts konnte mir berechtigter erscheinen, als der hohe Ehrgeiz dieses Mannes, zu dem ich mich persönlich so stark hingezogen fühlte. Aber ich konnte diese Ermutigung nicht aussprechen und ich schätzte ihn zu hoch, um ihm zu schmeicheln, oder ihm mit zweideutigen Phrasen zu dienen. Ich sagte ihm aufrichtig, daß ich in der amerikanischen Politik zu unbewandert sei, um die Zahl der Stimmen, über die er im Konvent gebieten würde, berechnen zu können, daß ich mir aber ein allgemeines Urteil über die Situation gebildet habe, welches ich folgendermaßen zusammenfaßte: „Wenn der republikanische Konvent in Chicago den Mut hat, einen entschiedenen Gegner der Sklaverei zu nominieren, so wird er Seward nominieren; wenn er nicht den Mut hat, dann wird er nicht Sie nominieren.“ Der Gouverneur schwieg einen Augenblick, als habe er etwas Unerwartetes gehört, dann dankte er mir, daß ich ihm so ohne Umschweife meine Meinung gesagt habe, welche möglicherweise richtig sei. Aber, ohne irgend welchen Zweifel über Sewards Charakter und die Dienste, die er geleistet, auszudrücken, gab er mir zu verstehen, daß er nicht einsehen könne, warum die Sklavereigegner ihn in die zweite Reihe der Anführerschaft stellen sollten, statt in die erste — ein Punkt, über den ich nicht mit ihm rechten konnte.

Der Gouverneur setzte die Unterhaltung in bester Laune fort, obgleich ich ihn augenscheinlich enttäuscht hatte, und er blieb in seinem Benehmen so herzlich wie zuvor. Ich glaubte jedoch einen Ton der Wehmut aus seinen Worten herauszuhören. Damals hatte ich schon die Geschichte des Landes genügend studiert um zu wissen, daß das Präsidentschaftsfieber ein quälendes, beunruhigendes Leiden sei, das manchmal dem Seelenfrieden und dem moralischen Gleichgewicht des mit ihm Behafteten tödlich sein konnte. Ich war aber noch niemals mit einem Manne in Berührung gekommen, von dem der Wunsch, Präsident zu werden, in solchem Maße Besitz ergriffen hatte, daß er aufrichtig glaubte, er sei es dem Lande schuldig und das Land sei es ihm schuldig, daß er Präsident werde. Es bedurfte der äußersten moralischen Anstrengung seinerseits, daß dieser Gedanke seine Motive nicht verdunkelte und seine Handlungsweise nicht

beeinflußte. Chase war eins der edelsten Opfer dieses Übels und litt unsäglich darunter; nicht daß es seine Grundsätze und seine politische Moral vergiftet hätte, denn er blieb den hohen Zielen seiner öffentlichen Laufbahn treu — aber er gab sich beständig Hoffnungen hin, die sich als trügerisch erwiesen. Seine wiederholten Enttäuschungen trafen sein Innerstes und wühlten es auf wie vergiftete Pfeile. Er war beständig von dem Gefühl gepeinigt, daß sein Vaterland ihm nicht gerecht würde und daß seine öffentliche Laufbahn verfehlt sei. Es war ein trauriges Schauspiel.

Meine freundschaftlichen Beziehungen zu Mr. Chase bestanden fort, so lange er lebte, und unser Verkehr wurde immer vertraulicher, wenn wir Gelegenheit hatten, unsere Ansichten auszutauschen. Dies geschah nicht selten, während er Mitglied von Lincolns Kabinett war und im Anfang seiner Laufbahn als Bundes-Oberrichter. Er wußte, daß ich seine Ambition für hoffnungslos und seine Anstrengungen, sie zu verwirklichen, für zwecklos hielt; doch das beeinflußte niemals unsere persönliche Freundschaft, denn er wußte ebenfalls, daß ich ihn hoch schätzte und eine aufrichtige Anhänglichkeit für ihn hegte.

Achtes Kapitel.

Die Republikaner von Wisconsin waren mir sehr gewogen. Mit einer Majorität ihrer Legislatur hatten sie mich zum Mitglied des Aufsichtsrats der Staatsuniversität gemacht, welche in der Hauptstadt Madison gegründet wurde, jetzt im Frühling 1860 wählte mich ihr Staatskonvent, als einer ihrer Delegierten zum republikanischen Nationalkonvent im Mai nach Chicago zu gehen. Dieser berühmte Konvent, der in dem großen, viele Tausende fassenden Holzgebäude, das Wigwam genannt, abgehalten wurde, mit seinen geräuschvollen Paraden, seinem Geschrei, Gedränge und Ränkeschmieden ist so oft und so ausführlich beschrieben worden, daß ich nicht in die Einzelheiten einzugehen brauche. Die Delegation von Wisconsin erwählte mich zu ihrem Vorsitzenden,um ihre Stimme anzukündigen und sie zu repräsentieren, wenn solche Repräsentation nötig wurde.

Wir Delegierten von Wisconsin traten einstimmig für Seward als republikanischen Kandidaten für die Präsidentschaft ein. Einige aus New York kommende Republikaner unseres Staates bevorzugten ihn vielleicht deshalb, weil er ein New Yorker war, doch die große Majorität der Partei im Staate Wiskonsin, unter ihnen das jüngere und feurigere Element, hielt aus höheren Beweggründen zu ihm. Ich drückte es in etwas überschwänglicher Sprache so aus: „Es war gewiß nicht aus höheren Nützlichkeitsgründen, daß Sewards Name vorgeschoben wurde, sondern weil wir gewohnt waren, zu ihm aufzusehen, wie zu unserem geistigen Anführer in der politischen Antisklavereibewegung. Von ihm empfingen wir

unseren Schlachtruf im Getümmel des Kampfes, denn er war einer von den Geistern, der oft der allgemeinen Meinung vorauseilt, anstatt zahm in ihren Fußtapfen zu folgen. Er konnte in einem einzigen Satz, in einem einzigen Wort den ganzen Kern einer Streitfrage zusammenfassen, und diese Worte wurden die Inschriften auf unseren Bannern."

Ähnliche, vielleicht etwas weniger hochgespannte Gefühle hielten den größeren Teil von Sewards Anhang zusammen und gaben ihm den Vorzug vor allen anderen im Kampfe gegen die Sklaverei tätigen Staatsmännern. Chase wurde allerdings auch hochgeschätzt und würde allen unseren Anforderungen genügt haben, wenn nicht Seward doch die erste Stelle in den Reihen der Sklavereigegner zuerkannt worden wäre. Die Opposition gegen Seward stützte sich hauptsächlich auf den Glauben der Republikaner, daß sein vermuteter Radikalismus die zaghafteren Gemüter abschrecken und unseren Erfolg in den sogenannten zweifelhaften Staaten wie Indiana, Illinois, New Jersey und Pennsylvania gefährden würde. Dasselbe Bedenken hätte natürlich auch Chase ausgeschlossen, wie ich ihm bei unserer Unterredung in Columbus sagte. Mehr noch als das Zittern der Ängstlichen, welches durch eine so mutige Tat wie die Nomination von Seward verursacht werden mochte, bebefürchteten wir aber — durch ein laues Parteiprogramm und durch die Nomination eines Kandidaten, dessen Name eine Konzession bedeuten konnte — ein Herabziehen der Ideale des Republikanismus. Damit wäre auch die Möglichkeit eines neuen Kompromisses heraufbeschworen worden und derartigen Zugeständnissen widersetzten wir uns aufs entschiedenste. Ein solcher Kandidat bot sich uns in Mr. Edward Bates von Missouri, ein Advokat von hohem Ansehen und ein achtbarer Gentleman, aber ein alter Whig, von dem man annahm, daß er nur in einer milden, unaggressiven Weise der Sklaverei abgeneigt sei. Er sollte — so wurde wenigstens von seinen Befürwortern behauptet — nominiert werden, um die außerhalb der Partei stehenden Elemente zu „versöhnen" und die Zaghaften im ganzen Lande zu überzeugen, daß die machthabende republikanische Partei alle Störungen sorgfältig vermeiden würde.

Sein Hauptfürsprecher war Horace Greeley, der fest entschlossen war, Sewards Nomination zu vereiteln.

Auf der Liste der Kandidaten fand sich auch Mr. Simon Cameron von Pennsylvania, vielleicht der erste Bewerber um die Präsidentschaft in der Geschichte der Republik, der glaubte, die höchste Stellung, die das Volk verleihen kann, durch Reichtum und die Meisterschaft einer schlauen, nicht übergewissenhaft ausgeübten Beutepolitik zu erreichen. Man könnte ihn das Urbild des modernen Staats-„Boß" nennen.

Es herrschte unter uns kein eigentlicher Antagonismus gegen Abraham Lincoln von Illinois. Er wurde allgemein als ein überzeugungstreuer Gegner der Sklaverei betrachtet, der unserer Sache große Dienste geleistet hatte. Wir schätzen ihn hoch aber wir befürworteten seine Nomination nicht, weil wir, um die damalige Redewendung zu gebrauchen, für Seward waren: „First last and all the time."

Ich muß gestehen, daß mein Enthusiasmus für Seward schon ehe der Konvent zusammentrat, ein wenig abgekühlt wurde. Gleich nach unserer Ankunft in Chicago erachteten wir Delegierten von Wisconsin es für unsere Pflicht, uns im Hauptquartier der New Yorker Delegation zu melden, um uns zu besprechen, wie wir am besten die Interessen unseres Kandidaten fördern könnten. Wir fanden aber dort keines der hervorragenden Mitglieder der Delegation, die wir am meisten zu sehen wünschten: William M. Evarts, George William Curtis, Henry J. Raymond, Gouverneur Morgan und andere. Wir fanden nur den tatsächlichen Leiter der Seward-Interessen, Mr. Thurlow Weed, umringt von einer Menge von Männern, die nicht sehr vertrauenerweckend aussahen. Es waren New Yorker Politiker der gewöhnlicheren Art, die Thurlow Weed mitgebracht hatte, um ihm bei seiner Arbeit zu helfen. Worin diese Arbeit bestand, konnte ich aus den Unterhaltungen erraten, die mir erlaubt war anzuhören, denn sie sprachen sehr ungeniert über die großen Dienste, die sie geleistet hatten oder noch leisten würden. Sie waren in Straßenaufzügen mit Blechmusik und Seward-Bannern marschiert, um den Eindruck zu erwecken, daß das ganze Land mit Begeisterung

für Seward erfüllt sei. Sie hatten die Mitglieder anderer Delegationen mit Champagner und Zigarren traktiert, um sie für Seward zu gewinnen, wenn nicht bei der ersten, dann doch wenigstens bei der zweiten oder dritten Abstimmung. Sie hatten diesem und jenem Mann, von dem sie glaubten, er besäße Einfluß, angedeutet, wenn er diesen Einfluß zugunsten Sewards gebrauchte, könne er im Fall eines Sieges auf „Anerkennung" rechnen. Sie hatten auf freigebigste Art Geld ausgestreut und allen zu verstehen gegeben, daß sie noch viel in Reserve hätten. Unter diesen Leuten bewegte sich Thurlow Weed als großer Anführer, mit rastloser Tätigkeit und lautlosem Schritt, ihre Berichte entgegennehmend und in einem ihm eigenen Flüsterton seine Anweisungen erteilend. Dann und wann nahm er den einen in eine Ecke des Zimmers zu heimlicher Zwiesprache oder verschwand mit dem anderen durch eine Seitentür zu noch heimlicheren Verhandlungen. Ich hatte viel von Thurlow Weed als von einem Mann mit geheimnisvoller Macht gehört, als von einer Art politischen Zauberers, der fähig sei, Kombinationen zu erfinden und auszuführen, die der Vorstellung gewöhnlicher Sterblicher fern lagen — als von einem Meister politischer Intrigue und List, als von dem gründlichsten Kenner menschlicher Fähigkeiten, Tugenden und Schwächen und dem sichersten Berechner politischer Zufälle und Resultate, und als dem Führer, Oberaufseher und schützenden Genius von William H. Sewards politischer Laufbahn. Während jeder seine außergewöhnlichen Fähigkeiten anerkannte, waren die Ansichten über seine politische Tugend geteilt. Seine Gegner klagten ihn an, ein egoistischer, gänzlich gewissenloser Schwindler zu sein, während seine Freunde die Tatsache betonten, daß er allerdings Ämter für viele seiner Freunde erlangt habe, aber niemals eines für sich selbst.

Es regte sich in mir die Befürchtung, daß Seward nach solchem Kampf für seine Nomination, sollte er zum Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt werden, sich von einer Last von Verpflichtungen überbürdet finden würde, Verpflichtungen, die um seinetwillen eingegangen waren und die er nicht würde abschütteln können, denen er aber auch nicht ohne Unehre für sich selbst und ohne Schaden

für das allgemeine Wohl gerecht werden konnte. Es war mir ein unangenehmer Gedanke, mir Seward im Präsidentschaftsstuhl vorzustellen mit diesem Mentor hinter sich.

Unwillkürlich stiegen die Gestalten von Faust und Mephistopheles vor meinem inneren Auge auf, und ich wiederholte mir Gretchens Worte:

„Es tut mir in der Seele weh,
Daß ich dich in der Gesellschaft seh.“

Meine Unterhaltung mit Mr. Weed war bei dieser Gelegenheit sehr kurz. Er fragte mich, was ich über die Lage der Dinge dächte, und ich teilte ihm mit, was uns junge Republikaner des Nordwestens dazu bestimmt habe, Seward zu unterstützen. Er antwortete, daß Leute mit meinen Ansichten selbstverständlich Seward begünstigen würden, die Aufgabe sei aber, Leute, die anders dächten, für ihn zu gewinnen. Er baute jedoch ganz zuversichtlich auf Sewards Erfolg und er meinte, es sei gute Politik, diese Zuversicht überall zur Schau zu stellen. Er riet mir zu diesem Zweck möglichst viele Delegationen aufzusuchen, und ihnen klar zu machen, daß kein anderer Kandidat annähernd so viele „deutsche Stimmen“ erhalten könne wie Seward. Ich antwortete ihm, daß ich solche Behauptung nicht gut aufstellen könne, da ich, sollte Seward nicht nominiert werden, doch das Gegenteil hoffte. Die Unterhaltung war damit zu Ende, und ich sah Mr. Weed nicht wieder. Als einige Tage später Seward im Konvent geschlagen wurde, soll Mr. Weed ganz außer sich gewesen sein. Während des Bürgerkrieges leistete er der Republik viele patriotische Dienste und lieferte so den Beweis, daß er etwas mehr sein konnte als nur ein geschickter Parteiführer.

Es war ein großartiger und erhebender Anblick, die vielen Mitglieder des Konvents und die Tausende von Zuschauern in dem riesigen Wigwam versammelt zu sehen. Ein freies Volk war da zusammengekommen, um über seine Politik zu beraten und um sich seinen Anführer auszuwählen. Mir war es wie die Erfüllung aller meiner Jugendträume. Die Historiker von Lincoln, Hay und Nicolay, berichten: „Blair, Giddings,

Greeley, Evarts, Kelley, Wilmot, Schurz und andere wurden mit spontanem Applaus begrüßt, der, von einem Punkt des Saales ausgehend, von einer Seite zur andern, von Ecke zu Ecke des unermeßlichen Raumes wuchs und schwoll, bis die Augen jedes Anwesenden hellre glänzten und ihr Atem schneller ging.“ Diese Auszeichnung, sowie andere, mit denen ich beehrt wurde, verdankte ich zweifellos der Tatsache, daß ich für den Vertreter und Wortführer der großen Zahl deutschgeborener Wähler galt, deren Unterstützung selbstverständlich von Wichtigkeit war.

Ich wurde zum Mitglied der Kommission ernannt, welche das republikanische Wahlprogramm verfassen sollte, und durfte hier den Paragraphen über die Naturalisationsgesetze schreiben, so daß die republikanische Partei vom Makel des Know-Nothingtums reingewaschen wurde. Dieser Paragraph war in mäßigem, jedoch unzweideutigem Ton abgefaßt und tat in dem Wahlfeldzug ausgezeichnete Wirkung. Ich nahm auch teil an der Ausarbeitung der Antisklaverei-Erklärungen des Programms, doch hierbei ereignete sich eine unabsichtliche Unterlassung, welche eine dramatische Szene im Konvent herbeiführte.

Das Wahlprogramm verurteilte streng die Politik der Regierung in bezug auf Kansas; es verwarf alle Theorien, auf die sich das Recht des Sklavenhalters, seine Sklaven in die Territorien einzuführen, sowie Douglas' falsche Volkssouveränitätsdoktrin stützten; es sprach dem Kongreß, der Gesetzgebung der Territorien und jedem einzelnen Individuum das Recht ab, die Sklaverei in einem Territorium der Vereinigten Staaten gesetzlich einzuführen; es brandmarkte die Wiederaufnahme des Sklavenhandels als ein Verbrechen gegen die Menschheit und eine Schande für unser Land und unser Zeitalter und berührte somit alle vorliegenden Streitpunkte; es versäumte aber, die großen Prinzipien ausdrücklich zu erwähnen, welche als unser politisches Glaubensbekenntnis und als die moralischen Grundpfeiler unserer Institutionen in der Unabhängigkeitserklärung niedergelegt sind. Als der erste Entwurf des Programms dem Konvent vorgelesen wurde, begrüßte enthusiastischer Applaus fast jeden Satz, und ein ungeduldiges Verlangen nach einer Abstimmung ließ

sich von allen Teilen der großen Versammlung hören. Aber inmitten dieses Lärms erhob sich über den Köpfen der Menge die ehrwürdige Gestalt von Joshua R. Giddings von Ohio. Jeder kannte ihn als einen der Veteranen im Kampfe gegen die Sklaverei. Er hatte mit unerschrockenem Mut und unerschütterlicher Treue für die Sache der Sklavenbefreiung gesprochen, als noch in manchen Teilen des Staates niemand sich ohne Gefahr zu diesen Ansichten bekennen konnte. Es war die Religion seines Lebens. Kaum hatte sich der Ruf nach einer Abstimmung genügend gelegt, um seine Stimme hören zu lassen, als er seine schmerzliche Überraschung darüber ausdrückte, daß das republikanische Programm, das feierliche politische Glaubensbekenntnis, das die Partei der Freiheit erlassen wollte, kein Wort enthielt, welches die Unabhängigkeitserklärung anerkannte und bekräftigte. Er machte daher den Vorschlag, das Programm durch Einfügung folgender Worte zu ergänzen: „Daß die Bewahrung der Grundsätze, welche in der Unabhängigkeitserklärung verkündet und in unserer Bundesverfassung verkörpert sind, zur Erhaltung unserer republikanischen Institution unbedingt nötig ist. Diese Prinzipien sind folgende: daß alle Menschen gleich erschaffen, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind, als da sind Leben, Freiheit und das Streben nach Glück; daß Regierungen von den Menschen eingesetzt sind, um diese Rechte zu sichern, und daß sie ihre rechtmäßige Macht nur durch die Zustimmung der Regierten erlangen."

In solchen Konventen, sogar in denen, welche nicht von der Parteimaschine beherrscht werden, gibt es immer Personen, die sich ungeduldig gegen alles auflehnen, das die Erledigung der Geschäfte, welche die Kommissionen vorschlagen, zu verzögern droht; so war es auch in Chicago. Mr. Giddings hatte kaum zu sprechen aufgehört, als das Stimmengewirr wieder mit einem stürmischen Geschrei nach einer sofortigen Abstimmung losbrach und der Konvent, wie von einem Wirbelwind getragen, das Amendement ablehnte. Darauf erhob sich Mr. Giddings und schritt langsam, einen Ausdruck des Schmerzes auf seinem Gesicht, sein weißes Haupt über die Menge erhoben, zur Tür hinaus. Plötzlich sprang

ein junger Mann, mit auffallend schönen Zügen, welcher der New Yorker Delegation angehörte, auf einen Stuhl und bat ums Wort. Auch er wurde von denselben lauten Zurufen der Ungeduld begrüßt, doch er gab nicht nach. „Meine Herren!" sagte er in einem Tone ruhiger Entschlossenheit, „dieses ist ein Konvent für freie Rede, und ich habe das Recht zu sprechen. Ich habe Ihnen nur wenige Worte zu sagen, aber ich werde sie sagen, sollte ich auch bis morgen früh hier stehen müssen!" Wieder erhob sich ein stürmischer Protest, aber er wankte nicht. Zuletzt mußte das Getöse sich seinem Mute beugen, und Schweigen senkte sich auf die große Versammlung nieder. Dann erklang seine melodische Stimme wie ein Trompetenruf. „Ist dies wirklich", sagte er, „die Partei der Freiheit, die an der Grenze der Freien Prärien zusammengekommen ist, um die Sache der Freiheit und der Menschenrechte zu fördern? Und werden die Vertreter dieser Partei es wirklich wagen, die Doktrin der Unabhängigkeitserklärung, welche die Gleichheit der Menschenrechte vertritt, zurückzuweisen?" Nach wenigen solchen, fast herausfordernden Sätzen erneuerte er in parlamentarischer Form das von Mr. Giddings vorgeschlagene Amendement, worauf es mit einem Ausruf überwältigenden Enthusiasmus vom Konvent angenommen wurde.

Nachdem der junge Redner sich gesetzt hatte, ging sein Name von Mund zu Mund. Es war George William Curtis. Ich hatte ihn nie vorher gesehen. Als sich die Sitzung vertagt hatte, ging ich zu ihm, um ihm für das zu danken was er getan hatte. Er war damals in der Blüte seiner jugendlichen Manneskraft. Wie er so dastand, die große Menschenmenge überragend, sein schönes Gesicht strahlend von feuriger Entschlossenheit, seine besonders melodische Stimme zitternd vor leidenschaftlicher Besorgnis für seine hohe Sache, konnte man in ihm das Ideal, die poetische Verkörperung der besten moralischen Impulse und der hohen Begeisterung sehen, welche das Volk des Nordens zu dem entscheidenden Kampf gegen die Sklaverei entflammte. Wir wurden damals auf der Stelle Freunde und sind es bis zum Tage seines Todes geblieben.

Im Verlauf des Konvents wurde es jede Stunde klarer, daß Seward, dessen Anhang meistens von New York, Neu-England

und dem Nordwesten kam, nicht an Kraft zunahm, sondern verlor. Es gab hierfür wahrscheinlich zwei Gründe. Das Argument, daß sein vermeintlich extremer Radikalismus — welcher in Wirklichkeit mehr in Worten als in Überzeugungen bestand — den Erfolg der republikanischen Partei in den zweifelhaften Staaten Pennsylvania, Indiana, Illinois und New Jersey gefährden würde, tat seine Wirkung. Sodann waren einige von Sewards wärmsten Anhängern etwas ernüchtert — um nicht zu sagen verletzt — durch die Auffälligkeit, mit welcher sich die ziemlich gemischte Bande von New Yorker Politikern gewöhnlicherer Art hervortat. Sie machten zu viel Lärm für Seward und drängten sich damit in unangenehmer Weise der allgemeinen Aufmerksamkeit auf.

Als am dritten Tage des Konvents das Abstimmen begann, war der Kampf eigentlich schon entschieden. Nach der ersten Stimmabgabe, welche von den verschiedenen Delegationen üblicherweise benutzt wird, den Lieblingskindern ihres Einzelstaates ihre Verehrung zu bezeugen, vereinigten sich einem allgemeinen Impulse folgend, alle Elemente, die Seward Opposition gemacht hatten, auf Abraham Lincoln, und die dritte Abstimmung gab ihm die Majorität. Man hat oft behauptet, die ungestümen Demonstrationen auf den überfüllten Galerien hätten dieses Ergebnis zu Lincolns Gunsten herbeigeführt. Das ist aber nichts als Zeitungsgeschwätz. Geschichtliche Tatsache ist, daß dem Konvent, sobald er nicht das Risiko einer Nomination von Seward übernehmen wollte, nichts Besseres übrig blieb, als sich auf Lincoln zu einigen; denn er befriedigte die Ansprüche der ernsten Sklavereigegner, ohne die republikanische Partei den Gefahren auszusetzen, welche mit der Nomination Sewards unzertrennlich verbunden zu sein schienen. Daß die Volksdemonstrationen inner- und außerhalb des Konventsaals wirksam geplant und organisiert waren, ist allerdings wahr, aber sie waren kein entscheidender Faktor; auch ohne sie wäre das Resultat dasselbe gewesen.

Als Lincoln im Verlaufe der dritten Abstimmung einer Majorität so nahe kam, daß seine Nomination sicher erschien, überstürzten sich die Delegierten, schon ehe das Resultat angekündigt war, ihre Stimmen zu

seinen Gunsten umzuändern. Diejenigen von Wisconsin änderten aber ihre Stimme nicht. Mit New York, Michigan, Minnesota und Teilen anderer Delegationen blieben wir standhaft für Seward, bis Mr. Evarts, der Vorsitzende der New Yorker Delegation, in einer Rede von echtem Gefühl und bewunderungswerter Mäßigung den Antrag stellte, daß die Nomination von Lincoln einstimmig erfolgen sollte. Dieser Antrag hatte unsere herzliche Zustimmung.

Während Lincolns Sieg der Außenwelt durch das Donnern der Kanonen vom Dache des Wigwams aus verkündet wurde und nicht nur der große Saal des Konvents, sondern die ganze Stadt Chicago vom Triumphgeschrei für Lincoln fast zu erzittern schien, flogen meine Gedanken unwillkürlich zu Chase, der, wie ich mir vorstellte, in seiner stillen Studierstube in Columbus saß, neben ihm der telegraphische Apparat, von dem er die neuesten Nachrichten aus Chicago ablas. Nicht nur hatten sich die ihm gemachten Voraussagungen bewahrheitet, sondern sie hatten sich für ihn noch schrecklicher verwirklicht als ich vorausgesehen hatte. Nicht einmal sein eigener Staat hatte ihm seine volle Unterstützung verliehen. Er hatte augenscheinlich durch nichts in seiner Hoffnung sich irre machen lassen — kein Amerikaner, der vom Präsidentschaftsfieber befallen wird, hört jemals auf zu hoffen — und nun kam diese niederschmetternde, demütigende Niederlage. Ich hätte ihn bemitleiden können, wenn ich es gewagt hätte, solchem Manne Mitleid entgegenzubringen. Er war ein großer Mann, doch man mußte sich bei ihm wie bei Henry Clay und Daniel Webster sagen, daß er viel größer und nützlicher hätte sein können, wenn er mit seiner wirklichen Bedeutung zufrieden gewesen wäre.

Ich hatte die Ehre, zum Mitglied der Abordnung ernannt zu werden, welche nach Springfield abgesandt wurde, um Lincoln die offizielle Ankündigung seiner Nomination zu überbringen. An jeder Eisenbahnstation, an der wir bei Tageslicht vorbeifuhren, wurden wir mit Freudenbezeugungen empfangen. Lincoln begrüßte uns im Wohnzimmer seines bescheidenen Holzhauses; es war ein ziemlich kahler Raum; in der Mitte des Zimmers stand der damals übliche kleine Tisch mit einer Marmorplatte, darauf die Familienbibel oder

das Photographiealbum und die silberplattierte Kanne für Eiswasser; an den Wänden waren einige Stühle und ein Sofa gereiht. Da stand der republikanische Präsidentschaftskandidat, groß und ungeschlacht in seinem scheinbar neuen, aber schlecht passenden Anzug, sein langer, sehniger Hals aus dem umgeklappten Kragen hervorragend, die melancholischen Augen tief eingesunken in seinem hageren Gesicht. Die meisten Mitglieder der Abordnung hatten ihn nie zuvor gesehen und betrachteten ihn mit erstaunter Neugierde. Er war allerdings nicht der Staatsmann, wie man ihn sich in der Phantasie ausmalt. Mit gefalteten Händen, aufrechtstehend, hörte er ruhig, ohne anscheinende Erregung oder Verlegenheit, der würdevollen kleinen Rede zu, die Mr. Ashmun, der Präsident des Konvents, an ihn richtete, und antwortete dann mit einigen passenden, ernsten, wohlgefügten Sätzen, die seine Dankbarkeit für das in ihn gesetzte Vertrauen, seine Zweifel an seiner eigenen Fähigkeit und seine Zuversicht auf eine schützende Vorsehung ausdrückten. Es folgte sodann eine ungezwungene Unterhaltung, teilweise heiterer Art, wobei die herzliche Einfachheit von Lincolns Natur zum Durchbruch kam, und nach dem gebräuchlichen Händeschütteln nahm die Abordnung ihren Abschied. Eines der Mitglieder, Mr. Kelly von Pennsylvanien, sagte mir beim Herausgehen: „Ja, wir hätten vielleicht etwas Glänzenderes, aber kaum etwas Besseres tun können."

Ich hörte von anderen Mitgliedern ähnliche Äußerungen, doch war in ihnen ein Ton der Resignation und des unterdrückten Zweifels zu bemerken. Einzelne, welche die Männer der westlichen Staaten und die westliche Art noch nicht kannten, und Lincoln zum ersten Male sahen, konnten ihre Bedenken nicht verbergen. Sie fragten sich, wie dieser harmlose Mann, dieses Naturkind, sich bei der Berührung mit der großen Welt und angesichts der wichtigen und verwickelten Probleme verhalten würde, die zu bewältigen er so ungenügend ausgerüstet zu sein schien. Es machten sich in der Tat schon bald nach der Beendigung des Chicagoer Konvents Anzeichen von Unzufriedenheit und Kälte gegen Lincoln bemerkbar, und das war sogar der Fall in gewissen Kreisen westlicher Seward-Enthusiasten, die sich nicht aussöhnen konnten mit dem, was sie ein schimpfliches Hinschlachten des

größten republikanischen Anführers nannten. Da ich selbst mich eifrig für Sewards Nomination bemüht hatte, glaubte ich in der Lage zu sein, eine wirksame Ansprache an die Unzufriedenen richten zu können, was ich bei einer Versammlung in Milwaukee versuchte.

Diese Rede soll bei den Hörern eine gute Wirkung gehabt haben. Bald wurden jedoch solche Aufrufe ganz überflüssig, als erst der richtige Geist in den Wahlkampf kam und alle Unzufriedenheit in den republikanischen Kreisen hinwegfegte. Dieser Geist war unwiderstehlich. Man hat oft gefragt, welche Einflüsse es gewesen sein mögen, die im Norden die Antisklavereibewegung entfacht hatten und sie im Gange hielten. Und es war eine beliebte Theorie der Südländer — ich habe sie sogar noch heutigen Tages aussprechen hören —, daß, abgesehen von den krankhaften Ideen einzelner, von einer Wahnvorstellung befangener, fanatischer Abolitionisten und dem rastlosen Triebe des Yankees, sich in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen, es hauptsächlich der egoistische Wunsch des Nordens, den Süden zu seinem eigenen materiellen Vorteil zu unterwerfen und zu beherrschen, gewesen sei, der die Antisklavereibewegung inspirierte und den Ausschlag gab. Aber nichts könnte der Wahrheit ferner liegen. Obgleich viele Kaufleute und Fabrikanten zur Antisklavereipartei gehörten, ist es eine unwiderlegliche historische Tatsache, daß das kaufmännische und industrielle Element im Norden gegen die Antisklavereibewegung Opposition machte und daß diese Opposition oft sehr bitter und heftig war. Es gibt dafür eine sehr natürliche und naheliegende Erklärung. Das in Industrie- und Handelsunternehmungen angelegte Kapital ist immer ängstlich und konservativ. Es verabscheut unregelmäßige Störungen der existierenden Zustände. Seine materielle Prosperität ist gewöhnlich die erste und nicht selten die einzige Rücksicht, welche es in der Stellung bestimmt, die es öffentlichen Angelegenheiten gegenüber einnimmt — und es wurde angenommen, daß das wirtschaftliche Gedeihen des Nordens zum großen Teil von der Erhaltung geregelter Zustände im Süden und freundschaftlicher Beziehungen zwischen den beiden Teilen des Landes abhinge. Das Handelsinteresse begünstigte daher immer jeden Ver-

gleich, der die Schwierigkeiten und Konflikte schlichten oder wenigstens hinausschieben sollte.

Ich glaube, es kann ohne Übertreibung gesagt werden, daß es niemals in der Geschichte dieser Republik eine politische Bewegung gegeben hat, in welcher das rein moralische Motiv so stark — ja so vorherrschend und entscheidend war. Ohne Zweifel sahen einige Politiker auch in dieser Bewegung verlockende Gelegenheit, sich Auszeichnungen, Ämter und pekuniäre Vorteile zu erringen. Jede vielversprechende Sache zieht solche Männer an, die jedoch einer Sache dienen können, ohne darum ihren Charakter zu bestimmen. Die Erhebung gegen die Sklaverei war einfach die Empörung des Volksgewissens gegen etwas, das es als großes Unrecht empfand, gegen die despotische Überhebung der sklavenhaltenden Aristokratie, welche die ganze Republik in ihrem eigenen Interesse zu regieren sich anmaßte. Dieses Gefühl kam in endlosen Variationen in Debatten und Aufrufen zum Ausdruck und erweckte eine Begeisterung, die echt, gesund und erhebend war. Ich bin in vielen polit schen Kampagnen tätig gewesen, aber in keiner zeigten sich die besten Impulse reiner Menschlichkeit so mächtig und wirksam und in keiner rissen sie die Massen zu einem so hohen Grade fast religiöser Schwärmerei hin.

Wenige Wochen nach dem Konvent war die Wahlkampagne schon in vollem Gange. Es wurden schon im Juni viele Gesuche an mich gerichtet, bei Versammlungen zu reden, und ich sprach Tag für Tag, oft mehr als einmal, bis zum Wahltage im November — zwei kurze Wochen im September ausgenommen, die ich notwendig zu meiner Erholung und Ruhe brauchte. Das ganze Land war von Rednern überlaufen, und jeder von denen, die auf unserer Seite standen, schien bestrebt zu sein, sein Möglichstes zu leisten, ohne Rücksicht auf Anstrengungen oder Ermüdung. Uns alle belebte das erhebende Bewußtsein, dieses Mal ganz gewiß auf der Seite des Rechts zu stehen. Hier gab es nichts zu entschuldigen, nichts zu bemänteln, nichts zu verbergen, denn wir glaubten mit einem unbegrenzten höchsten Vertrauen, daß unsere Sache unzweifelhaft die Sache der Freiheit, des Rechts und der Gerechtigkeit und unsere Partei die Partei höchster moralischer Ziele und erhabenster Vaterlandsliebe sei.

Die Wahlkampagne war kaum eröffnet, als auch schon der ganze Norden in Bewegung zu geraten schien. Besonders in den kleineren Städten und in den Landdistrikten hatte es den Anschein, als ob niemand viel anderes zu tun habe als Versammlungen beizuwohnen, Reden anzuhören, in Paraden mit zu marschieren und nach Dunkelwerden Fackeln zu tragen. Wie durch Zauber bildeten sich überall im ganzen Lande sogenannte „Wide-awake"-Truppen. Auch Musikbanden — die allerdings das musikalische Ohr zuweilen hart auf die Probe stellten — schienen aus der Erde zu wachsen. Alles das geschah ohne amtlichen Apparat, denn die Regierungsbeamten der Post, der Zollverwaltung und der Gerichte standen auf der demokratischen Seite. Die Republikaner hatten so wenige staatliche und städtische Ämter inne, daß sie als politische Faktoren kaum in Betracht kamen. Auch wurde nicht viel Geld angewandt, um die Agitation in Bewegung zu setzen und in Gang zu halten. Die Summen, über welche das republikanische Nationalkomitee verfügen konnte, waren lächerlich klein im Vergleich zu den enormen Beiträgen, welche heutzutage in den Kriegsschatz der Parteien fließen. Die Wahlkampagne schien gewissermaßen ganz von selbst zu gehen. Es war nicht nötig, das Publikum zu den Versammlungen durch besondere Reklamekünste oder außergewöhnliche Anziehungen herbeizulocken. Eine einfache Ankündigung genügte, um eine Menschenmenge zusammen zu bringen. Nicht selten bildeten sich diese Vereinigungen ganz aus dem Stegreif. Hiervon erlebte ich selbst einige merkwürdige Beispiele. Eines Nachmittags, ich glaube es muß im Juli gewesen sein, sprach ich im Freien vor einer großen Versammlung von Landleuten in einem Dorf des Staates Indiana. Nach meiner Rede überlegte ich mir, daß es behaglicher sein würde, statt in dem kleinen Dorfwirtshaus im bequemen Hotel der nahegelegenen Stadt zu übernachten, von wo ich am nächsten Morgen gleich weiterfahren wollte. Ich hoffte ungesehen in das Hotel hineinschlüpfen zu können und dort eine ruhige Nacht zuzubringen. Ich hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Während ich beim Abendessen saß, machte mir das Wahlkomitee der Stadt seine Aufwartung und meldete mir, das Theater sei gedrängt voll von Menschen, die sich versammelt hätten, um eine Rede von mir zu hören.

Man habe mich durch die Stadt gehen sehen, und da hätten sich die Leute gedacht, es sei eine gute Gelegenheit, mich sprechen zu hören. Die Musikbande war in Gang gebracht, und jetzt strömten die Leute, Männer und Frauen, ins Theater. Die „Wide-Awake"-Truppe hatte sich vor dem Hotel aufgestellt, um mir als Geleit zu dienen. Was blieb mir übrig, als die Waffen zu strecken. Mit einem kräftigen Hurra brachten mich die „Wide-Awakes" wie ihren Gefangenen nach dem Theater — die Musikbande voraus. Das Theater war zum Ersticken voll und die Hitze entsetzlich. Das Thermometer muß hoch in den 90 gestanden haben. Es war kaum noch ein Mann im Saal, der nicht seinen Rock abgelegt hatte, viele sogar ihre Westen und Kragen. Die Frauen fächelten sich mit Todesverachtung. Ich hatte nur wenige Minuten gesprochen, als mir schon die Hitze fast unerträglich wurde. Das Publikum bemerkte mein Unbehagen. Da erhob sich ein alter Mann und bat mich um einen Augenblick Gehör. „Mr. Schurz", sagte er, meinen Namen auf ganz unbeschreibliche Weise aussprechend, „es ist sehr heiß, und man sieht es Ihnen an, daß Sie darunter leiden. Ich glaube aber bestimmt, daß die Damen nichts dagegen haben werden, wenn Sie Ihren Rock ablegen und es sich sonst bequem machen." Diese kleine Rede wurde mit Applaus begrüßt. Die Damen wehten als Zeichen der Zustimmung mit den Taschentüchern. Ich tat, was mir geboten wurde. Erst entledigte ich mich meines Rockes, dann folgten nach einer Weile Weste, Halsbinde und Kragen. Die Begeisterung war ungeheuer groß. Nachdem ich fast eine Stunde gesprochen hatte, machte ich einen Versuch aufzuhören, indem ich bemerkte, daß meine Zuhörer gewiß wünschen müßten, aus dieser entsetzlichen Temperatur ins Freie zu kommen — aber ein Ausbruch des Protestes kam von allen Seiten des Hauses: „Nein, nein, weiter! fortfahren!" Ich mußte also fortfahren und sprach noch eine Stunde, und selbst dann schienen sie noch nicht befriedigt zu sein.

Nicht lange nach diesem Erlebnis traf es sich, daß ich den Ohiofluß in einem Dampfboot hinunterreiste, von einem Flußstädtchen zum andern. An einem dieser Landungsplätze, wo wir ungefähr um sieben Uhr morgens anlegten, hatte sich schon eine Menge von mehreren

hundert Menschen versammelt, die gehört hatten, daß ich dort vorbei käme. Sie überredeten den Kapitän, er möchte eine halbe Stunde anhalten, und ich mußte ihnen vom Verdeck des Schiffes aus eine Ansprache halten — das war wohl die früheste morgendliche Massenversammlung, der ich jemals beiwohnte.

Während ich in Illinois Wahlreden hielt, hatte ich mich verpflichtet, bei einer Nachmittagsversammlung im Freien in den Anlagen des Kapitols von Springfield, Lincolns Wohnort, zu sprechen. Er lud mich zum Mittagessen in seinem Hause ein. Bei Tisch unterhielten wir uns über den Verlauf und die Begebenheiten der Wahlkampagne, und seine herzliche und einfach natürliche Art, sich auszudrücken, erlaubten mir kaum, mich daran zu erinnern, daß er ein großer Mann und Kandidat für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten sei. Er war bei bester Laune, und wir lachten viel miteinander. Die unvermeidliche Blechmusik stellte sich aber bald vor dem Hause auf und spielte eine lustige Weise, um uns zu mahnen, daß die Zeit für das Geschäft des Tages gekommen sei. „Ich werde mit Ihnen zur Versammlung gehen", sagte Lincoln, „und hören, was Sie zu sagen haben." Es war ein glühend heißer Tag. Lincoln drückte sein Bedauern aus, daß ich mich bei solcher Temperatur anstrengen müsse, und schlug vor, daß ich es mir bequem mache. Er machte es sich in der Tat auf eine Weise bequem, die mich nicht wenig in Erstaunen setzte, die jedoch für seine ländlichen Gewohnheiten bezeichnend war. Als er sich für den Marsch nach den Anlagen des Kapitols bereit erklärte, bemerkte ich, daß er seine Weste ausgezogen und als einzigen Rock einen leinenen Staubmantel angelegt hatte. Dieser Mantel wies, als Spuren häufiger heißer Tage, im Rücken die ungefähre Zeichnung der zwei Weltteile auf. Auf dem Kopf trug er einen abgeschabten und eingeknickten Zylinderhut, dem man den mehrjährigen Gebrauch anmerkte. In diesem Aufzuge marschierten wir hinter der Blechmusik her, gefolgt von den städtischen Wahlkomitees und den „Wide-Awakes". Er war sich natürlich seiner grotesken Erscheinung gänzlich unbewußt. Nichts lag ihm ferner als der Gedanke, daß die große Auszeichnung, die ihm vor der ganzen Welt durch seine Nennung zur Präsidentschaft geworden war, ihn verpflichten könnte,

vor seinen Nachbarn eine gewisse Würde herauszukehren. Diese Nachbarn, die ihn von den Fenstern und den Bürgersteigen aus an jenem heißen Nachmittage beobachteten und ihm zujubelten, als er in der Prozession hinter der Musikbande vorbeimarschierte, betrachteten ihn, den zukünftigen Präsidenten, wahrscheinlich mit einem neuen Gefühl ehrfurchtsvoller Bewunderung; er verkehrte aber gänzlich unbefangen mit ihnen, als wenn sich nichts verändert hätte, und winkte den Bekannten, die er in der Menge sah, mit einem vertraulichen Gruß zu: „Wie geht es, Dan?", „Freut mich, Dich zu sehen, Ned", oder „Guten Tag, Bill!" usw., ganz wie er es immer getan hatte. An dem Versammlungsplatze angekommen, lehnte er einen Sitz auf dem Podium ab und setzte sich in die vorderste Reihe des Publikums. Er stimmte nicht in den Applaus ein, der mir dann und wann zuteil wurde, doch gelegentlich nickte er mir mit einem gutmütigen Lächeln zu. Nachdem ich geendet hatte, ließen sich einige Stimmen hören, die Lincoln um eine Rede baten. Er schüttelte aber den Kopf, und die Menge sah sogleich das Unschickliche solcher Bitte ein, einige riefen sogar: „Nein, nein!" worauf er dankbar seine Zustimmung zu erkennen gab. Sodann geleiteten uns die Blechmusik und das Komitee und die „Wide-Awakes" in derselben Ordnung, in der wir gekommen, nach seinem Hause zurück, während die Menge stürmisch Hoch rief auf Lincoln oder auch in vertraulicherem Tone auf „Old Abe!"

Meine Hauptarbeit — meine Spezialität — bestand darin, deutschgeborene Wähler in ihrer und meiner Muttersprache anzureden. Diese Aufgabe führte mich in den Staaten Wisconsin, Illinois, Indiana, Ohio, Pennsylvania und New York nicht nur in die großen Städte, sondern auch in die kleinen Landstädtchen und Dörfer und zuweilen in entlegenere Gegenden, wo nur Ackerbau getrieben wurde. Hier fand ich oft meine Zuhörerschaft in Schulhäusern und in geräumigen Scheunen oder zuweilen im Freien versammelt, und das waren die Versammlungen, die mir mehr als alle anderen Freude machten. Es war mir ein wahrer Genuß, auf diese Weise mit meinen Landsleuten zusammenzukommen, die sich mit mir des gemeinsamen alten Vaterlandes erinnerten, wo unsere Wiege

gestanden hatte; die von weither gekommen waren, um für sich und ihre Kinder in diesem neuen Lande der Freiheit und des Fortschritts eine neue Heimat zu gründen. Ich freute mich, ihnen so von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen, ohne den Lärm und die Förmlichkeit einer großen Versammlung, und so mit ihnen im Plauderton, ohne oratorische Ausschmückung, sprechen zu können. Über die schwebenden Fragen, welche entschieden werden müßten, und über die Pflichten, die wir unter den obwaltenden Umständen dieser großen Republik, die uns so gastfrei aufgenommen, schuldig seien. Ich betonte den hohen Wert der Wohltaten, deren wir teilhaftig geworden seien und die wir uns erhalten müßten, und ich gemahnte sie, daß wir unserem alten Vaterlande keine höhere Ehre erweisen könnten, als dadurch, daß wir dem neuen Lande gewissenhafte und treue Bürger würden. So saßen sie vor mir, eine oder zwei Stunden lang, schwer arbeitende Farmer, kleine Kaufleute und Handwerker, mit ernsten, gedankenvollen Mienen, einige von schnellerem Auffassungsvermögen, andere trägeren Geistes, mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörend, zuweilen mit verwirrtem Ausdruck, der mich bestimmte, dieselben Fragen immer wieder zu behandeln, in klarerer Sprache und in anderen Bildern. Zuweilen gaben sie kaum ein Zeichen des Beifalls, ich sah nur dann und wann ein Kopfnicken oder einen Blick intelligenten Verständnisses, bis dann zum Schluß der Rede sich alle um mich drängten, um mir die Hand zu schütteln und mich nicht selten zu bitten, ich möchte ihnen über diesen oder jenen Punkt, den sie bei ihren Diskussionen mit ihren Nachbarn verwerten wollten noch weitere Aufklärung geben. Es kam zuweilen vor, daß ein deutschgeborener demokratischer Politiker, vielleicht ein städtischer Beamter, ein Landpostmeister, ein Gerichtsdiener oder dergleichen, der sein Einkommen oder seinen politischen Einfluß gefährdet glaubte, den Versuch machte, solche Zusammenkünfte durch lautes Betragen oder durch impertinentes Fragenstellen zu stören. Ich kann mich aber keines solchen Falles entsinnen, wo nicht die Wirkung eines derartigen Versuchs sich gegen den Eindringling selbst gewandt hätte. Die Wißbegierde und der Wunsch, die Situation zu verstehen, waren so verbreitet und so tiefgehend, daß man sich keine parteiliche Einmischung gefallen ließ.

Ich machte als öffentlicher Redner bei diesen Versammlungen eine sehr wertvolle Erfahrung. Ich erkannte, daß bei solchen Zuhörern, wie ich sie beschrieben habe, — wie gewöhnlich bei jedem Publikum, das sich aus dem Volke zusammensetzt — der Wunsch, sich belehren zu lassen, stärker ist, als der Wunsch, belustigt und unterhalten zu werden. Gewiß wird eine Schnurre oder eine Anekdote mit witziger Pointe solchen Zuhörern ein Lachen entlocken, es liegt für sie aber ein noch viel größerer Reiz in der verständlichen Darlegung einer interessanten Frage und in logisch klaren Auseinandersetzungen. Der Redner, der bestrebt ist, in einer Volksversammlung einen bleibenden Eindruck auf den Geist und das Herz seiner Zuhörer zu machen, muß sich hüten, nicht ihre Intelligenz, ihren moralischen Sinn und ihre Selbstachtung zu unterschätzen. Um zu überzeugen, muß er vor allem seinen Zuhörern das Gefühl einflößen, daß er selbst überzeugt ist, und das wird ihm nicht gelingen, wenn nicht seine Beweisführung ernsthaft und aufrichtig ist. Oft werden Menschen, die sich nie mit öffentlichen Angelegenheiten befaßt haben, anfangen, sich dafür zu interessieren, wenn man ihnen zeigt, daß man sie hoch genug schätzt, um dieses Interesse von ihnen zu erwarten, und daß man auf ihre Meinung Wert legt. So können zuweilen edle Regungen erweckt werden, indem man an sie appelliert, als seien sie schon vorhanden.

Schon im Anfang meiner Laufbahn als öffentlicher Redner machte ich es mir zur Regel, niemals in meinen Reden etwas zu sagen, für das ich nicht mit ganzem Gewissen einstehen konnte; niemals, wenn ich einen Irrtum begangen hatte, Bedenken zu tragen, das ganz offen zuzugeben; niemals an Vorurteile, engherzige und kleinliche Interessen zu appellieren; nur die höchsten Beweggründe, wie Patriotismus, Gerechtigkeitssinn und Ehrenhaftigkeit, anzurufen; und nie eine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um meine Zuhörer daran zu erinnern, daß es die Pflicht, das hohe Vorrecht dieser großen amerikanischen Republik sei, der freiheitliebenden Menschheit als Leitstern, als Fackelträgerin der Zivilisation zu dienen. Immer wieder gemahnte ich sie, daß diese große Mission nur erfüllt werden könne, wenn ein unerbittlicher Krieg geführt werde gegen alle Mißbräuche oder unedlen Bestrebungen in unserer heimischen Politik,

die das Ansehen demokratischer Regierung beeinträchtigen oder untergraben könnten, und wenn unsere Verhandlungen mit auswärtigen Mächten nur von den höchsten Prinzipien allgemeiner Gerechtigkeit und allgemeinen Wohlwollens geleitet würden. Ich habe gewiß in meiner öffentlichen Laufbahn viele und einige ernste Irrtümer begangen, doch jetzt, da ich am Schlusse stehe, kann ich mir das Zeugnis geben, daß ich diese Regel gewissenhaft befolgt habe.

Bei der Wahlkampagne von 1860 hielt ich zwei Reden, welche, nach ihrer Verbreitung in Zeitungen und Flugschriften zu urteilen, viel Aufmerksamkeit erregten. Die eine davon in St. Louis. Obgleich Missouri ein Sklavenstaat war, so hatte doch das Antisklaverei-Element der Stadt St. Louis, das zum großen Teil aus der deutschgeborenen Bevölkerung mit einigen energischen eingeborenen Amerikanern an der Spitze bestand, so sehr an Kraft zugenommen, daß man hoffte, es würde sich daraus eine wirksame Emanzipationsbewegung im Staate entwickeln. Einer Aufforderung, bei einer Massenversammlung zu sprechen, wo diese Richtung unterstützt werden sollte, folgte ich um so bereitwilliger, als ich hoffen durfte, daß sich unter meinen Zuhörern einige Vertreter der Sklavereiinteressen befinden würden, zu denen ich von Angesicht zu Angesicht sprechen könnte. Diese Erwartung betrog mich nicht. Die Versammlung war sehr groß, und meine Freunde sagten mir, daß mehrere der Sklavenhalter und andere Anhänger der Sklaverei gekommen seien, um mich zu hören. Die Rede, die ich ihnen hielt, war, wie ich glaube, die beste unter meinen Antisklaverei-Reden.

Aber wenn sie auch einige Stimmen für Lincoln gewann, sie hatte keinen sichtbaren Einfluß auf die „Sklavenhalter Amerikas“, an die sie gerichtet war. Viel später erzählte mir jedoch einer von ihnen, daß er die Rede gehört habe und widerstrebend überzeugt worden sei, daß ich recht hätte; er habe das aber niemals öffentlich zugeben dürfen, weil es ihm sonst die Freundschaft und das Vertrauen seiner Klasse gekostet hätte. Die Rede habe ihn aber während des ganzen Bürgerkrieges verfolgt.

Die andere meiner größeren Reden, welche während dieses Wahlkampfes einige Aufmerksamkeit erregte, war einer Zergliederung des Charakters von Stephan A. Douglas, dem Präsidentschaftskandidaten der demokratischen Partei der Nordstaaten, gewidmet. Während ich diese Darstellung vorbereitete, überlegte ich mir die Frage, wie weit es in einer Diskussion öffentlicher Interessen zulässig sein dürfte, einen politischen Gegner in seiner Persönlichkeit anzugreifen. Ich kam zum Schluß, daß es dann statthaft und berechtigt sei, wenn eben diese Persönlichkeit des Gegners in den Vordergrund gedrängt wird, um seiner Sache Ansehen zu geben, und besonders, wenn diese Persönlichkeit durch falschen Schein einen Einfluß ausübt. Das schien mir im höchsten Grade bei Senator Douglas der Fall zu sein. Er war nach meiner Ansicht der gefährlichste, der am meisten zu fürchtende Demagoge in Amerika. Es erschien mir als ein verdienstvolles Werk, diese aufgeblähte Luftblase zu durchstechen, besonders, da sein künstlich aufgebauschtes Ansehen die einzige Gefahr war, welche Lincoln die Stimmen einiger nördlichen Staaten zu entziehen und damit seine Niederlage in der Wahl herbeizuführen drohte. Ich ging mit Eifer an meine Aufgabe und rief alle mir zu Gebote stehende Kraft der Beweisführung, des Sarkasmus, der Phantasie und des Humors zu Hilfe. Das Resultat war eine Analyse von Douglas' Theorien und Laufbahn, wie sie mir nicht beißender, unbarmherziger und unterhaltender hätte gelingen können.

Diese Rede sollte im großen Saale des Cooper Institute in New York gehalten werden. Am Abend der Versammlung speiste ich mit Governeur Morgan, dem Vorsitzenden des republikanischen Nationalkomitees, und einigen hervorragenden New Yorkern im Astor House. Auf dem Wege nach dem Cooper Institute fragte mich Gouverneur Morgan, wie lange ich zu sprechen gedenke. Ich antwortete: „Ungefähr zwei und eine halbe Stunde!" „Lieber Himmel", rief er, „kein New Yorker wird eine so lange Rede aushalten!" Er schien ernstlich beunruhigt zu sein. Ich versuchte ihm klar zu machen, daß die Rede, die ich vorbereitet hatte, ein zusammenhängendes Argument sei, welches ich dem Publikum entweder ungekürzt vorlegen müsse oder gar nicht. Wenn es nicht geraten

schien, die Rede in ihrer Vollständigkeit zu halten, müsse eine Ausrede gefunden werden, um mich für den Abend zu entschuldigen. Der Gouverneur war augenscheinlich ganz verstört; endlich gab er nach, doch mit der Miene eines Menschen, der entschlossen ist, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen.

Der große Saal des Cooper Institute war bis zum äußersten gefüllt, und ich empfand, daß die Stimmung der großen Versammlung eine sympathische war. Ich vermochte nicht nur die Aufmerksamkeit meines Publikums festzuhalten, sondern errang an jenem Abend als politischer Redner einen der größten Erfolge meiner Laufbahn. Die Ausbrüche von Applaus und Gelächter waren oft so andauernd, daß ich mehrere Minuten innehalten mußte. Das Gesicht von Gouverneur Morgan, der in meiner Nähe saß, verlor seinen ängstlichen Ausdruck und klärte sich mehr und mehr auf, als ich meine zweite und sogar meine dritte Stunde erreichte. Es belustigte mich, einen alten Herrn zu beobachten, der einen Sitz in der vordersten Reihe des Publikums einnahm. Er hatte langes weißes Haar, trug eine Brille und hielt einen Regenschirm in der Hand. Zuerst sah er etwas schläfrig aus, aber allmählich schien er aufzuwachen, und sein Gesicht glänzte vor Vergnügen. Er stimmte in den allgemeinen Applaus ein, indem er zuerst ganz sanft, aber dann immer heftiger mit seinem Regenschirm auf den Boden stieß. Ich war noch nicht halb mit meiner Rede fertig, als schon die Spitze des Regenschirms abgebrochen war. Das schien ihn aber nicht im geringsten zu genieren. In seiner Begeisterung fuhr er fort, den Boden mit aller Kraft zu bearbeiten, bis zuletzt der Regenschirm in Stücke brach und er nicht mehr damit stampfen konnte. Wenn ich jedoch einen Satz aussprach, der ihn besonders aufregte, oder wenn ein besonders kräftiger Applaus erschallte, dem er nicht widerstehen konnte, hielt er den zertrümmerten Schirm hoch in die Luft und schwenkte ihn zur großen Belustigung der Menge wie ein Triumphbanner hin und her. Infolge der vielen Unterbrechungen dauerte meine Rede mehr als drei Stunden; Gouverneur Morgan tadelte aber nicht mehr ihre Länge. Viele Exemplare dieser Rede wurden verbreitet, und man behauptete, daß sie Douglas manche Stimme

gekostet habe. Ich muß gestehen, daß sie mir unter meinen gedruckten Reden eine der liebsten geblieben ist und daß ich in späteren Jahren dann und wann den Band, der sie enthält, zur Hand genommen habe, um einige der lebhafteren Stellen noch einmal zu lesen und mir dabei die jugendlicheren Tage zurückzurufen, da noch mein streitlustiges Temperament sich dem vollen Genuß des „gaudium certaminis“ hingeben konnte; da ich noch der Phantasie die Zügel schießen ließ und die Luft von der Musik der Sprache zu erklingen schien.

Das Wahlkomitee beschäftigte mich andauernd in mehreren Staaten bis zum Tage der Wahl. Ich war zu erschöpft, um nach Abraham Lincolns Sieg an dem republikanischen Freudenrausch teilnehmen zu können. Die Ruhezeit in meiner stillen Wiskonsiner Farm wurde aber von dem Druck der Notwendigkeit abgekürzt. Ich sah mich wieder, einige Wochen nach der Wahl, gezwungen, eine längere Vortragsreise zu unternehmen, um meiner ziemlich erschöpften Kasse etwas aufzuhelfen.

Die Nachricht vom Erfolge der republikanischen Partei hatte sich kaum über das Land verbreitet, als schon in einigen der südlichen Staaten Demonstrationen stattfanden, die deutlich zeigten, daß die Drohungen einer Sezession, an welche wir uns in den letzten Jahren gewöhnt hatten, allerdings mehr bedeuteten als eitel Prahlerei. Die Gefahr einer Bewegung, welche die Trennung von der Union betreiben würde, und alle damit verbundenen schwer zu erwägenden Folgen, standen in drohender Wirklichkeit vor uns. Die Frage, welche erst gestern die Gemüter bewegt und die Herzen entflammt hatte, ob es nicht gerecht und klug sei, die Sklaverei aus den Territorien auszuschließen und diesen Überrest der Barbarei seiner endgültigen Vernichtung preiszugeben, wurde plötzlich von der scheinbar viel schicksalsschwereren Erwägung in den Hintergrund gedrängt, wie man das entsetzliche Unheil eines Bürgerkrieges, das wie eine dunkle Wolke über dem Lande hing, abwenden könne. Alle Welt ging mit düsteren Mienen umher, und einer fragte den anderen mit vor Besorgnis bebender Stimme, was seine Meinung sei.

Die geschlagenen Demokraten, die schon immer im Falle eines republikanischen Sieges Böses prophezeit hatten, zauder-

ten natürlich nicht, diesen Zustand allgemeiner Unruhe auszunutzen. Einige von ihnen erklärten ganz offen die Sezessionsbewegung unter den obwaltenden Umständen für gerechtfertigt, andere verlangten laut und dringend, daß die siegreiche Partei die Antisklaverei-Prinzipien und -Politik, für welche sie gekämpft hatte, aufgeben solle, um dadurch die südlichen Anführer zu bestimmen, ihre Staaten im Bunde der Union zu erhalten. Sogenannte „Union-Meetings" wurden im ganzen Norden einberufen, um über ein Kompromiß zu beraten, durch welches der Süden versöhnt werden könnte, und stürmisch wurde an die Friedensliebe sowie auch an egoistischere Triebe appelliert. Der Handel kam im Süden zu vollständigem Stillstand, und die Kaufleute und Fabrikanten des Nordens standen entsetzt der Aussicht gegenüber, daß ihre südlichen Gläubiger sich weigern würden, ihre Schulden zu bezahlen. An der Börse ging alles drunter und drüber, die Banken fühlten den Boden unter ihren Füßen wanken, zogen ihre Außenstände ein, und das Geld wurde äußerst knapp. Allgemeiner Bankrott und Zusammenbruch schien drohend bevorzustehen, und die Erregung in der Geschäftswelt erreichte einen Grad, der fast an Raserei grenzte. Die Agitation, welche Zugeständnisse und Vergleiche mit dem Süden forderte, nahm einen gewalttätigen Charakter an. In der Stadt Boston selbst wurde eine Versammlung von Gegnern der Sklaverei durch einen wütenden Volkshaufen aufgelöst, in dem, wie die Zeitungen berichteten, mehrere der ehrbarsten konservativen Bürger bemerkt wurden.

Die Heftigkeit dieser Demonstrationen trug jedoch dazu bei, eine Reaktion heraufzubeschwören. Inzwischen ließen Berichte aus dem Süden vermuten, daß den Anstiftern und Aufrührern der Sezessionsbewegung kein Kompromiß erwünscht, daß für sie die Erwählung des republikanischen Präsidenten nicht der eigentliche Anlaß ihrer Trennung von der Union sei, sondern daß sie ihnen vielmehr nur eine *günstige Gelegenheit* bot, endlich ihr langgehegtes Ideal eines selbständigen Bundes der Sklavenstaaten zu verwirklichen. Es stand nur noch in Frage, ob diese Anführer auch die große Masse ihres Volkes mit sich reißen könnten. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde das gelingen; denn in solchen Fällen sind es immer die extremsten Ansichten, die am stärksten auf das Volksgefühl wirken.

Die Botschaft, welche Präsident Buchanan bei der Eröffnung der Kongreßsession erließ, war höchst charakteristisch. Ihr Gedankengang lief im wesentlichen darauf hinaus, daß kein Staat das Recht habe, sich von der Union zu trennen, wenn jedoch ein Staat sich loslösen wolle, so gäbe es keine Gewalt, die berechtigt sei, ihn in der Union festzuhalten. Präsident Buchanan war die Verkörperung jener politischen Gattung, die damals unter der Bezeichnung „nördliche Männer mit südlichen Prinzipien" bekannt war, d. h. ein Politiker des Nordens, der stets bereit war, auf das Geheiß der Sklavereipartei für ihre Interessen zu wirken. Ich war bei einem Empfang im Weißen Hause dem Präsidenten Buchanan gleichzeitig mit einer großen Menschenmenge vorgestellt worden und hatte ihn in Ruhe betrachten können, während er sich nach dem üblichen Händeschütteln mit einigen Senatoren unterhielt. Er war ein stattlicher alter Herr mit einem weißen Kopf, den er meistens etwas zur Seite geneigt hielt, und einem schlauen Blinzeln der Augen, das zu sagen schien: „Es mag wohl den Anschein haben, als sei ich nicht immer Ihrer Meinung, aber zwischen uns gibt es doch ein geheimes Einverständnis, und Sie können sich auf mich verlassen." Er trug immer ein weißes Halstuch, wie ein Geistlicher. Seiner moralischen Schwäche suchte er den Anschein der Weisheit zu geben. Er konnte die sophistischen Gemeinplätze der Prosklaverei-Demokratie mit dem größten Nachdruck salbungsvoller Gewichtigkeit aussprechen. Der Macht der Sklavereipartei hatte er bei der Kansas-Affäre servile Dienste geleistet, indem er immer wieder Erklärungen der Tatsachen aussprach, an die er selbst unmöglich glauben konnte, und Verfassungslehren ausstreute, die nur durch die kühnste Verdrehung aller Logik gestützt werden konnten. Er vergaß nie, daß er die Präsidentschaft dem Vertrauen verdankte, welches die Sklavereipartei in die Treue setzte, mit der er ihre Forderungen ausführen würde. Er hatte dieses Vertrauen gerechtfertigt, soweit es ihm möglich war und die Umstände es ihm erlaubten. Kein Sklavereifanatiker hätte den Interessen der Sklavenhalter mit größerer Hingabe und, in Anbetracht seiner Stellung als Nordländer, mit mehr Selbstverleugnung dienen können. Indem er die gute Meinung seiner Nachbarn verscherzte, hatte er sich in der Tat zum Märtyrer der Sklaven-

sache gemacht. Als aber nun seine südlichen Herren und Meister so weit gingen, sich zu einer Auflösung der Union, ja sogar zur Vernichtung der Republik zu rüsten, wurde seine Lage wahrhaft verzweifelt. Er mag innerlich gebetet haben, daß sie wenigstens jetzt Erbarmen mit dem armen Nordländer haben würden, der auf dem Präsidentenstuhl der Republik saß; aber sie nutzten ihn bis zuletzt für ihre Zwecke aus. Bei seinen Versuchen, sich zu wehren, verstieg sich sein Mut höchstens zu sophistischen und paradoxen Auslegungen der Verfassung. So befriedigte er keine der Parteien und errang sich nur die Verachtung der beiden. In seinem Kabinett hatte er drei Minister — der Finanzen, des Krieges und des Innern —, von denen er wissen mußte, daß sie mit den Sezessionisten konspirierten. Er erlaubte ihnen, im Amt zu bleiben, bis sie alle Mittel, Schaden anzurichten, die ihnen ihre amtliche Macht in die Hand gab, erschöpft hatten. Was er wirklich erreichte, war, die Anstifter der Sezessionsbewegung durch das Eingeständnis seiner konstitutionellen Machtlosigkeit zu ermutigen und ihnen somit reichlich Zeit zu ungestörten Vorbereitungen zu geben, während die Bundesregierung untätig zusah. Er schreckte vor aktivem Verrat zurück, hatte aber nicht den Mut für aktiven Patriotismus. So brachte Buchanan, dem das Geschick eine der schönsten Gelegenheiten geboten hatte, sich durch die einfache, entschlossene, energische Erfüllung seiner Pflicht einen hohen Ruhm zu erringen, es zustande, als Präsident die elendeste Rolle in der amerikanischen Geschichte zu spielen.

Auch der Kongreß wurde von der im ganzen Lande herrschenden Kompromißepidemie angesteckt, und beide Häuser setzten sogleich nach Eröffnung der Session eine Kommission ein, welche Mittel und Wege für „Ausgleich und Frieden" ersinnen sollte. Während die Schwierigkeiten, die einer Einigung in dieser Frage im Wege standen, fast unüberwindlich schienen, übte die Agitation für ein solches Kompromiß einen demoralisierenden Einfluß auf die allgemeine Stimmung im Volke und auf die republikanische Partei im besonderen aus — zumal Seward, den man als den radikalsten Anführer der Partei betrachtet hatte, nun in den vordersten Reihen der Vermittler, „Compromisers", erschien. Mir war wie vielen

anderen Sklavereigegnern, Sewards geheimnisvolle Handlungsweise höchst rätselhaft, und wir alle waren voll Unruhe, was sich daraus entwickeln möchte. Was wir fürchteten, war, daß nicht nur die Prinzipien unserer Antisklavereipartei preisgegeben und die Früchte unseres Sieges verzettelt werden möchten, sondern daß, unter dem Einfluß einer momentanen Panik, ein Schritt getan werden könnte, der — um einen damals landläufigen Ausdruck zu gebrauchen — unsere Regierung „mexikanisieren" würde. Darunter verstanden wir, daß das Gefühl der Stabilität erschüttert werden möchte, welches in der absoluten Sicherheit besteht, daß die Minorität bedingungslos das Wahlresultat anerkennt und sich ihm fügt, nachdem einmal die Regierungsbeamten gesetzlich erwählt sind. Wenn diese Regel einmal gebrochen, wenn die Möglichkeit eingeräumt wird, daß die Minorität nach einer Wahl Bedingungen aufstellen kann, von deren Erfüllung ihre Anerkennung der Wahlresultate abhängen soll — dann ist die Stabilität einer republikanischen Regierung verloren. Solange solche Möglichkeit vorhanden ist, wird sich die Republik im Zustand stets sich wiederholender Revolutionen befinden. Diese Regel hätten wir gebrochen und vielen anderen Bürgerkämpfen Tür und Tor geöffnet, wenn wir jetzt nach der Wahl einen Handel eingegangen wären, um einen Bürgerkrieg zu vermeiden. Wir hätten, mit einem Wort, die unentbehrlichste Garantie für die Stabilität und die Ordnung der Republik geopfert, wenn wir nach der gesetzmäßigen Erwählung von Abraham Lincoln die Zustimmung des Südens zu dieser Wahl durch ein Kompromiß irgendwelcher Art erkauft hätten. Es war daher nicht nur das eine oder das andere der Sklavereipartei gemachte Zugeständnis, das bekämpft werden mußte, sondern jedes Kompromiß als solches, wenn es auch noch so wenig gewähren mochte.

Die große Besorgnis, die ich über diesen Punkt empfand, kam in einer Reihe von Briefen an meinen Freund Mr. Potter von Wisconsin, der meine Ansichten teilte, zum Ausdruck. Diese Unruhe führte mich auch in einer kurzen Pause zwischen meinen Vorträgen wieder nach Washington, wo ich hoffte, meinem Freunde in seinem Bestreben beistehen zu können, einige republikanische Abgeordnete, die vom Kompromißfieber angesteckt waren, in der rechten Bahn

festzuhalten. Die Panik hatte sich allerdings, wenigstens im Kongreß, schon sehr gelegt. Mr. Potter gelang es, mich in den Sitzungssaal mitzunehmen, und dort war ich eines Tages Zeuge eines merkwürdigen Schauspieles. Der Abgeordnete Thomas Corwin, „Old Tom Corwin of Ohio", wie er im Volksmunde genannt wurde, sollte im Hause sprechen. Er war Vorsitzender der damals berühmten „Kommission der Dreiunddreißig", die mit der Aufgabe betraut wurde, Vergleichsmaßregeln zu erdenken, durch welche die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Norden und dem Süden geschlichtet werden könnten. Er hatte eine bemerkenswerte Laufbahn hinter sich. Ein hervorragendes Mitglied der Whigpartei, Gouverneur von Ohio, Senator und Finanzminister unter Präsident Fillmore, hatte er der republikanischen Partei in ihren Kämpfen für freie Territorien beigestanden und mit Eifer die Wahl von Lincoln befürwortet. Am besten war er jedoch als Volksredner mit viel Witz, lebhaftem Humor und bestrickender Beredsamkeit bekannt. Jetzt war er ein alter Mann, von Allen hochgeachtet und geliebt, und als er sich bei dieser Gelegenheit im Abgeordnetenhause erhob, drängten sich die Mitglieder, ohne Unterschied der Parteien, dicht um ihn, seiner vom Alter geschwächten Stimme zu lauschen. Es gelang mir, einen Platz auf den Stufen, die zum Pult des Vorsitzenden führten, zu erlangen und so konnte ich über die Köpfe der vor mir Stehenden weg Corwin beobachten, während er sprach; aber aus dieser Entfernung verlor ich, trotz der im Sitzungssaale herrschenden, atemlosen Stille, viele seiner Worte. Da stand er, nicht mehr der Tom Corwin der Wahlkampagne, der seinen Zuhörern schallendes Gelächter und begeisterte Beifallsrufe entlockte, sondern ein sorgenvoller alter Patriot, der treue Anhänger der alten Whigschule mit ihren Kompromißbestrebungen, sein dunkles Gesicht von keinem Funken des gewohnten Humors belebt, sein Ausdruck ernst und bekümmert, während seine überströmende Beredsamkeit fast in Tönen der Verzweiflung die Zuhörer mit intensiver Überredungskraft anflehte, das Rettungsmittel zu ergreifen, das ihm zur Erhaltung seines Vaterlandes nötig schien. Um ihn scharten sich Alle und hörten ihm wie gebannt zu, mit einer fast zärtlichen Ehrerbietung. Die meisten

hatten die feste Überzeugung, daß die Zeit für Vergleiche vorüber und all diese Anstrengung vergebens sei; viele Südländer waren schon bereit, in ihre Heimat zurückzukehren, um sich dem Aufstande anzuschließen, während die meisten nördlichen Republikaner fest entschlossen waren, daß das Wahlresultat als endgültig entschieden betrachtet werden müsse und nicht als eine Sache, um die noch gehandelt werden könnte. Es war eine denkwürdige Szene; das letzte ergreifende Todesröcheln der Kompromißpolitik.

Als der alte Corwin sich niedersetzte, drängten viele der Abgeordneten sich zu ihm, um ihm nach der Rede, die wahrscheinlich die letzte seines Lebens gewesen war, die Hand zu schütteln. Ich näherte mich ihm auch, und er begrüßte mich freundlich. Er erinnerte sich meiner und bat mich, ihn abends in seiner Wohnung aufzusuchen. Ich fand ihn allein, und wir saßen eine ungestörte Stunde zusammen. Im Laufe der Unterhaltung sprach ich meine Ansicht aus, daß es der festen und geregelten Regierung einer Republik verhängnisvoll werden müsse, wenn man zugäbe, daß das Wahlresultat eine Vergleichs- und Handelssache zwischen der Majorität und Minorität sein könne, und wenn die Anerkennung des Resultats von seiten der Minorität durch Zugeständnisse erkauft werden müsse. „Ja wohl!" sagte Corwin, „Ich weiß, daß Ihr jungen Leute das glaubt, und vielleicht stimmt die Mehrzahl der Republikaner mit Euch überein. Aber zu allererst müßt Ihr Eure Republik festhalten. Jetzt müßt Ihr darum kämpfen. Es ist aber nutzlos, noch länger darüber zu disputieren. Ich glaube selbst, daß alle Anstrengungen, einen Vergleich herbeizuführen, umsonst sein werden. Ich habe getan, was ich konnte, aber auf beiden Seiten stehen sie wie die Bulldoggen bereit und begierig auf den Kampf. Wir können nur bitten, daß Gott das Recht schützen möge!"

Als ich im Begriff war, mich zu verabschieden, sagte er: „Ich möchte Ihnen noch etwas Persönliches sagen. Als ich Sie in Alleghany City reden hörte, habe ich bemerkt, daß Sie einen Witz machen und Ihr Publikum zum Lachen reizen können, wenn sie wollen. Ich möchte Ihnen sagen, junger Mann, wenn Sie solche Fähigkeit besitzen, nützen Sie sie nicht aus. Ich weiß, wie groß die Versuchung ist; ich bin ihr unterlegen. Es ist eine der gefährlichsten Dinge für

einen Mann im öffentlichen Leben, als Spaßvogel zu gelten. Die Leute werden hingehen, solchen Mann zu hören, aber sie werden enttäuscht sein, wenn er ernst zu ihnen spricht. Sie werden kaum auf das Beste achten, das er ihnen zu bieten hat. Sie wollen den Witzbold hören und sind unzufrieden, wenn er ihnen gesunde Wahrheiten sagt. Das ist mein Los gewesen; betrachten Sie meine Laufbahn. Ich bin jetzt alt. Es ist immer viel mehr an Tom Corwin gewesen, als man ihm zugetraut hat, weil man von Tom Corwin immer nur erwartete, daß er die Leute zum Lachen bringen sollte. Ich weiß nicht, ob man nicht auch heute Witze von mir erwartet hat. Das ist mein Fluch gewesen. Nehmen Sie sich an mir ein warnendes Beispiel, und Gott segne Sie." Ich war von den Worten des alten Staatsmannes tief ergriffen und gab mir ernstlich Mühe, ihn davon zu überzeugen, daß das Haus seiner Rede mit gespanntem Interesse und mit tiefster Ehrfucht zugehört habe, er aber antwortete mir mit einem trüben Lächeln und ermahnte mich nochmals, seinen Rat zu beherzigen.

Da die südlichen Sezessionisten jedes Kompromiß zurückwiesen, weil sie auf der Gründung einer selbständigen südlichen Konföderation bestanden, und die republikanische Majorität andererseits darauf beharrte, daß die Minorität sich bedingungslos dem Wahlresultat fügen müsse, war jede Vergleichspolitik von vornherein aussichtslos. Obgleich die zeitweiligen Folgen dieses Mißlingens furchtbar waren, so war es doch im Grunde besser so. Der eine heftige Bürgerkrieg hat dem amerikanischen Volk einen Zustand chronischer Unruhen erspart, der gewiß bevorstand, wenn das gesetzmäßige Resultat einer Präsidentenwahl in Frage gestellt und nur bedingungsweise anerkannt worden wäre. Als ich Washington verließ, fühlte ich mich über einen Punkt beruhigt: was auch sonst kommen mochte, das Grundprinzip republikanischer Regierung würde unversehrt bleiben.

Die Wahl Lincolns hatte für mich jedoch Sorgen persönlicher Art zur Folge. Meine Tätigkeit in der Kampagne als Redner und Anführer hatte mir in der siegreichen Partei eine Stellung verschafft, welche mich in den Augen vieler Republikaner mehr als jemals zu einer einflußreichen Person machte. Die widerwärtige Erfahrung, die ich schon in Wisconsin gemacht hatte, wiederholte

sich. Man überschwemmte mich mit Briefen, worin ich um Empfehlungen für Ämter unter der neuen Regierung gebeten wurde. Sie kamen in einigen Fällen von ehrbaren und verdienstvollen Männern, die ich kannte und denen ich gern gefällig gewesen wäre, aber die große Mehrzahl war von Leuten unterzeichnet, die mir fremd waren, und ich staunte über die Anzahl von „Freunden", die ich in den Vereinigten Staaten besaß. Sie waren alle überzeugt, daß die neue Regierung mir für die Dienste, die ich geleistet hatte, eine hohe Stellung schuldig sei und daß ich außerdem viel für meine Freunde würde tun können, denn die Regierung würde mir nichts abschlagen usw. usw. Ich konnte diese Gesuche nicht so erledigen, wie ich es drei Jahre vorher in Wisconsin getan hatte; die Frage, wie ich mich jetzt dabei verhalten sollte, war diesmal viel ernster und verwickelter.

Meine allgemeinen Beobachtungen hatten mich in der Tat von der Unsinnigkeit und Schädlichkeit des sogenannten „Clean sweep" (allgemeinen Beamtenwechsels) bei jedem Regierungswechsel, der eine neue Partei ans Ruder brachte, überzeugt. Mein Einblick in den demoralisierenden Einfluß des Beutesystems war aber noch nicht tief genug, um mich ganz die Bedeutung des Schauspiels erkennen zu lassen, dessen Augenzeuge ich war. Viele der Männer, die am Kampf gegen die Sklaverei beteiligt waren, darunter auch ich, waren so fest von der absoluten Gerechtigkeit unserer Sache überzeugt, daß es uns unverständlich war, wie ein vernünftiges Wesen die entgegengesetzte Ansicht vertreten konnte. Es schien uns, als müsse jemand, der die Dinge anders ansah als wir, mit einem gefährlichen Wahn behaftet sein oder unter einer moralischen Verblendung leiden, die seine Tauglichkeit für einen öffentlichen Vertrauensposten ernstlich beeinträchtigen würde. Zu einer Zeit, wo die Existenz der Republik auf dem Spiele stand und von der unerschütterlichen Treue der hohen Beamten abhängen konnte, war dies keine so übertriebene Auffassung, wie sie es sonst gewesen wäre. Es war genau bekannt, daß in allen Ministerien und Verwaltungsbureaus unverhältnismäßig viele Südländer angestellt waren und daß einige der sezessionistischen Anführer offen damit prahlten, immer mit den frühesten und genauesten Berichten über alles

versehen zu sein, was sich in den inneren Regierungskreisen zutrug. Der Schluß lag nahe, daß, wenn überhaupt jemals, in dieser Krisis ein „Clean sweep“ gerechtfertigt, ja vielleicht geboten sein könnte. Ich war daher nicht so empört über die Ämterjägerei und das Protektionswesen, wie ich es unter anderen Umständen gewesen wäre. Mich berührte jedoch der Gedanke sehr seltsam, ja grotesk, daß ich, als Neuling, auch bei der Verteilung der Regierungsämter mitwirken sollte und sogar bei Ämtern von großer Bedeutung; denn von diesen handelten einige der empfangenen Briefe. Ich beschloß endlich, mich darauf zu beschränken, nur die Gesuche jener Bittsteller zu unterschreiben, die ich persönlich als verdienstvolle Männer kannte, und auch nur solche Männer zu empfehlen.

Jetzt aber kam meine persönliche Angelegenheit in Betracht. Ich kann aufrichtig sagen, daß es mir während der Kampagne nie in den Sinn gekommen war, meine Bemühungen als öffentlicher Redner könnten oder sollten durch ein Amt im Staatsdienst belohnt werden. Gleich nach der Wahl aber schien es allgemein als selbstverständlich angenommen zu werden, daß mir die neue Regierung eine bedeutende Stellung anbieten würde. Ich erhielt aus verschiedenen Teilen des Landes Zuschriften, die von zahlreichen Deutsch-Amerikanern unterzeichnet waren und die mir zu den geleisteten Diensten Glück wünschten und die Hoffnung aussprachen, daß mir von der Regierung die gebührende Anerkennung zu teil werden möchte. Hervorragende Republikaner amerikanischer Abstammung, besonders Kongreßmitglieder, in deren Distrikten ich gesprochen hatte, schrieben mir in demselben Sinne. Ich muß gestehen, daß mir dies sehr schmeichelte, und ich ließ mich von meinen Freunden leicht überreden, oder möglicherweise überredete ich mich selbst, daß ich berechtigt sei, irgend ein Amt von Bedeutung zu erwarten. Als mir aber von einigen Kongreßmitgliedern vorgeschlagen wurde, Lincoln offen meine Wünsche auszusprechen, weigerte ich mich aufs entschiedenste. Wie ich auch meinem Berater, Mr. Potter, schrieb, wollte ich um nichts bitten; denn ich fürchtete, meine politische Unabhängigkeit, die ich um keinen Preis opfern wollte, einzubüßen. Sollte mir der Präsident aus eigenem Antriebe ein Amt, um das ich nicht

gebeten hatte, anbieten, so würde ich dasselbe annehmen können, ohne mir persönliche Verpflichtungen aufzuladen. So ließ ich denn die Sache „in den Händen meiner Freunde“, und diese Freunde, besonders die Leiter der republikanischen Partei Wisconsins, waren sehr dringend in ihrer Forderung an die Regierung, mir einen der ersten auswärtigen Gesandtschaftsposten anzubieten.

Es wurde — angesichts der beunruhigenden Zustände — für ratsam gehalten, daß eine möglichst große Anzahl Republikaner zur Feier des Regierungsantritts in Washington anwesend sein sollte, und ich fand, als ich am 1. März ankam, viele alte und neue Freunde dort vor. Die Luft war noch erfüllt von Gerüchten über „Rebellen-Verschwörungen“. Es hieß, Lincoln solle ermordet oder gefangen genommen und entführt werden, ehe er sich der Zügel der Regierung bemächtigen könne. Welcher Art diese Verschwörungen auch gewesen sein mögen, Lincoln machte allen einen Strich durch die Rechnung, indem er unerwartet und unbemerkt am Morgen des 23. Februar unter guter Bewachung in die Hauptstadt einzog. Aber die Mehrzahl der in der Stadt versammelten Republikaner schien nicht sicher zu sein, daß die Gefahr vorüber war, und witterte in jedem finsteren Gesicht, deren auf den Straßen und in den Fenstern viele zu bemerken waren, verräterische Absichten. Der Regierungsantritt verlief jedoch ohne Störung. Ich hatte das Glück, vor dem Portal des Kapitols einen Platz zu finden, von wo aus ich deutlich jede Einzelheit der offiziellen Handlung sehen und hören konnte. Ich sah Lincoln an das Pult, auf welchem die Bibel lag, treten; sein knorriges, wie aus Holz geschnitztes Gesicht war in dieser Umgebung gelassen und traurig, aber es war so verschieden von allen anderen Gesichtern in dieser hervorragenden Versammlung, daß man sich wohl fragen konnte, wie hier ein Zusammenwirken möglich sei. Ich sah Senator Douglas, der dicht neben ihm stand, seinen besiegten Gegner, den „kleinen Riesen“ früherer Zeiten, der nur zwei Jahre vorher Lincoln hochmütig als „großen Zwerg“ behandelt hatte. Ich war Augenzeuge jener merkwürdigen Szene, wie Lincoln — im Begriff seine Inaugurationsrede zu halten — nicht sogleich eine passende Stelle fand, wo er seinen Hut hinstellen konnte, und wie Douglas diesen Hut nahm und ihn,

einem Bediensteten gleich, hielt, während Lincoln sprach. Ich sah die welke Gestalt des Oberrichters Taney, des Verfassers der berühmten „Dred Scott Decision", dieses gerichtlichen Kompendiums der Sklavereidoktrin, und sah, wie vor ihm der erste Präsident, der auf Grund eines entschiedenen Antisklaverei-Programms gewählt worden war, den Eid leistete. Ich sah dicht daneben den ausscheidenden Präsidenten, James Buchanan, mit dem etwas seitwärts geneigten Haupt, dem blinzelnden Auge und der weißen Halsbinde. Er hatte mehr als irgend ein anderer dazu beigetragen, die Bundesregierung zu entwürdigen und zu erniedrigen und die Rebellion zu befördern, und ging jetzt einer ehrlosen Vergessenheit und der trostlosen Aufgabe entgegen, die Welt glauben zu machen, daß er ein besserer Patriot und Staatsmann gewesen sei, als es den Anschein gehabt haben mochte. Ich hörte jedes Wort der Inaugurationsrede in Abraham Lincolns milder Stimme, jener Rede, die eine Botschaft des Friedens und des Wohlwollens sein sollte, die aber im Süden wie eine Kriegserklärung aufgenommen wurde. So zeigte sich deutlich, daß kein Vergleich, nein, daß nur die unbedingte Annahme ihres Planes, ein unabhängiges Reich von Sklavenhaltern zu gründen, die südlichen Anführer befriedigen würde.

Nach dem Amtsantritt kam ich wiederholt mit Lincoln zusammen, und er empfing mich stets mit größter Herzlichkeit. Wir begegneten uns in derselben offenen Weise wie vorher. Unsere Unterhaltungen drehten sich um politische Fragen und um die Eigenschaften und Befähigung von Amtsbewerbern, die ich vorgeschlagen hatte. Meine eigene Angelegenheit wurde nie zwischen uns erwähnt, bis er mir mit augenscheinlicher Befriedigung ankündigte, daß ich zu der Stellung des Gesandten der Vereinigten Staaten nach Spanien ernannt worden sei. Der Senat bestätigte ohne besondere Verzögerung meine Ernennung. Ich war gespannt, zu erfahren, ob Senator Douglas, den ich während der Kampagne so scharf angegriffen hatte, irgendwelchen Einspruch erhoben hätte, ich vernahm aber, daß er es nicht getan. Seward, der Staatsminister, hatte jedoch, wie ich später von Mr. Potter erfuhr, einige Einwände dagegen vorgebracht. Er behauptete, daß ich, der ich mich noch vor

verhältnismäßig kurzer Zeit an revolutionären Bewegungen in Europa beteiligt hätte, in diplomatischer Eigenschaft an einem europäischen Hof nicht gern gesehen sein würde, und daß dies zu einer kritischen Zeit, wie die jetzige, in der wir alle Ursache hätten, uns eines guten Einvernehmens mit auswärtigen Mächten zu bestreben, von Wichtigkeit sei. Lincoln entgegnete hierauf — wie mir mein Berichterstatter mitteilte —, daß man mir diskretes Verhalten zutrauen dürfe, daß er mir jedenfalls sein Vertrauen schenke. Es komme übrigens dieser republikanischen Regierung nicht zu, sich von der Tatsache zu einer Ablehnung bestimmen zu lassen, daß ein Mann anderswo für die Freiheit gekämpft habe — womit jeder gute Amerikaner nur sympathisieren sollte; es sei vielmehr ganz gut, europäische Regierungen mit dieser Auffassung vertraut zu machen — und endlich — müsse die innere politische Bedeutung meiner Ernennung berücksichtigt werden. Er wurde in dieser Ansicht energisch von Mr. Chase, dem Finanzminister, und von Mr. Montgomery Blair, dem Postmaster-General, unterstützt. Als Lincoln einen so entschiedenen Standpunkt einnahm, gab Seward endlich nach, aber in ungnädiger Weise. Die Angelegenheit veranlaßte ihn sogar zu einem Ausbruch sehr übler Laune. Als Mr. Potter in Begleitung eines anderen republikanischen Kongreßmitgliedes aus Wisconsin eines Tages die Sache mit Seward im Auswärtigen Amt besprach und beiläufig bemerkte, daß es vielen Leuten eine große Enttäuschung sein würde, wenn man mir eine derartige Auszeichnung nicht zuteil werden ließe, sprang Mr. Seward von seinem Stuhl auf, lief ein paarmal aufgeregt im Zimmer auf und ab und rief aus: „Enttäuschung! — Sie sprechen mir von Enttäuschung, mir, dem gerechterweise die republikanische Nomination für die Präsidentschaft gebührte und der zurückstehen und zusehen mußte, wie dieselbe einem kleinen Illinois Advokaten gegeben wurde! Sie sprechen mir von Enttäuschungen!"

Diese Geschichten kamen mir erst zu Gehör, nachdem die Sache endgültig beschlossen war, zu spät, meine Handlungsweise noch beeinflussen zu können. Ich glaube aber, daß es sich im wesentlichen so verhielt, wie Mr. Potter es mir erzählte — Sewards Wutausbruch mit einbegriffen. Seward ließ sich bewiesenermaßen in dem Gefühl,

daß ihm von der republikanischen Partei ein großes Unrecht angetan sei, bei verschiedenen Gelegenheiten zu ähnlichen Ausfällen hinreißen; gleich vielen anderen war er zu jener Zeit noch nicht zur Erkenntnis und Würdigung von Lincolns Fähigkeiten und Charaktereigenschaften gelangt und sah auf ihn, wie auf einen tief unter ihm stehenden Menschen herab. Was aber die Gründe anbetrifft, die Seward gegen meine Sendung an einen europäischen Hof geltend gemacht hatte, so war er unzweifelhaft im Recht. Ich glaube, ich hätte als Staatsminister genau so gehandelt. In der Tat aber erwiesen sich seine Befürchtungen als unbegründet. Bald nach Bestätigung meiner Ernennung durch den Senat empfing ich einen Besuch von Señor Tassara, dem spanischen Gesandten in Washington, der Journalist und, wie ich glaube, selbst einmal Revolutionär gewesen war. Er gab mir zu verstehen, daß der spanischen Regierung meine Ernennung angenehm sein würde. Im Laufe der Zeit gestalteten sich meine persönlichen Beziehungen zu dieser Regierung in der Tat zu sehr freundschaftlichen. Es hätte jedoch ebensogut anders kommen können, und Seward hatte durchaus recht, wenn er ein unnötiges Risiko vermeiden wollte. So oft ich in späteren Jahren über diese Episode meiner Laufbahn nachdachte, habe ich mir innerlich vorgeworfen, Sewards Auffassung der Situation nicht selbst vorausgesehen zu haben, obgleich sie mir damals, als sich die Frage in der Schwebe befand, noch unbekannt war. Ich hätte es mir jedenfalls selbst überlegen sollen. Aber ich muß gestehen, daß der Gedanke mit allen Würden eines bevollmächtigten Ministers und außerordentlichen Gesandten der Vereinigten Staaten nach Europa zurückzukehren, wenige Jahre nur, nachdem ich mein Vaterland als politischer Flüchtling verlassen hatte, meinem Stolz, oder soll ich lieber sagen, meiner Eitelkeit außerordentlich schmeichelte. Als ich aber erfuhr, welche Diskussionen meiner Ernennung vorausgegangen waren, genoß ich den Triumph nicht so ungetrübt, wie ich erwartet hatte. Selbst während ich offizielle und persönliche Glückwünsche in überraschender Menge empfing, quälten mich heimliche Zweifel darüber, ob mir nun wirklich die erlangte Stellung gebührte, und ob nicht die Tatsache, daß meine Freunde mir dieselbe mit meinem Wissen und meiner Zustimmung erwirkt

hatten, gleichbedeutend sei mit einer persönlichen Bewerbung. In diesem Gemütszustand befand ich mich, als ich von Washington abreiste, um nach meinem Heim in Wisconsin zurückzukehren.

Ich war noch nicht lange dort, als die verhängnisvolle Nachricht vom Angriff der Rebellen auf Fort Sumter im Hafen von Charleston das Land in Schrecken setzte. Ein Aufruf des Präsidenten, in welchem er 75,000 Freiwillige verlangte, erfolgte sogleich, und kaum eine Woche später der blutige Angriff einer Meute von Sezessionisten auf das 6. Massachusetts-Regiment, während es durch Baltimore marschierte. Es ist unmöglich, die zündende Wirkung zu beschreiben, die diese Begebenheiten auf die Volksstimmung der nördlichen Staaten ausübten. Bis zum Augenblick, da die erste Kanone auf Fort Sumter abgeschossen wurde, hatten viele patriotisch gesinnte Menschen heimlich noch immer die Hoffnung gehegt, die Union könne ohne Kampf gerettet werden. Jetzt war plötzlich der Bürgerkrieg zur Gewißheit geworden. Die Frage: was hätte sein können, schwand plötzlich vor der Frage: was nun werden sollte. Ein mächtiger Ruf erscholl, daß die Republik um jeden Preis gerettet werden müsse. Es war einer jener erhabenen Momente patriotischer Begeisterung, in dem jeder bereit ist, für eine gemeinsame Sache alles zu tun und alles zu opfern, der wie ein plötzlicher Sonnenglanz aus dunkler Wolke, wie ein idealer Lichtblick in der Geschichte der Völker hervorbricht.

Die Zeitungen berichteten, daß alle durch Baltimore laufenden Eisenbahnverbindungen mit dem Norden abgeschnitten und die Stadt Washington fast wehrlos sei; eine feindliche Macht könne dort jeden Augenblick eindringen, ohne auf Widerstand zu stoßen, die öffentlichen Gebäude würden verbarrikadiert und die Beamten mit Waffen ausgerüstet, und die Regierung hätte die Hilfe jedes Mannes, der in die Hauptstadt kommen könne, dringend nötig. Ich hielt es für meine Pflicht, sofort nach Washington zu eilen, um die Dienste, die ich zu leisten fähig war, anzubieten. Die Pistolen, die ich bei der Befreiung Kinkels bei mir getragen hatte, steckte ich in meine Handtasche und machte mich auf den Weg. Nie werde ich den Kontrast zwischen dieser und der vorhergehenden Reise vergessen. Als ich vor kurzem von Washington aus nach dem Westen gereist war, schien eine

furchtbare Last düsterer Erwartung das ganze Land zu bedrücken. Die Reisenden in den Eisenbahnwagen unterhielten sich im Flüsterton, als fürchteten sie den Klang der eigenen Stimme. An allen Eisenbahnstationen standen Leute mit sorgenvollen Mienen — auf die Zeitung wartend — die sie hastig aufrissen, um die Überschriften zu lesen — und die sie sich dann gegenseitig mit einem Seufzer der Enttäuschung reichten. Viele schienen sich im unklaren zu sein, nicht nur darüber, was sie zu erwarten hätten, sondern auch darüber, was sie sich eigentlich wünschen sollten. Und jetzt — welch ein anderes Bild! Jeder Bahnhof wimmelte von aufgeregten Menschenmassen; überall wurde in jubelndem Hurrageschrei ein Hoch auf die Union und auf Lincoln ausgebracht. Das Sternenbanner flatterte von unzähligen Flaggenstangen, von allen Seiten tönte Trommelwirbel und Pfeifenklang. Die Eisenbahnwagen waren überfüllt mit jungen Leuten, die sich nach der nächsten Anwerbestelle drängten, um sich einschreiben zu lassen; sie alle waren nur um das Eine besorgt, daß sich in den hastig zusammengestellten Regimentern keine Stelle mehr für sie finden möchte, oder daß die Regimenter Washington zu spät erreichen könnten, um die Stadt vor einem Rebellenangriff zu schützen. Nach den Szenen zu urteilen, die ich an den Eisenbahnstationen beobachtete, waren Parteiunterschiede wie ausgewischt. Männer, die sich während der politischen Kampagne mit Fäusten bedroht hatten, drückten sich jetzt im Gefühl gemeinsamer Vaterlandsliebe die Hand. Auch gesellschaftliche Unterschiede schien es kaum mehr zu geben. Der Millionärssohn eilte an der Seite des Arbeiters zur Fahne. Die Eisenbahnfahrt schien durch eine ununterbrochene Reihe von Anwerbelagern zu gehen, in denen bei Tag und Nacht die größte Unruhe und Geschäftigkeit herrschte.

Als wir in Perryville am Susquehanna, zwischen Wilmington, Delaware und Baltimore, ankamen, fanden wir, daß die Eisenbahnverbindung zwischen Washington und dem Norden immer noch unterbrochen war. Es wurde berichtet, daß die Sezessionisten des Staates Maryland von Baltimore Besitz ergriffen hätten. Die nach Washington Reisenden mußten bei Perryville von einem Dampfboot nach Annapolis gebracht werden, wo eine kleine Truppe von Bundessoldaten

unter dem Befehl des Generalmajor Benjamin F. Butler von Massachusetts versammelt war. Indem ich mich der Wache als Angestellter der Regierung vorstellte, der auf dem Wege nach Washington sei, wurde ich sofort vor den General in sein Hauptquartier geführt. Ich fand ihn in eine prachtvolle, reich mit Goldstickerei verzierte Milizuniform gekleidet. Seine gedrungene, korpulente Figur, sein schielendes Auge und seine aufgedunsenen Backen verliehen ihm ein fast groteskes Aussehen. Nur einer Person ohne jedweden Humor hätte es entgehen können, mit welchem Behagen sich General Butler seiner für ihn neuen Machtstellung und der damit verbundenen Gelegenheit zu theatralischem Aufwand erfreute. Er empfing mich mit der größten Höflichkeit und versicherte mir, daß ich wohlbehalten an meinen Bestimmungsort gebracht werden sollte; soeben sei er damit beschäftigt, den Eisenbahnverkehr zwischen Annapolis und Annapolis-Junction auf den Verbindungslinien zwischen Baltimore und Washington wieder zu eröffnen; der erste Zug solle vor Anbruch der Nacht abgehen; man werde mich bereitwillig mit diesem Zuge befördern und bis dahin sollten mir alle Bequemlichkeiten seines Hauptquartiers zur Verfügung stehen. Während wir uns unterhielten, traten von Zeit zu Zeit Offiziere ein, um Bericht zu erstatten oder Befehle entgegenzunehmen. Nichts hätte eindrucksvoller sein können als die Miene wichtigster Autorität, mit welcher der General jeden empfing, und der Ton kurzangebundener Entschiedenheit eines Bühnenhelden, mit dem er seine Befehle austeilte. Nach jeder solchen Szene sah er sich mit einem gewissen triumphierenden Blick um, als wolle er sich von der Wirkung auf die Umstehenden überzeugen. Man kann jedoch nicht leugnen, daß er alles in schnelle Bewegung brachte, und ohne Zweifel überwand er seine theatralischen Neigungen, nachdem sich das Neue der Situation abgeschwächt hatte. Vor Dunkelheit war der Zug zur Abfahrt bereit.

Der General schickte eine kleine Abteilung Infanterie dem Zuge voraus, um die Schienen zu bewachen und den Wald zwischen Annapolis und Annapolis-Junction zu durchstreifen, so daß wir nur im Schneckengang vorwärts kamen. Es war nach Mitternacht, als wir die Junction

erreichten. Dort fanden wir in einem Wäldchen von hohen Bäumen Oberst Ambrose Burnside im Biwak. Die Lagerfeuer brannten hell, die Soldaten, in rotwollene Decken gehüllt, lagen in malerischen Gruppen umher. Oberst Burnside, das Ideal eines schönen Soldaten, war noch wach und in voller Tätigkeit, und empfing uns mit der ihm eigenen Herzlichkeit. Der junge Gouverneur Sprague von Rhode Island, in Uniform, mit einer wehenden gelben Feder am schwarzen Filzhut, war auch zur Stelle. Er ließ sich nicht zurückhalten, als seine Leute zur Front rückten. Dieses Rhode Island-Regiment war berühmt durch die große Zahl von Millionären, die in seinen Reihen dienten.

Bald nach Sonnenaufgang war ein Zug nach Washington unterwegs. Er war mit Militär und einigen Zivilisten angefüllt. Ich ging zu Fuß in die Stadt hinein, während sich die Soldaten am Bahnhof in Reih und Glied aufstellten. Die Straßen, welche ich wenige Wochen zuvor von einer aufgeregten Menge belebt gesehen hatte, erschienen jetzt verlassen und öde. Von den wenigen Personen, denen ich auf dem Trottoir begegnete, starrten mich einige mit finsterem Ausdruck an, als wollten sie fragen: „Was haben Sie hier zu schaffen?" Es wurde mir später erzählt, daß die ersten Truppen, die in die Stadt einmarschierten, von den Einwohnern aus Türen und Fenstern mit Flüchen und beleidigenden Zurufen empfangen wurden, da die Einwohnerschaft von Washington größtenteils mit den Sezessionisten sympathisierte. Sobald wie möglich meldete ich mich bei Präsident Lincoln im Weißen Hause. Er schien überrascht, aber erfreut, mich zu sehen. Ich erzählte ihm, warum ich gekommen sei, und er war mit meiner Handlungsweise einverstanden.

In seiner ihm eigentümlichen Art beschrieb er mir, welche Angst und Sorge er seit dem Angriff der Rebellen auf Fort Sumter durchgemacht habe, bis die nördlichen Truppen Washington erreichten. Er erzählte mir eine für die damalige Sachlage bezeichnende Begebenheit, welche ich gern in seiner eigenen Sprache wiederholen möchte, die ich aber nur dem Inhalt nach wiedergeben kann. Eines Nachmittags, nachdem er seinen Aufruf, in dem er um Truppen warb, erlassen hatte, saß er allein in seinem Arbeitszimmer, und ein

Gefühl vollständiger Verlassenheit und Hilflosigkeit beschlich ihn. Es kam ihm der Gedanke, daß, wenn eine auch nur mäßig starke Truppenabteilung der Sezessionisten in der Nähe sei, sie mit größter Leichtigkeit die lange Brücke über den Potomac kreuzen und ihn und die Mitglieder des Kabinetts allesamt einfach gefangen nehmen könnte. Dann hörte er plötzlich eine Kanone. „Da sind sie!" sagte er sich. Er erwartete, jeden Augenblick würde jemand mit der Nachricht eines Angriffes hereinstürzen. Die Angestellten im Weißen Hause, die er befragte, hatten nichts gehört. Niemand kam, und es blieb alles still. Dann beschloß er, selbst der Sache auf den Grund zu gehen. So ging er hinaus und ging weiter, immer weiter, bis er an das Zeughaus kam. Dort fand er alle Türen offen und keine Menschenseele, die sie bewachte. Irgendein Unbefugter hätte hineingehen und sich der Waffen bemächtigen können. Es herrschte vollkommene Einsamkeit und Stille rings umher. Er kehrte zum Weißen Hause zurück, ohne das geringste Zeichen irgendwelcher Störung wahrzunehmen. Unterwegs begegnete er einigen Leuten, die er befragte, ob sie nicht ein Geräusch, wie fernes Geschützfeuer, gehört hätten. Keiner hatte etwas bemerkt, und so nahm er an, daß es eine Vorspiegelung seiner Einbildung gewesen sei.

Im Laufe unserer Unterhaltung machte ich meinem Herzen wegen meiner Gewissensskrupel Luft. Ich sagte ihm, daß, seitdem die jüngsten Ereignisse einen kriegerischen Konflikt mit den abtrünnigen Staaten bestimmt erwarten ließen, es sehr gegen mein Gefühl ginge, als Gesandter nach Madrid zu reisen, um dort meine Tage in der Sorglosigkeit und dem Wohlleben einer diplomatischen Stellung hinzubringen, während die jungen Männer des Nordens ihr Leben im Felde aufs Spiel setzten, um die Republik zu verteidigen. Da ich als politischer Redner geholfen hatte, den augenblicklichen Zustand der Dinge herbeizuführen, so zöge ich auch vor, die Folgen mitzutragen; ich hätte in den revolutionären Kämpfen meines Vaterlandes etwas vom Felddienst kennen gelernt und seitdem alles, was mit dem Krieg zusammenhänge, mit Vorliebe studiert; mit Freuden würde ich meiner Mission nach Spanien entsagen und sofort der freiwilligen Armee beitreten.

Lincoln hörte mir mit Aufmerksamkeit und unverkennbarer Sympathie zu. Dann sagte er, nach einem Augenblick des Schweigens, daß er meine Empfindungen vollkommen zu verstehen und zu würdigen vermöchte, daß er mir aber nicht raten würde, die spanische Mission aufzugeben. Er glaube, daß mir diese diplomatische Stellung eventuell ein größeres Feld der Nützlichkeit bieten werde. Der Krieg könnte möglicherweise sehr bald schon zu Ende sein. Viele Leute, deren Urteil man vertrauen dürfte, seien dieser Ansicht. Seward spreche von 60 oder 90 Tagen. Er selbst sei durchaus nicht so sanguinisch — aber er könne sich wohl irren. In wenigen Wochen würden wir schon in der Lage sein klarer hierüber zu urteilen. Er halte es nicht für notwendig, daß ich sofort nach Spanien aufbreche. Ich sollte mich darüber mit Seward besprechen. Er würde wahrscheinlich alles so einrichten können, daß meine Abreise wenigstens ein bis zwei Monate verschoben würde.

Daraufhin besuchte ich Seward und berichtete ihm über mein Gespräch mit dem Präsidenten. Seward war sehr zuvorkommend. Er meinte, daß Mr. Horatio Perry, ein sehr fähiger und patriotischer Herr, der schon früher mit unserer Gesandtschaft in Spanien in Verbindung gestanden hatte, kürzlich mit meiner Zustimmung zum Legationssekretär ernannt worden war und sich schon an Ort und Stelle befand, bis zu meiner Ankunft in Madrid als Geschäftsträger fungieren könnte — und ich mich also nicht zu beeilen brauche.

Darauf legte ich Lincoln folgenden von mir entworfenen Plan vor: in dem uns bedrohenden Kriege wäre es unzweifelhaft von Wichtigkeit, über eine leistungsfähige Kavallerietruppe verfügen zu können. Das Formieren und Einexerzieren der aus rohem Material zusammengestellten Kavallerietruppen würde viel Zeit beanspruchen. Ich sei jedoch überzeugt, daß sich in der Stadt New York und Umgebung Hunderte von körperlich kräftigen deutschen Einwanderern befänden, die bei der deutschen Kavallerie ausgebildet und bewaffnet, nur aufs Pferd gesetzt zu werden brauchten, um zu sofortigem Dienst bereit zu sein. Es würden sich auch gewiß Kavallerieoffiziere finden, die in der preußischen oder in anderen

deutschen Armeen ausgebildet wären. Ich glaubte, daß ich, da ich unter den deutschgeborenen Einwohnern des Landes ziemlich gut bekannt war, die geeignete Person sei, ein solches Regiment zu organisieren, wenn die Regierung mir die nötige Vollmacht dazu verleihen würde. Lincoln war mit meinem Plan sehr zufrieden und schickte mich sofort zu Cameron, dem Kriegsminister, um mit ihm die nötigen Anordnungen zu besprechen. Auch Cameron war durchaus einverstanden, hielt es aber für notwendig, daß ich die Sache General Scott, dem Oberbefehlshaber der Armee, unterbreitete, ehe sie endgültig zur Ausführung gebracht würde. Ich hatte General Scott noch nie gesehen, er war mir aber als ein etwas großtuerischer alter Herr beschrieben worden, der auf militärischem Gebiet Meinungen, die im geringsten von den seinen abwichen, nicht gelten ließ. Da ich mit einiger Besorgnis einer Unterredung mit ihm über diese Sache entgegensah, bat ich Cameron um eine Einführung, damit mich der General nicht sofort als einen Eindringling empfangen möchte. So ausgerüstet ging ich zum General, der, nachdem er meinen Brief gelesen, mich aufforderte, Platz zu nehmen. Als ich ihm aber meinen Plan auseinandersetzte, nahm sein Gesicht einen Ausdruck strenger, beinahe ungeduldiger Überlegenheit an. Seine Frage, ob ich im Organisieren und Einexerzieren von berittenen Truppen irgendwelche Erfahrung besäße, war für mich von böser Vorbedeutung. Als ich gestehen mußte, daß ich solche Erfahrung nicht besaß, entgegnete er mir, daß er das aus meinem Vorschlag geschlossen habe. Sollte es überhaupt zu einem Krieg kommen, fügte er hinzu, so würde er nur von kurzer Dauer sein. Er würde längst vorüber sein, ehe freiwillige Kavallerietruppen zum aktiven Dienst im Felde bereit gemacht werden könnten. Zudem werde Virginia der Schauplatz des Krieges sein, und das Terrain von Virginia sei kreuz und quer von Zäunen und anderen Hindernissen so durchschnitten, daß das Manövrieren von größeren Kavallerietruppen unausführbar sein würde. Die regulären Dragoner, die er habe, genügten für alle Zwecke.

Ich erkannte natürlich die gänzliche Nutzlosigkeit eines Versuches, noch länger über diese Sache mit solch hoher Autorität zu argumen-

tieren. Als ich Lincoln und Cameron meine Unterhaltung mit General Scott berichtete, stimmten sie beide darin überein, daß der alte Herr eine zu begrenzte Auffassung der gegenwärtigen Erfordernisse habe. Es wurde mir auf der Stelle die erwünschte Vollmacht zur Zusammenstellung eines Regiments erteilt und ich machte mich nach New York auf den Weg.

Ich fand die Bevölkerung von New York durch die Bestürmung von Fort Sumter und des Präsidenten Freiwilligenaufruf zur höchsten patriotischen Begeisterung entflammt. In allen Teilen der Stadt waren Anwerbestellen. Das Bilden von Regimentern schritt rasch vorwärts. Wohlhabende Kaufleute wetteiferten miteinander in freigebigen Beiträgen für die Ausstattung der Truppen, und unzählige Frauen aus allen Gesellschaftsschichten waren eifrig damit beschäftigt, Kleidungsstücke und Verbandzeug für die Soldaten anzufertigen, oder Standarten zu sticken. Es wurde kaum noch in öffentlichen Plätzen, Klubs oder Familienkreisen von etwas anderem gesprochen. Die ganze Stadt hallte wieder von patriotischen Reden und kriegerischer Musik. Der Parteigeist verstummte in dieser allgemeinen nationalen Begeisterung. Männer, die gestern noch jeden Republikaner als gemeinen Abolitionisten und jeden Abolitionisten als Feind des Landes verschrien und laut geschworen hatten, daß keine bewaffnete Kriegsschar durch die Stadt New York marschieren dürfe, eilten jetzt selbst zu den Waffen. Es gab unzweifelhaft viele Menschen in den nördlichen Staaten, die Gefühle der bittersten Feindschaft hegten gegen die neue Regierung und gegen die Sache, welche diese vertrat, aber jene Feindschaft, die sich später in der sog. „Copperhead"-Bewegung Luft machte, wurde im Frühling und Anfang des Sommers von 1861 entweder durch Einschüchterung zum Schweigen gebracht, oder ihre Äußerungen waren so schwach, daß sie in dem Aufruhr des patriotischen Sturmes kaum hörbar wurden. Es war eine echte Erhebung des Volkes voll edelster Begeisterung. Ein wahrer Geist der Gleichheit und Brüderlichkeit machte sich in diesem großen allgemeinen Streben zur Rettung der Republik geltend. Soziale Unterschiede waren vergessen. Der wohlhabende Kaufmannssohn fand es durchaus natürlich, an der Seite

seines Untergebenen das Gewehr auf die Schulter zu nehmen, oder von seinem Kommis, der zufällig als Mitglied einer Milizkompagnie die Führung der Waffen gelernt hatte, einexerziert zu werden. Nicht weniger kampfeslustig als der Eingeborene war der eingewanderte Bürger. Die Irländer, obgleich sie fast alle Demokraten gewesen waren, machten sich durch ihre kriegerische Gesinnung besonders bemerkbar, und die Deutschen haben, wie berechnet wurde, von allen Nationalitäten, im Verhältnis zu ihrer Zahl, die größte Menge von Soldaten geliefert.

Interessante Geschichten werden davon erzählt, welche List einige patriotische Jünglinge anwandten, um sich während der ersten beschränkten Truppenanwerbungen in die Reihen der gemeinen Soldaten einzuschmuggeln. Einige Beispiele dieser Art kamen uns zu Ohren, wie das Vorrecht, als Gemeine eingereiht zu werden, nicht nur mit dem größten Eifer, als handele es sich um die wertvollste Anstellung, erstrebt, sondern sogar durch sehr fragwürdige Mittel erreicht wurde. Man kaufte nämlich eine Person, die das Glück gehabt hatte, wirklich angeworben zu sein, durch schwere Bestechungen los, um sich dann, betrügerischerweise, für dieselbe auszugeben. Ich selbst habe solche Fälle kennen gelernt.

Als ich in meiner Anwerbungsmission in New York ankam, waren mehrere deutsche Infanterieregimenter schon beinahe vollzählig. Sie standen vornehmlich unter dem Kommando von Oberst Max Weber, früherem Offizier in der badischen Armee, die 1849 zu den damaligen Revolutionären übergegangen war, von Oberst Blenker, der einen Teil der revolutionären Truppen der Pfalz kommandiert hatte, und von Oberst von Gilsa, einem früheren Offizier der preußischen Armee. Zur selben Zeit waren zwei andere Offiziere der Revolution, Oberst von Schimmelpfennig und Oberst Mahler, die 1849 in der Pfalz und in Baden gedient hatten, damit beschäftigt, deutsche Freiwilligenregimenter in Pittsburgh und in Philadelphia zu organisieren, während Franz Sigel und andere deutsche Revolutionäre in ähnlicher Weise im Westen tätig waren. In New York zog Oberst Blenker die Hauptaufmerksamkeit auf sich. Er war in der Tat eine außerordentlich malerische Persönlichkeit.

In meinen Erinnerungen des pfälzischen Aufstandes von 1849 habe ich beschrieben, wie die Erscheinung der kriegerischen Gestalt Blenkers auf einem stolzen Hengst an der Spitze seiner bewaffneten Bataillone, den Mut der zurückweichenden revolutionären Streitkräfte neu belebte. Nach dem Mißlingen des süddeutschen Aufstandes wanderte er mit vielen tausend Leidensgefährten nach Amerika aus und wurde reisender Agent für ein damals sehr populäres und erfolgreiches deutsches Wochenblatt, die „Kriminalzeitung". Wenn Blenker in einer Stadt erschien, versammelte sich bald, durch sein großartiges Auftreten und seine hochfliegende Beredsamkeit angezogen, eine große Zuhörerschaft. Diese Beredsamkeit übte er beständig zur großen Belustigung Vieler, während er wegen seines ehrenwerten Charakters allgemeine Achtung genoß. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges bot er sofort der Regierung seine Dienste an und zeichnete sich durch die hervorragend erfolgreiche Organisation eines Freiwilligenregimentes aus. Sogleich nach meiner Ankunft in New York besuchte ich ihn in seinem Hotel und wurde mit großer Liebenswürdigkeit empfangen. Als ich seine Einladung, ein Glas Wein mit ihm zu trinken und eine Zigarre zu rauchen, angenommen hatte, klingelte er und sagte dem höchst erstaunten Kellner mit großartiger Gebärde: „Bringen Sie mir eine Kiste Burgunder und einen Kasten Ihrer besten Havannas!" Einige Tage später lud er meine Frau, die inzwischen eingetroffen war, und mich ein, sein Regiment zu besichtigen. Die prächtige Regimentsmusik begann zu spielen, während uns Oberst Blenker in Galauniform auf eine kleine Tribüne führte, die zu diesem Zwecke errichtet war, und das Regiment im Paradeschritt an uns vorbei marschierte. Als die Parade vorüber war, wurden die Offiziere zusammenberufen, um der „Dame Schurz", wie Oberst Blenker meine Frau zu nennen beliebte, vorgestellt zu werden. Nach Erledigung dieser Zeremonie entließ Oberst Blenker seine Offiziere mit einer Handbewegung, die nicht königlicher von Ludwig XIV. selbst hätte ausgeführt werden können. Von allen öffentlichen Veranstaltungen, die ich das Glück gehabt habe, mitzumachen, war keine feierlicher als diese.

Der Ausmarsch eines neugebildeten Freiwilligenregiments den Broadway hinunter zur Battery, wo es nach Washington ein-

geschifft wurde, war in jenen Tagen jedesmal die Veranlassung für Ausbrüche höchster patriotischer Begeisterung von seiten der Menge, die dicht gedrängt auf den Straßen, in den Türen und den Fenstern stand. Die Menschen hatten nie genug von solchen Schauspielen. Als aber Blenkers Regiment ausmarschierte, kannte der allgemeine Jubel keine Grenzen. Nicht nur das ganze Deutschtum von New York war auf der Straße, sondern auch Tausende von Männern und Frauen anderer Nationalitäten, die von dem stattlichen Oberst und seinen Leuten gehört hatten. Und ihre Erwartungen wurden nicht getäuscht. Das Regiment in hellgrauen Uniformen (zu jener Zeit wurde es den Freiwilligen noch gestattet, ihrem eigenen Geschmack in bezug auf Kleidung zu folgen) bot, was die Ausrüstung sowohl wie die militärische Haltung betraf, einen prächtigen Anblick. An der Spitze seines Regimentes marschierte Oberst Blenker zu Fuß im Paradeschritt, der die Zuschauer in Erstaunen setzte. Durch nichts hätte die hoheitvolle Anmut übertroffen werden können, mit welcher er die geräuschvollen Kundgebungen der bewundernden Menge auf den Straßen und das Wehen der Taschentücher, das ihn aus den Fenstern begrüßte, erwiderte.

Als er im Laufe der Ereignisse verdientermaßen zum Brigadegeneral avancierte, erregte sein Hauptquartier im Felde das Staunen und den Neid der ganzen Armee des Potomac. Sein Zelt war einzig in seiner ausgesuchten vornehmen und geschmackvollen Einrichtung. Nicht nur Offiziere der Armee, sondern auch Zivilisten kamen von weither, es sich anzusehen, und er empfing sie mit verschwenderischer Gastfreiheit. Unser Krieg hatte viele deutsche Offiziere angezogen, die eine Anstellung in der Armee suchten, darunter auch Adelige von hohem Rang. Einige von diesen Herren waren General Blenkers Stab als besondere Adjutanten beigegeben. Er war somit imstande, sich von einer Art Hofstaat zu umgeben, der sich durch viele hohe Titel auszeichnete. Man erzählte sich, daß General Blenker seine Befehle oft in folgender Weise erteilte: „Prinz A., tragen Sie dem Grafen B. auf, daß er heute nacht die Vorposten besichtigen und den Baron C. mitnehmen soll.“ Blenker lieferte aber den Beweis, daß ein Mann ein richtiger Bühnengeneral und zugleich ein sehr

diensttüchtiger Soldat sein kann. Er war ein durchaus tapferer Mann, ein ausgezeichneter Organisator und ein fähiger Befehlshaber. Das Regiment, welches er zusammengestellt hatte, konnte als Muster dienen, und die Brigade, die er an dem Unglückstag der ersten Schlacht von Bull-Run kommandierte, stand felsenfest, in vollkommenster Ordnung, als alles in der Flucht der von panischem Schrecken befallenen Armeen mit fortgerissen wurde. Während er seine Freunde mit seinen theatralischen Sonderlichkeiten belustigte, genoß er ihre aufrichtige Achtung.

Ich fand in New York, daß sich viele Kavalleristen, auf die ich gezählt hatte, schon in Infanterieregimentern hatten anwerben lassen. Es waren jedoch noch genug übrig geblieben, um mir zu ermöglichen, in sehr kurzer Zeit mehrere Kompagnien zu bilden, und ich hätte sicherlich mein Regiment rechtzeitig für den Sommerfeldzug vervollständigt, wäre ich in meiner Arbeit nicht durch eine Abberufung der Regierung unterbrochen worden. Ich erhielt vom Staatsminister einen Brief mit der Mitteilung, daß die Umstände meine Abreise nach Madrid und meinen Antritt des dortigen Postens durchaus wünschenswert erscheinen ließen und daß er mich bäte, mich sobald wie möglich in Washington bei ihm zu melden. Das war ein harter Schlag. So sollte ich also doch in diesem kritischen Moment Amerika verlassen, um auf meinen diplomatischen Posten zu gehen. So schwer es mir wurde, ich mußte gehorchen. Ich betrachtete es als gerechte Strafe dafür, daß ich jemals dem mir schmeichelnden Gedanken, in Europa als amerikanischer Gesandter zu erscheinen, nachgegeben hatte. Mein Amt als Werbeoffizier wurde sogleich auf den Oberst McReynolds aus Michigan übertragen und ich reiste von New York nach Washington. Mein Regiment wurde innerhalb weniger Wochen von meinem Nachfolger vervollständigt und erwarb sich als das 1. New Yorker Kavallerieregiment von Freiwilligen einen ausgezeichneten Ruf. So hatte sich denn General Scotts militärisches Urteil einmal als unzutreffend erwiesen. Der Krieg war doch noch nicht zu Ende, ehe die Freiwilligenkavallerie bereit war, ins Feld auszurücken, und die Zäune und vielfachen Hemmnisse auf dem Terrain von Virginia hinderten sie nicht daran, gute Dienste zu leisten.

Als ich mich bei Seward meldete, wurde mir von ihm gesagt, daß, wenn auch Mr. Perry, der Legationssekretär in Madrid, als Geschäftsträger das Amt ganz zufriedenstellend verwaltet habe — und er konnte ihn mir nicht warm genug empfehlen —, so werde doch jetzt ein Gesandter vollen Ranges am spanischen Hof notwendig gebraucht.

Ich hoffte, er werde mir eingehend das Dringende der Situation erklären, aber er verwies mich einfach auf meine schriftlichen Instruktionen, die mir in ziemlich allgemeine und einigermaßen oratorische Sprache gekleidet zu sein schienen. In seiner Unterhaltung war Seward außerordentlich liebenswürdig, doch kam es mir vor, als entdecke ich eine gewisse Gezwungenheit in seinen Äußerungen. Er machte wiederholt Anspielungen auf mein Verhältnis zu Lincoln, welches, wie er meinte, recht vertraulich zu sein schien. Ich wußte damals noch nichts von den Meinungsverschiedenheiten, die in bezug auf die zu befolgende Politik der Regierung im Kabinett herrschten, noch von den heftigen Auseinandersetzungen, die es zwischen Lincoln und Seward gegeben hatte, und welche wahrscheinlich Sewards Vertrauen auf seine dominierende Stellung erschüttert hatten. In der Tat konnte damals niemand eine Ahnung davon haben, was wirklich geschehen war. Durch Hay und Nicolays Buch über Lincoln wurde erst 25 Jahre später an die Öffentlichkeit gebracht, daß Seward am 1. April 1861 Lincoln eine Denkschrift unterbreitet hatte, in welcher er den Präsidenten gewissermaßen aufforderte, ihm die ganze Leitung der Regierungspolitik abzutreten. In dieser Denkschrift entwarf er außerdem ein Programm, demzufolge die Sklavereifrage in den Hintergrund gedrängt und diplomatische Forderungen an Spanien, Frankreich und Rußland gestellt werden sollten, die einen Krieg fast unvermeidlich gemacht hätten. Lincoln hatte, in der ihm eigenen milden Art, Seward daran erinnert, daß es des Präsidenten Sache und Verantwortung sei, die Politik zu bestimmen, und er hatte ferner seine Mißbilligung der phantastischen Vorschläge in bezug auf das Ausland dadurch angedeutet, daß er sie überhaupt nicht erwähnte. So spielte sich dieser Versuch einer Art Palastrevolution hinter den Kulissen ab, ohne daß jemand, außer den daran

Beteiligten, davon wußte. Lincoln bewahrte das Geheimnis aus patriotischen Rücksichten, und Seward verbarg selbstverständlich eine Niederlage, die verhängnisvoll auf seine Stellung und seine Ambitionen gewirkt hätte, wäre sie bekannt geworden.

So blieb es der Nachwelt überlassen, über die sonderbare Verwirrung eines so fähigen Geistes, wie es Seward war, zu staunen. Nicht nur hatte er auf so unverhüllte Weise die geistige und moralische Bedeutung eines Mannes wie Lincoln verkannt, sondern auch ein politisches Programm ersonnen, welches, wäre es angenommen worden, wahrscheinlich die Vernichtung der Republik herbeigeführt hätte. Sewards Handlungsweise bei dieser Gelegenheit ist in der Tat eines der psychologischen Rätsel der Geschichte. Andererseits hat die kürzlich erfolgte Enthüllung dieses erstaunlichen Ereignisses nur dazu beigetragen, die Bewunderung der Nachwelt für Lincoln zu erhöhen. Obgleich er auf so kränkende Weise provoziert wurde, war er groß genug, die Beleidigung als eine momentane geistige Irrung anzusehen und sie zu verzeihen, dabei nur in Erwägung ziehend, welches Unheil eine Kabinettskrisis zu solcher Zeit verursachen könnte und welche Dienste ein Mann wie Seward, unter der richtigen Führung, der Republik noch zu leisten vermöchte. So wurde das Geheimnis treulich bewahrt, bis der Historiker es an das Licht brachte. Es schwebte jedoch in jenen Tagen ein entschiedenes Gefühl der Unruhe über Washington. Den Berichten aus den südlichen Staaten zufolge war die Rebellion auf dem besten Wege, sich zu organisieren und an Macht zu gewinnen. Ein Staat nach dem andern schloß sich dem Bündnis an, und die Bürger des Südens stürmten zu den Waffen mit einer Begeisterung gleich der, welche die Nordländer entflammte. Ein ergreifendes Schauspiel bot sich uns dar: zwei Völker, die gegeneinander die Waffen ergreifen, das eine, um die Einheit der großen Republik zu wahren und sie höheren Idealen zuzuführen, das andere, um diese Republik zu zerstören, damit die Sklaverei in einem unabhängigen Reiche erhalten bleibe; beide von demselben Bewußtsein der Gerechtigkeit ihrer Sache durchdrungen, beide mit derselben Hingebung erfüllt für das, was jedes für seine heilige Aufgabe hielt, bereit, dafür zu kämpfen, zu leiden und

zu sterben, beide überzeugt, daß das was der Gegner vertrat, der Inbegriff menschlicher Schlechtigkeit sei, und zum selben Gotte um seine Hülfe gegen den anderen — den Feind — betend.

Während der Süden seine Kräfte sammelte, wollte der Norden ungeduldig zur Tat schreiten, und der Regierung wurde die Langsamkeit vorgeworfen, mit der sie sich zu dem entscheidenden Schlag rüstete. In Washington schwirrte es förmlich von tadelnden, meist aber ungerechten Bemerkungen, weil man dort nicht in Betracht zog, daß die Regierung nicht die Mittel zur Hand hatte, welche ihr Handeln wirksam machen konnten, sondern sich diese erst schaffen mußte. Es wurde in jener mißvergnügten Atmosphäre oft die Frage erörtert, ob Abraham Lincoln wirklich der rechte Mann sei, der einer so schwierigen problematischen Sachlage gewachsen wäre. Keiner schien zu jener Zeit bereit, diese Frage zu beantworten. Diejenigen, die das Weiße Haus besuchten — und das Weiße Haus schien für Alle, die dort einzukehren wünschten, offen zu stehen — fanden dort einen Mann von sehr zwanglosen Manieren, der, ohne sich im geringsten zu bemühen, würdevoll zu erscheinen, alle Leute gleich und wie alte Nachbarn behandelte; dessen Sprache nicht selten einen Beigeschmack des Bäurischen hatte; der immer Zeit fand für ein gemütliches Plauderstündchen, nie in Eile zu sein schien und der manchmal über wichtige Staatsangelegenheiten mit derselben Nachlässigkeit — ich möchte fast sagen — Pietätlosigkeit sprach, als handelte es sich um einen alltäglichen juristischen Fall in seinem Bureau in Springfield. Die Leute wußten nicht, was sie denken sollten. Man erzählte sich interessante Geschichten über Lincolns Witz, seine drolligen Aussprüche und auch über seine Herzensgüte und die sympathische Liebenswürdigkeit seines Wesens; was aber seine Eigenschaften als Staatsmann betraf, so waren ernste Leute, die ihn nicht näher kannten, dazu geneigt, mit ihrem Urteil noch zurückzuhalten.

Ich hatte den Vorzug, in jenen Tagen Charles Sumner näher zutreten. Seitdem die Mitglieder aus den abtrünnigen Staaten den Bundes-Senat verlassen hatten, waren die Republikaner in dieser Körperschaft in der Mehrheit, und Sumner war einstimmig zum Vorsitzenden der Kommission für auswärtige An-

gelegenheiten erwählt worden, eine Stellung, für die er unzweifelhaft unter seinen Kollegen der geeignetste war. Er kannte Europa und verfolgte mit einsichtsvollem Verständnis die politischen Entwicklungen der alten Welt. Er brachte mir und meinen Erfahrungen und Beobachtungen ein freundliches Interesse entgegen, und wir hatten häufig Gespräche über gleichartige beiderseitige Erlebnisse. Er fand, daß er mit mir über viele Dinge sprechen konnte, die ich mit meinen europäischen Erfahrungen leichter verstehen würde als die meisten seiner Freunde; und so erwuchs zwischen uns eine gewisse Vertraulichkeit, die sich im Laufe der Zeit zu einer echten Freundschaft entwickeln sollte.

Sumner hatte Lincoln vor seiner Ankunft in Washington noch nie gesehen. Die Verhältnisse, unter welchen Lincoln im Westen zu seiner hervorragenden Stellung emporgestiegen war, lagen Sumners Erfahrungen, vielleicht sogar seiner Einbildungskraft, fern. Als er Lincoln zum ersten Male begegnete, war er ungemein verblüfft und bestürzt über das, was er sah und hörte. Er gestand mir dies gewissermaßen ein. Lincoln war dem Ideal, das sich Sumner von einem Staatsmann gemacht hatte, durchaus unähnlich. Der vornehme Neu-Engländer mit seiner gründlichen klassischen Bildung, der viel von der großen Welt im eigenen Lande und im Auslande gesehen und sich eine fast übertrieben hohe Vorstellung von der Würde eines amerikanischen Senators und eines Präsidenten der großen amerikanischen Republik gemacht hatte, zeigte wenig Verständnis für dies westliche Erzeugnis amerikanischer Demokratie in seiner ganzen Ursprünglichkeit. Während seiner Unterhaltungen mit dem Präsidenten bemerkte er allerdings dann und wann Geistesblitze und ein plötzliches Hervorbrechen erleuchtender Gedanken, die ihm als außergewöhnlich auffielen, obwohl, da er jedes Sinnes für Humor entbehrte, ihm oft die treffenden Wortspiele Lincolns verloren gingen. Er konnte jedoch seine Besorgnis darüber nicht unterdrücken, wie dieses anscheinend ungeschulte Naturkind die riesige Aufgabe, die ihm bevorstand, bemeistern werde. Durch gelegentliche Äußerungen Lincolns war er allerdings in dem Glauben sicher geworden, daß der Präsident ein von Grund auf ergebener und

überzeugter Gegner der Sklaverei war, und da die Abschaffung der Sklaverei Sumner als die erste, wichtigste Aufgabe vorschwebte, tröstete ihn diese Gewißheit. Er war jedoch sehr beunruhigt über die langsame Geistestätigkeit Lincolns wie er es nannte, und über sein bedauernswertes Zaudern, jene Kernfrage in Angriff zu nehmen. Seward mißtraute er aufs tiefste wegen seines kompromittierenden Verhaltens in jener kritischen Periode zwischen der Wahl und der Inauguration Lincolns, und auch wegen der geheimnisvoll delphischen Aussprüche, die er zuweilen von sich gab. Er setzte aber großes Vertrauen in Chase, dessen Antisklaverei-Grundsätze er für über alle Versuchung erhaben hielt und dessen Einfluß auf den Präsidenten, so hoffte er, den Einfluß Sewards aufwiegen würde. Chase jedoch, wie ich aus Unterhaltungen mit ihm schloß, war nicht in einem Gemütszustand, der ein vertrauliches Verhältnis zwischen ihm und Lincoln erleichtern konnte. Er gab seiner Enttäuschung als geschlagener Präsidentschaftskandidat nicht so heftigen Ausdruck wie Seward, aber er empfand sie ebenso schmerzlich. Er erkühnte sich auch in seiner Unterschätzung von Lincolns Charakter und Fähigkeiten keiner so drastischen Kundgebung, wie Seward das in seiner Denkschrift vom 1. April getan hatte; aber ich bezweifle, daß sein Urteil über den Präsidenten viel günstiger war als dasjenige Sewards, ehe Lincoln seinen milden, aber entschiedenen Sieg über ihn davon getragen hatte. Ich schloß dies nicht aus dem, was Chase sagte, sondern vielmehr aus dem, was er nicht sagte, wenn die Rede auf den Präsidenten kam.

Als ich Lincoln besuchte, empfing er mich mit der alten Herzlichkeit und drückte sein Bedauern darüber aus, daß ich nun doch noch vor Ende des Krieges fort müßte; aber da Seward es wünschte, müsse ich natürlich gehen, und er hoffe, daß es sich als das Richtige erweisen werde. Wir unterhielten uns kurze Zeit über die Entwicklung der politischen Lage, seitdem wir uns zuletzt gesehen. Er war voll warmer Anerkennung für die allgemeine Begeisterung mit der sein Ruf nach Freiwilligen aufgenommen wurde und für den Patriotismus vieler hervorragender Demokraten. Er lobte das patriotische Vorgehen der Deutschen von St. Louis in der Ein-

nahme von Camp Jackson. Die Kritik, unter welcher die Regierung zu leiden hatte berührte ihn sehr fühlbar, brachte ihn aber gegen diejenigen, welche sie ausübten, nicht auf. Er gab immer zu, daß solche, die anders dachten als er, darum doch ebenso ehrlich sein könnten. Er meinte, daß, wenn die Regierung bis jetzt so „weiter gestolpert“ wäre, wie man sich ausdrückte, sie doch im ganzen nach der rechten Richtung „gestolpert“ wäre. Die Haltung des Auslands, besonders Englands und Frankreichs, verursachte ihm große Besorgnis, die noch bestärkt wurde durch die Neutralitätserklärung der Königin von England, von der kürzlich die Kunde eingetroffen war. Er gab mir zu verstehen, daß er ungemein bedauerte, auswärtigen Angelegenheiten so wenig Aufmerksamkeit geschenkt zu haben und sich zu viel auf anderer Leute Urteil verlassen zu müssen, und daß er das Bedürfnis empfinde, diese Fragen gründlicher zu studieren, soweit sich ihm die Gelegenheit bieten würde. Ich wußte damals nicht, daß er sich nur kurze Zeit vorher gezwungen gesehen hatte, eine von Sewards Depeschen an Charles Francis Adams, unseren Gesandten in England, sehr wesentlich zu verändern. Lincoln machte mir hierüber nicht die geringste Andeutung, aber er bat mich, wenn ich nach Europa käme, genaue Beobachtungen über die öffentliche Meinung anzustellen, und fügte hinzu: „Vergessen Sie nicht, wenn Sie im Ausland sind, daß Sie sich direkt schriftlich an mich wenden, wenn Ihnen etwas einfällt, das Sie mir persönlich mitteilen möchten, oder das ich nach Ihrer Meinung wissen müßte“. Ich sah damals nicht voraus, wie bald ich Gelegenheit haben würde, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen.

Ehe wir schieden, erzählte ich Lincoln, daß ich einen deutschen Schwager in Washington zu Besuch bei mir habe, Herrn Heinrich Meyer, einen jungen Kaufmann aus Hamburg, einen glühenden Bewunderer dieses Landes, der sich glücklich schätzen würde, dem Präsidenten seine Aufwartung machen zu dürfen. Würde der Präsident mir erlauben, ihn auf einen Augenblick mitzubringen? „Natürlich,“ sagte Lincoln, „bringen Sie ihn morgen um die Frühstückszeit und frühstücken Sie mit mir. Ich denke Mary (Frau Lincoln) wird etwas für uns zu essen haben.“ Am nächsten Tage ging ich mit

meinem Schwager ins Weiße Haus. Er war sehr erstaunt über diese unerwartete Einladung des Präsidenten und höchst beunruhigt über die bei dieser Gelegenheit zu befolgende Etikette. Ich hatte Mühe, ihn mit der Versicherung zu beruhigen, daß es in diesem Falle überhaupt keine Etikette gäbe. Noch mehr staunte er aber, als Lincoln, ohne auf eine förmliche Verbeugung zu warten, ihm wie einem alten Bekannten die Hand schüttelte und in seiner herzhaften Weise sagte, daß er sich freue, den Schwager „dieses jungen Mannes" kennen zu lernen, und daß er hoffe, die Amerikaner behandelten ihn gut. Frau Lincoln — „Mary", wie Lincoln sie wieder nannte — erschien nicht, da sie anderweitig in Anspruch genommen war, und sonst waren keine Gäste zugegen. So hatten wir Lincoln bei Tisch ganz für uns. Er schien ausgezeichneter Stimmung, stellte viele Fragen über Hamburg, die mein Schwager, der fließend Englisch sprach, in unterhaltender Weise beantwortete, und Lincoln fand verschiedentlich Gelegenheit, seine drolligen Geschichten anzubringen, über die nicht nur wir herzlich lachten, sondern die auch ihn sehr belustigten. Als wir das Weiße Haus verließen, konnte mein Begleiter kaum Worte finden, seine staunende Bewunderung auszudrücken über den Mann, der von der untersten Stufe der gesellschaftlichen Leiter zu einer der höchsten Stellungen der Welt emporgestiegen und so vollkommen natürlich geblieben war, dabei sich des Eindrucks gänzlich unbewußt schien, den er auf andere machte. Niemals dachte er daran daß er in seiner hohen Stellung eine gewisse Würde annehmen und bewahren könne, und immer gab er sich in seiner heiteren Aufrichtigkeit und Güte so, daß man die Würde nicht vermißte, und bedauert haben würde, ihn anders zu sehen.

Wenige Tage später hatte ich mich nach Spanien eingeschifft.

Neuntes Kapitel.

Ich hielt mich lange genug in London auf, um den amerikanischen Gesandten, Mr. Charles Francis Adams, zu besuchen und von ihm das Neueste über den Standpunkt der europäischen Mächte den Vereinigten Staaten gegenüber zu erfahren. Ich war noch nie vorher mit Mr. Adams zusammengekommen. Der kleine, kahlköpfige Herr mit den regelmäßigen Gesichtszügen und blauen Augen, dem ich mich mit einer gewissen Schüchternheit als Kollegen vorstellte, erinnerte mich lebhaft an die Porträts, die ich von seinem Vater, dem Präsidenten John Quincy Adams, gesehen hatte. Was ich über die besondere Kälte im Wesen des Vaters gelesen hatte, half mir die Art und Weise, in welcher der Sohn mich empfing, richtig zu deuten. Er sagte mir, in einem Ton, der ohne Zweifel freundlich sein sollte und der jedenfalls sehr höflich war, daß er sich sehr freue, mich zu sehen. Es fehlte ihm jedoch jede Wärme, und er hatte etwas so förmlich Steifes, daß, wie ich später einmal einem seiner Söhne, zu dessen großer Belustigung, erzählte, meinem Gefühl nach die Temperatur des Zimmers um mehrere Grad zu fallen schien. Natürlich konnte Adams keine Veranlassung haben, mich kühl zu behandeln, und ich schloß, daß diese steife Frostigkeit einfach Temperamentsache und bei ihm ganz normal sei. Als wir von öffentlichen Angelegenheiten zu sprechen begannen erwärmte er sich nicht geradezu, er sprach jedoch in einer mitteilsamen Art zu mir die mich als vertraulich und darum schmeichelhaft berührte. Er erzählte mir die Geschichte von der „überstürzten" Neutralitätserklärung der englischen Regierung und von dem „unoffiziellen" Empfang der „Konföderierten"-Bevollmächtigten und schilderte mir in einer Weise,

die seine ernste Besorgnis verriet, die wenig freundschaftlichen, wenn nicht geradezu feindlichen Einflüsse, die er zu bekämpfen hätte, Einflüsse, deren Tragweite in hohem Maße von dem weit verbreiteten Glauben abhing, daß die Sklaverei nichts mit unseren inneren Kämpfen zu tun habe.

Ich verließ Adams unter dem tiefen Eindruck, den sein Patriotismus, die Klarheit und Schärfe seines Verstandes, sein umfangreiches Wissen und seine Fähigkeit als Diplomat auf mich gemacht hatten. Die Geschichte hat seitdem ihr Urteil über seine Verdienste gesprochen. Er war im besten Sinne des Wortes ein ernster und besonnener Mann. Allerdings fehlten ihm einige der gesellschaftlichen Talente, die für einen Diplomaten wünschenswert sind. Obwohl er in London ein der Würde seiner Stellung angemessenes Haus machte und seinen geselligen Verpflichtungen mit gewissenhafter Pünktlichkeit nachkam, war er weder ein gefälliger Tischredner, noch eine glänzende Erscheinung bei festlichen Gelegenheiten. Ihm fehlten die Gaben des persönlichen Magnetismus und des sympathischen Zaubers, der die Menschen anzieht. Auch besaß er nicht jene Lebhaftigkeit des Geistes und die rassige Kampflust, die seinen Vater, John Quincy Adams, zu einem so gefürchteten Gegner gemacht hatten. Aber sein ganzes geistiges und sittliches Wesen erzwang sich eine so hohe Achtung, daß jedes von ihm gesprochene Wort Gewicht hatte, und seine Gegner in diplomatischen Meinungsverschiedenheiten nicht nur die Weite und Gediegenheit seines Wissens und die Genauigkeit seiner Beweisführung fürchteten, sondern auch bemüht waren, sich seine gute Meinung zu bewahren. Er war nicht imstande, etwas von der leichten, scherzhaften Seite aufzufassen, und ließ auch mit sich nicht spaßen. Seine Wachsamkeit war unermüdlich und seine Beobachtung durchdringend und scharf, ohne doch durch verdächtigenden Argwohn zu verletzen. Seine Berichte und Weisungen verdienten die ernsteste Beachtung, vermieden aber jede prahlerische oder drohende Sprache. Die Würde seines Vaterlandes fand in der seinen die beste Verkörperung. Es ist zweifelhaft, ob eine geeignetere Person hätte gefunden werden können, um die Republik während dieser großen Krisis in ihrer Geschichte bei einer Regierung zu repräsentieren,

deren Verhalten uns gegenüber von so wesentlicher Bedeutung war.

In Paris sah ich unseren Gesandten Mr. Dayton. Er gab mir über die Unbestimmtheit der Politik des französischen Kaisers den Vereinigten Staaten gegenüber einen beunruhigenden Bericht. Meine Frau wünschte ihre Verwandten in Hamburg zu besuchen, wir hielten es daher für das Richtigste, daß sie mit unseren Kindern bis zum Herbst, wenn die Sommerhitze in Madrid vorüber sein würde, dort bleibe. Ich machte mich also allein auf den Weg nach Spanien. Da das Eisenbahnwesen in Spanien damals noch sehr unvollkommen war, wurde mir geraten, mit dem Zug nur bis nach Marseille und von da per Dampfschiff nach Alicante zu reisen, wo ich direkte Eisenbahnverbindung mit Madrid finden würde. Das tat ich. In Madrid wurde ich von meinem Legationssekretär Mr. Perry empfangen. Er war etwa fünf Jahre älter als ich, von sehr einnehmendem Äußeren und gefälligem Wesen. Meine Ankunft enthob ihn großer Besorgnisse. Er sagte mir, daß Königin Isabella im Begriff stehe, Madrid zu verlassen, um sich nach dem Seebadeort Santander zu begeben, und daß mein offizieller Empfang noch auf mehrere Wochen hätte verschoben werden müssen, wenn ich nicht vor ihrer Abreise eingetroffen wäre. Er hätte mit dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Don Saturnino Calderon Collantes, die Angelegenheit besprochen, und die Königin habe eingewilligt, mich am folgenden Abend um halb zehn Uhr im königlichen Schlosse zu empfangen. Mr. Perry gab mir ausdrücklich zu verstehen, daß diese Bestimmung von mir als große Begünstigung angesehen werden müsse. Er hatte für mich im Hotel „de los Embajadores" Logis bestellt. Nachdem ich mich dort installiert hatte, gingen wir zusammen nach der amerikanischen Gesandtschaft, die sich ziemlich weit entfernt, in der Calle de Alcalá, befand. Dort setzte ich mich nieder, um die kleine Anrede zu verfassen, mit welcher ich der Königin von Spanien mein Beglaubigungsschreiben vom Präsidenten übergeben mußte. Nachdem dies geschehen war, legte ich einige amtliche Papiere, die ich bei mir hatte, in das mir angewiesene Pult. Sodann führte Mr. Perry mich zur ersten offiziellen Vorstellung in das Auswärtige

Amt und begleitete mich darauf zum Hotel, wo ich mich ausruhen sollte, während er meine Rede dem Minister des Auswärtigem mitteilte. Auf dem Wege zum Hotel machte Mr. Perry eine Bemerkung über das offizielle Kostüm, in welchem wir an dem Abend zu erscheinen hätten. Da damals noch die Gesandten der Vereinigten Staaten an auswärtigen Höfen eine bestimmte Uniform trugen — einen reichgestickten Frack mit ebenso verzierten Beinkleidern, einem dreieckigen Hut und Galadegen —, hatte ich diese Dinge bei einem Pariser Schneider, der die Kundschaft amerikanischer Diplomaten zu haben schien, bestellt, aber sie waren noch nicht fertig, als ich Paris verließ. In einigen Tagen sollten sie mir nachgeschickt werden. Ich konnte deshalb nur im gewöhnlichen Abendanzug vor der Königin erscheinen.

Mr. Perry schien über diesen Umstand sehr beunruhigt. Er wußte nicht, wie sich der „Introductor de los Embajadores", ein hochgestellter Hofbeamter, welcher derartige Hofzeremonien anzuordnen hatte, dazu stellen würde. Er sah Schwierigkeiten voraus. Er wollte jedoch diesem Würdenträger die wahre Sachlage mitteilen und sein Möglichstes tun, die Sache in Ordnung zu bringen. Nach einigen Stunden kehrte Mr. Perry mit dem Bericht zurück, daß der „Introductor de los Embajadores", ein sehr feierlicher, peinlich genauer Grande, zuerst bei dem Gedanken, daß ein auswärtiger Gesandter in einfachem Abendanzug vor Ihrer Majestät erscheinen könne, bleich geworden sei. Er hätte bezweifelt, daß dergleichen jemals in der Geschichte der spanischen Monarchie vorgekommen sei und daß es sich mit der Würde des spanischen Thrones vereinbaren lasse. Mr. Perry war dann zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten geeilt, dem es gelang, den „Introductor de los Embajadores" zu überreden, daß die Dringlichkeit der Situation die Abweichung von einer noch so feierlichen Regel berechtigen müsse. Da aber der Hofmann trotzdem darauf beharrte, daß er solche Abweichung ohne besondere Erlaubnis Ihrer Majestät unmöglich zugeben dürfe, wurde die Angelegenheit vom Minister eiligst der Königin unterbreitet, die gnädigst einwilligte. Diese Krisis war also glücklich überstanden, und ich konnte mich nun in Frieden bis neun Uhr ausruhen, zu welcher

Stunde Mr. Perry mich abholen wollte, um mich ins Schloß zu führen.

Um die festgesetzte Zeit kam Mr. Perry und fand mich in tadellosem Abendanzug für die bevorstehende Handlung bereit. Ich brauchte nur noch mein Beglaubigungsschreiben, welches der Königin überreicht werden mußte — in die Tasche zu stecken. Aber — du gütiger Himmel! — Wo war das Beglaubigungsschreiben? Es war nicht zu finden! Konnte es zwischen den Papieren gewesen sein, die ich in mein Pult im Bureau der Gesandtschaft verschlossen hatte? Das mußte der Fall gewesen sein. Aber was jetzt? Erst nach der Gesandtschaft und von da ins Schloß zu fahren, war unmöglich, wir hätten das Schloß erst eine halbe Stunde nach der festgesetzten Zeit erreichen können. Daß die Königin eine halbe Stunde auf einen ausländischen Herrn in einfacher Gesellschaftskleidung warten sollte, war undenkbar. Nur ein sehr kühner Streich konnte die Situation retten; und zu diesem Streich entschloß ich mich. Ich nahm eine Zeitung und packte sie — vorsichtig gefaltet — in ein Kuvert von der offiziellen Größe, an die „Doña Isabel, Königin von Spanien" adressiert. Dieses Kuvert wollte ich Ihrer Majestät bei der Zeremonie überreichen, und ich bat Mr. Perry, den Minister des Auswärtigen beiseite zu nehmen und ihm in aller Kürze mitzuteilen, was sich zugetragen hatte, mich so gut als möglich zu entschuldigen und ihn zu bitten, das Kuvert nicht in Gegenwart der Königin zu öffnen, nachdem sie es ihm gereicht haben würde. Das richtige Beglaubigungsschreiben sollte ihm sicherlich am nächsten Morgen zugeschickt werden. Glücklicherweise war Mr. Perry, der eine Spanierin zur Frau hatte und die Sprache vollkommen beherrschte, sehr gut mit Don Saturnino bekannt, und so hofften wir, daß auch diese Krisis glücklich überstanden würde.

So ausgerüstet, fuhren wir also nach dem Schloß. Am Fuße der großen Treppe bewachten zwei Hellebardiere in prachtvollem mittelalterlichem Kostüm den Zugang zu den Staatsräumen. Als sie mich im gewöhnlichen Gesellschaftsrock gewahrten, mußten auch sie an die Würde des spanischen Thrones gedacht haben, denn sie kreuzten ihre Hellebarden und verweigerten uns den Eintritt. Mr. Perry

trug die Uniform des Legationssekretärs, das aber genügte den Hellebardieren nicht, die mich mit augenscheinlichem Mißfallen und Verdacht betrachteten. Mr. Perry nahm eine stolze und entrüstete Miene an und rief in befehlendem Ton nach einem der auf der Treppe stehenden Lakaien, dem er befahl, sofort dem „Introductor de los Embajadores“ zu berichten, welche Beleidigung dem Gesandten der Vereinigten Staaten zugefügt worden wäre. Der Introductor eilte im nächsten Augenblick mit dem Ausdruck höchster Bestürzung herbei, schleuderte mit eigenen Händen die Hellebarden auseinander, ergoß einen Strom von spanischen Reden, die augenscheinlich zur Entschuldigung dienen sollten, über uns, und im Triumph bestiegen wir die mächtige Treppe.

Im Festsaal fanden wir den neuen englischen Gesandten, Sir John Crampton, mit seinem Stab, der auch sein Beglaubigungsschreiben überreichen sollte. Da er sich etwas früher als ich im Auswärtigen Amt gemeldet hatte, gebührte ihm der Vortritt. Der Minister des Auswärtigen war zugegen und während wir auf die Königin warteten, hatte Mr. Perry Zeit, ihm mit ein paar eiligen Worten unsere Verlegenheit betreffs des Beglaubigungsschreibens und des Notbehelfs, zu dem ich gegriffen hatte, mitzuteilen. Der Minister sah ernst drein, nickte aber zustimmend. Da wurde eine Tür aufgerissen, ein prachtvoll kostümierter Angestellter rief laut in den Saal einige Worte, und die Königin erschien, eine stattliche Matrone mit einem fleischigen, unschönen, aber gutmütigen Gesicht. Ich beobachtete Sir John Crampton während der Vorstellungs-Zeremonien und konnte ihn mir zum Vorbild nehmen. Als ich an die Reihe kam, machte ich eine ebenso gute Verbeugung wie Sir John, hielt meine kleine Rede in englischer Sprache, wovon die Königin kein Wort verstand, und präsentierte ihr mein Kuvert mit der Zeitung. Die Königin hielt den kostbaren Gegenstand in der Hand, während sie nun an mich eine kleine spanische Rede richtete, von der ich auch kein Wort verstand, worauf sie mit einer hoheitsvollen Gebärde das uneröffnete Kuvert dem Minister des Auswärtigen überreichte. Er nahm es mit einer tiefen Verbeugung in Empfang. In diesem Moment fing ich einen Blick von Don Saturnino

auf und sah, wie ein verständnisvolles Lächeln über seine Züge glitt. Die Königin unterhielt sich dann, wie gebräuchlich, kurze Zeit mit mir auf französisch, erkundigte sich nach meinem Befinden und wie mir Spanien gefalle, und ich machte eine höfliche Erwiderung. Noch eine Verbeugung, und die Zeremonie war zu Ende.

Man bedeutete mir, daß ich mich auch dem Könige, Don Francisco de Assisi, vorstellen müßte. Er war in Wirklichkeit nur der Prinzgemahl der Königin, hatte aber bei Gelegenheit seiner Trauung mit ihr durch besondere Vergünstigung den Titel „König" und „Majestät" erhalten. Seine einzige politische Funktion bestand darin, sich der Welt als offizieller Vater von Isabellas Kindern zu präsentieren. Die Verheiratung Isabellas hatte im Anfang der vierziger Jahre in Europa große Aufregung hervorgerufen, da einige Mächte besorgt waren, es möchte ihnen eine andere durch eine Verbindung mit der spanischen Dynastie zuvorkommen. Es wurde schließlich für das Sicherste gehalten, Isabella an einen spanischen Bourbonen zu verheiraten, und Don Francisco schien der einzige in Betracht kommende Kandidat zu sein, obwohl er Isabella persönlich sehr unangenehm war. So kam es, daß dieses schlecht zusammen passende Paar aus sogenannten „Staatsgründen" durch die Ehe verbunden wurde.

Der „König" war nicht bei dem Empfang der auswärtigen Gesandten in dem großen Saale zugegen gewesen, und man führte mich durch lange Gänge nach den von ihm bewohnten Räumen. Plötzlich öffnete sich eine Tür, und fast wäre ich über einen sehr kleinen Herrn, der auf der Schwelle eines matt erleuchteten Zimmerchens stand, gestolpert. Ich war ungemein überrascht, im nächsten Moment dieser kleinen Persönlichkeit als „Seiner Majestät dem König" vorgestellt zu werden. Die Unterhaltung, die in französischer Sprache hierauf folgte, war im höchsten Grade einfach. Der König sprach mit einer hohen, quiekenden Fistelstimme, ähnlich dem Krähen eines jungen Hahns. Er sagte, daß er sich sehr freue, mich zu sehen, daß er hoffe, meine lange Reise von Amerika nach Spanien sei angenehm verlaufen, und daß er vor allen Dingen hoffe, daß ich nicht sehr seekrank geworden sei. Ob ich überhaupt zur Seekrankheit neige? Ich war

glücklich, Seiner Majestät versichern zu können, daß meine Reise eine durchweg angenehme gewesen und daß ich nicht im geringsten seekrank geworden sei; auch hoffe ich, Seine Majestät befände sich bei guter Gesundheit. Seine Majestät erwiderte, daß er sich vollkommen wohl befände. Er meinte jedoch, nie seekrank zu werden, sei etwas ganz Außergewöhnliches. Es sei das eine seltene Gottesgabe, in der Tat, eine sehr wertvolle Gabe. Nach diesem letzten Ausspruch schien unser Thema erschöpft zu sein, und es wurde mir gestattet, mich zurückzuziehen.

Als ich vor dem Einschlafen die Ereignisse des Tages noch einmal an meinem inneren Auge vorüberziehen ließ, erschien mir meine Einführung in das diplomatische Leben Madrids wie ein Akt aus einer komischen Oper — ein possenhaftes Vorspiel zu ernster Tätigkeit.

Am folgenden Tage übergab ich Don Saturnino Calderon Collantes das echte Beglaubigungsschreiben und unterhielt mich lange mit ihm. Er war ein kleiner Herr mit starken Gesichtszügen, die, wenn sie sich in Ruhe befanden, den Eindruck der Strenge machten. Er sah mehr einem höheren Schulmeister als einem politischen Führer oder einem kastilianischen Caballero ähnlich. Er sprach fließend genug Französisch, um eine Unterhaltung zu führen, doch mit dem den Spaniern eigentümlichen Akzent. Obgleich in seinem Auftreten etwas feierlich, hatte er doch genügend Humor, um die Komik des gestrigen Intermezzos mit dem untergeschobenen Beglaubigungsschreiben einzusehen, und spielte mit einem Augenzwinkern darauf an. Diese gemeinschaftliche humoristische Erinnerung war mir günstig, denn zusammen ein derartiges geheimes Abenteuer gehabt zu haben, entwickelt gewöhnlich eine Vertraulichkeit, die ohne solchen Zwischenfall kaum möglich wäre.

Es war meine Aufgabe, die Lage meines Landes in den Augen der Regierung, bei welcher ich akkreditiert war, in das günstigste Licht zu stellen. In Spanien konnte ich natürlich an kein Antisklavereigefühl appellieren, weil dazumal in den spanischen Kolonien noch Sklaverei herrschte. Da aber die Freundschaft und der gute Wille der Vereinigten Staaten von großer Bedeutung für Spanien waren — denn die spanischen Besitzungen in

den westindischen Inseln lagen unserer Küste so nahe — bemühte ich mich, den Minister von der ungeheuren Überlegenheit der nordischen Hilfsquellen, verglichen mit denen des Südens, zu überzeugen, wodurch die Unterdrückung der Rebellion unvermeidlich herbeigeführt werden müßte. Die Republik werde dann noch machtvoller und ihre Freundschaft den Nachbarländern noch wertvoller sein als zuvor. Auch vergaß ich nicht zu erwähnen, daß der Wunsch, Kuba zu annektieren, im Norden fast gar nicht, sondern beinahe ausschließlich im Süden bestände. Sollte es durch ein Wunder der südlichen Konföderation gelingen, sich unabhängig zu machen, so würde sie jedenfalls bestrebt sein, sich durch größeren Länderbesitz zu verstärken und gewiß zuerst die Augen auf Kuba richten. Don Saturnino erkannte die Wahrscheinlichkeit meiner Behauptungen an, obgleich er die stolze Überzeugung hegte, daß Spanien stets stark genug sein würde, seine Macht zu behaupten.

Was aber die Überlegenheit des Nordens über die südlichen Insurgenten betraf, so hatte er seine Zweifel. Da der Norden ein Land der Industrie und der Süden ein Land der Agrikultur, der Norden daher, was die landwirtschaftlichen Produkte betraf, vom Süden abhängig sei, konnte er sich nicht vorstellen, wie der Norden auf längere Zeit gegen den Süden Krieg führen könne, ohne sich großen Entbehrungen auszusetzen. Don Saturnino schien sehr überrascht, als ich ihm erklärte, daß der Norden keineswegs ein ausschließlich industrielles Land, sondern daß der Ackerbau die größte Quelle auch seines Reichtums sei; der Süden sei, was Brotstoffe anbeträfe, sogar in großem Maße vom Norden abhängig; ja, der Norden exportiere eine beträchtliche Menge Getreide nach europäischen Ländern und den spanischen Kolonien. Das schien für Don Saturnino eine ganz neue Anschauungsweise zu sein, und er bezeugte sein sichtliches Erstaunen durch den gelegentlichen Ausruf „Ah! Ah!" Ob ich ihn überzeugte, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen; er versicherte aber, daß es die unerschütterliche Politik seiner Regierung sei, die strengste Neutralität zwischen beiden feindlichen Parteien zu bewahren, und daß diese Politik gewissenhaft befolgt werden würde. Um mir, wie ich vermute, die Wichtigkeit solchen

Beschlusses für die Vereinigten Staaten recht eindrucksvoll zu machen, erzählte mir Don Saturnino viel von den Erfolgen, die Spanien kürzlich in Afrika über die Mauren errungen hatte, von dem großen Sieg bei Tetuan und von altem und neuem Ruhm spanischer Waffen. Ja er behauptete, als handele es sich um eine allgemein bekannte und anerkannte Tatsache, daß Spanien nicht nur das zivilisierteste, sondern auch das einflußreichste Land Europas sei. Indem er dieses mit einer Miene, die nicht ernsthafter hätte sein können, aussprach, war er gewiß vollkommen aufrichtig.

Einen wahren Schatz besaß ich in meinem Legationssekretär, Horatio J. Perry. Er stammte aus New Hampshire, war ein Graduierter der Universität Harvard und ein auffallend schöner Mann. Im Jahre 1849 war er unter der Regierung des Präsidenten Taylor als amerikanischer Legationssekretär nach Spanien gekommen und hatte sich mit einer Spanierin, Doña Carolina Coronado, verheiratet. Nachdem er den diplomatischen Dienst verlassen hatte, war er seiner Frau zu Liebe, da sie sich nicht entschließen konnte, nach den ferngelegenen Vereinigten Staaten überzusiedeln, in Spanien geblieben. Ich habe Ursache zu glauben, daß, er trotz seiner angenehmen gesellschaftlichen Stellung in Madrid doch nie die Sehnsucht nach seinem Vaterlande überwand, und daß er, als ihn die Nachricht von dem großen Kampf in Amerika erreichte, begierig danach verlangte, sich im Dienst seiner Regierung nützlich zu machen. Keine geeignetere Person hätte für die Stellung, die er ausfüllte, gefunden werden können. Er sprach und schrieb das Spanische ebenso fließend und fehlerlos wie seine eigene Sprache. Durch seine persönliche Bekanntschaft mit allen Leuten von Bedeutung im öffentlichen Leben hatte er eine tiefe Einsicht in die spanische Anschauungsweise und Politik gewonnen. Es war nichts überschwänglich Zuvorkommendes in der Art, wie er mich empfing, aber eine warme Aufrichtigkeit, die ich sogleich empfand. Meine ersten Unterhaltungen mit ihm bestärkten mich in dem Eindruck, daß ich seiner Fähigkeit sowohl wie seiner Anhänglichkeit vollständiges Vertrauen schenken konnte, und dieses Vertrauen wurde in der ganzen Zeit unseres Zusammenarbeitens nie im geringsten Maße

getäuscht. Ich sage Zusammenarbeiten; denn unsere Beziehungen gestalteten sich bald zu denen gemeinschaftlichen Wirkens und wirklicher Kameradschaft. Ich habe nie einen aufrichtigeren, eifrigeren Patrioten, einen wärmeren, zuverlässigeren persönlichen Freund in der Stellung eines Untergebenen gekannt und nie einen wachsameren und tüchtigeren Beamten seiner Regierung. Rührend war es, wie die durch lange unfreiwillige Abwesenheit entstandene Sehnsucht jetzt zu dem heißen Verlangen wuchs, seinem Vaterland in der Stunde der Gefahr beizustehen. Nicht viele Jahre später war es Perrys trauriges Geschick, in Spanien zu sterben, ohne sein Vaterland wiedergesehen zu haben — einer der wahrsten und treuesten Amerikaner mußte in fremder Erde ruhen.

Die Familie Perry hatte ein Haus mit Garten in der nächsten Umgebung Madrids gemietet, „La Quinta", „Das Landhaus", genannt, weil es der einzige Wohnsitz dieser Art in der nächsten Nähe der Hauptstadt war. Das wunderliche alte Haus, das der berühmten Königin Christina gehört hatte und gelegentlich von ihr bewohnt wurde, war viel zu groß für die Perrys und gefiel mir so gut, daß ich ihnen anbot einen für mich passenden Teil davon, bestehend aus einem geräumigen Salon mit Vorzimmer, Eßzimmer, Bibliothek und mehreren Schlafzimmern, zu übernehmen, um mich dort selbst einzurichten. Wir einigten uns leicht darüber und ich war auf diese Weise angenehm untergebracht. „La Quinta" war ein so kurioser, so spanischer Wohnsitz, daß ich mich nicht enthalten kann, ihn näher zu beschreiben. Durch ein breites schmiedeeisernes Tor trat man in einen mehrere Morgen großen, viereckigen Raum, von einer hohen Backsteinmauer eingeschlossen und größtenteils von ungesund aussehenden Bäumen und Sträuchern bewachsen. Nur ein kleiner Teil des Grundstücks war als Gemüsegarten angelegt. In einer Ecke dieses Geviertes stand ein steinerner Pavillon, dunkel und düster, wie der Eckturm eines mittelalterlichen Schlosses, mit schmalen Fensterspalten, kaum breiter als Schießscharten, die einen Ausblick auf die außerhalb der Backsteinmauer befindliche Gasse gewährten. Von hier aus, hieß es, habe die Königin Christina die wilden Stiere beobachtet, die manchmal auf dem Wege nach dem „Plaza de toros"

vorbeigeführt wurden. Man sagte, die Königin Christina sei eine große Kennerin von Kampfstieren und eine Liebhaberin des Sports gewesen.

In einer anderen Ecke des großen Platzes stand das Wohnhaus, ein langes, zweistöckiges Gebäude mit einem vorspringenden Flügel. Man betrat das Haus durch eine mächtige gewölbte Pforte, breit genug, einen Wagen hindurch zu lassen. Zur Linken befanden sich Stallungen, zur Rechten Küchen und Speisekammern und die Schlafräume für die Dienerschaft. Dazwischen führte eine steinerne Wendeltreppe zum ersten Stockwerk in ein viereckiges Vestibül hinauf, das durch eine von der Decke herabhängende Ampel beleuchtet wurde. Hohe weiße Gipsfiguren in den Ecken gaben diesem Raum ein geisterhaftes Aussehen. Von hier trat man in eine Vorhalle, in welche rechts und links verschiedene Gänge mündeten und die in ein Empfangszimmer führte, „Sala de la Cabezas", Saal der Häupter genannt, weil jede der vier Ecken mit einem riesengroßen Gipshaupt, eine mythologische Figur vorstellend, geschmückt war. Diese große leere Flucht von Zimmern, von welchen die Sage ging, daß in jedem einzelnen ein Duell, ein Mord oder sonst etwas Schauriges sich zugetragen habe, hatte etwas äußerst unheimliches. Alle Fenster waren mit schweren Eisenstäben versehen, um das Haus vor Räubern zu schützen. Das Tor wurde jede Nacht zu demselben Zwecke vorsichtig verriegelt und mit einem starken Querbalken verschlossen. Man sagte mir, daß solche Vorsichtsmaßregeln unbedingt nötig seien, und als ich an einem milden Abend den Wunsch aussprach, auf dem Grundstück spazieren zu gehen, baten mich die Perrys, davon abzustehen, da es unsicher sei, man hätte wiederholt verdächtige Gestalten nach einbrechender Dunkelheit durch das Gebüsch huschen sehen. Ich gehorchte, obgleich es mir schien, daß diese Schauergeschichten einigermaßen übertrieben sein müßten.

Die „Quinta" war auch in anderer Beziehung charakteristisch spanisch. Bäume und Sträucher konnten auf dem Grundstück nicht leben, noch konnte der Gemüsegarten gedeihen ohne häufige künstliche Bewässerung. Diese Bewässerung sowohl wie den Wasserbedarf des Hauses lieferte ein Brunnen, der durch ein großes Schöpfrad

in Betrieb gesetzt wurde. Ein Maulesel hielt das veraltete Triebwerk in Bewegung, indem er während des größten Teils des Tages unermüdlich im Kreise herumgehen mußte. Man nannte diese Einrichtung die „Noria". Ein alter Gärtner, Don Pepe, führte die Oberaufsicht. Er sah aus wie ein stumpfsinniger Bauer, durchaus nicht wie ein Edelmann, der zu dem Titel „Don" berechtigt sein könnte. Aber Doña Carolina, wie Frau Perry von ihren Freunden genannt wurde, erzählte mir, daß er wirklich ein „Don" sei, daß es in Spanien Dörfer gäbe, wo jeder Einwohner von Adel sei, und daß Don Pepe aus einem solchen Dorfe stamme. Er mußte jedoch arbeiten wie jeder andere arme Bauer. Ich sah, wie er im Gemüsegarten den Boden mit einem Pfluge bearbeitete, wie er vielleicht zu Julius Cäsars Zeiten gebraucht wurde. Dieses Werkzeug bestand aus einer hölzernen Stange, deren eines Ende durch Verkohlung gehärtet und in deren Mitte eine zweite Stange im spitzem Winkel befestigt war, so daß sie auf gleicher Höhe mit dem Boden herausragte. An das äußere Ende der Stange war der Maulesel gespannt, und mit diesem Werkzeug pflügte Don Pepe. Nicht eine Spur von Eisen befand sich an dem ganzen Geräte. Ich erkundigte mich, ob es nicht ökonomischer sein würde, Don Pepe mit einem moderneren Pflug zu versehen, aber man sagte mir, daß Don Pepe den alten, von seinen Ahnen stammenden Pflug und keinen anderen zu handhaben verstände, und daß es nicht geraten sei, seinen Kopf mit neumodischen Erfindungen zu verwirren. Ich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß Don Pepe nicht der einzige war, der störrisch an den alten Sitten festhielt. Von meinen Schlafzimmerfenstern aus überblickte ich ein Weizenfeld, das zu einem außerhalb der Stadt gelegenen Gut gehörte. Nachdem der Weizen geschnitten war, wurde auf offenem Felde ein Dreschboden hergerichtet, indem ein Stückchen Erde durch Klopfen gehärtet wurde. Hierauf breitete man die Weizenernte aus und trieb darauf eine Anzahl Pferde hin und her, bis sie mit ihren Hufen das Getreide ausgestampft hatten. Das war eine Dreschmaschine, wie zu Abrahams Zeiten, und Don Pepe würde instinktiv jeder anderen mißtraut haben. Trotzdem er ein Edelmann war, verschaffte ihm sein Titel keine Vorrechte in den Augen seiner Arbeit-

geber. Eines Tages, als er etwas besonders Einfältiges getan hatte, hörte ich Doña Carolina zu ihm sagen: „Oh, Don Pepe, tu es tan bestia“ („Was bist du für ein dummer Esel“). Sie sagte dies nicht in aufgeregtem Ton des Zorns, sondern ganz ruhig, als mache sie ihm eine nützliche Mitteilung oder wünsche ihm guten Tag. Und er faßte es ebenso ruhig auf, als sei er an derartige Unterhaltungen gewöhnt, und fuhr dann in derselben einfältigen Weise mit seiner Arbeit fort. Doña Carolina zuckte die Achseln und wandte sich lächelnd ab.

In der ersten Zeit versuchte ich in meinem Teil der „Quinta“ selbst Haus zu halten. Ich hatte den üblichen Major domo und sonstige Dienerschaft. Aber bald entdeckte ich, daß ich ganz erbarmungslos bestohlen wurde. Nicht nur, daß ich unglaubliche Preise für alles, das für mich angeschafft wurde, bezahlen mußte, sondern auch meine kleinen Habseligkeiten, Wäsche, Halsbinden usw., verschwanden mit unglaublicher Geschwindigkeit. Es war mir eine große Erleichterung, als die Perrys mir den Vorschlag machten, sich meines Hauswesens anzunehmen, und diese Einrichtung bewährte sich sehr vortrefflich. Das war Doña Carolinas vielen ausgezeichneten Eigenschaften zu verdanken. Sie war die Tochter eines Edelmannes in Estremadura, von schmächtiger Gestalt mit etwas starken Zügen, großen, dunklen, feurigen Augen und kleinen ungewöhnlich fein gebildeten Händen und Füßen. Ihre literarische Begabung hatte sie nach Madrid geführt. Sie hatte Gedichte und Romane geschrieben, die Aufsehen erregten. Bei einer öffentlichen Gelegenheit war sie als Dichterin mit einem Lorbeerkranz gekrönt worden; wenn ich mich recht erinnere, von der Hand der Königin selbst, deren Liebling sie immer geblieben war. Ihr Ruf als Schriftstellerin hatte sich im ganzen Lande verbreitet. Sie erzählte mir, wie die Bauern, als sie ihr heimisches Estremadura, wohin die Kunde ihrer Lorbeerkrone gedrungen war, besuchte, sich in der Dorfwirtschaft, in welcher sie sich auf der Durchreise aufhielt, versammelt und darauf bestanden hätten, daß sie ihnen ihr „habilidades“ zeigen, d. h. ihnen ihre Gedichte vortragen oder neue improvisieren sollte. Ihre geistigen Fähigkeiten waren auf merkwürdige Weise entwickelt. Sie hatte gar keine mathema-

tische Begabung, keinen Sinn für Zahlen und gestand mir einmal lachend ein, daß sie nicht weit über zehn zählen könne, ohne verwirrt zu werden. So oft sie ausginge, um einzukaufen, trüge sie eine Handvoll Bohnen in der Tasche bei sich als Rechenhülfsmittel. Trotz alledem war sie eine sehr sorgsame Hausfrau und hielt ihre Haushaltungsbücher in vollkommenster Ordnung. Wie sie es fertig brachte, kann ich mir nicht vorstellen. Aber das Hauswesen gehorchte ihrer Führung wie ein Uhrwerk. Wir unterhielten uns immer in französischer Sprache. Ihr Französisch war in der grammatischen Konstruktion sehr eigenartig, aber immer verständlich und fließend und nicht selten elegant im Ausdruck. Wenn sie das französische Wort nicht finden konnte, gebrauchte sie schnell ein gleichbedeutendes spanisches und gab demselben eine französische Wendung. Das erfüllte gewöhnlich den Zweck, führte aber manchmal zu komischen Mißverständnissen. Überhaupt hatte ihre Unterhaltung einen besonderen pikanten Zauber. Ihr Geist war erfüllt von poetischen Phantasien, die gelegentlich in bilderreicher Sprache hervorsprudelten. Von den großen Fragen der Menschheit, im weiteren Sinne, wußte sie wenig, und die Ansichten, die sie zuweilen darüber aussprach, waren sehr naiv und unreif. Sie hatte jedoch einen Blick für Charaktere, der überraschend war. Dann und wann, wenn Perry und ich eine Person in ihrem Beisein besprachen, unterbrach sie uns plötzlich mit dem Ausruf: „Ich höre Euch Herrn So und So erwähnen. Traut Ihr ihm? Tut es nicht. Er ist kein guter Mensch, er meint nicht, was er sagt, er ist falsch.“ „Aber Carolina“, sagte dann wohl Perry, „wie kannst Du das behaupten? Du kennst ihn ja kaum!“ Die Antwort war: „Ich habe ihn gesehen. Ich habe ihm in die Augen geblickt. Ich habe seine Stimme gehört. Ich habe seine Atmosphäre empfunden, ich kenne ihn!“ In derselben Weise sprach sie manchmal ihren Glauben an Personen aus, denen wir mißtraut hatten. Ich äußerte gegen Perry mein Erstaunen über die Sicherheit ihrer Behauptungen. Er erwiderte, daß er selbst zuerst nicht weniger überrascht gewesen sei, als er sie ähnliche Dinge sagen hörte; daß ihr Urteil zuzeiten dem seinen direkt widersprochen habe, daß er aber immer gefunden hätte, sie habe recht gehabt und daß sie unzweifelhaft einen wunderbaren

Scharfblick besitze. Meine eigene Erfahrung stimmte auch damit überein.

Obgleich sie einen Protestanten geheiratet hatte und in ihren Ansichten und Sympathien, Ketzern und Ungläubigen gegenüber, tolerant und liberal auftrat, so war sie doch im Grunde sehr fromm. Wenn sie auf der Straße einem hohen Würdenträger der Kirche begegnete, kniete sie nieder und küßte ihm die Hand. Sie trug zu ihrem Schutze ein Amulett um den Hals und betete mit Inbrunst zur heiligen Jungfrau. Sie hatte viel gelesen und die aufgeklärten Anschauungen des Zeitalters in sich aufgenommen, doch war sie sehr abergläubisch geblieben. Mehrmals war sie in der Kirche ohnmächtig niedergesunken, weil sie glaubte, den Geist ihres Vaters am Altar zu sehen. Als wir dem Hof nach einer Sommerresidenz der Königin in San Ildefonso im Guadaramagebirge gefolgt waren, gingen wir eines Nachmittags, das Ehepaar Perry und ich, in dem Schloßgarten spazieren und kamen an eine dunkle Grotte, einen besonderen Schmuck des Parks. Plötzlich stieß Doña Carolina einen gellenden Schrei aus und lief, so schnell sie ihre Füße tragen konnten, ans Tageslicht zurück. Wir fanden sie heftig atmend und in einem Zustand der größten Aufregung wieder. Auf unsere Frage, was ihr denn fehle, erwiderte sie, ob wir sie denn nicht gesehen hätten, zwei glühende Augen, gerade vor uns in der dunklen Höhle, das eine in grünem, das andere in rotem Feuer brennend, schreckliche, grimmige Augen, wie die des Teufels. Eines Abends saß ich lesend im Speisezimmer der „Quinta“. Mr. Perry war ausgegangen. Von meinem Platze aus konnte ich in den „Sala de las Cabezas“ und in zwei dahinter liegende Gemächer sehen, die nur schwach erleuchtet waren. Am Ende dieser Stubenflucht führte eine Seitentür in die von der Familie Perry bewohnten Räume. Plötzlich wurde ich durch einen durchdringenden Schrei aufgeschreckt und sah Dona Carolina in einem weißen Nachtgewande, eine brennende Kerze in der Hand, mit dem Ausdruck des Entsetzens in den weit aufgerissenen Augen aus der Seitentür stürzen und durch die ganze Zimmerreihe auf mich zufliegen. Auf der Schwelle des Speisesaales brach sie ohnmächtig zusammen. Ich klingelte nach der Dienerschaft, und wir legten sie auf

ein Ruhebett und besprengten ihr Gesicht mit Wasser. Als ihr Bewußtsein zurückkehrte, sah sie mit wirrem Blick um sich und erzählte mir, daß ihr, als sie vom Schlafzimmer ihrer Kinder in die Wohnstube habe gehen wollen, der Geist ihres Vaters in der Tür erschienen sei und sie am Ärmel festgehalten habe. Nachdem sie sich etwas gesammelt hatte, führte ich sie in ihre Wohnung zurück und auf meinem Arm gestützt ging sie langsam durch den „Sala de las Cabezas“ und die anstoßenden Gemächer. Ich sah sogleich, indem wir durch ihre Türe schritten, was sie am Kleide festgehalten hatte: ihr offener Ärmel hatte sich an der großen altmodischen Türklinke gefangen. Ich schob sie sanft dagegen, und wieder blieb ihr Ärmel hängen. Sie schreckte zusammen, doch als sie aufblickte und mich lächeln sah, stimmte sie mit ein und ließ sich ohne Widerrede sagen, daß es kein Gespenst, sondern nur eine Türklinke gewesen sei, was sie erschreckt hatte.

Sie hatte großen Respekt vor dem amerikanischen Patriotismus ihres Mannes und hörte und las gern über die Vereinigten Staaten und das amerikanische Volk. Perry konnte sie jedoch niemals überreden mit ihm sein Geburtsland zu besuchen. Sie scheute die lange Seereise und beteuerte, daß sie nicht in einem Lande leben könne, wo es so kalt sei und so viel schneie. Das tat es allerdings auch zuweilen in Madrid, aber nur sehr wenig, und der Schnee blieb nicht lange liegen. Wenn es anfing zu schneien, fing Doña Carolina an zu weinen und schloß sich in ihr Zimmer ein, bis der Schnee geschmolzen war. Obgleich durch und durch Spanierin, so war sie doch nicht blind für die Fehler ihres Volkes. Sie verabscheute den blutigen Sport des Stiergefechts als ein Überbleibsel der Barbarei. Mit glühender Beredsamkeit sprach sie von der höheren Zivilisation ihres Volkes, die sie erhoffte und voraussah. Ihre Grundsätze und ihre Gesinnungen waren edel und vornehm, und diese Grundsätze wandte sie bei der Erziehung ihrer beiden kleinen Töchter an. Ein echtes Kind des Südens, besaß sie die schönen Gaben und die hohe Begeisterung, doch auch die oft überspannte Lebhaftigkeit des Temperaments, die launischen Wunderlichkeiten geistiger Veranlagung und die sonderbaren Widersprüche zwischen Gedanken und Gefühl, welche die südliche Sonne oft hervorbringt.

Der gesellige Verkehr, den meine diplomatische Stellung mir eröffnete, war sehr angenehm, wenn auch nicht besonders interessant. Man nimmt gewöhnlich an, und ich hatte diese Annahme geteilt, daß das diplomatische Korps bei den Regierungen der größeren Mächte aus Personen von hervorragenden Fähigkeiten, großen Kenntnissen und ausgedehnter Bildung bestehe und eine hohe Schule der Staatskunst sein müsse, in der die intimsten Geheimnisse dieser Kunst gelernt werden können. Ich näherte mich diesem Kreise mit einer gewissen Scheu, fühlte mich aber viel schneller darin zu Hause, als ich vorausgesehen hatte. Meine Kollegen empfingen mich, trotz meiner revolutionären Vorgeschichte, sehr freundlich, und da ich bei weitem das jüngste Mitglied war, boten sich einige der ältesten Veteranen liebenswürdig an, mich schützend unter ihre Flügel zu nehmen. Der wohlwollendste unter ihnen war der Gesandte eines kleineren europäischen Hofes, der schon fünfundzwanzig bis dreißig Jahre in Madrid gewesen und im Dienste grau geworden war. Er lud mich mit warmer Dringlichkeit ein, ihn in seiner Junggesellenwohnung zu besuchen, wo wir uns ungestört über manches unterhalten könnten, das mich interessieren würde. Ich kam mit Vergnügen dieser Aufforderung nach, in der Hoffnung, daß seine langjährige Erfahrung am spanischen Hof ihm manchen tiefen Einblick in die spanische Politik gestattet haben würde und daß ich gewiß manches Wertvolle von ihm lernen könne. Nachdem ich ihn jedoch nach Kräften mit Fragen bestürmt hatte, mußte ich zum Schluß kommen, daß er auf solche Dinge niemals viel Nachdenken verwandt hatte und mir keine Aufschlüsse von Bedeutung geben konnte. Was er mir jedoch mit einer geheimnisvollen Wichtigkeit enthüllte, war der Inhalt einer schön gearbeiteten silbernen Kassette, welche den Hauptschmuck auf einem Tische seines Salons bildete. Er öffnete diesen Kasten mit einem hübschen kleinen silbernen Schlüssel und zeigte mir darin die Orden, die er zu verschiedenen Zeiten von Königen und Kaisern empfangen hatte. Während er einen nach dem andern hervornahm und ihn im Lichte glänzen und funkeln ließ, erzählte er mir die Geschichte jedes einzelnen Kreuzes und Sterns, warum der Orden ihm verliehen worden und welche Auszeichnung er bedeute. Nachdem dieses

Thema erschöpft war, weihte er mich in den Tagesklatsch des diplomatischen Korps und in die chronique scandaleuse der letzten dreißig Jahre am spanischen Hofe ein. Das war meine erste wirkliche Unterrichtsstunde in praktischer Diplomatie.

Hier lernte ich ein Beispiel der kleinen Diplomatie kennen, die Freude hat an gesellschaftlichem Geschwätz, die ihre kleinen Routinegeschäfte, da sie keine wirklich wichtigen Angelegenheiten zu besorgen hat, zu großen Staatsaktionen aufbauscht und durch vielsagendes Augenblinzeln und das Lächeln eines Auguren eine geheimnisvolle Weisheit heuchelt. Die meisten meiner Kollegen waren jedoch ernste, wohlunterrichtete Männer; wenn auch nicht Staatsmänner ersten Ranges, doch aufmerksame Beobachter und überlegende Denker, von denen man etwas lernen konnte. Der Gesandte, mit dem meine Beziehungen sich am angenehmsten gestalteten, war merkwürdiger Weise Graf Galen, der Vertreter der preußischen Regierung, welche mich nur wenige Jahre zuvor als revolutionären Missetäter und Staatsverbrecher verfolgt hatte. Graf Galen war Westfale und Verwandter jenes Grafen Wolf-Metternich, dessen Pächter mein Großvater gewesen und in dessen Burg ich geboren war. Als junger Mann hatte Graf Galen seine Verwandten in der „Gracht", der Burg von Liblar, besucht und konnte sich meines Großvaters, des Burghalfen, erinnern. Es erschien uns wie eine phantastische und heitere Schicksalslaune, daß ich, der Enkel des Burghalfen, nun am spanischen Hof als der diplomatische Kollege von Graf Wolf-Metternichs Verwandtem auftauchen sollte, und die gemeinsamen Erinnerungen an die Burg in Liblar und ihre Bewohner gaben uns Stoff zu manchem angenehmen Geplauder. Graf Galen interessierte sich lebhaft für amerikanische Angelegenheiten. Aus seinen Äußerungen konnte ich einsichtsvolle Schlüsse ziehen über die wahre Stellungnahme der preußischen Regierung unseren inneren Kämpfen gegenüber. Ein großer Teil des preußischen Adels, sowie viele der Armeeoffiziere sympathisierten instinktiv mit der aufständischen südlichen Konföderation. Die Demokratie war ihnen verhaßt und sie mußten wünschen, daß die Republik der Vereinigten Staaten, als stärkstes und anziehendstes Beispiel einer Demokratie,

unterliegen würde. Sie nahmen an, die Sklavenhalter entsprächen als Klasse am meisten der Aristokratie europäischer Länder. Der ganze Rest des preußischen Volkes, bei weitem der größere Teil, die intelligentesten, tätigsten und progressivsten Elemente eingeschlossen, sympathisierte jedoch entschieden mit dem Norden und der Union. Es war überdies die traditionelle Politik Preußens, freundliche Beziehungen mit den Vereinigten Staaten zu pflegen. Die Regierung und das Volk begegneten sich also in diesem gemeinsamen Gefühl. Die Stellung Preußens war daher nicht nur eine neutrale, sondern diese Neutralität war entschieden freundlicher und wohlwollender Natur. Diese freundschaftlichen Gefühle schien auch Graf Galen aufs herzlichste zu teilen.

Mit den spanischen Politikern kam ich weniger in Berührung als ich gewünscht hätte. Das war teilweise dem Umstand zuzuschreiben, daß nur eine verhältnismäßig geringe Zahl der Männer in öffentlichen Stellungen einer anderen Sprache als ihrer eigenen mächtig war, während ich natürlich auch nicht im Handumdrehen die spanische Sprache bemeistern konnte. Mit Calderon Collantes, dem Minister des Auswärtigen, der Französisch sprach, wurden meine Beziehungen mit jeder Unterredung vertraulicher und herzlicher. Die anderen Minister haben mir keinen deutlichen Eindruck hinterlassen, außer O'Donnell, dem Premierminister, einem Militär von kaltem und verschlossenem Wesen. Rivero, ein Führer der Demokraten, der mich besuchte, hatte in seinem Aussehen und Benehmen, sowie in seiner Sprache viel vom gebildeten, doch formlosen Mann aus dem Volke. Ich lernte Olozaga, den Führer der gemäßigten Liberalen, kennen, dessen gedankenreiche, ruhige, gesetzte Redeweise mir wie die eines wahren Staatsmannes erschien. Auch Emilio Castelar, der um diese Zeit noch ein bescheidener junger Professor war, besuchte mich. Er hatte allerdings schon große Aufmerksamkeit durch den eigenen Reiz seiner Beredsamkeit erregt. Da er nur mühsam Französisch sprach, manchmal lange und mit zweifelhaftem Erfolg nach dem rechten Ausdruck für seine Gedanken suchte, war seine Unterhaltung in dieser Sprache nicht sehr lebhaft. Er gab mir aber seine poetische Begeisterung für die

große amerikanische Republik und seinen glühenden Wunsch zu verstehen, daß die Kämpfer für die menschliche Freiheit über die aufrührerischen Sklavenhalter siegen möchten. In seinem Wesen lag etwas, das unwillkürlich Sympathie erweckte. Die Klangfarbe seiner Stimme hatte eine einschmeichelnde Wirkung, und ich kann mir wohl vorstellen, wie der poetische Schwung seiner Beredsamkeit mit dieser Stimme und in der melodischsten aller Sprachen bei seinen Zuhörern einen Gefühlsrausch hervorzaubern mußte, der alle Meinungsverschiedenheiten zum Schweigen brachte, so lange die Macht dieses Zaubers währte Die lebhafte Erinnerung dieser Eindrücke machte mir später die Aufregung sehr verständlich, die seine Beredsamkeit in den Cortes hervorrief, wie sogar seine Gegner unter den Deputierten am Schlusse seiner Rede von ihren Sitzen aufsprangen, auf ihn zustürzten, ihn umarmten und küßten und in ein donnerndes Hoch auf den „hijo de España", den Sohn Spaniens, ausbrachen, dann aber, einige Stunden später, wenn es zur Entscheidung kam, gegen ihn stimmten. Damals, als ich ihn kennen lernte, war ein kleiner Band seiner Reden im Druck erschienen, den er mir mit einer eigenhändigen Widmung zur Erinnerung schenkte.

Nach hergebrachtem Brauch folgte das diplomatische Korps dem Hof nach der Sommerresidenz der Königin, La Granja in San Ildefonso und von da nach dem Eskurial, wo die Königin sich einige Tage aufhalten wollte, um die Gräber ihrer Vorfahren zu besuchen und um Buße zu tun. Diese Tage bildeten den Höhepunkt der „Opera bouffe"-artigen Erlebnisse meines diplomatischen Lebens in Spanien. Der Eskurial sah aus wie eine riesige Strafanstalt aus düsterem, grauem Gestein, gekrönt von der majestätischen Kirchenkuppel. Dem ganzen Bau entströmte die Atmosphäre des finsteren, schrecklichen Philipp II., des frommen und blutigen Henkers der Inquisition. Es wurde uns ein kleiner Balkon, einer Gefängniszelle ähnlich, gezeigt, der das Innere der Kirche überblickte; von hier aus hörte Philipp die Messe. Tief unten, von hohen, dunklen Steinmauern umgeben, lag ein kleiner Hofraum, feucht und schaurig, niemals konnte ein Sonnenstrahl dahin dringen; es war der Lieblingsplatz Philipps für seinen Spaziergang, den er dort wie ein Bär

oder ein Tiger im Zwinger abschritt. Daneben die Gruft mit den Gräbern Philipps und der anderen Könige. Und hier, in dieser Umgebung, verrichtete nun die lebenslustige Isabella ihre Buße, sie, deren ausschweifendes Leben so allgemein bekannt war, daß es als geschichtliche Tatsache angenommen werden kann. Die Umstände, unter welchen die flotte Isabella diesmal Buße tat, waren besonders eigentümlich. Es ging hierüber eine Geschichte von Mund zu Mund, der von niemandem widersprochen wurde und der „jedermann", so viel ich beurteilen konnte, Glauben schenkte. Man erzählte sich, daß die Königin während ihrer Buße einen Sinneswandel durchgemacht habe, das heißt nicht etwa, daß sie sich Asche aufs Haupt gestreut habe zur Sühne ihrer Sünden, sondern daß sie ihr Herz von einem alten Liebhaber ab- und einem neuen zugewandt habe. Der anerkannte Liebling war seit einiger Zeit ihr Privatsekretär Don Juan Tenorio gewesen. Um den unbequemen Don Juan loszuwerden, hatte die Königin ihm den Gesandtschaftsposten am päpstlichen Hofe angeboten. Doch Don Juan, von dem man sagte, daß er wirklich eine zärtliche Zuneigung zur Königin hege und jetzt von Eifersucht verzehrt werde, lehnte dieses Anerbieten ab und zog sich in die Einsamkeit zurück, um sich dort den Qualen verschmähter Liebe hinzugeben.

Die Art und Weise, wie diese Geschichte von Mund zu Mund ging, war äußerst charakteristisch. Die Diplomaten hörten sie mit dem ironischen Lächeln, das sie immer für die Schwächen des Landes, dem sie akkreditiert sind, bereit haben und betrachteten sie als einen Leckerbissen, an dem sie unter sich ihren Witz üben konnten. Die mehr oder weniger getreuen Untertanen, soweit wir sie beobachten konnten, schienen höchlichst über den Humor der Situation belustigt zu sein. Sie besprachen die Sache in den Cafés und auf der Promenade mit einem gewissen zynischen Grinsen, wenn auch nicht mit offenem Gelächter. Sogar der vorsichtige Höfling konnte nicht ganz der lustigen Wirkung solcher Zusammenstellung widerstehen, wie sie der düstere, feierliche Eskurial, die leichtlebige Königin an den Gräbern ihrer Vorfahren Buße tuend, und die Entlassung des sentimentalen Lieblings zugunsten eines anderen schönen Liebhabers

bot. Für viele war die Figur des verschmähten Günstlings, der die Sache so tragisch nahm, noch das Komischste an der ganzen Situation. Nirgends jedoch hörte man ein Wort des gerechten Zornes über diesen Skandal, der den spanischen Thron und, wenn er ungesühnt blieb, auch die spanische Nation entehren mußte. Solches Gefühl existierte gewiß irgendwo in den Tiefen des Volksbewußtseins, aber, soviel wir sehen konnten, zeigte es sich nicht an der Oberfläche. Der arme König wurde bei dieser Sache überhaupt nicht berücksichtigt, obgleich man annehmen konnte, daß er in gewissem Sinne ein Interesse daran haben mußte.

Der bedauernswerte Don Francisco mit der Hühnerstimme! Ich sah ihn etwas später bei Gelegenheit des großen Hoffestes der „besa manos“ im königlichen Schlosse von Madrid wieder, wo die spanischen Granden die unschöne Hand der Königin küßten. Sie ging dann die Reihe der Diplomaten entlang und sagte jedem einige freundliche Worte. Seine elende Majestät der König folgte mit den königlichen Kindern und zeigte den Vertretern fremder Mächte die kleinen „Infantes“ und „Infantas“, als wenn die Verhältnisse in der königlichen Familie in schönster Ordnung wären. Während diese groteske Vorstellung sich abspielte, tauschten die Diplomaten unter sich Blicke aus, welche, wenn sie in Worte übersetzt worden wären, viel Mitleid, mit einem Beigeschmack von Verachtung, für den armen jämmerlichen König ausgedrückt hätten.

Es ist unmöglich zu beschreiben, in welch düstere Stimmung die Nachricht von der unheilvollen Schlacht von Bull Run unsere Gesandtschaft versetzte. Ich erinnere mich sehr wohl des Tages, als sie uns in Madrid wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf. Ich hatte allerdings keine leichte und schnelle Unterdrückung der aufständischen Bewegung vorausgesehen, dieses Unglück von Bull Run jedoch, wie es meine Depeschen andeuteten und die Zeitungen ausführlich beschrieben, übertraf bei weitem alles, was ich für möglich gehalten hatte. Es war nicht nur ein Unglück, es schien fast eine Schmach. Es stellte die Fähigkeit der Soldaten der Nordstaaten in Zweifel. Unsere Verleumder in Europa, die immer prophezeit hatten, daß die Nordländer, nachdem sie den Prahlhans gespielt

hatten, sich im wirklichen Kampfe als Feiglinge zeigen würden, schrien jetzt mit lauter Stimme: „Seht Ihr, was haben wir gesagt?“ Nicht wenige von unseren Freunden fragten sich mit Besorgnis: „Kann es denn wahr sein, was man von den Yankees erzählt?“ Einige der spanischen Zeitungen, die uns bis dahin respektvoll behandelt hatten, fingen an, Witze über uns zu machen. Einer der beliebtesten Scherze, der in den Kaffeehäusern die Runde machte, war, daß die Schlacht eigentlich die Schlacht von „Patassas“ (der Füße), anstatt der Schlacht von Manassas (der Hände) heißen sollte. Das spanische Militär, Offiziere und Gemeine, schienen sich besonders über die Schnelligkeit zu belustigen, womit die Yankees laufen konnten. Es lag die Gefahr nahe, daß wir uns lächerlich machen würden. Ich konnte keinen Spanier lächeln sehen, ohne den Verdacht, daß es unserer Flucht bei Bull Run gelte. Ich bemerkte, daß meine Kollegen, die sonst ganz offen und teilnehmend ein Mißgeschick meiner Nation mit mir besprochen hätten, sich enthielten, die Schlacht von Bull Run in meiner Gegenwart zu erwähnen, wie man im Beisein eines Gatten oder Vaters vermeidet, eine Schande in seiner Familie zu berühren. Der einzige, der mich besuchte und sich im Tone eines aufrichtigen und teilnehmenden Freundes nach den Ereignissen erkundigte, war Graf Galen. Ich konnte ihm nicht mehr sagen, als er schon durch die öffentlichen Blätter erfahren hatte, nur, daß ich überzeugt sei, die amerikanische Regierung und das amerikanische Volk würden sich mit unerschütterlicher Entschlossenheit der Pflicht der Stunde gewachsen zeigen und das Unheil wieder gutmachen.

Ich kann die Seelenqualen nicht schildern, die ich in jenen Tagen erduldet habe. Da ich noch nicht wußte, daß auch die südliche Armee sich nach der Schlacht in einem Zustand der Verwirrung befunden hatte, der ihr eine Verfolgung unmöglich machte, quälte ich mich mit Vorstellungen, wie sich die Sieger auf den Fersen unserer flüchtenden Truppen auf Washington werfen würden, wo sich ihnen kein wirksamer Widerstand entgegenstellen könnte! Ich wußte, daß unsere Feinde in Europa sich im Vorgefühl auf dieses Schauspiel freuten. Ich verwünschte die Stunde, in der ich die Ehren

eines diplomatischen Postens angenommen hatte, und beneidete die Männer zu Hause, die allerdings von diesem Schlage niedergebeugt waren, doch wenigstens die Gelegenheit hatten, an Ort und Stelle alle Energie anzuspannen, um ihrem Lande wirksame Hilfe zu leisten. Ich hätte ihnen vielleicht zu helfen vermocht, das Volk aus seiner Niedergeschlagenheit aufzurütteln, und dann das Schicksal derer teilen können, die im Felde der Hitze des Kampfes standhielten. Hier aber konnte ich nichts tun als dem Minister des Auswärtigen sagen, daß dieser Unfall, wenn er auch zeitweilig mißlich sei, doch nur zur Folge haben würde, die Regierung und das getreue Volk der Union zu neuer Kraft anzuspornen; das mochte der Minister nun glauben oder nicht. Ich bewog auch einige freundlich gesinnte Journalisten dazu, Zeitungsartikel ähnlichen Inhalts an ein wenig teilnehmendes Publikum zu richten, aber nachdem ich das getan hatte, blieb mir nichts übrig, als in meinem Zimmer auf und ab zu gehen, wie ein wildes Tier in seinem Käfig.

Eines Nachmittags, bald nach der Ankunft der Schreckensnachricht von Bull Run, ging ich außerhalb des „Quinta"-Gebietes planlos spazieren und kam an einem Zirkuszelt vorbei, wo soeben eine Vorstellung im Gange war. Plötzlich hörte ich, wie das Orchester die Melodie von Yankee-Doodle anstimmte. Ich stürzte hinein und sah, wie einer der Künstler, auf einem Pferde wild im Kreise herumreitend, die amerikanische Fahne in der Luft schwenkte. Ich applaudierte mit solch leidenschaftlicher Heftigkeit, daß ich gewiß das Publikum in Erstaunen setzte. Laut rief ich da capo und so viele stimmten in meinen Ruf ein, daß das Kunststück wiederholt werden mußte. Ich hätte den Künstler umarmen und seine geschminkte Wange küssen mögen. Ob das Lied und die Fahne für das Publikum eine Bedeutung hatten, weiß ich nicht, mir aber war es wie eine Neubelebung des Muts und der Hoffnung. Ich habe wohl nie das Sternenbanner mit größerer Begeisterung begrüßt.

Meine Sehnsucht, nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren, wuchs mit jedem Tage. Die behagliche Ruhe meines Lebens in Spanien drückte mich wie ein Vorwurf. Der Gedanke, auf diesem

Posten mit einer Tätigkeit, die viel wichtiger schien, als sie wirklich war, ein bequemes Dasein zu führen, während viele von meinen Gesinnungsgenossen fast stündlich im Kampfe gegen ein feindliches Geschick ihr Leben aufs Spiel setzten — wurde mir immer unerträglicher. Ich widmete alle Zeit, die nicht von meinen Berufspflichten in Anspruch genommen wurde, dem Studium militärischer Werke. Schon früher hatte ich die Feldzüge Friedrichs des Großen, des Erzherzogs Karl und Napoleons und die Werke von Jomini und Clausewitz, sowie andere Bücher über Taktik studiert. Ich nahm jetzt den letzten französischen Feldzug in Italien, der mit der Schlacht von Solferino endete, und einige Schriften des Marschalls Bugeaud vor und übersetzte sogar ein neues Werk über Taktik aus dem Französischen ins Englische, mit der Absicht, es drucken zu lassen, was jedoch niemals geschehen ist. Gleichzeitig gab ich mir alle Mühe, mich über den Einfluß zu unterrichten, welchen die Niederlage von Bull Run auf die öffentliche Meinung in Europa und besonders in jenen Staaten gehabt hatte, von welchen wir eine Einmischung in unseren Kampf und die Anerkennung der Selbständigkeit der südlichen Bundesstaaten befürchten konnten. Die Anhänger einer solchen Politik waren freilich enttäuscht über die Nachrichten aus den Vereinigten Staaten, welche der Kunde von Bull Run folgten. Die siegreiche Rebellenarmee hatte Washington nicht eingenommen, die Bundesregierung sich nicht aufgelöst, der Norden nicht in Verzweiflung seine Sache aufgegeben. Die Regierung hatte einfach die Tatsache erkannt, daß es ein langer und schwieriger Krieg werden würde, und ging jetzt mit hartnäckiger Entschlossenheit an die Aufgabe, sich für solchen Kampf vorzubereiten. Während unsere Freunde in der ganzen Welt aus diesen Dingen Ermutigung schöpften, trösteten sich unsere Feinde mit dem Glauben, daß auch die Konföderierten ihrerseits alle Hilfsquellen zu Rate ziehen und daß ihre Überlegenheit in der militärischen Führung, wie sie sich bei Bull Run gezeigt hatte, ihren Mangel an Truppen und Mitteln aufwiegen würde. Die Agitation für die Anerkennung der Konföderation ging daher noch rüstiger vor sich als früher, und es schien nicht unwahrscheinlich, daß solcher Anerkennung bald ein gemeinsames Vor-

gehen der auswärtigen Mächte folgen würde, unsere Blockade der südlichen Häfen aufzuheben und durch sonstige Eingriffe der Union gefährlich zu werden.

Es lag allerdings kein Grund vor, zu befürchten, daß Spanien aus eigener Initiative solche Politik ergreifen würde. Spanien wurde gewiß weniger durch eine Vorliebe für die Vereinigten Staaten, als durch mangelhafte militärische Ausrüstung sowie durch Rücksicht auf die exponierte Lage seiner westindischen Kolonien im Zaum gehalten. Wäre doch Spanien damals die Streitlust und Landgier eines selbständigen Bundes der sklavenhaltenden Staaten gefährlicher gewesen als eine Union, in welcher das sklavenhaltende Element von anderen mächtigeren Einflüssen zurückgehalten wurde. Es war daher das augenscheinliche Interesse Spaniens, mit der Union auf gutem Fuße zu bleiben, und als mich der Minister des Auswärtigen der freundschaftlichen Gefühle seiner Regierung versicherte, war er unzweifelhaft ganz aufrichtig. Es hätte eines sehr starken Druckes von seiten Frankreichs und Englands bedurft, um Spanien zu einer anderen Stellungnahme zu bewegen. Die wichtige Frage für uns war daher, wie Frankreich und England sich verhalten würden.

Wie ich aus den Zeitungen, sowie aus meiner Korrespondenz ersah, waren in Frankreich und England verschiedene, unserer Sache feindliche, Einflüsse tätig und drängten dazu, gegen uns aufzutreten. Zunächst die Elemente, welche naturgemäß mit allem sympathisierten, von dem man sich versprach, daß es das Mißlingen des großen demokratischen Experiments in der neuen Welt herbeiführen werde; sodann die industriellen Interessen in Frankreich und England, welche durch unsere Blockade der südlichen Häfen in dem regelmäßigen Bezug der Rohbaumwolle geschädigt waren; auch hatte unser neuer Zolltarif auf Einfuhrwaren — der sogenannte Morill-Tarif — großes Mißfallen erregt und den Handel zwischen Europa und den Vereinigten Staaten gestört, während die konföderierte Regierung laut ihre Freihandelsprinzipien proklamierte. Schließlich war auch der Glaube weit verbreitet, daß die Auflösung der Union schon jetzt eine feste und unumstößliche Tatsache sei. Man meinte, daß die Aufgabe, welche die Regierung der

Vereinigten Staaten sich gestellt hatte: nämlich ein so ausgedehntes, von einer einigen und kriegerischen Bevölkerung verteidigtes Gebiet zu unterwerfen, ein hoffnungsloses Unternehmen sei, das viel unnützes Blutvergießen und die Zerstörung vielen Eigentums zur Folge haben würde. Woraus man schloß, daß der Menschheit ein Dienst erwiesen würde, wenn solchem, in seiner Zwecklosigkeit verbrecherischen Kriege, Einhalt getan würde. Derartige Ansichten wurden sogar von einem Liberalen wie Gladstone geteilt und ausgesprochen.

Das gefährliche Zusammenwirken all dieser verschieden gearteten Einflüsse fand in der Presse mächtige und beredte Unterstützung. Die London Times predigte Tag für Tag in ihrem schulmeisterlichen Stil die Sache der südlichen Konföderation, und ein Heer kleinerer Zeitungen in England und Frankreich folgte in ihren Fußstapfen. Allmählich nahm auch das Tagesgespräch in Klubs und Cafés denselben Ton an. Die Abgesandten der südlichen Konföderation in London und Paris scheuten keine Mühe, das Feuer zu schüren. Die Glaubwürdigkeit ihrer Argumente wurde in hohem Maße durch den falschen Schein unserer militärischen Schwäche gestärkt. So wurde also nicht nur die politische Eifersucht und das Handelsinteresse, sondern auch das Humanitäts-Gefühl angerufen. Es schien mir nur eine Frage der Zeit zu sein, daß ein solcher, mit Nachdruck an die Regierungen von Frankreich und England gerichteter Appell seine Wirkung haben müßte. In Frankreich hing die Stellungnahme der Regierung in großem Maße davon ab, worin der Kaiser Louis Napoleon seine persönlichen oder dynastischen Vorteile erblicken würde. Seine Sympathien neigten instinktiv der südlichen Konföderation zu. Er nährte in seinem Geiste unbestimmte Entwürfe für die Erhöhung und Ausdehnung seiner Macht, deren Ausführung wesentlich durch die Teilung der Vereinigten Staaten gefördert worden wäre. Er wäre daher geneigt gewesen, unsere Blockade der südlichen Häfen zu durchbrechen und sogar zugunsten der südlichen Staaten direkt in den Kampf einzugreifen. Das konnte er jedoch nicht tun, ohne mit der ausgesprochenen öffentlichen Meinung seines eigenen Volkes in Konflikt zu geraten und ohne Gefahr zu laufen, sich

allein in einen Streit von solchem Umfang zu verwickeln, daß dadurch die Stellung Frankreichs unter den europäischen Mächten kompromittiert werden konnte. Aus diesem Grunde war er mit allen Kräften bestrebt, sich die Mitwirkung Großbritanniens bei dem Unternehmen zu sichern. Bei England lag also die Entscheidung.

In England hing aber die Regierung in noch höherem Maße von der öffentlichen Meinung ab als in Frankreich. Wenn die Volksstimme in England ausdrücklich die Anerkennung der südlichen Konföderation und die aktive Intervention zu ihren Gunsten forderte, dann mußten ganz bestimmt Schritte in dieser Richtung erfolgen; wenn die öffentliche Meinung sie mit Bestimmtheit ablehnte, dann mußten sie unterbleiben.

Es kam deshalb alles darauf an, Europa den unerschütterlichen Glauben beizubringen, daß Lincolns Wahl zum Präsidenten sich um die Frage der Sklaverei gedreht hatte; daß die südlichen Staaten der Union abtrünnig geworden waren nicht wegen eines theoretischen, die Rechte der Einzelstaaten betreffenden Streites, sondern, wie die Wahl deutlich gezeigt hatte, weil die Interessen der Sklavenhalter nicht länger in der Union herrschen durften; daß die Sezessionisten einen selbständigen Bund gegründet hatten, nicht um die verfassungsmäßige Freiheit des Bürgers und sein Recht auf Selbstregierung zu behaupten, sondern um das Recht zu verteidigen, seinen Mitmenschen zum Sklaven unterjochen zu dürfen, und um ein neues Reich, wie sie prahlerisch selbst verkündeten, auf dem „Grundstein der Sklaverei" aufzubauen. Sollte unser Bürgerkrieg, den wir zur Erhaltung und Wiederherstellung der Union führten, zugunsten der Sezessionisten ausfallen, so müsse die Gründung jenes Reiches „aufgebaut auf dem Grundstein der Sklaverei" die Folge sein; sollte die Union siegen, so werde die menschliche Sklaverei unwiederbringlich aufhören. Wenn nach solch eindringlicher Klarlegung eine europäische Macht die südliche Konföderation begünstigen wolle, so könnte das nur mit der deutlichen Absicht geschehen, in dem Kampf um die Sklaverei für ihre weitere Existenz und Herrschaft Partei zu ergreifen. Welche europäische Regierung, die von der öffent=

lichen Meinung nicht ganz unabhängig war, würde es wagen, sich auf die Seite der Sklaverei zu stellen und dem moralischen Gefühl der zivilisierten Menschheit zu trotzen? —

In dieser Hinsicht war die Haltung unserer Regierung leider zweideutig. Es fehlte nicht an Verwicklungen und Verlegenheiten. Während nämlich jeder verständige Mensch einsah, daß der Krieg nur mit der gänzlichen Ausrottung der Sklaverei enden durfte, machte sich doch in der Regierung ein vorsichtig berechnender Geist geltend; man war darauf bedacht, die Rolle, welche die Sklaverei in dem Kampf spielte, im Hintergrund zu halten, um die Empfindlichkeit der schwankenden, sogenannten Grenzstaaten und der „Kriegsdemokraten“ zu schonen, die gewiß dagegen protestieren würden, einen „Krieg für die Union“ in einen „Abolitionskrieg“ verwandelt zu sehen. Ob nun solche Vorsicht durch die Situation daheim gefordert oder gar geboten war oder nicht, so viel ist gewiß, daß sie die moralische Kraft unserer Sache im Ausland empfindlich beeinträchtigte. Nichts wäre in dieser Hinsicht wichtiger gewesen als eine amtliche Darlegung unserer Ziele durch unseren Minister des Auswärtigen, der mit der Pflicht betraut war, für uns zum Auslande zu sprechen. Was um diese Zeit in Sewards Geist vorging, gehört zu den merkwürdigsten Rätseln der Geschichte. Nachdem er vor Lincolns Wahl als einer der radikalsten Gegner der Sklaverei aufgetreten war, wurde er nach diesem Ereignis einer der zaghaftesten. Aus seiner seitdem veröffentlichten Privatkorrespondenz geht hervor, daß er sich von der Vorsehung, sowie von beiden politischen Parteien dazu ausersehen betrachtete, die von der Sezessionsbewegung heraufbeschworenen Schwierigkeiten zu schlichten. Er schien zu glauben, daß diese Versöhnung durch beiderseitige Zugeständnisse, durch einen Vergleich über die Sklaverei zu erreichen sei. Als jedoch die Frage aufgeworfen wurde, welche Zugeständnisse er denn zu bieten habe, stellte sich heraus, daß er nur vorschlagen konnte, man solle sich überhaupt nicht mehr mit der Sklavereifrage abgeben, sondern lieber von etwas anderem sprechen. Er zog sich folglich den Unwillen der Sklavereigegner dadurch zu, daß er die Haltung eines Vermittlers annahm, und den Unwillen der eigentlichen Vermittler

dadurch, daß er kein wirkliches Kompromiß vorzuschlagen hatte. Er wollte, wie später die Darlegungen von Nicolay und Hay über die Denkschrift vom 1. April zeigten, die Abtrünnigen in die Union zurückbringen und hatte zu diesem Zweck einen Plan erdacht, so erstaunlich in seiner Abgeschmacktheit, daß niemand es für möglich halten würde, er habe ihn ersonnen, wenn es nicht geschichtlich beglaubigt wäre. In dieser bereits von mir erwähnten Denkschrift schlug Seward dem Präsidenten Lincoln vor, die Sklavereifrage beiseite zu lassen und an Frankreich, Großbritannien, Rußland und Spanien Anfragen zu richten, die so kategorisch waren, daß sie fast unvermeidlich zu einer Kriegserklärung führen mußten. Er bildete sich ein, daß Kämpfe mit auswärtigen Mächten eine allgemeine nationale Begeisterung entfachen würden, ein Gefühl von „ganz Amerika gegen die Welt", gewaltig genug, um bei den Südländern ihren Streit mit dem Norden in Vergessenheit zu bringen und sie ihren nördlichen Brüdern im gemeinsamen Kampf gegen die Ausländer an die Seite zu stellen. Und an diese Möglichkeit glaubte er zu einer Zeit, als nichts die südlichen Abtrünnigen mehr erfreut haben könnte, als ein Kampf des Nordens mit einer starken europäischen Macht, welche dann die natürliche Verbündete der Konföderation geworden wäre. Es ist unbegreiflich wie Jemand hoffen konnte, unter diesen Umständen werde ein Kampf zwischen europäischen Mächten und den Vereinigten Staaten, wie ihn die Sezessionisten sich im Interesse der südlichen Unabhängigkeit brennend wünschten, den Norden und Süden in einer gemeinsamen nationalen Begeisterung vereinigen.

Nachdem Lincoln Sewards Politik eines Krieges gegen die Welt in Diskretion und großmütigem Schweigen begraben hatte, begnügte sich Seward damit, die fremden Regierungen verstehen zu lassen, daß sie die südliche Konföderation nicht als unabhängigen Staat anerkennen könnten, ohne sich dadurch den aktiven Unwillen der Vereinigten Staaten zuzuziehen. Er tat dies in einer Sprache, die immer ernst und beredt war und sich manchmal zu einem oratorischen Flug aufschwang.

Seward mag recht gehabt haben, wenn er sagte, daß der Norden doch nicht seine Sache aufgegeben hätte, wenn auch fremde Mächte zugunsten der südlichen Konföderation eingetreten wären; jeder vernünftige Mensch mußte jedoch einsehen, daß in einem Kampf gegen ein Zusammenwirken europäischer Mächte mit der südlichen Konföderation die Lage der Union verzweifelt, wenn nicht hoffnungslos gewesen wäre.

Um so wünschenswerter schien es, daß die moralische Seite der Unionssache in den Vordergrund geschoben würde. Aber in dieser Hinsicht hatte Seward keinen Erfolg. Nicht nur mißlang es ihm, das zu tun, was unsere Lage nach auswärts gestärkt hätte, sondern er tat manches, das uns tatsächlich schwächte. Er konnte in seinen Verhandlungen mit fremden Mächten unseren Krieg für die Erhaltung der Union allerdings nicht ausdrücklich als einen Krieg für die Abschaffung der Sklaverei erklären, denn unsere Regierung nahm diesen Standpunkt nicht ein. Aber in den Instruktionen, die er unseren Gesandten gab, besonders denen, welche die Vereinigten Staaten in England und Frankreich vertraten, verbot er ihnen, nicht nur „irgendwelche widerstreitenden moralischen Grundsätze, die dem Kampfe zwischen den abtrünnigen Staaten und der Union zugrunde liegen möchten, in die Diskussion zu ziehen" — d. h. niemals die Frage der Sklaverei zu erwähnen —, sondern er behauptete sogar tatsächlich: „der Zustand der Sklaverei wird in den verschiedenen Staaten genau derselbe bleiben, ob die Revolution gelingen oder mißlingen wird." Er beraubte dadurch unsere Sache ihrer besonderen moralischen Kraft, und sagte dabei Dinge, die ein vorsichtiger Politiker überhaupt niemals ausgesprochen hätte und die er mit seiner eigenen philosophischen Einsicht als unwahr erkannt haben mußte.

Sewards Geist war in der Tat in einem merkwürdigen Wahn befangen. Er meinte, daß die Baumwolle die Welt regiere, ohne Rücksicht auf moralische und humanitäre Grundsätze. Er glaubte tatsächlich, daß für England und Frankreich die Abhängig-

keit ihrer Baumwollenindustrie von dem Rohmaterial, das ihnen die südlichen Staaten lieferten, ein entscheidendes Element in der Bestimmung ihrer Politik bilden würde. So unglaublich es uns heute, rückblickend, erscheinen würde, wenn es nicht dokumentarisch erwiesen wäre, so fürchtete Seward noch im Juli 1862, als Lincoln zuerst dem Kabinett seine Absicht verriet, eine Emanzipationsproklamation zu erlassen, daß Europa einschreiten würde, um die Sklaven in ihrer Knechtschaft zu erhalten, wenn wir den Versuch machen sollten, sie zu befreien.

Unter den obwaltenden Umständen schien es mir Pflicht zu sein, meiner Regierung die Ermittlungen, die ich angestellt hatte und meine Betrachtungen darüber mitzuteilen. Diese Depesche ist in Geschichtswerken als „die erste eindrucksvolle Warnung vor dieser Gefahr" bezeichnet worden.

Der Grundgedanke der Depesche war, daß eine ausgesprochene Antisklavereidemonstration unserer Regierung vielleicht nicht unsere Feinde in Europa bekehren würde, daß sie aber die Strömung der öffentlichen Meinung stark genug zu unseren Gunsten beeinflussen könnte, um die Intrigen gegen uns, hauptsächlich von seiten Englands, zu vereiteln. Wenn das in England gelang, war die Sache entschieden, denn der französische Kaiser würde es nicht wagen, sich tätig in unsere Angelegenheit einzumischen, ohne der Zustimmung und Unterstützung Großbritanniens sicher zu sein. Spätere Ereignisse bewiesen, daß diese Annahme begründet war.

Mit größter Unruhe erwartete ich Sewards Antwort auf meine Depesche. Mittlerweile gab es noch viele andere Dinge, die mich beschäftigten. Ein großer Teil der Korrespondenz mit meiner Regierung sowie mit dem spanischen Minister des Auswärtigen, befaßte sich mit der Behandlung der Schiffe in kubanischen Häfen, welche in der neuen Situation, die unser Bürgerkrieg hervorgebracht, etwas in Verwirrung geraten war. Die daraus erwachsenden Störungen wurden aber leicht beigelegt.

Die wirklich wichtige Angelegenheit, welche um diese Zeit unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war die gemeinsame Expedition von Spanien, England und Frankreich gegen die Republik

Mexiko. Seit vielen Jahren war diese Republik von revolutionären Unruhen zerrissen worden; an ihrer Spitze standen abwechselnd die Anführer der liberalen oder der klerikalen Partei. Handel und Industrie lagen darnieder, da man innerhalb der mexikanischen Grenzen seines Lebens und seines Eigentums nicht sicher sein konnte. Guerillabanden durchstreiften das Land. Mord und Raub waren tägliche Vorkommnisse, da es keine kräftige Autorität gab, die Gerechtigkeit und Ordnung erzwungen hätte. Die öffentlichen Finanzen waren in einem Zustand gänzlicher Zerrüttung. Die Regierung hatte alle Zahlungen der Staatsschuld auf zwei Jahre suspendiert, und die Anleihen waren größtenteils im Ausland untergebracht worden. Fremde welche ihre Geschäfte in Mexiko betrieben, waren der schamlosesten Erpressung und Ausplünderung ausgesetzt. Die offiziellen Vertreter auswärtiger Mächte mußten beleidigende Demonstrationen erdulden. Die ausländischen Forderungen hatten sich zu enormer Höhe angehäuft. Diejenigen von Spanien, England und den Vereinigten Staaten beliefen sich auf mehr als 80 Millionen Dollars. Präsident Buchanan hatte beabsichtigt, zu drastischen Mitteln zu greifen, um sich Befriedigung zu verschaffen, als der Bürgerkrieg dazwischen kam. Die anderen beeinträchtigten Mächte glaubten jetzt die Zeit gekommen, um tätig einzugreifen.

Während der spanische Hof und das diplomatische Korps sich im September 1861 in San Ildefonso aufhielten, benachrichtigten die Zeitungen in Madrid plötzlich das Publikum, daß Frankreich und England sehr bald eine Flottenexpedition nach Mexiko schicken würden, und deuteten an, daß zwischen den beiden Regierungen und Spanien ein Einverständnis erreicht worden wäre. Ich ging unverzüglich zu Calderon Collantes um ihm zu sagen, daß die Vereinigten Staaten, als unmittelbare Nachbarn der Republik Mexiko, sehr an ihrem Wohlergehen interessiert seien, und daß ich nicht bezweifelte, „Ihrer Majestät Regierung würde mit ihrer gewohnten Offenheit ihre Absichten einer so freundlich gesinnten und in erster Reihe beteiligten Macht, wie die Vereinigten Staaten es seien, offenbaren“. Der Minister Calderon gab vor, die Absichten von England und Frankreich nicht zu kennen. Das Verhalten von

Mexiko sei jedoch schändlich gewesen und habe Ihrer katholischen Majestät Regierung viel Grund zu Klagen gegeben. Spanien sei daher völlig gerechtfertigt, wenn es zu kriegerischen Mitteln greife, um sich zu seinem Rechte zu verhelfen. Ich fragte, ob Spanien sich dabei in die inneren Angelegenheiten Mexikos einmischen würde. Mir wurde die Antwort zuteil, daß es immer ein leitendes Prinzip Ihrer Majestät Regierung gewesen sei, sich niemals mit den inneren Angelegenheiten anderer Staaten oder Nationen zu befassen; es sei jedoch höchst wünschenswert, daß die Institutionen von Mexiko auf eine solide und permanente Basis gestellt würden und eine Regierung eingesetzt werde, welche ihre Vertragsverpflichtungen erfülle und gegen auswärtige Mächte Gerechtigkeit übe. Was Frankreich und England beträfe, so glaubte er wohl, daß sie schnell und nachdrucksvoll einschreiten würden, und in diesem Fall würde Spanien natürlich nicht müßig bleiben. Aus alledem schloß ich, daß zwischen Spanien, England und Frankreich schon Verhandlungen im Gange seien, um ein gemeinsames Handeln vorzubereiten. Spanien würde wahrscheinlich die Gelegenheit wahrnehmen und seine Macht dazu benutzen, womöglich in Mexiko eine Monarchie mit einem spanischen Prinzen auf dem Thron zu begründen oder wenigstens die klerikale Partei in den Sattel zu heben.

Diese Schlußfolgerung teilte ich natürlich Don Calderon nicht mit, sondern beschränkte mich auf die Andeutung, daß solche Unternehmungen, ohne ein Einverständnis zwischen allen beteiligten Parteien, sehr leicht zu ernsten Schwierigkeiten führen könnten. Er erwiderte darauf, daß, wenn die spanische Regierung in Verbindung mit Frankreich und England jemals beschließen sollte, sich mit den inneren Angelegenheiten und Regierungseinrichtungen der mexikanischen Republik zu befassen, sie sich bemühen würde, auch mit den Vereinigten Staaten ein Übereinkommen zu treffen, und wir uns auf ihre Offenheit und Loyalität verlassen könnten. Augenblicklich sei kein solcher Plan in Aussicht genommen.

Die Zeitungen der Hauptstadt waren voll begeisterten Lobes für dieses Unternehmen. Es war viel „Ruhm" dabei zu holen. Der Ton der offiziösen Presse ließ jedoch keinen Zweifel aufkommen,

daß die spanische Regierung Absichten hegte, die weit über das bloße Eintreiben von Schulden und das Schlichten von Beschwerden hinausgingen, und als dann das Gerücht auftauchte, England bestehe fest darauf, den Zweck des gemeinsamen Vorgehens auf die einfache Erlangung von Entschädigung für erlittenen Schaden zu beschränken, fielen die spanischen Blätter wütend über das „perfide Albion" her.

Es schien einen Augenblick, als sollte die Allianz nicht zustande kommen. In diesem Falle wäre Spanien allein vorgegangen. England setzte es jedoch durch, in den Vertrag der drei Mächte eine Klausel einzufügen, in der es hieß: „Die vertragschließenden Parteien verpflichten sich, bei der Anwendung der in diesem Übereinkommen vorgesehenen Maßregeln keinen Landerwerb noch sonstige besondere Vorteile in ihrem eigenen Interesse zu suchen, noch auf die inneren Angelegenheiten Mexikos einen Einfluß auszuüben, der die Rechte des mexikanischen Volks bei der Wahl und Gründung einer neuen Regierung beeinträchtigen könnte." Louis Napoleon und Ihre katholische Majestät unterschrieben diesen Satz aber unzweifelhaft mit einem heimlichen Vorbehalt von ziemlich ausgedehntem Umfang.

Die Stellungnahme der Regierung der Vereinigten Staaten war eine äußerst vorsichtige. Seward beauftragte mich, Calderon Collantes mitzuteilen, daß die Vereinigten Staaten, auf Grund ihrer Nachbarschaft von Mexiko und auf Grund der ähnlichen republikanischen Verfassung, es zu ihrer eigenen Sicherheit und Wohlfahrt wichtig erachteten, daß keine europäische oder andere fremde Macht das Land unterwerfe und dort ohne Zustimmung des Volkes als Eroberer eine Regierung gründe. Die Vereinigten Staaten stellten jedoch nicht in Abrede, daß Spanien, Frankreich und Großbritannien das Recht hätten, gegen Mexiko zur Abhilfe der ihnen zugefügten Schäden Krieg zu führen; über die Gerechtigkeit eines solchen Krieges müsse jeder Staat rechtmäßigerweise selbst entscheiden. Endlich bestritten die Vereinigten Staaten auch nicht das Recht dieser Nationen, sich als Bundesgenossen zu vereinigen. Ich war ferner beauftragt, zu sagen, wir hätten Grund anzunehmen, daß die Feindseligkeiten, welche Großbritannien und Frankreich gegen Mexiko vorbereiteten, den Zweck verfolgten, die Steuern des Landes, die für die

Zinsen der von ihren Untertanen besessenen Anleihen verpfändet seien, in Zwangsverwaltung zu nehmen. Die Regierung der Vereinigten Staaten habe daher diesen beiden Mächten und Mexiko Vorstellungen gemacht, den Streit dadurch zu mildern, daß die Zinszahlung für mehrere Jahre sichergestellt werde; allerdings sei bisher noch keine Antwort auf diesen Vorschlag eingegangen. Was Spanien beträfe, so möge die Regierung versichert sein, daß wir den Wunsch hegten, im Einverständnis der beteiligten Parteien, unsere guten Dienste anzubieten, und bereit seien, einen gewissen Grad von Verantwortung zu übernehmen und Opfer zu bringen, um die Notwendigkeit eines Krieges zwischen zwei Nationen (Spanien und Mexiko) abzuwenden, die, wie wir hofften, ebenso wie die Vereinigten Staaten, in Frieden zu leben wünschten, wenn sich das mit ihren Auffassungen von Ehre und Gerechtigkeit vereinbaren ließe.

Don Calderon drückte sich sehr befriedigt über den freundschaftlichen Ton der Depesche aus. Da das Übereinkommen zwischen den drei Mächten jedoch mittlerweile unterzeichnet worden war, so stand es der spanischen Regierung nicht mehr frei, eine Vermittlung zwischen Spanien und Mexiko in Erwägung zu ziehen. Die zwischen Spanien und Mexiko schwebende Finanzfrage hätte in der Tat durch Vermittlung geordnet werden können, doch war das unmöglich, wenn es sich um die Ehre handelte, d. h. insbesondere um Garantien Mexikos für die Sicherheit und Rechte der auf seinem Boden wohnenden spanischen Untertanen. Es war jetzt die Pflicht Spaniens, Sorge zu tragen, daß in Mexiko Verhältnisse geschaffen würden, die den spanischen Untertanen Schutz und Sicherheit verliehen. Ich setzte ihm mit Fragen zu, wie dieses Resultat zu erlangen sei, aber alles, was ich ihm entlocken konnte war, daß die Mächte nicht beabsichtigten, in Mexiko eine verfassunggebende Volksvertretung einzuberufen, um die Regierungsform festzusetzen. Sie erwarteten, das Erscheinen der gemeinsamen Expedition in den mexikanischen Gewässern und die Einnahme von Vera Cruz und Tampico würden eine so starke moralische Wirkung hervorbringen, daß die Mexikaner sich dem Einfluß solcher Männern unterstellen würden, welche fähig wären, die

Verfassung des Landes auf eine solide Basis zu stellen. Die konservative Partei in Mexiko würde sich wahrscheinlich genügend gestärkt fühlen, um eine feste Regierung zu gründen.

Um diese Zeit hielt sich General Miramar, der Anführer der klerikalen oder konservativen Partei in Mexiko, der aus seinem Lande verbannt war, in Madrid auf. Er hatte Unterredungen mit dem Premierminister, General O'Donnell, mit Calderon Collantes, mit General Narvaez und anderen hervorragenden Staatsmännern und wurde mit großer Auszeichnung behandelt. Er drückte sich sehr offen über die Unmöglichkeit aus, eine Republik in Mexiko zu erhalten, und befürwortete die Einberufung einer Volksvertretung, um eine konstitutionelle Monarchie zu gründen und einen König zu wählen.

Inzwischen deklamierten die Zeitungen von Madrid mit großer Beredsamkeit über die „Mission von Spanien" in der neuen Welt und feuerten geschäftig die Volksphantasie mit glühenden Prophezeiungen von der Wiederkehr alter Herrlichkeit an. Der Mann, der das alles vollbringen sollte, hatte sich auch schon gefunden in der Person von General Don Juan Prim, Conde de Reus und Marquis de los Castillejos. Er war einer der malerischsten Figuren seiner Zeit. Bei Ausbruch des Karlistenkrieges im Jahre 1833 trat er in die Armee der Königin Christina ein und zeichnete sich in solchem Grade durch Gewandtheit und Tapferkeit aus, daß er in wenigen Jahren zum Range eines Generals avancierte. Im Jahre 1843 trug sein energisches Auftreten viel dazu bei, einen Aufstand in Catalonien zu unterdrücken, wofür er mit dem Titel eines Grafen von Reus belohnt wurde. Er war in der Politik ein Progressista gewesen, doch seine Feindschaft mit Espartero hatte ihn in die Reihen der Moderados geführt. Als diese Partei zur Macht gelangte und rachsüchtige Maßregeln gegen die Progressistas anwandte, trat er wieder zu den Progressistas über und wurde 1844 angeklagt, sich an einer Verschwörung beteiligt zu haben, welche die Ermordung der Generale Narvaez und Concha und anderer Spitzen der Moderadopartei zum Zwecke hatte. Infolgedessen wurde er zu sechs Jahren Gefängnis in einer Festung der Kolonien verurteilt, doch zu Anfang des Jahres 1845 hatte die Königin ihn wieder begnadigt und ihn zum Generalgouver-

neur von Porto Rico gemacht. Er kehrte 1849 nach Spanien zurück, da sich ihm aber keine Stellung in der Armee bot, erlangte er einen Sitz in den Cortes, wo er sich der Opposition gegen das Moderado-ministerium anschloß. Seine Opposition wurde bald unbequem, und so schickte man ihn 1853 in einer diplomatischen Mission nach Paris. Das war jedoch nicht nach seinem Geschmack und er zog es vor, nach Konstantinopel zu gehen, wo er in dem Stabe von Omar Pascha an mehreren Gefechten mit den Russen teilnahm. Inzwischen hatte sich die politische Lage in Spanien geändert, und im Herbst 1854 wurde er zurückberufen, um ein Jahr später als Oberbefehlshaber von Granada angestellt zu werden. Doch auch hier wurde er wieder in politische Verschwörungen verwickelt und nochmals zu fünf Jahren Festungsstrafe verurteilt. Wieder begnadigte ihn die Königin und machte ihn zum Inspektor des Ingenieurkorps. Im Kriege gegen Marokko zeichnete er sich durch große Tapferkeit aus und wurde mit der Verleihung des Titels Marquis de los Castillejos und der Würde eines spanischen Granden belohnt.

Solche Laufbahn, mit ihren Heldentaten und politischen Verschwörungen, ihren Verdiensten und ihrer Widersetzlichkeit, ihren Ehren und ihrer Schande, ihrem plötzlichen Wechsel vom Palast zum Gefängnis, vom Gefängnis wieder zum Palast, wäre in keinem anderen europäischen Lande als Spanien denkbar gewesen. Nur hier war sie möglich, wo die Monarchie durch die aufeinander folgende Herrschaft zweier ausschweifender Frauen entwürdigt worden war; wo das Volk sich seit Ausbruch des Karlistenkrieges im Jahre 1833 in beständiger Gärung befand; wo die Befehlshaber der Armee mit jedem Wechsel der Machthabenden neu angestellt wurden und die Offiziere tätige Parteianhänger und in politischer Intrige geübt waren; wo die Revolution zur Gewohnheit des Volkes geworden und kaum ein Jahr ohne aufständische Bewegung verging.

Prim war jedoch keineswegs der einzige, dessen Lebenslauf so bunte Bilder aufzuweisen hatte. Viele seiner Zeitgenossen, die sich im Staate Auszeichnung errangen, Espartero, Narvaez, Serrano, Ros de Olano, O'Donnell, Manuel und Jose Concha, Olozoga und andere hatten ähnliche Wechselfälle des Lebens durchgemacht. Es

war kaum ein Mann von Bedeutung im öffentlichen Leben, der nicht zu irgendeiner Zeit ein Verschwörer und Revolutionär gewesen war.

Als ich Prim kennen lernte, war er ungefähr 47 Jahre alt. Er hatte eine elegante, mittelgroße Figur, ein echtes Soldatengesicht, das schön genannt werden konnte, mit schwarzem Bart und blitzenden Augen; seine Bewegungen waren lebhaft und elastisch; sein Wesen und seine Manieren offen und jovial. Ich sah ihn bei einer militärischen Parade auf einem prächtigen andalusischen Schlachtroß an der Spitze seines Stabes, das Bild eines glänzenden Anführers, den die Menge bewundern und seine Leute vergöttern mußten. Die liberalen Ideen, zu denen er sich in der Politik bekannte, verbanden ihn mit der Partei der Progressisten und gaben ihm eine große Popularität beim Volke. Einige Leute nahmen an, daß ihm seine Erhebung zur Würde eines Granden von Spanien etwas zu Kopf gestiegen sei, aber das war nur eine Vermutung; jedenfalls hatte sie nicht seine Äußerungen über politische Fragen beeinflußt. Er lebte jedoch in fürstlichem Stile, sein Aufwand war verschwenderisch und die Verwaltung seiner privaten Angelegenheiten bis zum äußersten nachlässig. Er hatte eine sehr reiche mexikanische Erbin geheiratet, ihre verfügbaren Mittel in unglaublich kurzer Zeit durchgebracht und sich dann leichtsinnig in Schulden gestürzt. Es war bekannt, daß er von finanziellen Verbindlichkeiten bedrückt war und Schwierigkeit hatte, seine laufenden Bedürfnisse zu bestreiten.

Als der Plan für die Expedition gegen Mexiko zuerst veröffentlicht wurde, hieß es, General Serrano, der damalige Oberbefehlshaber in Kuba werde ihr militärisches und politisches Oberhaupt werden. Die Nachricht von General Prims Ernennung für diesen wichtigen Posten erregte daher allgemeines Aufsehen. Man war sehr neugierig, was wohl der wahre Grund für diese Abänderung sein möchte. Ich suchte mir hierüber bei Olozaga Aufklärung. Er meinte, daß England wahrscheinlich Prims Anstellung verlangt habe, weil Prim vor zwei Jahren im spanischen Senat eine eindrucksvolle Rede gegen die Pläne und Handlungsweise der Klerikalen in Mexiko gehalten

habe und jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach den Intrigen der Partei, welche er damals so emphatisch angeklagt hatte, entgegentreten würde. Diese Theorie wurde jedoch von Sir John Crampton, dem britischen Gesandten bestritten; er sagte mir, daß ihm ein solches Übereinkommen unbekannt sei, und Lord John Russell wisse seiner Ansicht nach sehr wenig von General Prim und seinen politischen Ansichten. Wenn fremder Einfluß überhaupt etwas mit der Ernennung zu tun hätte, dann wäre es wahrscheinlich der Einfluß von Louis Napoleon, dessen großer Liebling Prim immer gewesen sei, wie denn auch Prim immer mit dem französischen Botschafter in Madrid auf sehr vertrautem Fuße gestanden hätte.

Ich besprach sodann die Sache mit einem Führer der Moderado-partei, welcher mir eine für politische Zustände in Spanien höchst charakteristische Erklärung gab. Prim, sagte er mir, sei beständig in Geldverlegenheit und dadurch sehr beunruhigt; es müsse etwas für ihn getan werden, sonst möchte er versucht sein, etwas für sich selbst zu tun. Er könnte sich eines Tages an die Spitze der ihm ergebenen Regimenter stellen, eine Proklamation erlassen, worin er das Volk unter irgendeinem Vorwand zu den Waffen rief, das Ministerium und vielleicht sogar die Dynastie stürzen, um für sich selbst Raum zu schaffen. Prim sei fähig, ein solches Wagnis zu unternehmen, und bei seiner großen Beliebtheit bei der Armee und dem Volke könnte es sehr gefährlich werden. Es sei nicht unwahrscheinlich, daß die Regierung ihm den Oberbefehl dieser Expedition verliehen habe, um einen so unbequemen Mann loszuwerden. Man entfernte ihn auf diese Weise aus dem Lande und gab ihm gleichzeitig Gelegenheit, seine leeren Taschen zu füllen, und damit hörte er auf gefährlich zu sein.

Diese etwas zynische und unbarmherzige Erklärung mag allerdings durch Parteivorurteile beeinflußt worden sein, sie stimmte jedoch auffallend mit der Tatsache überein, welche Politiker aller Parteien offen zugaben. Es wurde nämlich gesagt, daß man den beim Volk beliebten Generälen, wenn sie unruhig wurden und nicht bei Kasse waren, in vielen Fällen Anstellungen in den Kolonien gab, damit sie dort Gelegenheit hätten reich zu werden, und sich

alsdann ruhig verhielten. Dieses Verfahren wurde wie ein bekanntes politisches Mittel besprochen und viele der Mißbräuche der spanischen Kolonialverwaltung dadurch erklärt.

Endlich hatte ich eine Unterhaltung mit General Prim selbst. Er empfing mich mit der Herzlichkeit eines guten Kameraden und wollte mir augenscheinlich zu verstehen geben, daß der amerikanische Gesandte der Mann sei, dem er besonders gern sein Herz ausschütten möchte. Er versicherte mir mit Überschwänglichkeit, daß er seine Macht benutzen würde, dem mexikanischen Volke volle Freiheit bei der Regelung seiner Angelegenheiten zu sichern. Er fand es töricht, an die Gründung einer Monarchie in Mexiko zu denken; alle Traditionen des Volkes seien republikanisch. Er war überzeugt, daß nur wenige Mexikaner ernstlich daran dächten, monarchische Institutionen einzuführen. Er wußte sehr gut, daß das Unglück und die Demoralisation des mexikanischen Volkes größtenteils der Geistlichkeit zuzuschreiben sei, und er deutete an, daß diese Überzeugung nicht ohne Einfluß auf seine Handlungsweise sein würde. Er beabsichtigte, dem mexikanischen Volk eine gute Gelegenheit zu verschaffen, seine Wünsche an der Wahlurne auszudrücken, und wollte dann mit seiner ganzen Macht die eingesetzte Regierung unterstützen, einerlei welche Partei den Sieg davontrüge. Wenn er zwischen Miramar, dem Führer der Klerikalen, und Juarez, dem Präsidenten der Republik und Haupt der Liberalen, wählen müsse, so würde er sich für Juarez entscheiden, und er bezweifelte nicht, daß bei einer ehrlichen Wahl Juarez eine Majorität des Volkes auf seiner Seite haben müsse.

Meine Bemerkung, daß nach Äußerungen Calderon Collantes' die drei Mächte nicht für die Einberufung einer Volksvertretung und einer Volksabstimmung seien, belustigte ihn sehr. Er gab mir zu verstehen, daß es ziemlich gleichgültig sei, was seine Regierung darüber dächte, und daß er als politisches sowie militärisches Haupt der Expedition so handeln würde, wie es ihm am besten dünkte. Er sei sein ganzes Leben lang ein Liberaler gewesen und würde in Mexiko wie in Spanien seinen Gesinnungen treu bleiben. Er hätte den Oberbefehl der Expedition nicht übernommen wenn man

ihm nicht die Freiheit gelassen, eine großmütige und unparteiische Rolle zu spielen. Ich sprach dem General von dem Anerbieten einer Vermittlung, welches die Vereinigten Staaten durch mich der spanischen Regierung gemacht hätten, wie große Schwierigkeiten und Verwicklungen dadurch erspart werden könnten, daß Calderon Collantes es jedoch nicht angenommen habe, weil Spanien schon durch einen Vertrag gebunden wäre. Prim griff diesen Gedanken mit überströmender Wärme auf. Nichts könnte ihn mehr erfreuen, als in gutem Einvernehmen mit den Vereinigten Staaten zu handeln. Die große amerikanische Republik hätte seine herzlichste Sympathie. Er liebte ihre Institutionen und ihr Volk, und wenn ihre Regierung irgend etwas tun könnte, um die mexikanischen Schwierigkeiten beizulegen, so würde er solchen Versuchen im gleichen Sinn entgegenkommen. Sein Zweck sei, das zu tun, was die Freiheit und Unabhängigkeit des mexikanischen Volks am besten fördern könnte, und er bäte mich, auch meiner Regierung seine Äußerungen zu übermitteln. Das tat ich mit den geeigneten Randbemerkungen und mit dem Vorschlag, daß die Regierung der Vereinigten Staaten ein Kriegsschiff nach den mexikanischen Gewässern entsenden möge, um dort amerikanische Interessen zu schützen. Ferner riet ich, einen diplomatischen Agenten mitzuschicken — eine Persönlichkeit von Fähigkeit, gesellschaftlichem Schliff und Unterhaltungsgabe, der spanischen oder französischen Sprache mächtig, die sich General Prim anschließen könnte, um vielleicht einen heilsamen Einfluß auf den Lauf der Ereignisse auszuüben. Ich hatte die Befriedigung, von Minister Seward zu hören, daß: „die Vorsicht und der Fleiß, welche ich ausgeübt hätte, um ihn in bezug auf die von Spanien gegen Mexiko befolgte Politik unterrichtet zu halten, hoch geschätzt würden“. Meine Depesche über General Prim und die verschiedenen Pläne und Ambitionen des Hofs schienen Lincoln besonders gefallen zu haben, denn Seward schrieb mir: „Ich bin vom Präsidenten beauftragt worden, seine entschiedene Billigung dieses Berichtes auszudrücken.“ Ich war hoch erfreut, zu wissen, daß Lincoln und Seward mit meinen Diensten zufrieden waren, da ich mich daran erinnern mußte, daß Lincoln mich gegen Sewards Einspruch angestellt hatte.

Wenige Tage nach meiner ersten Unterhaltung mit General Prim traf ich ihn wieder; diesmal bei einem vom päpstlichen Nuntius gegebenen Essen. Wir waren Tischnachbarn, und der General schien in bester Laune zu sein. Die Unterhaltung drehte sich natürlicherweise um seine Mission nach Mexiko, und ich erwähnte das allgemein verbreitete Gerücht, daß der Hof wünschte, den Infante Don Sebastian auf den mexikanischen Thron zu setzen, oder, wenn das nicht ginge, vielleicht einen anderen Prinzen, der eine spanische Prinzessin heiraten könnte, da die Königin eben eine vorrätig hätte, die Infanta Isabella, für welche sie einen Thron suchte. „Ah bah," sagte er, „der Hof wünscht dies, der Hof wünscht das. Wer kümmert sich darum, was der Hof wünscht. Wenn in Mexiko ein Thron unter spanischem Schutz errichtet werden sollte, warum sollte denn nicht der kommandierende General darauf sitzen?" Er schien höchlichst belustigt über seinen eigenen verschmitzten Scherz, den man vielleicht hätte ernst nehmen können, wenn er nicht sogleich fortgefahren hätte, mit Nachdruck zu wiederholen, was er mir schon über die Unsinnigkeit, Mexiko in eine Monarchie zu verwandeln, und über seinen eigenen Vorsatz, dem mexikanischen Volk völlige Freiheit bei der Ordnung der eigenen Angelegenheiten zu sichern gesagt hatte. Wir setzten unsere lebhafte und heitere Unterhaltung während des Essens fort. Es schien, als wenn er sich besonders darin gefiele, mir in kameradschaftlicher Weise von den Torheiten, den Kleinlichkeiten und den verächtlichen Ränken des Hofes zu erzählen, wie ein Republikaner vertraulich mit einem anderen Gesinnungsgenossen sprechen würde. Ich sollte ihn niemals wiedersehen.

Ich bezweifle nicht, daß General Prim seine mexikanische Expedition mit der ehrlichen Absicht unternahm, das auszuführen, was er mir anvertraute, und daß er fest erwartete, es durchsetzen zu können. Es war ihm jedoch bestimmt, als bitter enttäuschter Mann zurückzukehren. Spanien erschien allerdings zuerst auf dem Kampfplatze mit einer starken Marine- und Militärmacht, und es gelang Prim, ein persönliches Abkommen mit der mexikanischen Regierung zu treffen, das für Mexiko ziemlich günstig war. Frankreich erhob jedoch Einsprache, denn Louis Napoleon kam mit seinem Plan heraus, einen Thron

für den Erzherzog Maximilian zu errichten, und Spanien und England zogen sich von dem Unternehmen zurück. Prim fuhr wieder nach Hause, nicht reicher an Ehren und, wie ich vermute, auch nicht an Geld. Seine spätere Laufbahn und sein Ende sind charakteristisch. Nach Spanien zurückgekehrt, stellte er sich an die Spitze einer antidynastischen Opposition, hatte 1866 mit einem Aufstandsversuch keinen Erfolg, entfloh nach Portugal und von da nach London und Brüssel, war sehr tätig bei der Organisation eines neuen Aufstandes, der 1868 stattfand und den Fall und die Verbannung der Königin Isabella zur Folge hatte. Unter der Regentschaft von Serrano wurde Prim Kriegsminister und dann Präsident des Rats und Marschall. Er begünstigte die Wahl des italienischen Prinzen Amadeo zum König von Spanien, in der Hoffnung, die Macht hinter dem Thron zu werden. Zwei Tage nach der Erwählung Amadeos wurde Prim meuchlings von unbekannter Hand ermordet; die Cortes nahmen sich seiner Kinder als Mündel der Nation an.

Die Art und Weise, wie Seward das Verfahren unserer Regierung in dieser mexikanischen Angelegenheit leitete, machte ihm als Diplomat alle Ehre. Als die drei Mächte die Vereinigten Staaten aufforderten, sich ihnen bei dem Unternehmen anzuschließen, schlug Seward es höflich ab, nicht als seien die Vereinigten Staaten gleichgültig gegen das Schicksal von Mexiko, sondern weil es der traditionellen Politik der Vereinigten Staaten entspreche, alle Bündnisse, die Verwicklungen im Gefolge haben könnten, zu vermeiden. Als die verbündeten Mächte das Anerbieten der Union, eine Vermittlung zu übernehmen, ausschlugen, erkannte er bereitwilligst ihr Recht dazu an. Als aber Louis Napoleon mit seinem Plan, in Mexiko einen Thron zu errichten und den Erzherzog Maximilian darauf zu setzen, herausrückte, kleidete Seward, eingedenk des Bürgerkrieges, der unsere ganze Kraft zu Hause in Anspruch nahm, den Protest der Vereinigten Staaten in solche Form, daß die Natur des Protestes allerdings nicht mißverstanden werden konnte, aber jeder verletzende Ausdruck vermieden wurde. Nachdem jedoch unser Bürgerkrieg vorüber war, gab er dem französischen Kaiser zu verstehen, daß seine Armee Mexiko verlassen müsse, doch sagte er nichts, das wie eine Drohung klang oder die

Zurückziehung der Truppen dadurch erschwerte, daß sie zu einer Demütigung gestaltet wurde. Gleichzeitig gelang es ihm, die öffentliche Meinung mit der Versicherung zu beschwichtigen, daß die Franzosen sehr bald den amerikanischen Kontinent verlassen würden und damit die militärischen Einflüsse zu paralysieren, welche die Bildung einer neuen Armee zu betreiben suchten. Diese Armee sollte aus den Veteranen der Union und der Konföderation zu dem Zwecke zusammengesetzt werden, die französischen Eindringlinge mit Gewalt aus Mexiko zu vertreiben. Wenn ich mich recht erinnere, so sprach er niemals von der Monroe-Doktrin als solcher, doch die Politik, welche er befolgte, war die tatsächliche Betätigung und Rechtfertigung dieser Doktrin. Er enthielt sich vorsichtiger Weise aller großsprecherischen Redensarten über die Monroe-Doktrin und aller Drohungen, eine Übertretung derselben mit bewaffneter Hand zurückzuweisen, solange die Vereinigten Staaten dazu nicht in der Lage waren, ohne ihre eigene Sicherheit aufs Spiel zu setzen. Als wir uns jedoch nach Beendigung unseres Bürgerkrieges wieder freier bewegen konnten, gelang es ihm, die Monroe-Doktrin ohne das Abfeuern eines einzigen Schusses durchzusetzen, und zwar nicht weniger nachdrucksvoll, weil es auf friedliche Weise geschah. Sewards Leitung dieser mexikanischen Angelegenheit habe ich als seine vollendetste diplomatische Tat betrachtet, ja, als ein Meisterwerk und Muster konsequenter, friedliebender und staatsmännischer Geschicklichkeit.

Während ich mit den betreffenden Autoritäten die mexikanische Frage verhandelte, erhielt ich endlich von Seward die sehnlichst erwartete Antwort auf meine Depesche, in welcher ich die Ansicht ausgesprochen hatte, die Verkündung der Tatsache, daß unser Bürgerkrieg gegen die Sklaverei gerichtet sei, würde das wirksamste Mittel sein, die Gefahr einer Anerkennung der südlichen Konföderation durch das Ausland und eine Einmischung zu ihren Gunsten zu beseitigen. Diese Antwort war ein Beleg für Sewards Gabe, um eine Sache, die er nicht direkt besprechen wollte, mit volltönenden allgemeinen Redensarten herumzugehen.

In einem Schlußabsatz sprach er von den Mißerfolgen der Unionsarmee, auf welche er „keine Zeit“ hätte, näher einzugehen,

und fügte hinzu: „Während Sie im Auslande von allen Seiten von dem Fehlschlagen der Bestrebungen der Regierung hören, hat jeder einzelne Bürger, der zu Hause geblieben ist, heute mehr Zutrauen zur Unerschütterlichkeit der Union, als an dem Tage, da Sie auf ihre Mission gingen. Dieses Zutrauen ist nicht auf bloße Begeisterung gegründet, sondern auf die Kenntnis des wahren Sachverhalts und auf ruhige und leidenschaftslose Überlegung."

Diese Worte, welche mir als Antwort auf meinen Vorschlag dienen sollten, man möge die Welt richtig erkennen lassen, welche Rolle die Sklaverei in diesem Kampfe spiele, um die Einmischung fremder Mächte abzuwenden beunruhigten mich ernstlich. Auch stand die Behauptung, daß jetzt, nach dem Unglück von Bull Run, nicht „ein Mann" in den Vereinigten Staaten sei, der nicht vertrauensvoller als je zuvor auf unseren Erfolg baue, in merkwürdigem Widerspruch mit der wachsenden Besorgnis, die sich in Privatbriefen aussprach, welche ich von Männern mit glühendem Patriotismus und reifer Urteilskraft aus Amerika erhielt. Die Ansicht, daß fremde Einmischung unabwendbar sei, wenn sie nur durch die Betonung des Antisklaverei-Charakters unseres Bürgerkrieges beschworen werden könne, was in letzter Linie der eigentliche Sinn von Sewards Worten war, schien mir äußerst gewagt, wenn nicht leichtfertig. Denn die Tatsache stand fest, daß unsere Aussicht, den Süden zu bezwingen, auf das bedenklichste beeinträchtigt war, wenn England und Frankreich mit ihrer großen Kriegsmacht der Konföderation tätig beisprängen. Ich glaubte aus Sewards Schreiben einen Ton jener Art der Verstimmung herauszuhören, die so leicht die Urteilsfähigkeit trüben kann. Mir schien, als würde Lincoln solche Wendungen nicht gebilligt haben, wenn Seward ihm sein Schreiben vor der Absendung gezeigt hätte. Es kam mir der Gedanke, daß Seward es vielleicht unterlassen hatte, meine Depesche vom 18. September, die so direkt mit seiner Politik im Widerspruch stand, dem Präsidenten zu unterbreiten. Ich konsultierte Herrn Perry über diesen Punkt, und er hatte denselben Zweifel. Von diesem Bedenken beunruhigt, kam ich zum Schluß, daß es meine Pflicht sei, den Inhalt der Depesche Lincoln selbst mit einem Zusatze, wie sie der Gang der

Ereignisse nötig machte, vorzulegen. Mein erster Gedanke war, zu diesem Zwecke mein Amt niederzulegen, doch Mr. Perry überzeugte mich, daß ein Wechsel an der Spitze der Gesandtschaft um diese Zeit unserer Stellung bei der spanischen Regierung nachteilig sein würde, daß ich mein Ziel erreichen könne, wenn ich um einen kurzen Urlaub zu einer Reise nach Hause nachsuchte. Um mich jedoch gegen eine Ablehnung dieses Gesuchs oder eine lange Verzögerung seiner Erledigung zu sichern, beschloß ich, als Alternative meinen Abschied einzureichen; denn ich war entschlossen, auf jeden Fall Lincoln so bald wie möglich zu sprechen. Ich richtete daher einen Brief an ihn, in welchem ich folgendes sagte: der Hauptzweck meiner Sendung nach Madrid, nämlich möglichst freundschaftliche Beziehungen zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten zu sichern, sei erreicht worden, aller Wahrscheinlichkeit nach würden jetzt keine Fragen auftauchen, welche die ununterbrochene Anwesenheit eines Bevollmächtigten ersten Ranges nötig machten, meine künftige Tätigkeit in Madrid würde sich, wenigstens auf einige Zeit hinaus, auf ruhige Beobachtung und den Genuß einer bequemen und distinguierten Stellung mit „vornehmer Muße" beschränken, welche mir in Anbetracht der Zustände in Amerika eher drückend als angenehm sei; ich würde von ernsten Zweifeln gequält über die allgemeine Entwicklung unserer Aussichten, wünschte dringend, um diese Zweifel zu heben, nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren, und bitte deshalb um Urlaub, und wenn dieser mir aus irgendeinem Grunde nicht erteilt werden könne, um die Enthebung vom Amte.

Aus Loyalität gegen meinen unmittelbaren Chef schickte ich diesen Brief an Seward mit der Bitte, ihn dem Präsidenten zu überreichen.

Während ich auf Antwort von Präsident Lincoln wartete, wurden wir plötzlich durch die Nachricht erschreckt, daß ein Kriegsschiff der Vereinigten Staaten, die „San Jacinto", Kapitän Wilkes, im Bahamakanal den britischen Postdampfer „Trent" angehalten und mit Gewalt zwei Abgesandte der Südländer, Mason und Slidell, gefangen genommen und entführt habe. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten, so hieß es, sei über diese kühne Tat in einem Rausch der

Begeisterung, die Regierung und das Volk Englands hingegen kochten vor Wut über diese Verletzung des Völkerrechts und fordere augenblicklich Genugtuung. Der nächste Tag brachte uns weiteren Bericht, daß die britische Regierung tatsächlich im Begriff sei, Truppen nach Kanada zu schicken und andere Vorbereitungen für einen Krieg mit den Vereinigten Staaten zu treffen. Augenscheinlich hatte die „Trent"=Affäre eine öffentliche Kundgebung in England verursacht, die in hohem Maße dazu angetan war, die Freunde der Konföderation in ihrem Bestreben zu stärken, für den südlichen Staatenbund die Anerkennung und ein aktives Einschreiten von Großbritannien und Frankreich zu erlangen.

Ich konnte kaum einen Freudenschrei unterdrücken, als endlich die Antwort vom Präsidenten und vom Auswärtigen Amt kam und mir meine Bitte um Urlaub gewährte. Meine Reisevorbereitungen waren schnell gemacht. Da meine Familie sich in Hamburg aufhielt, wünschte ich sie dort abzuholen, um sie mit mir auf einem Hamburger Schiff nach Amerika zurückzunehmen. Zu diesem Zweck mußte ich über preußisches Gebiet reisen. Ich besuchte den preußischen Gesandten Graf Galen, um ihm mitzuteilen, daß ich nach Hamburg zu reisen wünsche, und ihn zu fragen, ob ich wohl, ohne bemerkt zu werden, preußisches Gebiet durchqueren könne. Er hatte keinen Zweifel, daß das sehr leicht zu machen wäre, aber um mich zufrieden zu stellen, wollte er noch bei seiner Regierung anfragen. Die Antwort kam sogleich, daß allen betreffenden Beamten Instruktion erteilt werden sollte, mir auf meiner Reise jede gewünschte Erleichterung zu gewähren. Ich richtete meine Reise so ein, daß ich nach Dunkelwerden über die preußische Grenze fuhr, während der Nacht bei Köln den Rhein passierte und Hamburg am nächsten Vormittag erreichte. Als ich die preußische Grenze berührte, stellte sich mir ein höherer Steuerbeamter vor, ließ mein Gepäck uneröffnet und erkundigte sich nach meinen weiteren Wünschen. Meine Mitreisenden schienen sich über diese offiziellen Aufmerksamkeiten zu wundern und waren augenscheinlich begierig, zu erfahren, mit welcher distinguierten Persönlichkeit sie die Ehre hatten, zusammen zu fahren. Ich befriedigte ihre Neugierde nicht.

So hatte sich meine Wiederkehr ins Vaterland auf die bescheidenste Weise und ohne Sang und Klang vollzogen. Ich war noch völlig wach, als der Zug in den Bahnhof von Köln einlief, und konnte den Kirchenglocken lauschen, deren Klang mir aus meinen Jugendjahren so vertraut war. Und als wir dann über den geliebten alten Rhein fuhren, hörte ich seine Wasser im Dunkeln rauschen.

Früh im Januar schiffte ich mich mit meiner Familie auf dem Dampfer „Bavaria" ein, einem Hamburger Schiff von 2500—3000 Tonnen, das jetzt als ziemlich klein gelten würde, damals aber von gewöhnlicher Größe war.

Wir hatten eine entsetzliche Reise. Von Anfang an hinderten starke Gegenwinde und eine schwere See unser Weiterkommen; über uns drohte ein dunkler Himmel. In einiger Entfernung östlich von den Neufundlandbänken brach ein Orkan über uns herein, welcher sechs Tage und Nächte dauerte; es blies erst aus einer Richtung, dann aus der anderen, und manchmal schien der Wind gleichzeitig aus allen Himmelsgegenden zu kommen. Die Wellen donnerten mit furchtbarer Gewalt gegen die Schiffswände, sie rissen alle Relings, alle Rettungsböte, alle Deckhäuser fort und brachen schließlich die Deckfenster ein, die Kajüte mit Wasser überschwemmend. Eines Nachts ergoß sich eine so große Wasserflut in die Schornsteine, daß die Gefahr nahe lag, das Feuer möchte ausgelöscht werden. Wir erfuhren auch später, daß der Oberingenieur, als der Raum sich mit Dampf füllte, die Axt in der einen Hand und die Pistole in der anderen, die Feuerleute zu ihrer Pflicht zwingen mußte. Während der ersten Nacht des Orkans hatte ich ein Erlebnis, dessen Eindruck ich bis heute nicht vergessen habe. Jeder, der schwere Stürme zur See durchgemacht hat, wird sich erinnern, daß manchmal das vom Sturm geschüttelte Schiff für einen Augenblick auf dem Kamm einer Riesenwelle still zu halten scheint, ehe es sich in den gähnenden Abgrund stürzt. Es kommt dann ein Moment — aber nur ein Moment — zitternder, drohender Stille, der merkwürdig mit dem entsetzlichen Aufruhr, der ihm voranging und der ihm unausbleiblich folgen wird, in Widerspruch steht. In jener schrecklichen ersten Nacht, als wir soeben gehört hatten, daß die See vier Matrosen

über Bord geschwemmt hätte, trat ein solcher ungewöhnlich langer Augenblick der Stille ein, vielleicht nur zwei oder drei Sekunden. In dieser Stille hörte ich deutlich, wie jemand, wahrscheinlich einer der Stewards, ganz ruhig vor meiner Tür Stiefel putzte. Daß jemand während dieses entsetzlichen Aufruhrs der Elemente, die uns alle im nächsten Momente zu verschlingen drohten, so ruhig eine einfache, alltägliche kleine Pflicht erfüllte, wirkte auf mich wie ein Zauber. Ich fühlte danach, daß uns nichts begegnen würde, und schämte mich gründlich jeder Furcht.

Nachdem der Sturm sich gelegt hatte, wurde das Wetter sehr kalt, und das ganze Schiff war bald mit einer dicken Eiskruste überzogen. Es machte fast einen gespensterhaften Eindruck, als es in den Hafen von New York einfuhr. Wir waren, wenn ich mich recht erinnere, 23 Tage von Southampton unterwegs gewesen. In späteren Jahren habe ich dann und wann auf Hamburger Schiffen Offiziere getroffen, die diese böse Reise auf der „Bavaria" mitgemacht hatten, und die mir zustimmten, daß es beinahe das schlimmste Unwetter gewesen sei, das ein Seemann durchmachen und überleben konnte.

Von New York eilte ich sogleich nach Washington, wo ich mich zuerst bei Seward im Auswärtigen Amte meldete. Da einige fremde Diplomaten dem Minister ihre Aufwartung machen wollten, brachen wir unsere Unterhaltung jedoch ab, um sie zu einer günstigeren Zeit fortzusetzen. Ich ging dann zu Lincoln in das Weiße Haus, und er empfing mich mit seiner gewohnten Herzlichkeit.

Nach den ersten Willkommensworten drehte sich die Unterhaltung um die wahren Gründe für meine Rückkehr. Ich wiederholte Lincoln im wesentlichen den Inhalt meiner Depesche vom 18. September. Es schien mir nicht passend, ihn zu fragen, ob er jemals diese Depesche gesehen hätte, denn er erwähnte es auch nicht. Er hörte mir jedoch mit größter Aufmerksamkeit, ja wie mir schien, mit einiger Spannung zu, ohne mich zu unterbrechen. Ich sprach noch mit ihm, als die Tür aufging und Sewards Kopf in der Türspalte erschien. „Verzeihen Sie, Seward," sagte Lincoln „entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich habe etwas mit diesem Herrn zu besprechen." Seward zog sich ohne eine Wort zurück. Mir

ist diese Szene noch deutlich gegenwärtig. Nach einer kurzen Unterbrechung setzte ich meinen Bericht fort, und als ich zu Ende war, saß Lincoln eine Minute in Gedanken versunken. Endlich sagte er: „Sie mögen recht haben. Ja, Sie haben wahrscheinlich recht. Ich habe denselben Gedanken gehabt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß eine europäische Macht es wagen würde, die südliche Konföderation anzuerkennen und ihr beizustehen, wenn darüber erst volle Klarheit besteht, daß die Konföderation die Sache der Sklaverei und die Union die Sache der Freiheit vertritt." Dann erklärte er mir, daß eine ausgesprochene Antisklavereipolitik zwar die Gefahr von außen beseitigen und somit zur Erhaltung der Union beitragen würde, ja, daß sie in dieser Beziehung vielleicht sogar zur Erhaltung der Union notwendig sei und demnächst auch ihre Notwendigkeit anerkannt werden würde. Er sei jedoch noch im Zweifel, ob im eigenen Lande die öffentliche Meinung bereits genügend darauf vorbereitet sei. Ihm war darum zu tun, die ganze Kraft des Nordens und die Unionsfreunde im Süden, besonders in den sogenannten Grenzstaaten, in dem Kriege für die Union zu vereinigen und zusammenzuhalten. Würde nicht vielleicht die Parole „Abolitionskrieg", die durch eine so ausgesprochene Antisklavereipolitik herausgefordert wurde, dazu beitragen, diese Kräfte auseinanderzureißen und somit der Sache der Union zu schaden? Dieser Zweifel beunruhigte ihn sehr. Er forderte mich auf, mich etwas umzusehen und umzuhören und ihm in einigen Tagen die gewonnenen Eindrücke zu berichten. Dann fügte er noch hinzu, wie sehr ihn meine Depeschen über die Zustände und die hervorragenden Männer in Spanien interessiert und wie er sich gefreut hätte, von Seward zu erfahren, daß es mir bei den „Dons" gut gegangen wäre. So trennten wir uns.

Die allgemeine Lage in der Union war zu Anfang des Jahres 1862 nicht sehr ermutigend. Der Sturm, den die „Trent"-Angelegenheit heraufbeschworen, hatte sich wieder gelegt. Die Regierung hatte die Notwendigkeit erkannt, die Abgeordneten, welche man von der „Trent" entführt hatte, wieder auszuliefern, um noch zeitig ein drohendes Zerwürfnis mit England zu vermeiden. Was die Triebfedern hierfür betrifft, so ist es mir immer erschienen, als sei Sewards

Begründung in seiner berühmten Depesche über dieses Thema, in der er die Auslieferung der Abgesandten auf einen technischen Grund zurückführte, viel weniger überzeugend, würdevoll und ehrenhaft, als der höhere Gesichtspunkt, den Sumner in seiner Rede im Senat einnahm. Sumner nämlich erkannte ruhig an, die Auslieferung der Gefangenen erfolge in Anerkennung der völkerrechtlichen Grundsätze über die Behandlung neutraler Schiffe durch die Kriegführenden, Grundsätze, welche diese Republik immer, insbesondere britischen Ansprüchen gegenüber, vertreten hätte. Aber wenn so auch ein tatsächlicher Kampf vermieden wurde, es blieb doch ein gereiztes Gefühl zwischen den beiden Nationen zurück, ein Gefühl der Enttäuschung bei vielen Engländern, daß „die Unverschämtheit" eines amerikanischen Schiffes, das einen britischen Postdampfer anzuhalten gewagt, nicht bestraft worden sei, und ein Gefühl der Empfindlichkeit bei vielen Amerikanern, weil England uns in unserer Stunde der Not brutal herausgefordert hatte und wir dieser „Anmaßung" uns fügen mußten.

Ich unterhielt mich um diese Zeit öfter mit Senator Sumner. Seine Persönlichkeit übte eine starke Anziehungskraft auf mich aus. Er war sehr verschieden von allen Männern im öffentlichen Leben, die ihn umgaben, ebenso wie Lincoln, nur in ganz entgegengesetzter Weise. Lincoln, von der niedrigsten gesellschaftlichen Stufe emporgestiegen, hatte sich von der rohesten plebejischen Umgebung durch sein hohes moralisches Gefühl und seine geistigen Fähigkeiten zu einer erstaunlichen Höhe des Seelenadels und der staatsmännischen Führerschaft emporgeschwungen. Er war das ideale Erzeugnis des amerikanischen Bodens, dem das demokratische Prinzip wie ein einfaches Naturgesetz erschien. Sumner, ein geborener Puritaner, von Instinkt und Bildung ein Aristokrat, ein Demokrat durch Studium und Überlegung, ein Revolutionär durch die doktrinäre Wucht seines Willens, der Welt um jeden Preis seine Prinzipien aufzuzwingen. Viele glaubten, daß diese beiden Männer wegen ihrer wesentlichen Verschiedenheit unmöglich zusammen arbeiten könnten. Im ganzen gelang es ihnen aber doch, da sie trotz ihrer in vielen Punkten abweichenden Ansichten gegenseitig an ihre Aufrichtigkeit glaubten.

Sumner war ein Doktrinär von Charakter, ein aufgeklärter Doktrinär aber ein unbiegsamer, und zu keinem Vergleiche bereit. Seine Begriffe von Recht und Unrecht waren unerschütterlich, und als ihn jemand fragte, ob er jemals die andere Seite der Sklavereifrage betrachtet hätte, antwortete er: „Es gibt keine andere Seite". Keine Antwort hätte bezeichnender sein können. Er war nicht abgeneigt, die andere Seite einer solchen Frage zu erkennen, er war einfach unfähig dazu. Die Bestimmtheit seiner Überzeugungen war so stark, ich möchte sagen, so kriegerisch, daß es ihm schwer wurde, zu verstehen, wie jemand ernstlich „die andere Seite" betrachten könnte, ohne durch eine moralische Zweideutigkeit irregeführt zu sein. Er sagte von einem alten und bewährten Freunde, der eine zuwartende Politik mit dem Süden nach Lincolns Wahl begünstigt hatte: „Ich glaube jedoch, daß er ehrlich ist", aber er sagte es auf solche Weise, daß man sehen konnte, welche Überwindung es ihm gekostet hatte, zu diesem Schluß zu kommen.

Lincoln war ihm ein beständiges Rätsel. Er sprach mir oft von den klugen und weisen Dingen, die Lincoln ihm gesagt hätte, und dann wieder von Aussprüchen, die ihm unverständlich waren und ihm nicht im Einklang zu stehen schienen mit den ernsten Aufgaben, die vor uns lagen. Da er selbst keinen Sinn für Humor besaß, so verstand Sumner selten — ich möchte sagen fast nie — die Pointen der drolligen Anekdoten und Bilder, mit denen Lincoln seine Deduktionen, wie mit einem Blitzlicht zu beleuchten liebte. Sumner zitierte nicht selten solche Aussprüche Lincolns und fragte mich dann mit einer Art unschuldiger Verwirrung, ob ich wohl erraten könnte, was der Präsident damit gemeint haben möchte. Für Sumner war der Hauptzweck des Krieges die Abschaffung der Sklaverei. Er hatte sein ganzes Leben lang für den Frieden im weitesten Sinne gewirkt. Seine große Rede vom 4. Juli 1846 über „die wahre Größe der Nationen", die ihn zuerst allgemein bekannt machte, war ein Lobgesang auf den allgemeinen Frieden gewesen. Er hatte darin als seine Grunddoktrin verkündet, daß es „in unserem Zeitalter keinen Frieden, der nicht ehrenhaft, und keinen Krieg, der nicht unehrenhaft sei, geben könne".

So mußte er, um in dem Bürgerkriege der Regierung beistehen zu können, mit seinem Gewissen ein Kompromiß schließen, und das tat er, indem er sich sagte, daß es ein Krieg sei zur Aufhebung der Sklaverei, welche für ihn der Inbegriff aller Ungerechtigkeit war. Nur darum, weil durch ihn ein Übel ausgerottet würde, das noch größer war als der Krieg selbst, konnte dieser Krieg gerechtfertigt werden. So machte ihn auch alles ungeduldig, was diesen höchsten Zweck beeinträchtigen oder seine Verwirklichung verzögern konnte. Diese Ungeduld war es, die ihn manchmal die Gründe unterschätzen ließ, welche Lincoln für die „Saumseligkeit" der Regierung, die Antisklavereipolitik zu proklamieren, vorbrachte. Er war bitterlich enttäuscht, als der Präsident es notwendig fand, die Emanzipationsbefehle von General Fremont und General Hunter zu verwerfen, um die Gefühle der Kriegsdemokraten und der Unionsleute in den sogenannten Grenzstaaten nicht zu verletzen. Er verlor aber nicht sein Vertrauen in den Mann, der gesagt hatte: „Wenn die Sklaverei nicht unrecht ist, dann ist nichts unrecht", und mit unermüdlicher Ausdauer versuchte er den Präsidenten zu entscheidenden Maßregeln und sofortigem Handeln anzufeuern. Lincoln wehrte sein Drängen ab, indem er sagte: „Sumner, Sie sind mir nur sechs Wochen voraus". Sumner versuchte zu beweisen, daß die Befreiung der Sklaven eine einfache Notwendigkeit sei, um die Rebellion niederzuwerfen, und Lincoln antwortete, daß auch er die Notwendigkeit voraussähe, daß er aber, um alle unsere Kraft zusammenzuhalten, warten müsse, bis auch die, auf deren Hilfe er angewiesen sei, diese Notwendigkeit erkennten. Öfters sah ich Sumner unruhig in seinem Zimmer auf und ab gehen und mit erhobenen Händen ausrufen: „Ich hoffe, daß der Präsident recht hat, indem er so lange säumt, aber ich fürchte, ja, ich bin beinahe sicher, daß er nicht recht hat. Ich baue auf seine Treue, aber ich kann ihn nicht verstehen!"

Was mich betraf, so fühlte ich mit Sumner, aber gleichzeitig lernte ich Lincoln immer besser verstehen. Er war völlig aufrichtig, wenn er sagte, daß er als Haupt der Regierung es als wichtigsten Zweck betrachten müsse, die Union zu retten, sei es nun mit oder ohne Unterdrückung der Sklaverei. Er war ebenso aufrichtig davon

überzeugt, daß die Aufhebung der Sklaverei notwendig sei zur Erhaltung der Union, ganz abgesehen davon, daß sie an und für sich eine Pflicht war. Indem er einsah, wie die Notwendigkeit der Sklavenbefreiung immer näher heranrückte, wünschte er im Interesse der Schwarzen sowohl wie der Weißen, daß diese Befreiung allmählich erfolge, soweit das unter den obwaltenden Umständen möglich war. Er würde auch nicht vor einer plötzlichen Befreiung zurückschrecken, wenn die Umstände sich so gestalteten, daß keine andere Wahl blieb. Er wollte aber den entscheidenden Schritt solange aufschieben, bis er keine Gefahr mehr liefe, die verschiedenen Elemente, welche im Kampfe für die Union zusammenwirkten, dadurch auseinanderzureißen. Er meinte, wenn wir im Kampf unterlägen, so würde ein Erlaß zur Befreiung der Sklaven wirken wie die Bulle des Papstes gegen den Kometen. Diese Schlußfolgerung war unzweifelhaft richtig, aber sie verursachte Verzögerungen, welche den ungeduldigeren Sklavereigegnern kaum erträglich schienen. Ich muß zugeben, daß ich selbst zu dieser Klasse gehörte und daß ich nicht ganz die Weisheit dieser vorsichtigen Politik anerkannte, bis sie Früchte getragen hatte. Da ich aber besser als Sumner die formlose, leichtlebigere Art kannte, mit der Männer der westlichen Staaten, besonders diejenigen, welche ihren Weg von unten herauf gemacht hatten, ihre Gedanken und Gefühle ausdrücken, so war ich weniger als Sumner beunruhigt durch das, was ihm in Lincolns Äußerungen zuweilen als ein Mangel an Ernst oder als eine leichtherzige Auffassung wichtiger Dinge erschien. So wurde Sumners Vertrauen in Lincolns Charakter und Prinzipien oft auf eine harte Probe gestellt.

Lincoln hatte großen Respekt vor den überlegenen Kenntnissen und der höheren Bildung anderer Menschen. Sie flößten ihm aber keine Ehrfurcht ein. Er scheute sich in der Tat vor niemandem und vor nichts, in dem Sinne, daß er eine scheinbare Überlegenheit anerkannte, die ihn gezwungen hätte, im geringsten die Unabhängigkeit seines Urteils oder seines Willens aufzugeben. Er wäre dem größten Manne der Welt — dem größten, was geistige Fähigkeiten oder was Stellung oder Macht anbetraf — mit gänzlicher Unbefangenheit

entgegengetreten, als wenn er sein ganzes Leben mit solchen Menschen zu tun gehabt hätte. Als er sein Kabinett bildete, wählte er die ersten Anführer seiner Partei, die um diese Zeit wohl als die ersten Leute im Lande gelten konnten, ohne das geringste Bedenken, daß ihr Ansehen oder ihre Fähigkeiten ihn in den Schatten stellen möchten. Er erkannte immer das Verdienst anderer an, ohne jegliche Furcht, dabei sein eigenes einzubüßen.

Das Urteil oder den Rat keines noch so hochgestellten Menschen schätzte er nach anderem Maßstabe, als nach dem wahren Wert, den er ihm selbst beilegte. Keine Frage von noch so ernster Bedeutung hätte seinen Geist verwirren können; war sie auch noch so groß und wichtig, er beurteilte sie nach den Regeln gewöhnlicher Logik und des gesunden Menschenverstandes. Er begegnete daher großen Staatsmännern und Leuten mit imposanten Titeln mit vollständig natürlicher, ungekünstelter Selbstachtung, wie seinesgleichen. Er betrachtete die großen Staatsangelegenheiten wie einfache Geschäftssachen, die er als Berufspflichten behandeln mußte, und er liebte es, diese Angelegenheiten mit seinen Freunden in einfacher, ungezwungener Sprache zu beraten. Auch die ernsten Fragen erheiterte er mit seinem Humor, obgleich die Prinzipien und die Sympathien, nach denen er sie behandelte, tief und fest in seinem Geist und in seinem Herzen wurzelten,

Man kann sagen, daß, wenn es keinen Mann gab, dessen Meinungen mehr seine ganz persönlichen waren, es auch niemand gab, der empfänglicher war für aufrichtigen Rat oder toleranter gegen abweichende Kritik. Ich habe Männer in Stellungen von großem Einfluß im öffentlichen Leben gekannt, die jede Mißbilligung ihrer Handlungsweise oder ihrer Äußerungen als persönliche Beleidigung betrachteten und jeden Gegner als einen Feind ansahen. Nichts hätte Lincolns Gefühls- und Denkweise ferner liegen können, als eine noch so große Meinungsverschiedenheit zwischen sich und einem Manne, den er sonst für aufrichtig hielt, übel zu nehmen. Wenn er mißverstanden oder angegriffen wurde, so forderte er den Betreffenden zu einem freundlichen Austausch der Ansichten und Meinungen auf, anstatt ihn von seinem Verkehr auszuschließen. War dann keine

Übereinstimmung in den Ansichten zu erreichen, so erreichte er wenigstens das freundliche Einverständnis, bei den abweichenden Meinungen ohne Bitterkeit zu verharren. Die Geduld, mit welcher Lincoln die oft sehr ungerechte Kritik anhörte, wurde bald bekannt und sehr oft auf die Probe gestellt, ohne die Güte seines Herzens zu beeinträchtigen oder seine Gemütsruhe zu stören. Ich habe auch bei der einen oder anderen Gelegenheit mich solcher Kritik schuldig gemacht, und ich werde im Laufe meiner Erzählung die charakteristische Art mitteilen, mit welcher er mich dann behandelte.

Zur Zeit, von der ich spreche, war Charles Sumner wohl derjenige unter Lincolns regelmäßigen Besuchern, der am schwersten zufrieden zu stellen war, weil die beiden Männer mit gleicher Aufrichtigkeit die große Frage des Tages von zwei so verschiedenen Gesichtspunkten betrachteten. Lincoln schätzte Sumner als das ausgesprochene Gewissen der fortgeschrittenen Antisklavereivertreter, deren Vertrauen und Mitwirkung im gemeinsamen Kampfe ihm von höchster Bedeutung war. Während es all seiner Standhaftigkeit bedurfte, Sumners Drängen zu ertragen, widersetzte sich Lincoln doch nicht Sumners öffentlicher Agitation für eine sofortige Emanzipationspolitik, obgleich sie nicht mit den Maßregeln der Regierung übereinstimmte; er begünstigte im Gegenteil alles was das Volk für die kommenden Entwicklungen vorbereiten konnte.

Überdies hatte Sumner der Regierung gerade jetzt einen großen Dienst erwiesen, den nur er mit demselben Nachdruck leisten konnte. Ich habe bereits die Aufregung erwähnt, welche durch die sogenannte „patriotische und heldenhafte Tat“ von Kapitän Wilkes im amerikanischen Volk hervorgerufen wurde. Die allgemeine Stimmung war eine so aufgeregte, daß es schien, als wenn niemand die Auslieferung der gefangenen südlichen Abgesandten anraten könnte, ohne unter einer Lawine öffentlicher Verachtung begraben zu werden. Sumner aber blieb kühl; sobald er hörte, was sich zugetragen hatte, sagte er: „Wir müssen die Gefangenen aufgeben“. Er sagte dies, ehe er noch gehört hatte, welchen Eindruck die Nachricht dieses Ereignisses in England gemacht hatte, er sprach nur als internationaler Jurist, der an den Grundsätzen in bezug auf die

Rechte Neutraler festhält. Er eilte nach Washington, um seine Ansichten der Regierung zu unterbreiten. Dort wurde er aufgefordert, an den Sitzungen des Kabinetts teilzunehmen, als man über die Stellungnahme unserer Regierung beriet und die Briefe von seinen Freunden aus England — Leuten, die zu den treuesten Anhängern der Union zählten — gaben seinem Rat ein besonderes Gewicht. Die Auslieferung der gefangenen südlichen Abgesandten beschwor einen Sturm öffentlicher Entrüstung von ungewöhnlicher Heftigkeit herauf. Niemand war so dazu befähigt, die Wogen dieser Aufregung zu beschwichtigen, wie Sumner, und niemand trug soviel dazu bei wie er. Er hatte den Ruf eines Radikalen, eines Anhängers extremster Anschauungen, eines Mannes, dessen Gefühl für Recht und Ehre gegen alle Macht der Welt unerschütterlich gefeit war. Wenn ein solcher Mann auftrat und erklärte, daß nach seiner Auffassung von Recht und Gerechtigkeit die Regierung nur das getan habe, was ihre Pflicht gebot, so konnte jeder Freund der Freiheit, auch der ausgesprochenste, zufrieden sein. Sumner gab diese Erklärung vor dem Senat in so überzeugender und stolzer Weise, daß die letzten widersprechenden Stimmen zum Schweigen gebracht wurden und die verhängnisvolle „Trent"-Affäre friedlich begraben werden konnte. Sie hat nicht, wie allgemein befürchtet wurde, einen Krieg mit England verursacht und nicht einmal die Beziehungen zwischen der Regierung und dem Volke beeinflußt.

Die Gefahr fremder Einmischung war jedoch noch keineswegs vorüber, denn Louis Napoleon, der sich in sein gefährliches mexikanisches Unternehmen gestürzt hatte, ließ kein Mittel unversucht, England in eine dem Süden günstige Politik zu verstricken. Unsere Lage zu Hause war auch nichts weniger als vertrauenerweckend. Wir hatten allerdings auf dem westlichen Schauplatze militärischer Tätigkeit einige Vorteile errungen, und die Einnahme der Festungen Henry und Donelson durch General Grant hatte uns die Wege zu Wasser in das Herz von Tennessee eröffnet und großen Jubel beim Volke hervorgerufen. Die politische Schacherei von Simon Cameron im Kriegsamt wurde durch die feurige Energie von Stanton ersetzt.

Die Armee des Potomac unter General McClellan lag aber untätig, wie eine leblose Masse, vor der Stadt Washington. Der Glanz der Lorbeeren, welche der General früher bei seinen Erfolgen in Virginia geerntet hatte, wurde in der Schätzung des Volkes bedeutend getrübt. Der Kongreß mühte sich ab, Geld für die laufenden Ausgaben des Krieges zu beschaffen, denn die Kosten wuchsen zu einer erschreckenden Höhe. Unter dem Druck dieser Notwendigkeit wurde das unheilvolle Papiergeldgesetz erlassen, das in den Entwicklungen späterer Jahre eine so böse Rolle spielen sollte. Das waren aber noch nicht die einzigen Schwierigkeiten, die nachdenklichen Gemütern Sorge machten. Die Regierung erließ unter dem Druck der Lage Erklärungen, die dem Geist der Grundprinzipien verfassungsmäßiger Freiheit arg widersprachen. Es wurden ohne gesetzliche Vollmacht und ohne Prozeß Leute verhaftet, die man im Verdacht hatte, dem Süden beizustehen. Das Recht des „Habeas Corpus" wurde aufgehoben, die Gerichte in der Ausübung ihrer Pflichten gehindert, alles unter dem Zwang der Verhältnisse. Zur Rettung der Republik führte man Unterdrückungs- und Vorsichtsmaßregeln ein, die in einen despotischen Staat passen mochten, in einer Demokratie aber einen üblen Klang hatten. Die Fälle solcher willkürlichen Überschreitungen der Machtvollkommenheit waren allerdings nicht zahlreich, aber sie genügten, um manchen ernsten Nordländer nachdenklich zu machen und in ihm den Wunsch zu erwecken, daß die Zustände, die solche Dinge möglich und in den Augen des gewöhnlichen Volkes sogar lobenswert machten, sich bald ändern möchten.

Unter den Abgeordneten, mit denen ich Gelegenheit hatte, mich zu unterhalten, fand ich die Republikaner meist darauf brennend, die Regierung möchte eine ausgesprochene Antisklavereipolitik befolgen. Es gab aber auch unter ihnen einige, die fürchteten, ihre Wähler wären noch nicht genügend vorbereitet, um den Krieg für die Union als einen Krieg für die Emanzipation der Sklaven anzuerkennen. In vielen Fällen waren sogar die Politiker vorsichtiger, als es die öffentliche Meinung in ihren Bezirken rechtfertigte. Ich reiste nach New York, um mich da, wohin der Einfluß der offi-

ziellen Atmospäre nicht mehr reichte, von dem Zustande der Volksstimmung zu überzeugen. Dort gewann ich den Eindruck, daß der Parteigeist sich nicht mehr so still verhalte, wie während der großen nationalen Erhebung vor meiner Abreise nach Spanien.

Einige demokratische Führer wandten wieder die alten Kraftausdrücke an, womit sie die machthabenden Abolitionisten kritisiert hatten. Andere Demokraten hingegen, die zum Schutze der Union ihrem patriotischen Impulse gefolgt waren, lösten sich allmählich von den alten Parteibanden und bekannten sich nun auch zu der Ansicht, daß die Sklaverei als Ursache des ganzen Unheils büßen und in dem Zusammenstoß untergehen müsse. Diese Gefühle hatten sich allgemein verbreitet, ausgenommen bei den eingefleischten unter ihnen. Meine Gesinnungsgenossen, die ich in New York aufsuchte, stimmten mit mir überein, daß die Zeit gekommen sei, eine entschiedene Bewegung für die Einführung der Sklavenemanzipation ins Leben zu rufen. Um diese Bewegung ins Werk zu setzen, organisierten wir eine „Emanzipationsgesellschaft" und trafen die Vorbereitungen für eine große öffentliche Versammlung, die am 6. März im Saal des Cooper Institute tagen sollte.

Ich kehrte nach Washington zurück und meldete mich sogleich bei Lincoln, um ihm zu berichten, was ich gesehen und gehört und was ich mit meinen Freunden verabredet hatte.

„Gut", sagte er, „gut; in dieser Versammlung werden Sie eine Rede halten?"

„Ja."

„Sehr wohl, dann gehen Sie schleunigst nach Hause und überlegen Sie sich, was sie sagen wollen. Tun Sie das sobald als möglich, und wenn Sie fertig sind, zeigen Sie mir, was Sie geschrieben haben, und wir werden es zusammen besprechen."

Ich ging unverzüglich ans Werk. In einer Ansprache an das amerikanische Volk konnte ich nicht dieselben Argumente gebrauchen, die ich in meinen Depeschen an die Regierung angewandt hatte. Ich verfolgte daher einen ganz anderen Gedankengang, der nicht weniger auf Wahrheit beruhte, aber von einem anderen Gesichtspunkte ausging. Ich widerlegte die übersanguinischen Erwartungen

eines baldigen Zusammenbrechens der südlichen Kriegsmacht, prophezeite einen anstrengenden und langen Kampf, der allerdings schließlich die Rebellion unterdrücken und hilflos zu unsern Füßen zwingen würde. Aber das würde nicht schnell geschehen können. Und diese Niederlage der Rebellion war nicht unser einziges Streben. Darüber hinaus ragte als Ziel die Wiederherstellung der Vereinigten Staaten, der nationalen, auf lokaler Selbstregierung gegründeten Republik. Um das zu erreichen, würde nicht nur die militärische Wiedereroberung der abtrünnigen Staaten nötig sein, nicht nur ihre Wiedervereinigung mit uns durch Gewalt, wie sie bei despotischen Regierungen angewandt wird, sondern eine Wiederbelebung des Loyalitätsgefühls, ohne welches keine Union unter demokratischer Verwaltung bestehen könnte. Unzweifelhaft war der Wunsch einer Auflösung der Union und die daraus entspringende Sezessionsbewegung im Süden auf die Existenz der Sklaverei zurückzuführen, eine rechtliche Einrichtung, die sich nicht mit unseren demokratischen Prinzipien vertragen und nur fortbestehen konnte, wenn sie von der Übermacht getragen war. Wenn wir daher eine Wiederherstellung und Erhaltung der Union unter demokratischer Regierungsform ins Auge faßten, so mußte die Bevölkerung des Südens unter den Einfluß von Verhältnissen gebracht werden, die ihre Loyalität für die Union und für demokratische Prinzipien von neuem erwecken und zum Lebensprinzip machen würden. Mit anderen Worten, die Ursache all dieses Unheils, die Sklaverei, mußte aufhören, ihre Wünsche und Bestrebungen zu beherrschen. Die Sklaverei würde aber ihre Herrschaft behaupten, so lange sie existierte; sie müßte daher aufhören zu bestehen. Als einleitende Maßnahmen schlug ich vor: 1. Die Aufhebung der Sklaverei im Distrikt von Columbia und überall, wo die Bundesregierung unmittelbare Autorität besaß. 2. Die Konfiskation und damit die Befreiung aller Sklaven, deren Besitzer an der Rebellion beteiligt waren. 3. Das Anerbieten einer angemessenen Entschädigung für diejenigen Sklavereistaaten und Sklavenhalter, die der Regierung treu geblieben waren und sich über einen Modus der Sklavenbefreiung einigen würden. Diesen Beschlüssen sollten solche Maßregeln folgen, die notwendig waren, die Wiederherstellung der Sklaverei unmög-

lich zu machen und den Südländern alle Hoffnung auf ihre Wiederherstellung zu nehmen. Ich führte alle Einwände an, die gewöhnlich gegen einen solchen Plan gemacht wurden, und schloß mit einem Appell an den gesunden Menschenverstand und Patriotismus, das Ehr- und Gerechtigkeitsgefühl des amerikanischen Volkes.

Den Entwurf meiner Rede, welche in der gedruckten Ausgabe den Titel trägt „Aussöhnung und Befreiung", brachte ich Lincoln, und er bat mich, ihn vorzulesen. Als ich geendet hatte, sagte er: „Ich rate Ihnen, diese Rede jetzt bei Ihrer Versammlung am 6. März zu halten, und vielleicht werden Sie noch am selben Tage etwas von mir zu hören bekommen."

Unsere Versammlung im Cooper Institute gestaltete sich zu einer überwältigenden Kundgebung des Volkes. Der große Saal war gedrängt voll von einem Publikum, das alle Gesellschaftsklassen repräsentierte. Viele der hervorragendsten Männer von New York saßen auf der Tribüne. Jede Anspielung auf die Sklavenbefreiung als eine notwendige Maßregel zur Erhaltung der Union, als moralische Erlösung wurde mit einem Ausbruch warmer Begeisterung begrüßt. Es machte sich ein fast religiöses Feuer bei den ganzen Verhandlungen bemerkbar, ein Geist, der auch zuletzt die große Versammlung trieb, vor dem Aufbruch das alte Kirchenlied „Old Hundred" anzustimmen. Während die Redner noch sprachen, wurde plötzlich, von Horace Greeley, wenn ich mich recht erinnere, die Ankunft einer Depesche aus Washington angekündigt, die das Publikum sehr interessieren würde. Diese Depesche benachrichtigte uns, daß Lincoln an demselben Tage, am 6. März, eine besondere Botschaft an den Kongreß geschickt habe, in welcher er um eine gemeinsame Resolution beider Häuser folgenden Inhalts bat: „Daß die Vereinigten Staaten jeden Einzelstaat, der die allmähliche Aufhebung der Sklaverei beschließe, durch Geldmittel unterstützen und ihn dadurch in den Stand setzen solle, die aus solcher Veränderung erwachsenden Ungelegenheiten privater und öffentlicher Art nach seinem Gutdünken zu mindern."

Diese Ankündigung wurde von der ganzen Versammlung mit überschwänglicher Begeisterung aufgenommen. Jeder fühlte, daß,

obgleich der vorgeschlagene Beschluß im höchsten Grade vorsichtig abgefaßt war, er doch das tatsächliche Verhältnis zwischen der Sklaverei und dem Kriege anzeigte. Die Abschaffung der Sklaverei durch das Mittel einer Entschädigung wurde hier unverkennbar als eine Friedens- und Wiedervereinigungsmaßregel angedeutet. Wenn die Sklavereistaaten sie zurückwiesen, mußten sie die Folgen tragen. Die weitere Auseinandersetzung, welche den Beschluß des Präsidenten begründete, lautete folgendermaßen: „Nach meinem Dafürhalten wäre eine allmähliche, nicht eine plötzliche Befreiung der Sklaven für alle Beteiligten besser. Ein solcher Vorschlag der Bundesregierung soll nicht ihr Recht begründen, in die Gesetzgebung des Einzelstaates ihrerseits einzugreifen, da sie die Bestimmung über die Sklaverei in jedem Falle dem Staate selbst und seinen Bewohnern überläßt. In meiner Jahresbotschaft vom letzten Dezember hielt ich es für angebracht, zu sagen: „„Die Union muß erhalten bleiben, und folglich müssen alle notwendigen Mittel zu diesem Zwecke angewandt werden.““ Ich habe das nicht in der Übereilung, sondern mit voller Überlegung ausgesprochen. Der Krieg ist ein unvermeidliches Mittel zu diesem Zwecke geworden und ist es noch jetzt. Eine tatsächliche Anerkennung der Bundesregierung würde den Krieg unnötig machen und sogleich beenden. Wenn jedoch die Auflehnung fortbesteht, muß auch der Krieg fortbestehen, und es ist unmöglich, alle Ereignisse, die damit zusammenhängen, und alle Zerstörungen, die ihm folgen müssen, vorauszusehen. Was unvermeidlich erscheint oder wirksam dazu zu dienen vermag, den Kampf zu beenden, muß und wird kommen."

Die Möglichkeiten oder vielmehr Wahrscheinlichkeiten für die Zukunft lagen also deutlich vor uns. Lincoln, von Natur konservativ, war vollständig im Ernst, als er davon sprach, die langsame Befreiung der Sklaven einer plötzlichen Änderung vorzuziehen, und als er bei verschiedenen Gelegenheiten den alten Plan, die befreiten Neger irgendwo außerhalb der Vereinigten Staaten zu kolonisieren, wieder vorbrachte. Er hielt diesen Plan für sehr wünschenswert. Da er selbst in einem Sklavenstaat geboren und in einem sklavenhaltenden Gemeinwesen aufgewachsen war, sah er vielleicht klarer als die meisten Gegner der Sklaverei voraus, welche Rassenkonflikte der

Emanzipation folgen würden, und er war bemüht, sie zu verhindern oder sie wenigstens einzuschränken. Der Gang der Ereignisse wirkte jedoch auf seine vorsichtige und konservative Politik ein und drängte ihn in eine radikalere Richtung. Der Kongreß nahm die vom Präsidenten vorgeschlagene Resolution an, doch keiner der sklavenhaltenden Staaten reagierte darauf. Somit war die letzte Gelegenheit, eine allmähliche Abschaffung der Sklaverei mittels Entschädigung der Besitzer einzuführen, verloren gegangen. Vor Ende April nahm der Kongreß ein Gesetz an, das die Sklaverei im Distrikt Columbia verbot. Der Brauch, die Sklaven, welche sich zu unseren Truppen flüchteten, den Eigentümern wieder auszuliefern, ein Brauch, den mehrere der Befehlshaber beibehalten hatten, hörte ganz auf. Die Zeit war nahe, da Abraham Lincoln, die Bedürfnisse des Krieges erkennend, dem großmütigen Impulse seines Herzens gehorchend, und unterstützt von der aufgeklärten Meinung seiner Mitbürger, die Verordnung für die allgemeine Befreiung der Sklaven erließ, welche seinen Namen in der Weltgeschichte vor allem anderen unsterblich macht.

Die Prophezeiung, daß die Proklamierung einer Politik, welche den Krieg für die Erhaltung der Union ausdrücklich zu einem Kriege gegen die Sklaverei stempelte, alle Gefahr fremder Einmischung zugunsten des Südens beseitigen werde, erfüllte sich glänzend. Allerdings wurden nicht alle diejenigen bekehrt, die aus geschäftlichen oder politischen Gründen die Spaltung der amerikanischen Union herbeiwünschten. Ihre Pläne und Bestrebungen wurden jedoch jeder Möglichkeit einer Erfüllung beraubt, trotz der wiederholten und entmutigenden Schicksalsschläge, welche die Union noch erleiden mußte und die unsere Sache manchmal hoffnungslos erscheinen ließen. Vergebens machte ein großer Teil der Aristokratie und der reichen Mittelklasse Englands seiner Abneigung und Eifersucht in Spott und Hohn Luft. Vergebens verkündeten Englands Staatsmänner — sogar Gladstone —, die Union könne niemals die Rebellion unterdrücken und der Krieg sei nur ein nutzloses und gewissenloses Blutvergießen. Vergebens verlachten die „Times" und in ihrem Gefolge andere englische Zeitungen die Logik der Emanzipationserklärungen welche Lincoln erließ, und

verurteilten sie als teuflische Aufstachelung zu einem Sklavenkriege. Die großen Massen des englischen Volkes erwachten, von der instinktiven Vorliebe für Freiheit bewegt, zur Erkenntnis der wahren Natur unseres Kampfes, und für sie sprachen viele Männer mit hoher moralischer Begeisterung. Aus „Exeter Hall" erscholl ein mächtiger Ruf für den amerikanischen Norden in seinem Kampf gegen die Sklaverei. Hunderte von öffentlichen Versammlungen wurden in ganz Großbritannien abgehalten, um gegen menschliche Knechtung begeistert sich auszusprechen. Es war, als ob Sewards Prophezeiung, daß die Emanzipation eine europäische Einmischung verursachen würde, um der Baumwollennot abzuhelfen, Lügen gestraft werden sollte, denn Tausende der darbenden Arbeiter von Lancashire kamen zusammen und verfaßten ein Schreiben an den Präsidenten Lincoln, in welchem sie ihre Teilnahme mit der Sache der Union aussprachen und ihm dankten für das, was er für die menschliche Freiheit getan hatte. Von da an hörte der Antisklaverei-Enthusiasmus im britischen Volk nicht mehr auf und sprach sich bei jeder Gelegenheit mit solcher Wucht aus, daß die eifrigsten Freunde der Südländer verdutzt und überwunden waren. Die Bewegung war so stark, daß die britische Regierung, wie auch ihre Sympathie sein mochte, es nicht gewagt haben würde, ihr zu trotzen.

Ich will nicht behaupten, daß England und Frankreich wirklich zugunsten der südlichen Konföderation eingeschritten wären, hätte die amerikanische Regierung dem Kriege nicht einen ausdrücklichen Antisklavereicharakter gegeben, es ist aber nicht ausgeschlossen. Sobald der Unionskrieg sich vor aller Welt zum Kriege gegen die Sklaverei gestaltet hatte, war die Einmischung fremder Mächte gegen die Union unmöglich geworden.

Zehntes Kapitel.

Drei Tage nach der Sklavenemanzipationsversammlung am 6. März kehrte ich nach Washington zurück und erstattete Präsident Lincoln meinen Bericht. Er war in sehr vergnügter Stimmung wegen eines Erfolges vom vorhergehenden Tage, nämlich des epochemachenden Seegefechts zwischen dem „Merrimac" und dem „Monitor" in Hampton Roads, wo zum ersten Male im Laufe der Weltgeschichte gepanzerte Kriegsschiffe ins Treffen kamen.

Noch am nächsten Tage, als ich Lincoln sprach, waren seine Gedanken so erfüllt von dem Geschehenen, daß es ihm offenbar große Freude machte, mir den ganzen Hergang zu erzählen. Zuerst das Eintreffen der unheilvollen Nachrichten, seine eigene Bestürzung und die seiner verschiedenen Minister über die schlimmen Aussichten und dann das allseitige Aufatmen der Erleichterung, als der Telegraph die Ankunft der kleinen „Käseschachtel" ankündigte, welche den feindlichen Goliath aus dem Felde schlug. Mit solcher Lebendigkeit schilderte er das alles, daß ich jahrelang geglaubt habe, selbst im Zimmer des Präsidenten zugegen gewesen zu sein, als die Depeschen nacheinander eintrafen. Eine genaue Prüfung der Umstände hat mich jedoch — zu meinem Bedauern, ich gestehe es — davon überzeugt, daß ich nicht an jenem denkwürdigen, sondern erst am folgenden Tage im Weißen Hause gewesen bin.

Es ist einer der vielen Fälle, welche das Bestreben in mir erweckt haben, beim Niederschreiben meiner Lebenserinnerungen die Bilder meines Gedächtnisses mit peinlicher Sorgfalt durch alles nur irgend erreichbare äußere Beweismaterial nachzuprüfen und richtigzustellen.

Ehe ich Lincoln verließ, berichtete ich ihm, so gut ich konnte, über die Emanzipationsversammlung am 6. März und über die all-

gemeine Lage in New York. Lincoln drückte seine Befriedigung über das Getane aus und sein Vertrauen, daß die weitere öffentliche Erörterung der Frage das Volk mit den unausbleiblichen Folgen der Fortsetzung des Krieges vertraut machen würde. Es erschien ihm nicht hoffnungslos, daß der Vorschlag, die Sklavenhalter zu entschädigen, welchen er den südlichen Staaten in seiner Botschaft vom 6. März gemacht hatte, wenigstens in einigen der Grenzstaaten günstig aufgenommen werden würde. Er hatte den Vorschlag durchaus in gutem Glauben gemacht; es war vielleicht der letzte, der überhaupt gemacht werden konnte, und wenn er zurückgewiesen wurde, trugen *sie* die Verantwortung. Ich erinnere mich des Ernstes, mit dem er dies sagte. Das lustige Augenblinzeln, mit dem er von der kleinen „Käseschachtel" erzählt hatte, war einem tiefernsten, schwermütigen Ausdruck gewichen, als er die Worte hinzufügte: „Und wie es auch komme, es *ist* eine furchtbare Verantwortung."

Sodann war von meinen eigenen Angelegenheiten die Rede. Ich sagte Lincoln nochmals, daß ich gern meine Stellung als Gesandter am spanischen Hofe aufgeben möchte; es sei mir ein unerträglicher Gedanke, ein behagliches und verhältnismäßig untätiges Leben zu führen, während die Republik um ihre Existenz kämpfte, und die meisten Leute meines Alters im Felde und auf gefahrvollen Posten ständen; ich möchte nun, wo unsere Beziehungen zu Spanien die denkbar günstigsten wären, und mein Amt, ihm über die öffentliche Meinung in Europa zu berichten und ihm in der Antisklavereibewegung hilfreich zur Seite zu stehen, erledigt wäre, ins Heer eintreten. Lincoln erwiderte, daß er sich ja erinnere, wie ungern ich im letzten Juni nach Europa gegangen sei, und daß ihm daher auch schon dieser Gedanke gekommen sei, und er ihn mit Seward besprochen habe. Dieser habe ihm gesagt, daß er mit meiner Amtsführung sehr zufrieden sei, daß ich mir eine vorzügliche Stellung bei der spanischen Regierung erworben habe, und daß er wünsche, daß ich nach Madrid zurückkehre. Ich solle mir die Sache doch noch acht bis vierzehn Tage oder noch länger überlegen und mit Seward selbst darüber sprechen. Dies konnte ich ihm selbstredend nicht abschlagen. Als ich Seward besuchte, war er freundlich, ja verbindlich, lud mich und

meine Frau zum Mittagessen ein und drang darauf, daß ich den Posten eines Gesandten nicht aufgeben sollte. Dies war mir eine große Genugtuung, da er ursprünglich aus begreiflichen Gründen gegen meine Ernennung gewesen war. Jedoch erwähnte er kein einziges Mal die Frage der Sklaverei, und das Übergehen einer so wichtigen Sache erschien mir bedeutsam und beunruhigend.

Je mehr ich bei mir die Frage der Rückkehr nach Spanien erwog, desto mehr war ich davon überzeugt, daß in solch bewegter Zeit ein junger kräftiger Mann auf dem Felde und nicht im Lehnstuhl am richtigen Platze war. Eine gewisse Zeit ließ ich verstreichen, damit es nicht den Anschein habe, als ob ich Lincolns freundliche Ermahnungen zu leicht nehme, und dann teilte ich ihm mit, daß ich mich entschlossen habe. „Nun," sagte er, „hoffentlich haben Sie nicht außer acht gelassen, daß Sie ein gutes Gehalt und eine geachtete und behagliche Stellung mit einer vertauschen, die Ihnen viel Arbeit, Unbehagen und Gefahren bringen wird. Haben Sie die Sache auch mit Ihrer schönen lieben Frau gründlich überlegt?"

Lincoln hatte meine Frau verschiedentlich getroffen und sich augenscheinlich an ihrer äußeren Erscheinung und an der Unterhaltung mit ihr gefreut.

„Ja," entgegnete ich, „sie fand meinen Entschluß nicht leicht, aber sie ist eine gute Patriotin."

„Wenn sie einverstanden ist, bin ich es auch," sagte Lincoln. „Ich habe allerdings erwartet, daß Sie zu diesem Entschluß kommen würden, ich werde Ihren Namen auf die nächste dem Senat vorzuschlagende Liste von Brigadegeneralen setzen und hoffe, wir finden bald ein geeignetes Kommando für Sie."

Ich war hoch erfreut und dankte ihm von Herzen.

Einen jungen Mann wie mich aus dem bürgerlichen Leben heraus als Brigadegeneral in den aktiven Dienst zu stellen, würde unter gewöhnlichen Umständen für sonderbar, wenn nicht gar töricht gelten. Unter den damaligen Umständen war es keins von beiden. Die Regierung mußte ein Heer von mehreren tausend Mann schaffen und sofort ins Feld stellen. Die Jugend des Landes folgte mit Be-

geisterung dem Aufruf des Präsidenten. In unglaublich kurzer Zeit waren unsere Reihen mit jungen Leuten aus allen Ständen und von allen Bildungsgraden gefüllt. Was sollte nun die Regierung tun, um die so gebildeten Truppenkörper mit Offizieren zu versehen? Unser stehendes Heer war sehr klein, und wir hatten also wenig Offiziere. Verhältnismäßig viele der letzteren, die in der Kriegsschule von West Point ausgebildet worden waren, hatten sich in den Dienst der Südstaaten begeben. Von den übriggebliebenen mußten einige bei ihrem Regiment bleiben, anderen wurden verschiedene Kommandos bei den freiwilligen Truppen übertragen. Einige ehemalige Kriegsschüler von West Point, die aus dem aktiven Dienst ausgeschieden waren, traten wieder ein und wurden mit der Führung von Regimentern, Brigaden, Divisionen oder Armeekorps betraut. Dann gab es noch einige Leute, die in den Freiwilligen- und Milizverbänden des Staates gedient hatten und dort eine oberflächliche Kenntnis der Infanterie- oder Kavallerietaktik erlangt hatten, eine Kenntnis, die in den meisten Fällen nicht über das Exerzieren einer Abteilung oder einer Kompagnie hinausging. Die weitaus größte Zahl der Offiziersposten, vom Leutnant bis zum General, mußte mit Leuten besetzt werden, die im bürgerlichen Leben standen, absolut gar keine Kenntnisse des Militärdienstes hatten und nur wegen ihrer allgemeinen geistigen Fähigkeiten gewählt waren, oder weil ihre Stellung und ihr Ansehen bei ihren Mitbürgern sie zu einer Führerschaft im größeren oder kleineren Maßstabe zu befähigen schien. Sie mußten ihre militärischen Kenntnisse im weiteren Verlaufe des Krieges sammeln, und man nahm an, daß wirkliche militärische Befähigung und Feldherrntalent sich bald zeigen würden. Auf diese Art wurde das große Freiwilligenheer geschaffen; eine andere Art gab es nicht, und seitens der Südstaaten war die Organisation des Heeres die nämliche.

In meiner Ernennung zum Brigadegeneral der Freiwilligen lag also nichts Ungewöhnliches und keine besondere Vergünstigung. Ich mochte sogar vor meinen nach gleichem Prinzip zu ähnlichem Range beförderten Kameraden noch etwas voraus haben durch die eifrigen militärischen Studien, die ich 1849 während der ganzen Dauer meines kurzen Dienstes bei der revolutionären Armee in der

Pfalz und in Baden getrieben hatte. Alle großen Feldzüge der Neuzeit waren mir ganz vertraut geworden, sowohl in taktischer als in strategischer Hinsicht, und da ich ferner aus Erfahrung wußte, wie ich „im Feuer" empfinden würde, nahm ich meine neuen Pflichten mit der Hoffnung und jedenfalls mit dem Wunsche, gute Dienste zu leisten, auf.

Die Kriegslage im Frühjahr 1862 war eine höchst unsichere. Das Heer der Union hatte im Westen und an der Küste des Atlantischen Ozeans wichtige Erfolge gehabt. General George H. Thomas, ein Virginier von Geburt, der aber treu zur Union hielt, hatte eine überlegene Macht der Konföderierten bei Mill Spring, Kentucky, geschlagen. General Grant hatte Fort Henry und Donelson genommen. Unser Sieg bei Shiloh hatte Bestürzung im Süden verbreitet und die Optimisten im Norden so ermutigt, daß sie dem Kriege ein schnelles Ende prophezeiten. Eine Expedition unter General Burnside besetzte Roanoke Island und eröffnete uns damit einen großen Teil der Nord-Carolina-Küste. Unser Sieg bei Pea Ridge unter Curtis und Sigel vertrieb das Heer der Konföderierten aus Missouri. Im April folgte dann die Einnahme von New Orleans.

Aber während die Truppen der Union im Westen und im Süden also vordrangen, lag die von General McClellan organisierte Potomac-Armee untätig vor Washington. General McClellan war damals 36 Jahre alt; er hatte die Kriegsschule von West Point absolviert, sich im mexikanischen Kriege ausgezeichnet, in Friedenszeiten hohe öffentliche Ämter bekleidet, als Vertreter der amerikanischen Armee einem Teil des Krimkrieges beigewohnt, und den Dienst mit Hauptmannsrang quittiert; er war, als der Präsident seinen Aufruf erließ, Direktor einer Eisenbahn. Er lebte in Cincinnati und wurde von den leitenden Männern des Staates Ohio als der geeignete Mann angesehen, die Truppen ihres Staates zu führen. Da auch General Scott ihn kannte und schätzte, wurde er von der Bundesregierung zum Generalmajor mit einem umfassenden Kommando ernannt. Nach unserer Niederlage bei Bull Run wurde ihm der Oberbefehl über die Potomac-Armee übertragen und später über die sämtlichen Armeen der Vereinigten Staaten. Im Organisieren dieser Armee

war der junge General in seinem Element, und da er ein schöner, ritterlicher Mann von gewinnendem Wesen war und fremde Fürsten und Grafen in seinem Stabe vereinigte, so jubelte ihm das Volk auf den Paraden zu: das Volk, das sich nach einem Helden sehnte und in ihm den „jungen Napoleon" Amerikas begrüßte, der tatsächlich an der Spitze des schönsten und stärksten Heeres stand, das unser Land je gesehen.

Aber als die Vorbereitungen sich zwei, drei Monate lang hinzogen, und die Potomac-Armee immer noch untätig vor Washington lag, begann ein ungeduldiges Murren durchs Land zu gehen. Die Zeitungen priesen ihn als einen modernen Cunctator, aber als sie Tag für Tag nur die stereotype Meldung brachten: „Alles ruhig am Potomac", begann der Argwohn aufzudämmern, daß am Potomac nicht alles in Ordnung sei. Später ist bekannt geworden, daß er, der die Waffen zum Kriege so gut zu schmieden verstand, die Verantwortung nicht übernehmen wollte, sie zu brauchen. Das Heer war in seinen gut geschulten Feldherrnaugen noch immer nicht stark genug und nicht gut genug ausgerüstet. Er verlangte von der Regierung, auf die er heftig schalt, immer mehr. Er wollte nichts riskieren. Er fürchtete die feindliche Übermacht, über deren Verhältnisse er sehr schlecht unterrichtet war. Da er sich als Retter der Republik fühlte, sprach er stets davon, man dürfe das Heer nicht unnötig hinopfern, während ihm ein auch nur mäßig organisierter Kundschafterdienst oder auch bloßes Nachdenken hätte sagen müssen, daß die Konföderierten schon aus äußeren Gründen keine so große noch so wohl ausgerüstete Armee ihm gegenüberstellen konnten, wie es seine war.

Die Sache wurde immer unbegreiflicher. Der Sommer und der Herbst, die Zeit der gesunden Luft und der guten Wege, verstrichen, aber McClellan rührte sich nicht. Der Winter brach an, und trotz Schnee und Eis und schlechter Wege marschierten und kämpften die westlichen Armeekorps, aber immer hieß es noch: Alles ruhig am Potomac. Die Ungeduld im Lande steigerte sich zur Erbitterung. Lincoln, den ich damals öfter besuchte, klagte zwar nicht über seine vergeblichen Versuche, den General zur Offensive zu be-

wegen, aber wenn die Kriegsangelegenheiten besprochen wurden, merkte ich doch, daß er sehr besorgt war. Wie in höchster Verzweiflung erließ er endlich seine Allgemeine Kriegsorder Nr. 1 des Inhalts, daß am 22. Februar 1862 eine allgemeine Bewegung der gesamten Land- und Seemacht der Vereinigten Staaten gegen die Konföderierten zu Wasser und zu Lande stattfinden sollte.

Es gab nun viel „Bewegung", und auch erfolgreiche Bewegung, in anderen Teilen des Landes sogar noch vor dem 22. Februar, aber McClellans prächtige Armee stand noch tagelang wie angewurzelt. Der General beharrte dabei, daß sein Heer zum Angriff viel zu schwach sei, und drängte Lincoln, ihn mit seiner Armee nach dem südlichen Chesapeake zu verlegen, um von dort gegen Richmond vorzugehen. Diesen Plan genehmigte der Präsident dann schließlich. Daß Lincoln während jener langen Periode des Zauderns McClellan nicht durch einen anderen General ersetzte, war vielleicht anfechtbar, lag aber wahrscheinlich daran, daß er keinen Feldherrn hatte, den er an seine Stelle setzen konnte, und vielleicht auch daran, daß McClellan der demokratischen Partei angehörte, die sehr lebhaft für ihn eintrat, und daß es wünschenswert erschien, politische Reibungen zu vermeiden.

Plötzlich, am 9. März, traf die überraschende Nachricht ein, daß die Konföderierten unter General Johnston ihre Stellung vor der Potomac-Armee verlassen und sich hinter den Rappahannock zurückgezogen hatten. McClellan setzte seine ganze Armee zur Verfolgung in Marsch, holte jedoch nicht einmal die Arrieregarde der Konföderierten ein, denn diese hatten schon seit einiger Zeit ihren Rückzug vorbereitet und waren weit voraus. McClellan behauptete später, die Konföderierten hätten mit ihrem Rückzug einem von ihm geplanten Angriff ausweichen und ihre Hauptstadt schützen wollen, aber diese Behauptung konnte aus Dokumenten im Archiv der Konföderierten widerlegt werden; aus ihnen geht hervor, daß die gegnerische Armee nicht, wie McClellan annahm, stärker als sein Heer war, sondern nur halb soviele, schlecht disziplinierte und schlecht ausgerüstete Truppen zählte, und daß es daher, trotz McClellans Zauderns, für richtiger gehalten wurde, eine Stellung aufzugeben, die man gegen

seine starke Übermacht nicht halten konnte. Ja, es hieß sogar damals, daß ein Teil der feindlichen Artillerie, welche unsern Anführer so erfolgreich in Schach gehalten hatte, aus bemalten Holzklötzen, sogenannten Quäkerkanonen, bestanden hätte.

General McClellan hatte kaum seinen neuen Feldzug in der Halbinsel begonnen, als er abermals vor einer langen Linie feindlicher Verschanzungen Halt machte, die er in entschlossenem Angriff leicht durchbrochen hätte. Wieder war er in dem krankhaften Wahn befangen, daß die feindlichen Truppen ihm absolut überlegen wären; er jammerte nach Verstärkungen, während ein rasches und entschlossenes Vordringen seinem an sich vortrefflichen Feldzugsplan jedenfalls ein gutes Gelingen gesichert hätte. Sogar als auf beiden Seiten gekämpft und heldenhaft gekämpft worden war, und McClellan angesichts der Türme von Richmond stand, zog er sich plötzlich vor der sogenannten „feindlichen Übermacht" der Rebellen zurück und gratulierte sich dazu, daß er „seine Armee gerettet" habe.

Am 11. März hatte Lincoln einen Armeebefehl erlassen, wonach drei „Armeedepartements" geschaffen wurden: die Potomac-Armee unter McClellan, das „Bergdepartement", welches das Gebiet westlich vom Potomac und östlich von Knoxville, Tennessee, unter dem Kommando von General Fremont umfaßte, und das „Mississippi-Departement", westlich vom Bergdepartement, unter General Halleck. Bald nachdem meine Ernennung zum Brigadegeneral vom Staat bestätigt worden war, erhielt ich vom Kriegsministerium den Befehl, mich bei General Fremont zum Dienst zu melden.

Während ich in Washington meine Bestätigung und die Überweisung eines Kommandos abwartete, mußte ich wieder einmal alle Leiden eines sogenannten einflußreichen Mannes erdulden. Es war in der ganzen Welt bekannt geworden, daß in Amerika große Nachfrage nach gut geschulten und erfahrenen Offizieren sei. So strömten bald aus allen Weltteilen Leute zusammen, meist etwas abenteuerliche Persönlichkeiten, welche in irgendeinem Lande im Militärdienst gestanden hatten oder vorgaben, darin gestanden zu haben, und welche meinten, bei uns sofortige Anstellung und schnelle Beförderung zu finden. Washington wimmelte damals von solchen Leuten.

Einige waren durchaus achtbare und gut empfohlene Männer, die sich später sehr auszeichneten; andere gehörten jener weitverbreiteten Klasse von Abenteurern an, welche durch ihr einnehmendes Äußere oder durch ihre angeblichen Heldentaten und Tugenden für sich zu gewinnen wissen. Da ich selbst von Geburt ein Ausländer war, wandten sich Deutsche, Österreicher und Franzosen im Vertrauen auf meine Fürsprache an mich. In einigen Fällen verwendete ich mich gern, nachdem ich Gewißheit über ihre Vergangenheit und ihre Tauglichkeit erlangt hatte; so veranlaßte ich z. B., daß Major Hoffmann, der Kriegsingenieur bei den preußischen Pionieren gewesen war und dann den italienischen Befreiungskrieg unter Garibaldi mitgemacht hatte, und Hauptmann Spraul, ein bayrischer Offizier, der auch unter Garibaldi gedient hatte, zu „überzähligen Adjutanten" meines eigenen Stabes ernannt wurden. Diese Charge war eigens für derartige Verhältnisse geschaffen, und die betreffenden Herren leisteten uns darin treffliche Dienste. Noch lange nach dem Ende des Krieges blieb Hoffmann als Ingenieur in Staatsdiensten. Einer der hervorragendsten Leute, die damals nach Amerika kamen, war der badische Artilleriehauptmann Hubert Dilger. Er erwies sich als einer der besten Artillerieoffiziere unseres Heeres, und ich hatte die Freude, daß er lange unter meinem Kommando stand.

Ich machte jedoch auch andere Erfahrungen. Ein junger Mann, der sich Graf von Schweinitz nannte und die Uniform der österreichischen Ulanen trug, stellte sich mir unter gewandtem Redefluß vor und zeigte mir Papiere, die offenbar echt waren und seine Aussagen bestätigten. In seinem Gespräch zeigte sich jedoch hin und wieder eine gewisse Durchtriebenheit, die meinen Argwohn erregte. Er mag wohl bemerkt haben, daß ich ihm nicht recht traute; denn plötzlich brach er ab und bedrängte mich nicht mehr mit seiner Bewerbung. Ich erfuhr später, daß es ihm gelungen war, eine Anstellung zu erhalten und beträchtliche Summen Geldes von zwei ausländischen Gesandten zu borgen. Endlich stellte sich heraus, daß seine Mutter eine Waschfrau gewesen war, und er selbst Bursche bei einem österreichischen Ulanenoffizier, und daß er in dieser Stellung Uniform und Papiere seines Herrn entwendet hatte.

Ein anderer adliger Ausländer bemühte sich um meine Fürsprache, von dessen Identität ich jedoch bald überzeugt war. Er war ein junger deutscher Graf, für den die preußische Gesandtschaft jede Bürgschaft übernahm. Seine Redeweise war schlicht, und er blickte auf eine jahrhundertelange Reihe von Ahnen zurück. Diese Tatsache erschien ihm außerordentlich wichtig, und er meinte, sie müsse sehr dazu beitragen, ihm eine Stellung in unserem Heer zu verschaffen. Wenn er nur beim Präsidenten eine „Audienz" haben könnte und selbst seine Sache führen, meinte er, würde der Ausgang nicht zweifelhaft sein. Er drang so eifrig darauf, ich möge ihm eine Einführung bei Lincoln besorgen, daß ich endlich nachgab und versprach, ihn dem Präsidenten vorzustellen, wenn dieser es gestatte. Lincoln gestattete es. Der Graf sprach ziemlich gut Englisch und setzte in seiner offenherzigen Art dem Präsidenten umständlich auseinander, wie hochadlig seine Familie sei und daß seine Ahnen schon seit Jahrhunderten Grafen seien. „Nun," unterbrach ihn Lincoln, „deshalb brauchen Sie sich keine Sorge zu machen. Das wird Ihnen bei uns nicht im Wege stehen, wenn Sie sich nur als Soldat gut aufführen." — Der arme Graf sah etwas betreten aus und sagte mir nachher, er zerbreche sich vergeblich den Kopf darüber, was Lincoln mit einer so sonderbaren Bemerkung wohl gemeint haben könne.

Ein ähnlicher Ausspruch Lincolns, für dessen Echtheit ich freilich nicht bürgen kann, wenn er auch durchaus charakteristisch ist, wurde damals viel erzählt und belacht. Ich will die Anekdote hier einfügen, da sie meines Wissens nie gedruckt ist.

Ein junger Engländer, der die Vereinigten Staaten viel bereist hatte, machte einen Besuch bei Lincoln und teilte ihm bei dieser Gelegenheit seine Reiseeindrücke mit. Als von sozialen Verhältnissen, von Sitten und Gebräuchen die Rede war, äußerte der Engländer sein Erstaunen darüber, daß in Amerika, wie er gehört habe, manche angesehene Herren ihre eigenen Stiefel putzten.

„Ja, das ist richtig," entgegnete Lincoln. „Aber würden denn bei Ihnen angesehene Herren das nicht tun?"

„Nein, gewiß nicht,“ erwiderte der Engländer mit Nachdruck.
„So?“ meinte Lincoln ruhig. „Wessen Stiefel putzen sie denn?“

* * *

Es ist nicht meine Absicht im folgenden einen irgendwie wertvollen Beitrag zur Geschichte des Krieges zu geben. Ich werde mich vielmehr auf die Mitteilung einiger persönlichen Erfahrungen beschränken und dabei hin und wieder wichtige geschichtliche Ereignisse streifen.

Sobald ich zum Dienst bei General Fremont im Shenandoah-Tal abkommandiert worden war, machte ich meinen Abschiedsbesuch bei Lincoln. Er war sehr freundlich, wünschte mir alles Gute und sagte wie damals, als ich nach Spanien abreiste, er bitte mich, ihm alles zu schreiben, was er nach meiner Ansicht wissen müsse.

Nach einer etwas abenteuerlichen Reise erreichte ich das Hauptquartier General Fremonts in Harrisonburg, Virginia, am 10. Juni 1862. Als Fremont 1856 bei der Präsidentenwahl kandidierte, wurde er als der große „Pfadfinder“ gepriesen, der einen erheblichen Teil unseres Kontinentes der Kenntnis seiner Landsleute erschlossen hatte; er galt für sehr bedeutend, und es umgab ihn ein romantischer Nimbus. Beim Beginn des Krieges hielt man ihn für einen der kommenden Helden, aber in der Folge wurde man arg enttäuscht. Er hatte kein Organisationstalent, und es fehlte bei ihm an rascher Tatkraft und entschlossenem Handeln. Aus politischen Gründen war es jedoch unmöglich, ihn ganz fallen zu lassen, und so wurde er als Generalmajor an die Spitze des sogenannten „Bergdepartements“ gestellt, wo er ebenfalls wenig Erfolg hatte.

Er war im Westen von Virginien bei einem wahren Guerillakrieg beschäftigt, als der berühmte Rebellengeneral Stonewall Jackson seinen bekannten Einfall in das Shenandoah-Tal machte, General Banks vor sich her bis an den Potomac trieb und anscheinend drohte, über diesen Fluß zu setzen und Washington anzugreifen. Er führte die Drohung freilich nicht aus, sondern kehrte, nachdem er Vorräte gesammelt und alle Pläne der Regierung in Washington über den Haufen geworfen hatte, eiligst durch das Shenandoah-Tal zurück.

Fremont sollte ihm mit Hilfe von Banks und McDowells Truppen den Rückzug abschneiden, ein Plan, der an der mangelnden Promptheit Fremonts scheiterte, was ihm von der Regierung übel vermerkt wurde. Fremont verfolgte den Feind das Shenandoah-Tal hinauf, und es kam zu einem scharfen, aber unentschiedenen Gefecht bei Croß Keys unfern Harrisonburg, worauf Jackson zu dem feindlichen Hauptheer bei Richmond stieß, und Fremont sich nach Harrisonburg zurückzog, in der Absicht, talabwärts nach Mount Jackson zu marschieren.

Ich kam am Abend des 9. Juni, dem Tage nach dem Gefecht bei Croß Keys, in Harrisonburg an. Die widerstreitendsten Gerüchte über das Ergebnis dieser Schlacht waren im Umlauf; nach einigen sollte es ein „glorreicher Sieg", nach anderen eine blutige Niederlage gewesen sein. Am 10. morgens wollte ich mich auf den Weg zur Armee machen, hörte aber bald, daß Fremont den Rückzug befohlen habe, und binnen kurzem in der Stadt sein würde. Nach einigen Stunden begannen sehr gelockerte Truppenverbände anzumarschieren; die Leute waren zerlumpt, müde und mißmutig, und ich hörte viel fluchen in allen möglichen Sprachen. Endlich kam General Fremont selbst, von einem Stabe sehr schmuck gekleideter Kavallerieoffiziere umringt, und stieg in seinem Hauptquartier ab. Sofort meldete ich mich. Aber bis zu General Fremont durchzudringen war eine sehr schwierige Sache, wie ich bereits gehört hatte. Er hatte sich mit einer wahren Leibgarde von ungarischen Offizieren umringt und liebte ein gewisses Zeremoniell. Als ich ihm endlich von seinem persönlichen Adjutanten, Oberst Zagonyi, vorgestellt wurde, empfing mich der General sehr freundlich und versprach, mir gleich ein passendes Kommando anzuweisen. Ich hatte Fremont nie vorher gesehen; er war ein mittelgroßer Mann von eleganter, kräftiger und geschmeidiger Gestalt mit dunklem Haar, leicht ergrautem Bart, einer hohen Stirn, einem durchdringendem Blick und schönen, regelmäßigen Zügen. Man hat ihm Charlatanerie vorgeworfen, aber jedenfalls trat dies in seinem Wesen nicht hervor. Im Gegenteil, seine Haltung war vornehm und dabei ganz schlicht und natürlich, ohne Pose. Er sprach mit leiser, wohllautender Stimme und war etwas zurückhaltend, ohne den Verdacht der Unaufrichtigkeit zu erwecken.

Seine ganze Persönlichkeit hatte etwas Anziehendes — und doch flößte er kein unbedingtes Vertrauen ein.

In späteren Gesprächen entwickelte er mir sehr umständlich, was er bisher erreicht habe, und was seine weiteren Pläne seien. Was er mir von dem elenden Zustande seiner Truppen sagte, fand ich durchaus bestätigt, als ich die Regimenter besichtigte, welche die beiden Brigaden meiner Division bilden sollten. Sie waren lange im öden Westen, wo „kaum Vorräte für ein Maultier zu finden waren", umhermarschiert, und doch hatten sie, schlecht ausgerüstet und schlecht ernährt wie sie waren, bei Croß Keys tapfer gefochten.

Ich konnte nicht umhin, von meinem Vorrecht, Lincoln über das Ergebnis meiner Beobachtungen zu berichten, Gebrauch zu machen. Es schien mir, daß es Fremont an Energie und an schnellem Entschluß fehle, daß seine Armee u. a. darunter gelitten habe, daß seine Pioniere nicht auf der Höhe waren, und daß auch hier wieder die mangelnde Einheit des Oberbefehls sich zum Schaden für uns fühlbar mache. Lincoln dankte mir telegraphisch für meine Auskunft und erließ am 26. Juni einen Armeebefehl, daß die Truppen unter General Fremont, Banks und McDowell, sowie diejenigen unter Brigadegeneral Sturgis in Washington e i n e Armee, die sogenannte Armee von Virginien unter Befehl von General Pope bilden sollten. Von dieser Armee sollten die Truppen des Bergdepartements das erste Armeekorps unter General Fremont bilden. Darauf nahm Fremont sofort seinen Abschied, weil es untunlich für ihn sei, eine untergeordnete Stellung einzunehmen. Die Generalmajore Banks und McDowell hatten sich freudig damit abgefunden unter einem, dem Range nach, jüngeren General zu dienen; das Abschiedsgesuch Fremonts wurde sofort bewilligt, es wurde ihm kein anderes Kommando übertragen, und so verschwand er vom Kriegsschauplatze. Zwei Jahre nachher wurde er bei der Präsidentenwahl von einer kleinen Gruppe von Radikalen, die mit Lincolns Regierung unzufrieden waren, als Kandidat aufgestellt, später aber hörte man nur noch von ihm als von einem Börsenspekulanten, dessen Existenz zwischen Millionär und Bettler hin und her schwankte, und endlich starb er fast vergessen und hinterließ nur den schattenhaften Nimbus

seines einstigen Ruhms als „Pfadfinder" und als erster Führer der Fahne der Republik.

An Stelle Fremonts ernannte der Präsident den General Franz Sigel zum Kommandeur des ersten Armeekorps der Virginia-Armee. Die deutsch-amerikanischen Truppen und scheinbar auch die Soldaten, weniger die Offiziere, der einheimischen amerikanischen Regimenter nahmen Sigel mit Begeisterung auf. Er hatte einen ausgezeichneten militärischen Ruf. Schon in Deutschland hatte er 1849 im revolutionären Heere tapfer für die Freiheit gekämpft und in St. Louis jene zumeist aus Deutschen bestehende bewaffnete Macht organisiert und geführt, die wie aus dem Boden gestampft erschien und deren promptes Eingreifen der Union den Staat Missouri rettete. In verschiedenen Schlachten, besonders bei Pea Ridge, hatte er sich durch persönliche Tapferkeit und durch geschickte Führung der Truppen ausgezeichnet, und der Schlachtruf „fighting mit Sigel" hatte seinem Namen Ansehen und Beliebtheit verschafft. So schien er den Schauplatz seiner Tätigkeit im Osten unter den denkbar günstigsten Umständen zu betreten; die späteren Ereignisse überzeugten mich freilich, daß es sowohl in seinem eigenen wie im allgemeinen Interesse besser gewesen wäre, er wäre im Westen geblieben. Das Ansehen selbst, das er dort erworben hatte, setzte ihn im Osten eigenartigen Unannehmlichkeiten und Gefahren aus. Beim Militär gibt es nicht weniger Eifersüchteleien als bei Künstlern und Schauspielern. Das ist eben menschlich. Und daß die aus der Kriegsschule hervorgegangenen Offiziere des stehenden Heeres, die sogenannten „Westpointer", nur mit Unzufriedenheit und Mißgunst sahen, wie so viele Civilisten zu hohem Rang befördert und mit wichtigen Kommandos betraut wurden, und sich daher zur Förderung ihrer eigenen Interessen und Ansprüche zusammentaten, mag wohl manchmal zum Schaden für das Allgemeine gewesen sein, war aber nicht verwunderlich. Im ganzen muß zugegeben werden, daß in dem Kriege, der so viele verdienstvolle freiwillige Offiziere zeitigte, doch der größte Teil fähiger höherer Kommandeure aus den in der Kriegsschule von West Point ausgebildeten Berufssoldaten bestand. Im Heer der Konföderierten war es nicht

anders. Im Westen gab es verhältnismäßig wenig „Westpointer“; das Freiwilligenelement war sehr im Übergewicht, und die Beziehungen zwischen den beiden Offiziersarten hatten einen ganz demokratischen Anstrich. Im Osten war die Zahl der „Westpointer“ im Heer viel größer und ihr Korpsgeist viel ausgeprägter und exklusiver. Die Beförderung von Zivilisten, welche hervorragende Persönlichkeiten waren oder sich besonders ausgezeichnet hatten, duldeten sie wohl, aber daß ein Feldherr der Freiwilligen, und noch dazu ein „Ausländer“, als ein Mann von ganz besonderer Befähigung, von dem sie lernen könnten, vom Westen nach dem Osten versetzt wurde, ging ihnen gegen den Strich, und sie erblickten in ihm einen anspruchsvollen Eindringling, der sich überall ihre scharfe Kritik gefallen lassen mußte. Überdies war Sigel den besonderen Schwierigkeiten einer solchen Situation nicht gewachsen. Es fehlte ihm jener liebenswürdige Humor, der feindselige Stimmungen entwaffnet und gute Kameradschaft begünstigt. Seinem Gespräch fehlte das eingehende Interesse für andere, und seine Miene war zurückhaltend, ja streng und abstoßend. Er konnte aber nichts für sein Wesen, welches seine schwierige Lage leider zeitweilig erschwerte. Bei Beginn seiner Laufbahn im Osten lächelte ihm freilich alles.

Was mich betraf, so befleißigte ich mich, in meinem Kommando meine Pflichten kennen zu lernen und gewissenhaft auszuführen, um das Vertrauen der Offiziere und Mannschaften zu gewinnen. Einige der Obersten, besonders solche, die in irgendeinem Lande militärische Schulung genossen hatten, waren wenig davon erbaut, mich zum Vorgesetzten zu haben, und gaben wahrscheinlich privatim dieser Empfindung kräftigen Ausdruck. Bei den Unteroffizieren und Mannschaften genoß ich eine gewisse Popularität, die aber nicht militärischer Art war. Aus all diesem machte ich mir nichts, sondern sorgte zunächst für die Bedürfnisse meiner Truppen, wozu ich in einer 14tägigen Ruhepause zum Glück gute Gelegenheit hatte. So kehrte Heiterkeit und Zufriedenheit in unser Lager zurück, was meine Leute über Gebühr ihrem neuen Kommandeur zuschrieben. Zugleich zeigte ich meinen Offizieren, daß ich etwas vom Kriegshandwerk verstand. Ich inspizierte Tag und Nacht unsere Vorpostenlinie und

machte auf Fehler in der Aufstellung einiger Feldwachen aufmerksam, die meine Obersten sofort anerkannten. Am 9. Juli marschierten wir von Mount Jackson über Thorntons Gap nach Sperryville, und es fiel Offizieren wie Mannschaften auf, daß der Marsch unter meiner Führung mit einer ihnen bisher ungewohnten Ordnung und Behaglichkeit vonstatten ging. In Sperryville richtete ich, sobald die Truppen etwas gerastet hatten, Divisionsübungen ein, die ich persönlich kommandierte. Ich exerzierte meine beiden Brigaden in Kolonnen, ließ sie in Schlachtordnung aufmarschieren, formierte zum Angriff, und ließ Schwenkungen, Frontwechsel und was dergleichen Bewegungen mehr sind ausführen. Einmal kam Sigel zufällig vorbei, war voll Lobes und äußerte seinen Wunsch, daß dergleichen im Heere mehr gemacht würde. Noch größere Freude machte mir jedoch der Besuch des Obersten Alexander von Schimmelpfennig vom 74. Regiment Pennsylvania-Freiwilligen meiner ersten Brigade. Es war jener selbe preußische Offizier Schimmelpfennig, der vor 13 Jahren in der pfälzischen Revolutionsarmee gedient und der mir im Winter 1848—1849 militärischen Unterricht gegeben hatte. Jetzt war er mein Untergebener.

„Ihr Divisionsexerzieren war ausgezeichnet," sagte er, „ausgezeichnet. Wo haben Sie das gelernt?"

„Zuerst von Ihnen," entgegnete ich, „und dann aus den Büchern, die Sie mir empfohlen haben, in Zürich, wissen Sie noch?"

„Vortrefflich," antwortete er offenbar sehr erfreut. „Sie haben gut studiert. Nun lassen Sie es uns ebensogut machen, wenn die Kugeln pfeifen."

Ich fühlte mit großer Befriedigung, daß ich Achtung und Vertrauen meiner Offiziere und Leute gewonnen hatte, aber die schlimmste Prüfung sollte noch kommen, und zwar bald.

Am 8. August erhielten wir Marschbefehl. Die Unterfeldherren wußten wenig vom Ziel der Bewegungen, es hieß nur, daß die allgemeine Lage kritisch geworden sei. McClellans großer Feldzug auf der Halbinsel zog sich entmutigend in die Länge; die Potomac-Armee bedrohte Richmond nicht mehr, und General Lee, der jetzt an der Spitze der konföderierten Armee in Nordvirginien stand, hatte

freies Feld für eine Angriffsbewegung auf Washington und drohte mit einem Einfall in die Nordstaaten. General Halleck war an Stelle McClellans Oberbefehlshaber der Armeen der Vereinigten Staaten geworden, aber weder das Volk noch die Truppen brachten ihm Vertrauen oder gar Begeisterung entgegen. Die Regierung hatte das Kommando der Virginia-Armee dem General Pope anvertraut, dessen Ernennung zu einem so wichtigen Posten, trotz der im Westen geleisteten guten Dienste, bei Militärpersonen Kopfschütteln erregte. Halleck beschloß, die Potomac-Armee Pope zu Hilfe zu führen. Letzterer machte gleich am Anfang viel böses Blut durch eine sehr ruhmredige, bombastische Proklamation an „die Offiziere und Mannschaften der Virginia-Armee", welche eine zum Teil sehr unverdiente Kritik der Offiziere und Soldaten im Osten enthielt. Kaum zwei Monate später bereute er jedes Wort dieser Kundgebung. Im Juli hatte Pope drei Armeekorps unter Führung von Sigel, McDowell und Banks zur Verfügung und bedrohte damit Gordonsville und Staunton und die Eisenbahn, welche ein wichtiges Bindeglied zwischen Richmond, der Hauptstadt der Konföderation, und dem Westen bildete. Er schob sogar einige Truppen unter Banks bis Culpepper vor. Aber Stonewall Jackson mit 25 000 Mann rückte gegen den viel schwächeren Banks vor und traf ihn bei Cedar Mountain. Sigel erhielt Befehl, sofort Banks zu Hilfe zu eilen. Wir brachen am 8. August nachmittags von Sperryville auf und marschierten die ganze Nacht durch. Sie war sehr heiß, aber der folgende Tag war noch viel heißer. Nachdem wir am Hazelriver ein wenig gerastet hatten, setzten wir morgens unseren Marsch nach Culpepper fort, wo wir 2 Uhr nachmittags ankamen. Es war das erste Mal, das ich bei über 90° Fahrenheit marschierte. Als die Sonne wie ein riesiger, drohender Feuerball aufging, waren es sicher schon über 80°, und um 9 Uhr brannten ihre heißen Strahlen unerbittlich auf uns nieder. Es war keine Wolke am Himmel und kein Lüftchen regte sich; der Staub, den unser Marsch verursachte, stieg kaum über unsere Häupter, und in der dicken, undurchdringlichen Wolke arbeiteten sich die Mannschaften, wie eine dunkle Masse im Nebel, mühsam weiter. Da wir auf den Feind zu stoßen erwarteten, hatte ich die Kommandeure der

Brigaden und Regimenter angewiesen, die Marschkolonne geschlossen zu halten, um das Abfallen von Nachzüglern zu vermeiden. Sie taten gewiß ihr Möglichstes, aber als die Sonne immer höher stieg und die Hitze immer unerträglicher wurde, erschlaffte die Disziplin. Die Leute, die mit Tornister und Mantel, mit dem Gewehr und der schweren Patronentasche belastet waren, schleppten sich schweißtriefend, Mund und Nase von erdigem Schleim verstopft, keuchend und mit weitaufgerissenen Augen mühsam dahin, und da jeder einzelne sich nach Luft und Raum sehnte, verlor die Kolonne bald ihre ordnungsmäßige Richtung und verbreitete sich unregelmäßig über die Felder. Wo nur irgend ein Wasserrinnsal, ein Brunnen oder eine Pfütze sichtbar wurde, stürzten sich gleich Hunderte darauf und fielen übereinander, im Bestreben, ihren quälenden Durst zu löschen. Viele warfen Tornister und Mantel fort, viele blieben vollständig erschöpft am Wege liegen. Die deutschen Regimenter, die am Morgen unter Gesang ihrer vaterländischen Lieder ausgezogen waren, ermutigte ich wieder zum Singen, aber der Versuch schlug traurig fehl. Einige der am Boden liegenden Leute rafften sich mühsam auf, wenn ich vorbeikam, salutierten und riefen: „Nur keine Sorge, Herr General; irgendwie kommen wir doch hin!“ Andere gaben alles verloren und wollten lieber hier als anderswo sterben. Als wir um 2 Uhr nachmittags in Culpepper eintrafen, waren einige Regimenter fast zu Fahnenabteilungen dezimiert, aber nach und nach langten die Nachzügler an, die so tapfer versprochen hatten, „irgendwie hinzukommen“, und auch andere dazu, so daß wir bald wieder fast vollzählig waren.

Zwischen 4 und 5 Uhr hörten wir in der Richtung von Cedar Mountain Geschützdonner. Es war die erwartete Schlacht zwischen Banks und dem Konföderiertengeneral Stonewall Jackson, und wir eilten Banks zu Hilfe. Kaum waren wir zwei Meilen marschiert, als uns einige Fliehende vom Schlachtfelde begegneten, die uns grausliche Geschichten von einer „blutigen Niederlage“ erzählten, in der „Banks Heer ganz aufgerieben“ sei. Die Rebellen sollten ihnen nachgesetzt haben und ihnen auf den Fersen folgen. Wir versuchten vergebens, die Flüchtlinge aufzuhalten. Dann trafen wir auf ein nur noch aus zwei bis dreihundert Mann und der Fahne bestehen-

des, von Schrecken ganz demoralisiertes Regiment, dessen Kommandeur uns mitteilte, die Schlacht sei verloren, eine feindliche Übermacht habe ihn vom Felde getrieben, und er sei ohne Befehle. Der Anblick unserer geordnet marschierenden Truppen flößte ihm offenbar wieder Mut und Vertrauen ein, und er gab den schleunigen Rückzug auf. Wir hörten, daß General Sigel, der mit der Avantgarde uns weit voraus war, auch einige verstreute Truppenteile hatte auffammeln können, besonders zwei Batterien Feldartillerie, die in vollem Rückzuge gewesen waren, deren Kommandeure sich jedoch gern unter den Befehl Sigels gestellt hatten. Als wir Sigel eingeholt hatten, war das Geschützfeuer noch in vollem Gange. Er ließ meine Division und die des General Schenck Stellung nehmen, aber die Rebellen gaben ihren Angriff auf, und das Gefecht nahm ein Ende, ohne daß wir ins Feuer gekommen wären.

General Banks war in der Tat nach tapferem Kampfe gegen eine vierfache Übermacht böse geschlagen worden; da der siegreiche Jackson aber bemerkte, daß Verstärkungen gegen ihn zusammengezogen wurden, zog er sich über den Rapidan zurück. Am 11. machten wir vierundzwanzig Stunden Waffenstillstand, um Verwundete aufzusuchen und Tote zu begraben. Offiziere der Union und der Konföderation trafen sich auf dem Schlachtfelde von Cedar Mountain und tauschten Höflichkeitsbezeigungen aus. Der berühmte General der Kavallerie, „Jeb" Stuart, eine martialische, elegante Gestalt, war einer der Feldherren der Konföderation. Ich bedaure sehr, daß ich nicht mit ihm ins Gespräch kam, denn ich fühlte mich von dem stattlichen jungen Gegner mit der tapferen, heiteren Miene sehr angezogen.

Da Stonewall Jackson seine Truppen über den Rapidan zurückgezogen hatte, nahmen wir den Fluß entlang Stellung; Sigels Korps bildete den rechten Flügel. Inzwischen rückte General Lee mit der Hauptmacht der konföderierten Truppen von Richmond heran, um sich mit Jackson zu vereinigen und Pope in seiner exponierten Lage zu überwältigen. Da es bekannt wurde, daß er Popes rechten Flügel angreifen wollte, wurde ein allgemeiner Rückzug bis an den Rappahannock befohlen. Jackson marschierte auf dem

westlichen Ufer den Fluß entlang, und wir sollten ihn beobachten und ihn hindern, den Rappahannock zu passieren. Bei einer Rekognoszierung jenseits des Flußes zu der Schimmelpfennig mit seinem Regiment kommandiert wurde, erbeutete er elf schwer beladene Maultiere, die er mir sandte und zugleich um Verstärkung bat. Trotzdem ich als Divisionskommandeur mich eigentlich zurückhalten sollte, führte ich diese Verstärkungen selbst an das jenseitige Ufer, da es die erste Gelegenheit für mich war, Truppen ins Feuer zu führen. Wir kamen gleich an einem Waldstreifen arg ins Gefecht, und vor einem sehr heftigen Angriff wich eins meiner Regimenter zurück. Mein erster Dienst auf dem Schlachtfelde bestand also darin, zurückweichende Truppen unter Schelten und Fluchen mit gezücktem Degen zum Stehen zu bringen und zu halten. Nun wurden wir aber auch von der Flanke und im Rücken angegriffen, und die Lage wurde bedenklich. Ich kommandierte einen Angriff mit gefälltem Bajonett, der brillant ausgeführt wurde und uns etwas Spielraum gab. Dann zogen wir uns zurück. Vom Walde herunter ging's dann über die Wiese bis an den Fluß in etwas beschleunigtem Tempo. Der Feind hatte seine Schützen bis an den von uns verlassenen Waldrand vorgeschoben; diese sandten uns ihre Kugeln nach. General Bohlen stürzte, ins Herz getroffen, tot vom Pferde. Meiner Meinung nach durfte aber ein Divisionskommandeur mit seinem Stabe angesichts seiner Truppen nicht schneller als im Schritt zurückweichen; also bewegten wir uns ganz gemächlich dem Flusse zu. Ich selbst passierte als letzter die Furt. Als ich das gegenüberliegende Ufer hinaufritt, erwarteten mich meine Leute und brachen in laute Hurrarufe aus. General Sigel, der die ganze Sache beobachtet hatte, fragte mich als erstes:

„Wo ist Ihr Hut?"

„Er muß wohl irgendwo drüben in den Wäldern sein; ein niederhängender Ast oder eine feindliche Kugel hat ihn mir vom Kopf gerissen. Sagen wir eine feindliche Kugel, das klingt besser."

Wir lachten vergnügt. „Nun," sagte Sigel „ich freue mich, daß Sie heil hier sind. Als ich Sie da drüben so gemächlich vom Walde

herunter bis zum Fluß im feindlichen Feuer schlendern sah, fürchtete ich jeden Augenblick, daß Sie fallen würden."

Von dem Augenblick an waren meine Leute mir ganz und gar ergeben. Sahen sie doch, daß, wohin ich sie auch kommandierte, ich selbst bereit sein würde, mit ihnen zu gehen.

Dies kleine Gefecht bei Freeman's Ford hätte sehr wichtig werden können, wenn ihm nur ein kräftiger Vorstoß unserer Truppen auf den Feind gefolgt wäre. Später hörten wir, daß Stonewall Jackson mit seiner berühmten „Fuß-Kavallerie", wie seine Infanterie genannt wurde, einen Marsch von 50 Meilen in 36 Stunden gemacht und unser Hauptmunitionslager genommen hatte; auch „Jeb" Stuarts Dragoner hatten bei Catletts einen ähnlichen kühnen Handstreich vollführt.

Am 27. bot sich wieder einmal Gelegenheit Jackson einzuschließen und gefangen zu nehmen, und Pope befahl um 9 Uhr abends, daß McDowell und Sigel mit all ihren Truppen nach Manassas Junction, wo Jackson stand, abmarschieren sollten. Letzterer verließ aber Manassas Junction noch in selbiger Nacht, nahm nördlich auf dem alten Schlachtfelde von Bull Run Stellung und wartete dort auf Verstärkungen unter Longstreet. Jackson war weit davon entfernt, sich von uns fangen zu lassen. Wir aber mußten versuchen, ihn zu schlagen, ehe Longstreet zu ihm stieß, wir folgten ihm also, nachdem auch gewisse Teile der Potomac-Armee sich mit uns vereinigt hatten.

Die Frage, ob Pope zu der Zeit und an der Stelle eine Schlacht liefern sollte, konnte doppelt beantwortet werden. Große Vorzüge bot es mit den sämtlichen Truppen auf Centreville zurückzugehen, wo wir Proviant, Munition und alles Nötige in Menge vorfinden und eine Verstärkung von zwei Armeekorps alter, geschulter Truppen erhalten würden, die uns ein großes numerisches Übergewicht gegeben hätten. Andererseits hatten wir die obenerwähnte Gelegenheit, Jackson in promptem Angriff zu schlagen, ehe Hilfstruppen ihn erreichten. Pope entschied sich für letzteres, und das Ergebnis war die zweite Schlacht bei Bull Run.

Wird es den Leser interessieren, die persönlichen Erlebnisse eines neugebackenen Divisionskommandeurs in einer Schlacht zu erfahren?

Ich hatte mit meinen zwei kleinen Brigaden die Nacht im Biwak zugebracht. Jetzt brach der Tag an, und meine Leute waren noch dabei, ihr karges Frühstück zu verzehren. Es gab Zwieback und dünnen Kaffee, weiter nichts. Unsere Proviantwagen waren nämlich in dem allgemeinen Train verwickelt. Nun formierten sich die Truppenkörper in aller Stille, ohne Trommelschlag, Hornsignal oder lauten Kommandoruf. Wir standen ja unmittelbar vor dem Feinde. Als die Sonne an dem wolkenlosen Augusthimmel emporzuklimmen begann, standen die Truppen marschbereit da. Ich betrachtete eingehend das Terrain, welches sich rechts und links von uns als ziemlich weite Ebene dehnte und nur hier und dort von kleinen Anhöhen oder zerstreuten, mit Bäumen umgebenen Häusern unterbrochen war, Punkten, die schon aus der ersten Schlacht bei Bull Run bekannt und berühmt waren. Vor mir sah ich das Bächlein Youngs Branch, einen Zufluß des Bull Run, jenseits des Baches einzelne größere Baumgruppen und weiterhin einen ausgedehnten, dichten Wald. Sigels Armeekorps, etwa 9000 Mann stark, bildete den rechten Flügel unserer Armee, und meine Division den rechten Flügel von Sigels Korps.

Ich erhielt Befehl, vorzurücken und anzugreifen. Vom Feinde nirgends die geringste Spur. Man nahm an, daß er den Wald besetzt hielt, aber *wo* er stand und wie stark er war, wußte kein Mensch. Totenstille herrschte ringsumher. Ich hörte keinen Laut, weder von links, wo ich zu Milroys Brigade stoßen sollte, noch aus der Richtung, wo Schencks Division, Sigels Armeekorps und andere Truppenkörper sich befinden sollten. Mein Befehl lautete jedoch ausdrücklich und klar: bei Sonnenaufgang vorrücken und angreifen. Also sollte ich augenscheinlich die Schlacht eröffnen. Meine Truppen gingen durch eine Furt im Youngs Branch, und am anderen Ufer stellte ich sie nach allen Regeln der Kunst in Schlachtordnung auf. Schützenlinie voran, dann das Gros; auf dem rechten Flügel Oberst Schimmelpfennig, auf dem linken Oberst Krzyzanowski; die Artillerie in einer den vor uns liegenden Waldrand beherrschenden Stellung. Ich galoppierte die Front entlang, um den Offizieren noch ein paar letzte Anweisungen zu geben, und wurde dabei von den Mannschaften

mit lautem Hurrarufen begrüßt. Das wurde ihnen freilich sofort verboten, da wir uns nicht durch unnötigen Lärm verraten durften.

Die Schützen schwärmten aus; in schnellem Lauf waren sie bald an den Baumgruppen vorbei und betraten den Wald. Das Gros folgte ihnen in angemessener Entfernung. Noch immer vom Feinde keine Spur. Es verging eine Viertelstunde. Noch immer Totenstille ringsumher. War der Feind überhaupt da? Plötzlich, horch! Waren das nicht zwei Flintenschüsse. Schnell nacheinander fielen sie und anscheinend in der Gegend, wo meine Schützen sich mit denen Milroys vereinigen sollten. Noch heute höre ich im Geiste den klaren, hellen Ton jener beiden Schüsse. Dann folgte eine kurze Stille, dann ein unregelmäßiges Feuern auf der ganzen Linie. Kein Zweifel mehr, wir waren auf den Feind gestoßen. Das Knattern des Gewehrfeuers wurde immer lebhafter, aber die feindlichen Schützen schienen sich zurückzuziehen; ich sage „schienen", denn sehen konnten wir blitzwenig. Die dichten Wälder hinderten schon an sich den freien Ausblick und waren überdies bald mit undurchdringlichem Pulverdampf gefüllt. Ich brannte darauf, mein Haupttreffen energischer vorzuschieben, aber durch den Marsch im dichten Wald mit schier undurchdringlichem Unterholz war die Ordnung ganz gelöst. Die Kompagnieführer taten ihr möglichstes, riefen laut, fuchtelten und zeigten mit ihrem Degen und suchten die zerstreuten Gruppen der Mannschaften zusammenzuhalten. Aber diese drängten immer weiter. Ich konnte nur noch das sehen, was sich in meiner nächsten Nähe abspielte, und mußte mir eingestehen, daß ich die Herrschaft über die Truppen verloren hatte. Ich befand mich bei Krzyzanowskis Brigade und schloß aus dem lebhaften Feuer rechts von uns, daß Schimmelpfennig in heißem Gefecht sein mußte. Da ritt plötzlich ein Ordonnanzoffizier heran und brachte mir Nachricht von Schimmelpfennig: „Bis jetzt alles gut, aber vor uns ist der Teufel los. Fragen Sie die beiden Gefangenen aus, die ich Ihnen schicke."

Die beiden vor mir stehenden Gefangenen waren stämmige, bärtige, wettergebräunte, zerlumpte Gesellen. Ich befragte sie einzeln, und beide sagten übereinstimmend aus. Wir standen Stonewall Jackson gegenüber, der zwei Divisionen zu etwa 8000 Mann

zur Verfügung hatte. Das stimmte mit den Meldungen, die wir bis jetzt über seine Stärke erhalten hatten, überein. Weiter berichteten sie, daß Jackson Longstreets Eintreffen innerhalb ein paar Stunden erwarte.

Dann war wirklich vor uns „der Teufel los". Stonewall Jackson, der schneidigste General der Konföderierten, mit mindestens 15 000 Mann ihrer besten Infanterie stand dicht vor uns, und ich hatte höchstens 3000 Mann Infanterie zur Verfügung. Was war da zu machen? Vor allen Dingen Sigel benachrichtigen, auf Hilfstruppen warten, besonnen bleiben und größte Unerschrockenheit zur Schau tragen. Vielleicht wußte Jackson nicht, wie schwach ich war.

Inzwischen waren meine Schützen wohl eine halbe Meile vorgedrungen unter dem unheimlichen Geprassel der feindlichen Kugeln im Laub und gegen die Baumstämme. Unser Gros folgte, so gut es vermochte. Plötzlich ertönten statt des unregelmäßig knatternden Schützenfeuers krachende Salven von Infanteriepelotons. Wir waren offenbar auf Jacksons Haupttreffen gestoßen. Nun hieß es: „Ruhig, Jungens, ruhig! Nehmt das Ziel nicht zu hoch! Feuert tief, feuert tief!" Und immer noch drangen meine Leute vor, wenn auch langsam. Da traf wieder eine Meldung von Schimmelpfennig ein; sie lautete schlimm. Er hatte große Truppenkörper beobachtet, die von rechts her auf ihn zu marschierten, und wußte nicht, ob es Soldaten der Union oder der Konföderation wären. Ich schickte ihm zur Unterstützung gegen die geheimnisvollen Neuankömmlinge das einzige Regiment, das ich entbehren konnte. Der Lärm vor meiner Front dauerte fort, und der tapfere alte Milroy, der den linken Flügel kommandierte, war so erschrocken von dem, was er später in seinem Bericht das „gewaltige Kleingewehrfeuer" um meine Stellung nannte, daß er mir zwei Regimenter schickte, die mir in meiner Not helfen sollten. Zugleich rückte General Steinwehr, Kommandeur der zweiten Division des Sigelschen Korps, mit einem Regimente heran, welches ich in Reserve stellen konnte. Kurz darauf traf eine dritte Meldung von Schimmelpfennig ein. Der Truppenkörper, der anscheinend seine Rechte bedroht hatte, war verschwunden, wahrscheinlich waren es Unionstruppen, die von Centreville kamen. Ich

atmete erleichtert auf und berief das ihm zum Entsatz gesandte Regiment zurück. Es kam keinen Augenblick zu früh, denn die Rebellen machten einen plötzlichen, wütenden Angriff auf unser Centrum, welches sich aufzulösen begann. Die Ordnung wurde jedoch schnell wiederhergestellt, und wir gewannen in einem kräftigen Gegenangriff das verlorene Terrain wieder.

Mittlerweile war es 10 Uhr geworden; die Schlacht dauerte schon beinahe 5 Stunden, als mir gemeldet wurde, daß General Kearney von der Potomac-Armee angelangt sei und mich suche. Ich traf ihn eben außerhalb des Waldes. Er war eine echt martialische Erscheinung; er hatte einen Arm im Kriege verloren, hatte ein mageres Gesicht mit spitzem Bart und feurigen Augen. Die Mütze trug er auf dem einen Ohr und machte etwas den Eindruck eines französischen Offiziers. Er erkundigte sich bei mir nach dem Stande der Schlacht und nach meiner Stellung und bat mich, ihm und seiner Division an meiner Rechten etwas Platz zu machen. Ich war sehr einverstanden und sandte diesbezügliche Befehle an Schimmelpfennig. Der arme Kearney! Nur noch drei Tage sollte er leben!

Kearney hatte mich kaum verlassen, als ich vom Centrum meiner Stellung her ein furchtbares Getöse hörte. Es war der „rebel yell", das berühmte Kriegsgeschrei der Südländer, in seiner wildesten Form und das Knattern von Flintensalven. In der Annahme, daß die Konföderierten einen zweiten, noch wütenderen Ansturm machten, gab ich Befehl, unsere Geschütze mit Kartätschen zu laden und das Reserveregiment in Bereitschaft zu halten. Ein paar Minuten später kamen drei unserer Regimenter in wildem Durcheinander aus dem Walde hervorgestürzt. Truppen der Konföderierten, die ihnen mit lautem Geschrei nachstürmten, wurden am Waldrande von den Geschossen unserer Artillerie und vom lebhaften Flintenfeuer des Reserveregiments empfangen. Sie wichen zurück, hielten aber doch noch den Waldrand. Unter stetem Feuern drang das Reserveregiment vor, und inzwischen brachten wir mit dem Degen in der Hand unsere drei ungeordnet fliehenden Regimenter zum Stehen. Die Mannschaften machten einen eigentümlichen Eindruck; einige waren voll grimmiger Wut über das Verhalten ihrer Kameraden; einige

schämten sich, ihr Antlitz war zu einem blöden Lächeln verzerrt; einige starrten in hilfloser Verwirrung die Offiziere an, als wüßten sie nicht, wie ihnen geschähe; die Offiziere aber trieben die Leute mit tüchtigem Schimpfen und Fluchen und hier und dort einem Schlag mit der flachen Klinge wieder zusammen. Bald waren sie aufs neue um die Fahne gesammelt, und ein paar aufmunternde Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. „Das schadet gar nichts, Jungens! Das kann auch den besten Soldaten passieren. Nun vorwärts mit Hurra!" Der Ruf erschallte, und wir stürzten uns auf den Feind und gewannen sofort unsere frühere Stellung wieder; Schimmelpfennigs Brigade war ganz fest geblieben, und Krzyzanowskis war nur wenig zurückgewichen.

Ein Stabsoffizier vom Armeekorps kam bald darauf angesprengt und reichte mir einen Brief Sigels an Kearney, den ich lesen und weiterbefördern sollte. Sigel ersuchte Kearney, mit seiner ganzen Macht anzugreifen, da Longstreet, der Jackson entsetzen sollte, noch nicht eingetroffen wäre und wir jetzt noch eine letzte Gelegenheit hätten, Jackson allein zu überwinden. Das war sehr vernünftig gedacht. Da sofortiges schnelles Handeln not tat, bereitete ich eilig einen neuen Angriff vor und horchte eifrig nach Kearneys Geschützen zur Rechten. Aber ich hörte nichts. Wahrscheinlich kollidierte Sigels Ersuchen mit Anweisungen, die Kearney von seinen unmittelbaren Vorgesetzten erhalten hatte; aber ich faßte Sigels Worte als Befehl für mich auf und kommandierte auf der ganzen Linie einen Angriff, der unter Hurrarufen mit größter Tapferkeit ausgeführt wurde. Der Feind wich überall zurück. Der tapfere Oberst Soest, der das Reserveregiment befehligte, wurde an der Spitze seines Regimentes schwer verwundet. Zu meiner Linken kam das Gefecht bei einem früheren Eisenbahndamm zum Stehen. Der Damm lief mit meiner Front beinahe parallel und wurde vom Feinde als Schanze benutzt, von wo aus er uns mit heftigem Feuer überschüttete. Zu meiner Rechten nahm Schimmelpfennig den Damm in einem kühnen Sturm und ging sogar darüber hinaus, wurde freilich vom Feinde unter mörderischem Kreuzfeuer von Artillerie und Infanterie auf den Damm zurückgeworfen, den er aber standhaft hielt. Sigel schickte

mir zwei kleine Berghaubitzen, und mit Hilfe ihres wirksamen Nahfeuers gelangte eine weitere Brigade bis an den Damm. Der Feind warf sich mehrmals heftig gegen unsere Stellung, wurde aber stets mit großen Verlusten zurückgeworfen.

Meine Hoffnungen aber, daß von rechts die Truppen der Potomac-Armee unter Kearney und Hooker zugleich mit mir einen Angriff machen würden, wurde arg enttäuscht. Wenn zugleich mit meinem Frontangriff ihre ganze Wucht auf den linken Flügel des Feindes geworfen worden wäre, hätten wir Jackson schon empfindlich lähmen können, ehe noch Longstreet eingetroffen wäre. Wie nun die Sachen lagen, war ich zu schwach, um irgendeinen etwa gewonnenen Vorteil auszunutzen. Es war in diesem Kriege die alte, so oft wiederholte Geschichte, daß Zeit, Kraft und Blut durch unzusammenhängende und eigenmächtige Operationen dieses oder jenes Truppenkörpers nutzlos verzettelt wurden, während ein gut geplantes gemeinsames Vorgehen große und vielleicht sogar entscheidende Ergebnisse im Gefolge gehabt hätte.

Während rechts alles still war, hörte ich links bei Schenck und Milroy heftiges Feuer, welches oft vorging, oft zurückwich; ich schloß daraus, daß das Kriegsglück schwankte.

Es war etwa 2 Uhr nachmittags, und das Gefecht um den Bahndamm war nur noch ein leichtes Geplänkel, als ich von Sigel Nachricht erhielt, daß meine Division in Reserve gestellt und durch Kearneys und Hookers Truppen ersetzt werden sollte. Wegen der Verfassung, in der sich meine Regimenter befanden, war mir diese Nachricht nicht gerade unwillkommen. Wir waren fast ununterbrochen acht Stunden im Feuer gewesen, viele Offiziere und Soldaten waren gefallen, und die Überlebenden waren ganz erschöpft. Ihr Magen war ebenso leer wie ihre Patronentaschen, sie hatten schon längst kein Tröpfchen Wasser mehr in ihren Feldflaschen und waren seit Stunden von dem quälenden Durst gepeinigt, den keiner kennt, der nicht an einem glühheißen Sommertage in der flammenden Feuerlinie einer Schlacht gestanden hat, ohne einen Tropfen Wasser, um sich die Zunge netzen zu können.

In Ausführung des Befehles General Sigels zog ich also meine Regimenter der Reihe nach aus ihren Stellungen zurück, die nun-

mehr von den Soldaten der Potomac-Armee eingenommen wurden. Ich konnte in meinem dienstlichen Bericht der Wahrheit gemäß sagen: „Die Stellungen im Walde, welche meine Division genommen und behauptet hatte, wurden den Entsatztruppen in bester Ordnung übergeben.“ Ich hatte allen Grund, stolz auf meine Offiziere und Mannschaften zu sein.

Als wir uns in einiger Entfernung hinter der Feuerlinie befanden, war mein erster Gedanke die Sorge für die zahlreichen Verwundeten. Ich gestehe, daß ich bei ihrem Anblick tief gerührt war und meiner vom Mitleid erregten Gemütsbewegung kaum Herr werden konnte. Während der Schlacht, wo ich von den Pflichten und Anforderungen des Augenblicks ganz hingenommen war, hatte ich kaum darauf geachtet, daß um mich herum Soldaten fielen, kaum ihr Ächzen und Stöhnen gehört. Aber jetzt! Von dem blutigen Schlachtfelde her kamen die Tragbahren in entsetzlichen langen Reihen heran und wurden ihrer blutbefleckten Last an der Stelle entledigt, wo die Militärärzte bei den Medizinkasten und Bandagen standen, mit dem Messer in der Hand, mit aufgestreiften Ärmeln und mit blutbefleckter Schürze, und dicht neben ihnen grausige Haufen von abgeschnittenen Gliedern. Und dann das herzzerreißende Jammern und Stöhnen der Verwundeten bei jeder Berührung der sie transportierenden Lazarettgehilfen! Und die flehenden Augen des sterbenden Jungen, der mich erkannte und mit gebrochener Stimme sagte: „Bitte, bitte, Herr General, können Sie mir nicht helfen?“ Und ich konnte doch nichts tun, als ihm die Hand streicheln und ein paar Worte der Hoffnung und Ermutigung sagen, an die ich selber nicht glaubte, und ihn dem Arzt und seinen Gehilfen besonders empfehlen. Und solche Bilder drängten sich in entsetzlicher Folge, daß mir das Herz schwer ward und die Kehle wie zugeschnürt.

Nachdem ich so gut wie möglich für meine Verwundeten gesorgt hatte, bekümmerte ich mich um meine in der Nähe im Biwak liegenden Regimenter. Obwohl in einer Entfernung von kaum einer Meile das Schlachtgetöse noch donnerte, waren einige Proviantwagen bis zu unserer Stellung durchgedrungen und hatten das Menü der Mannschaften nicht erheblich, aber doch ein wenig bereichert; es gab etwas

größere Rationen von Zwieback und Kaffee und hier und da etwas Speck. Die Leute hatten am Bach ihren brennenden Durst gestillt, einige hatten sich sogar den Luxus gestattet, sich das Gesicht zu waschen, und nun saßen sie da, so seelenvergnügt, als ob der Krieg zu Ende wäre und sie morgen heimkehren dürften. Sie aßen und tranken und plauderten, machten Witze über ihr üppiges Mahl, neckten diejenigen Kameraden, die vor dem „rebel yell" Reißaus genommen hatten, und brachen in jubelndes Hurrarufen aus, als ich ihr Verhalten von Herzen lobte.

Endlich konnten auch ich und meine Stabsoffiziere uns zu einem wahrhaft königlichen Mahle auf die Erde niedersetzen. Die heutige Schlacht hatte nämlich auch ihren humoristischen Zwischenfall gehabt. Etwa um Mittag, als ich im heftigsten Kugelregen stand, hörte ich plötzlich dicht hinter mir mit Stentorstimme rufen: „Herr General, Herr General!" Ich sah mich um und erblickte meinen Burschen Schiele, der einen gewichtigen Gegenstand über seinem Haupte schwang.

„Was hast du da, Schiele?" fragte ich.

„Zu Befehl, Herr General; einen Schinken, einen Schinken!"

„Wo hast du ihn her?"

„Zu Befehl, Herr General, ich hab' ihn gefunden," entgegnete er schmunzelnd.

Ich sagte ihm, er solle hinter die Feuerlinie gehen, dafür sorgen, daß er nicht getötet würde, und den Schinken auf Leben und Tod verteidigen, bis wir Zeit hätten, ihn zu verspeisen. Unter lautem Gelächter der Umstehenden lief Schiele davon.

Schiele war ein Original und in der ganzen Division sehr beliebt. Er war ein Schwabe und mir als Bursche empfohlen, weil er zum Felddienst etwas zu alt und zu korpulent war. In seinen Dienstleistungen war er gerade kein idealer Bursche, weder besonders ordentlich noch besonders gewandt. Unter anderem pflegte er meine Strümpfe mit hartem Bindfaden zu stopfen, den er irgendwo gefunden hatte und den er für sehr stark und dauerhaft hielt, der aber an den Füßen abscheulich weh tat. Trotz seiner vielen Mängel konnte ich nicht daran denken, ihn durch einen tauglicheren Burschen zu

ersetzen; denn er hing so an mir, daß ihm das Herz dabei gebrochen wäre. Sein drolliges, originelles Wesen machte uns allen unendlich viel Freude. Seine untersetzte, feiste Gestalt erinnerte mich stets an die Figur des Sancho Pansa, da er auf einem großen Esel einherzutraben pflegte, den er irgendwo „gefunden" hatte. Er spielte unter den übrigen Burschen des Generalstabes eine führende Rolle. Oft sammelten sie sich um ihn, und es war ein Hauptspaß, zuzuhören, wenn er in seinem schwäbischen Dialekt Erklärungen zur höheren Strategie lieferte oder in wichtigem Tone von den strengen Maßregeln erzählte, die er ergreifen müsse, um mich bei guter Gesundheit zu erhalten. Heute hatte er mir und meinem Stabe jedenfalls einen unschätzbaren Dienst erwiesen, denn wir hatten nur zu lange uns von hartem Zwieback und Kaffee genährt, und der Schinken war uns hochwillkommen. Aus Dankbarkeit standen wir davon ab, Schiele allzu genau darüber zu befragen, wo und wie er den Schinken „gefunden" habe, und erlaubten ihm, uns ausführlich von all den Kämpfen zu erzählen, in denen er den Schinken gegen einzelne Nachzügler, die ihn rauben wollten, verteidigt habe.

Während wir schmausten, waren wir jedoch jederzeit gewärtig, wieder an der Schlacht, die noch weitertobte, teilnehmen zu müssen. Meine im Laufe des Tages eingenommene und behauptete Stellung wurde jetzt von zwei Brigaden der Potomac-Armee unter Kearney und Hooker, zwei der berühmtesten Führer im ganzen Heere, gehalten. Sie machten im Laufe des Nachmittags mehrere schneidige Angriffe, und es gelang ihnen sogar, Stonewall Jacksons äußerste Linke hart zu bedrängen, ohne jedoch irgendeine Entscheidung herbeizuführen. Gegen Abend zogen sie sich wieder auf meine frühere Stellung zurück.

Wir legten uns auf dem Schlachtfelde schlafen zwischen Leichen, Pferdekadavern, Wagentrümmern und Fetzen von Bekleidung und Ausrüstung.

Am anderen Morgen, 30. April, erwies mir General Sigel die Ehre, meinem Kommando noch eine Brigade Infanterie zu überweisen, nebst einer Batterie, die von Hauptmann Hubert Dilger, einem der schneidigsten Artillerieoffiziere des ganzen Heeres, geführt

wurde. Ich war sehr stolz auf dies Zeichen von Vertrauen. Gegen 9 Uhr wurde ich angewiesen, im Rücken der Schenckschen Division eine Stellung einzunehmen, von der aus wir den größten Teil des Schlachtfeldes übersehen konnten. Es war eine leicht gewellte Ebene, von einzelnen Anhöhen und Baumgruppen unterbrochen. Rechts lag der Wald, in dem tags vorher meine Division gekämpft hatte und den jetzt Hooker, Kearney u. a. m. besetzt hielten. Vor uns stand Fitz-John Porters Kommando, welches früh am Morgen heran-gerückt war. Links stand Reynolds und McDowell mit einem Teil seines Armeekorps. Vom Feinde sahen wir nichts als dichte Staub-wolken, die auf eine bedeutende Truppenbewegung zu unserer Linken schließen ließen.

Es wurde uns mitgeteilt, daß man in Popes Hauptquartier der Meinung sei, dem Feinde sei gestern übel mitgespielt worden, und er habe während der Nacht den Rückzug angetreten; um ihn ganz zu demoralisieren, sei es nur nötig, ihn kräftig zu verfolgen. Gegen 2 Uhr ging Porter zum Angriff über. Kaum war er jedoch durch einen vor ihm befindlichen Waldstreifen hindurchgekommen, als ein donnerndes Getöse von Artillerie- und Infanteriefeuer er-kennen ließ, daß er nicht auf eine Arrieregarde gestoßen war, sondern auf das Gros eines Feindes, der stark genug war, ihn gebührend zu empfangen. Eine halbe Stunde lang beobachteten wir die Sache mit gespanntester Aufmerksamkeit. Dann sahen wir die ersten Zeichen eines heillosen Zurückschlagens seines Angriffs. Ungeordnete Scharen von Soldaten kamen aus dem Walde, erst wenige, zerstreute, dann größere Abteilungen, einige in eiligem Lauf, andere nur in etwas beschleunigter Gangart. Endlich stürzten in wildem Durcheinander Kompagnien und Regimenter hervor, die vergeblich versuchten, sich um die Fahne zu sammeln; diesen folgten noch größere Abteilungen, die sich in besserer Ordnung zurückzogen, und hohe Offiziere mit ihrem Stabe, die sich vergeblich bemühten, die Leute zum Stehen zu bringen. Es war ein trauriger Anblick, aber es fehlte auch hier nicht an den komischen Zwischenfällen, an welchen der gewiegte Soldat auch mitten in der düsteren Tragödie der Schlacht noch Spaß hat. Unter den Fliehenden fiel besonders ein Regiment Zuaven in hellblauen Jacken und roten

Pluderhosen auf. Da sie in alle Richtungen zerstreut waren, erglänzte das ganze Schlachtfeld kurze Zeit sozusagen in Blau und Rot. Meine Aufmerksamkeit erregten besonders zwei Zuaven, die auf einer Decke einen verwundeten Kameraden trugen. Sie kamen gerade an meiner Kolonne vorbei, als dicht bei ihnen eine feindliche Granate platzte. Sofort ließen die beiden Soldaten die Decke fallen und rannten davon. Der „verwundete Kamerad" aber sprang eiligst auf und folgte ihnen mit solcher Schnelligkeit, daß er sie bald überholt hatte. Schallendes Gelächter der umstehenden Truppen klang hinter den Dreien her.

Da der Feind unseren Angriff abgeschlagen hatte, vermutete man, daß er die Offensive ergreifen würde. Sigel schob Schencks Division, und hinter ihr meine, in eine stärkere Stellung vor. Um 4 Uhr hatten Porters fliehende Truppen unsere Front ganz bloßgelegt, und unsere Leute rückten tapfer vor unter einem heftigen Artilleriefeuer, welches uns große Verluste beibrachte. Gegen fünf Uhr aber eröffnete der Feind seinen Hauptangriff auf unseren linken Flügel, der gegen die gewaltige Übermacht nicht standhalten konnte. Der Kampf war außerordentlich heftig. Der Brigadekommandeur Koltes fiel an der Spitze seiner Truppen. Krzyzanowskis Pferd wurde unter ihm weggeschossen, und Schenck mußte verwundet vom Schlachtfelde getragen werden. Der Boden war mit unseren Toten dicht besät. Als Sigel merkte, daß sein linker Flügel immer mehr zurückgedrängt wurde und gegen die Übermacht der feindlichen Artillerie und Infanterie nichts ausrichten konnte, befahl er mir, meine Division zurückzuziehen und die nächste Hügelreihe bei dem Stone House genannten Gebäude zu besetzen. Schimmelpfennigs Brigade und Dilgers Batterie deckten meinen Rückzug, der in tadelloser Ordnung ausgeführt wurde. Besonders zeichnete sich Hauptmann Dilger dadurch aus, daß er auf den verfolgenden Feind mehrmals ein Nahfeuer von Kartätschen richtete, ihn auf diese Weise zweimal abschlug und dann selbst ungestört seiner Brigade folgte. Mein Kommando kam aus dieser Feuerprobe leider stark dezimiert, aber in bester Ordnung heraus, und ich konnte wahrheitsgetreu in meinem offiziellen Bericht sagen: „Meine Truppen standen wie

eine Mauer, bis der Rückzug kommandiert wurde, den sie in bester Ordnung ausführten."

Als ich die mir angewiesenen Hügelkette erreichte, bot sich mir ein überraschendes Bild. General McDowell mit seinem Stabe zu Pferde hielt mitten in einer dichten Menge von Soldaten, die zum Teil noch etwas geordnet, zum Teil ganz aufgelöst waren, und unter denen sich Proviant- und Ambulanzwagen und sogar einzelne Geschütze befanden. Die ganze Menge strömte unaufhaltsam rückwärts und niemand schien sich die geringste Mühe zu geben, diesen Strom zu dämmen und die Ordnung wieder herzustellen. Ich bemerkte eine völlig ausgerüstete Batterie von sechs Geschützen, die von der Menge mit fortgerissen wurde. Der Offizier, der sie führte, sagte mir, er sei, er wisse nicht wie, von seiner Brigade getrennt worden und sei ohne Befehle. Es gelang mir, ihn zu bewegen, seine Geschütze aus dem Gedränge herauszuarbeiten und sie auf einer nahen Anhöhe aufzupflanzen. Er tat dies gern und eröffnete sofort Feuer auf die gegenüber liegende feindliche Artillerie. Auf unserem linken Flügel wütete der Kampf noch heftig, und der Feind gewann immer mehr Boden. Sigel befahl mir, eine Brigade dorthin, zur Unterstützung Milroys, zu senden, der hart bedrängt wurde. Ich schickte die Schimmelpfennigsche, die sich entschlossen in die zerrissene Feuerlinie stürzte, und obgleich sie Milroy, dessen Truppen arg zerstreut waren, nicht fand, tat sie doch schätzenswerte Dienste.

Die feindliche Artillerie schien das ganze Schlachtfeld zu beherrschen. Zwei Stunden lang hatten wir in einem fortwährenden Kugelregen gestanden, auf den wir nur unterbrochen erwidern konnten. Als die Dämmerung hereinbrach, hörte das feindliche Feuer allmählich mehr und mehr auf, und an unserem linken Flügel war im Gefecht geradezu ein Stillstand. Der Feind hatte, trotz seines Erfolges, gewiß fast ebensoviel gelitten wie wir und war jedenfalls in dem Zustand leichter Unordnung, der fast immer eine Folge der Bewegung großer Truppenkörper auf dem Schlachtfelde ist. Ich überlegte mit General Sigel die Lage, und wir kamen beide zu der Ansicht, daß, als der Feind den Fuß des Höhenzuges, den wir jetzt gerade besetzt hielten, erreicht hatte, er wahrscheinlich zu erschöpft

gewesen war, um den Angriff fortzusetzen und daß er vielleicht auch so erschöpft sein würde, daß er sich von einem recht kräftigen Angriff unsererseits würde zurückdrängen lassen. Wir hätten gewiß noch Truppen genug gefunden, die einen solchen Angriff ausführen konnten, wenn nicht Popes Befehl eines allgemeinen Rückzugs und die Tatsache, daß ein großer Teil der Truppen schon auf dem Wege nach Centreville war, alle Erwägungen abgeschnitten hätten. Seitdem ist von maßgebenden militärischen Kritikern mehrfach behauptet worden, daß Pope ohne große Gefahr auf dem Schlachtfelde hätte bleiben, während der Nacht aus Centreville 20 000 Mann Verstärkungen heranholen und somit ein gewaltiges numerisches Übergewicht über den Feind hätte gewinnen können, und daß das formelle Eingestehen der Niederlage und die Demoralisation, welche dieses Eingeständnis im ganzen Heer zur Folge hatte, sowie der Schaden für die Sache der Union hätte vermieden werden können. Mein persönlicher Eindruck von der Sachlage auf dem Schlachtfelde an jenem Abend stimmt mit dieser Ansicht überein.

Gegen 8 Uhr wies Sigel mich an, Schimmelpfennigs Brigade zurückzuziehen und mit meiner ganzen Division nach dem hügeligen Gelände zwischen Youngs Branch und Bull Run zu marschieren, wo ich zu unserem übrigen Korps stoßen sollte. Da verharrten wir im Dunkeln zwei Stunden lang. Der Feind behelligte uns gar nicht. Nachdem gemeldet worden war, daß, soweit bekannt, die übrige Armee über den Bull Run gegangen war, befahl Sigel, daß das Armeekorps nach Centreville abmarschieren sollte. Zwischen 11 Uhr und Mitternacht gingen wir über die Stone Bridge genannte Brücke. Auf dem östlichen Ufer nahmen wir wieder Stellung, um mit Dilgers Batterie die Brücke zu beherrschen. Wir entdeckten dort noch ein versprengtes Bataillon Infanterie, welches einige verlorene Geschütze aufgesammelt hatte und dessen Kommandeur, Oberst Kane, sich bereitwillig unter das Kommando Sigels stellte. Einer von Mc Dowells Offizieren, der zufällig vorbeikam, sagte uns, wir würden von links her vom Feinde bedroht, aber kein Feind ließ sich blicken. Endlich gab Sigel Befehl zum Abmarsch; Schimmelpfennigs Brigade sollte als letzte die Brücke zerstören. Etwas nach ein Uhr steckten

wir die Holzteile der Brücke in Brand und rückten ab. Wir holten Sigel und das Armeekorps gegen 3 Uhr auf der Landstraße ein, gingen bis 5 Uhr in Biwak, weil die Straße von Truppen versperrt war, und erreichten gegen 7 Uhr Centreville und die vor einem Jahre aufgeworfenen Schanzen der Konföderierten.

Ich kann daher für mich und meine Truppen die Ehre beanspruchen, den Rückzug von Bull Run gedeckt zu haben, wenigstens soweit für das Gros der Armee, das sich über Stone Bridge zurückzog, eine Deckung nötig war. Es ist mir bekannt, daß General Sykes eigentlich diese Aufgabe zufallen sollte, aber ich habe guten Grund zu der Annahme, daß Sykes, der wahrscheinlich dachte, daß alle Truppen vor ihm das Schlachtfeld verlassen hätten, ziemlich lange vor mir den Bull Run überschritt. Jedenfalls kam meine Abteilung als letzte in Centreville an, und da keine Truppen uns unterwegs einholten, scheint die Frage somit entschieden.

In Centreville hielten wir nur kurze Rast. Der Feind ließ die Warrenton-Centreville Straße allerdings unbehelligt, aber er machte eine große Flankenbewegung über die Little River Straße, um uns bei Fairfax Court House abzuschneiden und daran zu hindern, die Befestigungen bei Washington zu erreichen. Die Folge war das heiße Gefecht bei Chantilly, wo zwei unserer tapfersten Generäle, Kearney und Stevens, fielen. Dem Nachrücken der Konföderierten war jedoch Einhalt getan.

Unter dem Schutze der Befestigungen von Washington sollte das ganze Heer reorganisiert werden, und diese Aufgabe fiel wieder McClellan zu, der ihr wie kein anderer gewachsen war.

Wie ein böser Traum lebt in meiner Erinnerung der Nachtmarsch des Sigelschen Korps von Centreville nach Fairfax Court House. Durch irgendein Versehen des Stabes befanden sich zwei große Truppenabteilungen auf derselben Straße im Dunkeln auf dem Marsche und gerieten derartig durcheinander, daß an ein geordnetes Kommando überhaupt nicht mehr zu denken war. Die Straße war gedrängt voll von Wagen, Protzkasten, Geschützen und Mannschaften; in dem dichten Knäuel ging alle Bewegungsfreiheit verloren ; man wurde nur hülflos hin und her geschoben. Neben der Straße auf dem

Felde zu marschieren, war ebenfalls unmöglich, denn auch das umliegende Gelände war voll von den verschiedensten, teils umgestürzten Fuhrwerken und von Soldaten, die sich mühsam aus den Reihen herausgearbeitet hatten und die sich nun um flackernde Feuer scharten, ihre Wasserkessel aufgesetzt hatten und Speck brieten.

Mitten auf der Straße im dichtesten Gedränge war ich mit einem einzigen Stabsoffizier eingezwängt. Unsere Pferde konnten kaum dann und wann ein paar Schritte tun und mußten dann wieder minutenlang stille stehen. Da ich mehrere Tage und Nächte fast ununterbrochen die Füße im Steigbügel gehabt hatte, schmerzten mir die Hacken unleidlich. Um mir Erleichterung zu verschaffen, trat ich aus dem Steigbügel heraus oder versuchte auch kurze Zeit, wie eine Dame sitzend zu reiten, aber es half kaum. Absteigen und eine Weile gehen, war unmöglich, denn, wenn es mir in dem dichten Gedränge auch gelungen wäre, abzusteigen, wieder aufsteigen hätte ich nicht können. In langsamem Vorwärtsschieben erreichten wir endlich, lange nach Sonnenaufgang Fairfax Court House. Dort waren an Straßenkreuzungen Soldaten aufgestellt, die mit lauter Stimme Namen und Nummer ihres Regiments ausriefen, und die betreffenden Mannschaften arbeiteten sich mühsam mit Flüchen und Fußtritten aus dem Gewühl heraus und scharten sich um ihre Fahne. Es bedurfte mehrerer Stunden, um das verworrene Knäuel zu entwirren und den übermüdeten Soldaten eine kurze Rast zu gönnen.

Am Abend des folgenden Tages erreichte ich mit meinen Truppen unser Lager in den Befestigungen vor Washington. Eben vor dem Eintreffen daselbst begegnete mir ein General in Begleitung eines Stabsoffiziers und einer Ordonnanz. Nach Beschreibungen erkannte ich sofort McClellan, den ich hier zum erstenmal sah. Sein schmuckes Aussehen überraschte mich einigermaßen. Seine tadellos saubere Uniform, bei der selbst die gelbe Schärpe nicht fehlte, bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu unserer von der Schlacht und dem Marsch zerrissenen und beschmutzten Bekleidung. McClellan wies mir in freundlichem Tone mein Biwak an, ich bezog es, und damit endete mein Anteil an dem Feldzug der Virginia-Armee.

Mit schwerem Herzen dachte ich in der Muße des Lagerlebens über das schwere Unglück nach, das uns betroffen hatte. Ich fragte mich, wie lange die Bevölkerung der Nordstaaten solch wiederholtes Mißgeschick ohne Entmutigung ertragen würde, und wie lange die gegnerisch gesinnten Mächte Europas unsere Niederlagen mit ansehen würden, ohne offen für die Südstaaten Partei zu ergreifen, oder die Konföderation in aller Form anzuerkennen und gegen uns zu intervenieren. Mein einziger Trost war der Glaube an den im Norden herrschenden patriotischen Geist und das Gefühl, daß, je länger der Krieg dauerte, die Abschaffung der Sklaverei desto sicherer sein würde.

Persönlich konnte ich sehr wohl zufrieden sein. Ich hatte allerdings keine große Rolle gespielt und nichts besonders Hervorragendes geleistet; ich hatte nur, so gut ich konnte, meine Pflicht getan, aber es wurde mir doch von meinen Vorgesetzten, meinen Offizieren sowie auch von der Presse und aus dem Publikum reiche Anerkennung zuteil. Meine Leute begrüßtem mich bei jeder Gelegenheit mit freudigem Lächeln und jubelndem Zuruf, und auch außerhalb meiner Division hatte ich einen gewissen Ruhm erlangt. Eines Tages z. B. ritt ich an einer Abteilung einer mir nicht näher bekannten Division vorbei, die gerade auf „Rührt Euch!" stand, da trat ein Hauptmann vor seine Kompagnie und rief laut: „Hut ab vor General Schurz!" — Darauf schwenkten die Leute begeistert den Hut und riefen laut Hurra! — Eine große Befriedigung gewährte es mir, daß der Kommandeur eines New Yorker Freiwilligenregiments, Oberst Gilsa, der preußischer Offizier gewesen war und als Fachmann hohe Ansprüche machte, mich persönlich aufsuchte und sagte: „Herr General, ich muß Sie um Entschuldigung bitten. Als Sie zum Brigadekommandeur ernannt wurden, betrachtete ich Sie als einen bloßen Zivilisten und habe weidlich geschimpft. Jetzt sehe ich ein, daß Sie Ihren Rang sehr wohl zu bekleiden verstehen, und ich möchte Ihnen gern meine Hochachtung bezeigen."

Ein paar Tage nach unserer Ankunft in dem Lager bei Washington wurde ich von Kriegssekretär Stanton empfangen, und im Laufe des Gesprächs reichte er mir die Hand und sagte: „Ich habe von

Ihrem Verhalten gehört. Ich danke Ihnen für das, was Sie in der letzten Schlacht getan haben." Diese Worte des Kriegsministers, eines strengen Vorgesetzten, dem Schmeichelreden durchaus nicht lagen, waren mir besonders wertvoll.

Am selben Tage machte ich Lincoln meine Aufwartung, den ich in eifrigem Gespräch mit einer Menge hervorragender Politiker antraf. Er hatte nur Zeit zu einem raschen Händedruck und den Worten: „Ich höre, daß Sie ganz vortrefflich gekämpft haben. Ich wünsche Ihnen weiter alles Glück." — Auch wurde mir die Genugtuung zuteil, in Popes amtlichem Bericht meinen Namen unter denjenigen Divisionskommandeuren angeführt zu finden, deren Leistungen „die höchste Anerkennung verdienten". — Bei Freunden und Bekannten erntete ich ebenfalls von allen Seiten Anerkennung und Glückwunschschreiben. Freilich sollte ich bald Gelegenheit haben, die Wandelbarkeit irdischen Glückes kennen zu lernen.

Nach dem unglücklichen Ausgang des Popeschen Feldzuges schwirrten im Heer, in der Presse, in den Regierungskreisen, in Klubs, wo auch immer öffentliche Angelegenheiten zur Sprache kamen, häßliche Gerüchte, Anklagen der Lauheit, des Verrates, der Feigheit u. dgl. m. umher; kurz, es wurde eifrigst nach einem Sündenbock gesucht, auf den man die Schuld des Mißlingens abwälzen könnte. Die Hauptopfer waren General Fitz-John Porter und General McDowell. Der erstere wurde vom Kriegsgericht verurteilt, weil er am 29. August die Befehle Popes vorsätzlich nicht ausgeführt habe, und wurde mit schlichtem Abschied entlassen. Dreißig Jahre mußte er die Schande dieses Urteils ertragen, dann wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen und das erste Urteil umgestoßen. Zur Zeit seiner Verurteilung hatte er im Heere viel Sympathien, aber die öffentliche Meinung war gegen ihn. Es herrschte damals im Norden der Eindruck, daß die aus der Halbinsel zurückberufene Potomac-Armee, und in ihren Reihen besonders die „West Pointer", sehr wenig geneigt waren, Pope zu Hilfe zu kommen, ja, daß die Offiziere im stillen wünschten und hofften, daß er geschlagen und gedemütigt würde. General Pope selbst äußerte diese Meinung in einem nach der Schlacht von Bull Run an Halleck geschriebenen, sehr erregten

Briefe. Es muß betont werden, daß in jener Schlacht Offiziere und Mannschaften der Potomac-Armee mit bewunderungswürdiger Tapferkeit und Hingabe fochten, aber es ist andererseits nicht zu leugnen, daß im Gespräch die Äußerungen gewisser Offiziere der Potomac-Armee dazu angetan waren, den Verdacht der Illoyalität zu erwecken. Ich habe selbst Beweise dafür gefunden, z. B. hörte ich auf unserem Rückzug nach Centreville am 31. August einige Brigadekommandeure ganz ungeniert ihre Befriedigung über Popes Niederlage äußern und mit solcher überlegenen Nichtachtung von unserer Regierung in Washington sprechen, daß es mich verdroß und mich beunruhigt haben würde, wenn ich in ihren unvorsichtigen Reden nicht mehr eine unbesonnene Prahlerei des Lagerlebens als wirklichen Ernst erblickt hätte. Aber natürlich trug dergleichen auch von meinen Freunden beobachtetes Gerede viel dazu bei, den Verdacht der Illoyalität zu verbreiten und zu befestigen, der sogar heutzutage an manchen Stellen noch fortbesteht.

General McDowell war merkwürdigerweise bei Beendigung des Feldzuges der unbeliebteste Feldherr der ganzen Armee. Warum, war schwer zu sagen. Ich hatte ihn im vorhergehenden Winter in Washington kennen gelernt. Er war unzweifelhaft ein Mann von tadellosem Charakter, ein gebildeter, tüchtiger und durchaus ehrenhafter Soldat. Er konnte eine lebhafte und glänzende Unterhaltung führen; seine schnelle und scharfe Zunge machte ihn freilich unbeliebt, da er die Wirkung seiner Worte nicht immer richtig erwog. Über seine feiste Gestalt und sein fettes Gesicht wurde viel gewitzelt, und es machten sich sogar seine Mannschaften darüber lustig. Als die Kampagne beendet war, empfand er seine Unbeliebtheit selbst schmerzlich bis zur Krankhaftigkeit und verlangte eine eingehende Untersuchung seines Verhaltens vor einem Militärgericht. Eine Anklage lag gegen ihn nicht vor; er begründete seinen Antrag in fast rührender Weise, ihm sei zu Ohren gekommen, ein bei Bull Run tödlich verwundeter Kavallerieoberst habe vor seinem Tode in Bleifeder ein paar Zeilen aufgeschrieben, des Inhalts, er sterbe als Opfer der „Verräterei McDowells“, und er bitte, diese Zeilen an den Präsidenten zu befördern. In der Erwägung, daß der tapfere Oberst

jedenfalls seine Anklage für begründet gehalten und geglaubt habe, mit seinen letzten Worten dem Vaterlande einen großen Dienst zu erweisen, und daß eine solche feierliche Anklage aus dem Grabe nicht unbeachtet bleiben dürfe, erbat sich General McDowell eine eingehende und unbeschränkte kriegsgerichtliche Untersuchung seines Verhaltens. Sie wurde ihm bewilligt; die Verhandlungen dauerten über zwei Monate, und es wurden eine Unmenge Zeugen verhört. Das Ergebnis war, daß sich die Loyalität McDowells als unantastbar herausstellte; er hatte seine Pflicht als Soldat stets eifrig und treu erfüllt. Nur einmal hatte er den bösen Fehler begangen, seinen Posten zu verlassen, um mit General Pope zu konferieren, und dies war leider in einem sehr kritischen Augenblick geschehen, wo er, wenn er anwesend gewesen wäre, sehr wichtige Befehle erhalten hätte, deren Ausführung infolge seiner Abwesenheit unterblieb. Auch Sigel war Zeuge, und aus seinen Aussagen merkte man, daß ein gespanntes Verhältnis zwischen ihm und McDowell herrschte, woran des letzteren scharfe Zunge schuld sein mochte[1]).

[1]) Auch Carl Schurz kam beinahe mit McDowell in Streit. Näheres darüber findet sich in der englischen Ausgabe; es ist hier fortgelassen, weil es deutsche Leser weniger zu interessieren vermag.

Elftes Kapitel.

Am 2. September wurde General McClellan der Oberbefehl über die Befestigungen der Hauptstadt Washington und über alle zu ihrer Verteidigung kommandierten Truppen übertragen. Drei Tage später wurde General Pope von seinem Kommando entbunden, und die Virginia-Armee wurde mit der Potomac-Armee verschmolzen; von dieser Armee wurde General Sigels Armeekorps das elfte. Zwischen dem 4. und dem 7. September ging General Lee über den Potomac, um in Maryland einzufallen, und in Washington wurde schnell ein Heer zusammengestellt, das ihm entgegenrücken und ihn zurückwerfen sollte. General Sigels Armeekorps blieb in den Befestigungen zum unmittelbaren Schutz der Hauptstadt liegen. Freilich war das Korps durch Verluste im Felde sehr geschwächt und auch dadurch, daß Generalmajor Milroys Brigade nach Westvirginien abkommandiert wurde. Milroy war ein großer, hagerer Mann, dem man die westliche Herkunft sofort anmerkte. Wenn er vor dem Feinde stand, galoppierte er vor der eigenen Front auf und ab und drohte den „rebellischen Schurken" da drüben mit der Faust. Sein Lieblingskommando war: Pitch in, boys, pitch in! (Drauf los, Jungens!), und er stürmte selbst tollkühn an der Spitze seiner Leute ins Gefecht. Er war durch und durch Patriot, und die Sache, für die er focht — sein Land, die Unantastbarkeit der Republik, Freiheit für die Sklaven —, war ihm stets gegenwärtig. Bei dem Gefecht vom 30. August wurde berichtet, er sei in höchster Aufregung mit seinem Degen umherfuchtelnd zu McDowell gesprengt und habe schon von fern laut nach Verstärkung gerufen: die Schlacht müsse gewonnen, das Vaterland müsse gerettet werden usw. In eben so erregter

Sprache äußerte er sich über den Rückzugsbefehl. Seine Disziplin war eigenartig, er lebte mit seinen Soldaten in einer gewissen demokratischen Kameradschaft; die merkwürdigsten Anekdoten waren darüber im Umlauf, und in den verschiedenen Hauptquartieren wurde „das Neueste vom alten Milroy" oft herzlich belacht und weitererzählt. Trotz alledem tat er vorzügliche Dienste, genoß allgemeine Achtung, und wir sahen ihn ungern scheiden und neue Regimenter an seine Stelle treten.

Am 17. September wurde die Schlacht bei Antietam geliefert, aus welcher McClellan einen sehr wichtigen Sieg hätte machen können, wenn er nicht mit seiner üblichen Unentschlossenheit und Schwerfälligkeit den günstigen Augenblick versäumt hätte, in dem er die geteilte feindliche Armee leicht hätte schlagen können. So konnte nun General Lee die Schlacht von Antietam fast mit Recht eine „unentschiedene" nennen. Er zog sich, von den Unsrigen fast unbehelligt, über den Potomac zurück. Die Schlacht von Antietam wurde jedoch ein Markstein in der Geschichte der Menschheit, denn sie war die Veranlassung zu jener großen Tat, die den Namen Abraham Lincolns mit unvergänglichem Ruhm gekrönt hat. Es ist etwas Rührendes an der folgenden verbürgten Tatsache. Lincoln war von Zweifeln gequält, ob ein abermaliges Aufschieben der Veröffentlichung der Sklavenemanzipations-Proklamation nicht unter der Bevölkerung der Nordstaaten gefährliche Streitigkeiten heraufbeschwören werde, und gab endlich die wichtige Frage der Entscheidung des Himmels anheim. Er gelobte sich und „seinem Schöpfer" in seinem Herzen, daß die Proklamation sicher veröffentlicht werden sollte, wenn die nächste Schlacht für die Union gewonnen würde. Und so kam die nach Lincolns Überzeugung von der Vorsehung gutgeheißene, große Proklamation nach der Schlacht von Antietam heraus, und vor den Augen der ganzen Welt war unser Krieg nunmehr nicht nur ein Krieg um die politische Union, sondern auch ein Krieg gegen die Sklaverei.

Die von der Proklamation zunächst hervorgebrachte Wirkung rechtfertigte in manchem das bisherige Zaudern des Präsidenten. Erstens brachte sie nicht sofort die von den Antisklavereivertretern erwartete Verwirrung in den inneren Verhältnissen der Südstaaten

hervor. Man hatte freilich keinen Aufstand erwartet, aber doch, daß die konföderierte Regierung einen solchen fürchten und einen Teil ihrer Truppen zur Bewachung der Neger zurückziehen würde. Dann hatte man auch erwartet, daß die Zahl der Negerflüchtlinge aus den Südstaaten sehr viel größer sein würde, und damit die Arbeitskräfte im Süden, auch was den Unterhalt der Armee betraf, sehr verringert werden würden. Aber eine der bemerkenswertesten geschichtlichen Tatsachen jener Zeit ist diejenige, daß die meisten Sklaven auf den Pflanzungen und Farmen blieben und ihre Arbeit treu und in manchen Fällen sogar anhänglich weiter verrichteten, während sie im Herzen die Freiheit ersehnten. Nur als nach und nach unser Heer im Süden vordrang, verließen sie ihre früheren Herrschaften in großer Anzahl und traten zum Teil ins Heer; aber fast nirgends äußerte sich Rachsucht wegen Unrecht oder Grausamkeit, die sie etwa in der Sklaverei erduldet hatten.

Im Norden wurde die Emanzipations-Proklamation von den demokratischen Politikern sofort dazu benutzt, der Regierung vorzuwerfen, daß sie den „Krieg der Union" in einen „Abolitionskrieg" verwandelt habe, und man hörte viel aufrührerisches Gerede darüber, daß das Blut von weißen Bürgern vergossen würde, nur damit unseren südlichen Landsleuten ihr Negereigentum unrechtmäßig genommen würde, was den Gesetzen der Bundesverfassung geradezu widerspräche. Diese Agitation betraf freilich nur die demokratischen Parteigänger, aber sie diente doch dazu, deren Organisation zu befestigen und die Opposition gegen die republikanische Regierung in eine Opposition gegen die Fortsetzung des Krieges zu verwandeln. Andererseits steigerte sie die Begeisterung der Antisklavereipartei aufs höchste und gab ihr einen neuen Antrieb zur Tätigkeit. Überdies machte die Proklamation in Europa gewaltigen Eindruck. Freilich bekehrte sie die Feinde der amerikanischen Union in England und Frankreich nicht, aber sie rief doch eine so mächtige allgemeine Stimmung zugunsten unserer Sache hervor, daß unsere dortigen Feinde nicht dagegen aufkommen konnten.

Im Norden wurde jedoch die politische Lage bedenklich. Hunderttausende der republikanischen Wähler waren fern von der Heimat,

im Heere. Willkürliche Verhaftungen, die einstweilige Aufhebung der Habeas Corpus-Akte, und dergleichen Eigenmächtigkeiten mehr, hatten viele gute Bürger aufgeregt und erzürnt. Unsere vielen Niederlagen im Kriege und die Unfruchtbarkeit unserer Siege, wie z. B. desjenigen von Antietam, wirkten entmutigend auf das Volk, und unsere vielen Mißerfolge wurden der Energielosigkeit der Regierung zugeschrieben. Die Folge davon war, daß bei den Novemberwahlen 1862 die Demokraten überraschende Erfolge hatten, daß sie die Staaten New York und New Jersey und manche Kongreßdistrikte anderer wichtiger Staaten gewannen und sich rühmten, daß sie bei den nächsten Wahlen die Macht über das ganze Repräsentantenhaus gewinnen würden. Die aufrichtigsten Freunde des Landes und der derzeitigen Regierung wurden bei dieser Lage der Dinge besorgt und schoben die Verantwortung dafür auf die Regierung, und nicht wenige wußten ihren Besorgnissen nicht anders Luft zu machen, als indem sie „an Lincoln schrieben". Dadurch, daß Lincoln jeden angehört hatte, der nur den geringsten Anspruch auf sein Ohr hatte, und dadurch, daß er in Unterredungen, Briefen oder sonstigen öffentlichen Äußerungen auf alles, was ihm mitgeteilt wurde, liebenswürdig antwortete, hatte er fortwährend sozusagen freundliche Beziehungen zum Volke aufrecht erhalten, und „an Lincoln schreiben" war daher für niemanden etwas Außergewöhnliches. Lincoln selbst mußte, wie im gegenwärtigen Falle, oft unter dieser Volkstümlichkeit leiden.

In der Biographie Lincolns von Nicolay und Hay (Band VII, Seite 363) wird die Lage wie folgt beschrieben: „Im Herbst 1862 war Lincoln den schärfsten Angriffen und der herbsten Kritik von jeder Partei im Lande unterworfen. Seine konservativen Anhänger warfen ihm vor, daß er den Wünschen der Radikalen ungebührlich nachgegeben habe; die Radikalen erhoben die Anklage, er sei von den Konservativen gehemmt, wenn nicht gar bestochen. Von der einen Seite bestürmte man ihn laut und dringend um Frieden, von der anderen verlangte man laut und beleidigend eine kräftigere Fortführung des Krieges. — Einem seiner Freunde, der ihn mit besonderer Offenheit angriff, gab er eine Antwort, welche als eine genügende

Verteidigung gegen alle die zahlreichen damaligen Angriffe von radikaler Seite gelten kann."

Der „eine Freund" war ich.

Während ich im Felde stand, hatte ich einen mehr oder weniger regen Briefwechsel mit meinen politischen Freunden aufrecht erhalten, um über alles, was im Lande vorging, stets auf dem Laufenden zu sein. Als ich in der Nähe von Washington lag, war ich öfter dort gewesen und hatte mit Leuten, die im öffentlichen Leben standen, gesprochen, u. a. mit Minister Chase und Senator Sumner. Die Eindrücke, die ich sowohl aus Briefen wie aus Gesprächen erhielt, waren düsterster Art. Das Volk war durchaus entmutigt und verlangte dringend nach Erfolgen unserer Waffen. Im Westen gab es ja solche, aber nicht im Osten, dem Hauptkriegsschauplatze. Mit Besorgnis bemerkte man, daß tollkühne Unternehmungen des Feindes, wie z. B. der Zug Stonewall Jacksons im Shenandoah-Tal, die wir mit unseren bedeutenden Mitteln hätten verhindern müssen, gelangen. Man bemängelte das fehlende Zusammenarbeiten der verschiedenen Anführer, und es ging sogar das Gerede, daß im Kriegsbureau in Washington Spione der Südstaaten säßen, und daß diese oder jene unserer Generäle *nicht wünschten*, daß die Unionsarmee einen entscheidenden Sieg erringe, sondern von einer beiderseitigen Erschöpfung einen für die Sklaverei günstigen Vergleich erhofften. Noch dreißig Jahre später hörte ich ähnliche Behauptungen von einem derzeitigen Stabsoffizier der Potomac-Armee, und wenn es damals auch vermutlich nur Prahlerei der Hauptquartiere war, so erregte derlei Gerede doch ernstliche Besorgnis.

Unter diesen Umständen schrieb ich aus meinem Lager an Lincoln und gab der allgemeinen Besorgnis, wie ich sie erkannte und empfand, Ausdruck. Ich glaubte dies um so mehr wagen zu dürfen, als Lincoln mich bei meinem Eintritt ins Heer gebeten hatte, ihm von allem, was ich für wichtig hielt, Mitteilung zu machen. Ich habe meinen Brief nie wieder gesehen und weiß seinen Inhalt nicht mehr genau. Einer seiner Hauptpunkte war jedenfalls der, daß die Regierung, angesichts des im Heere und im Volke herrschenden Argwohns, zur Ausführung ihrer wichtigen Aufgaben nur solche Männer wählen

sollte, die unserer Sache ganz ergeben waren, und auf die man sich daher verlassen konnte. Vielleicht deutete ich an, daß die Regierung in dieser Hinsicht zu nachlässig gewesen sei. Lincoln antwortete sofort und stellte mich in seiner eigentümlich klaren, logischen Art wegen meiner Kritik zur Rede. In dem, was er schrieb, war ein Grundton von Ungeduld, ja von Gereiztheit, die ihm ganz fremd und vermutlich eine Folge der vielfachen Anzapfungen war, die er sich damals von allen Seiten gefallen lassen mußte.

Dieser Brief wurde von Hay und Nicolay zur Veröffentlichung in ihrer Biographie erwählt, als ein treffendes Beispiel für die Art, in welcher Lincoln damals auf abfällige Kritiken antwortete. Merkwürdigerweise wurde das Schriftstück nach fünfunddreißig Jahren von meinen Gegnern in politischer Debatte als Angriffswaffe gebraucht — vielleicht in Ermangelung einer besseren. Man wollte damit beweisen, daß ich ein ganz unpraktischer und nie zufriedener Nörgler sei, und daß ich sogar einen so guten und freundlichen Mann wie Lincoln gezwungen habe, seine Beziehungen zu mir abzubrechen. Nichts konnte verkehrter sein. In der Tat kenne ich keinen einzigen Fall, der charakteristischer wäre für Lincolns Art, etwaige Differenzen mit Freunden zu behandeln. Ein paar Tage, nachdem ich seinen Brief erhalten hatte, brachte mir ein Eilbote ein eigenhändiges kurzes Billett von ihm, das die Bitte enthielt, ihn aufzusuchen, sobald mein Dienst es gestatte, und zwar möglichst früh am Morgen, ehe der übliche Schwarm von Besuchern einträfe. Ich nahm gleich Urlaub und meldete mich am nächsten Morgen um 7 Uhr im Weißen Hause. Ich wurde sofort in ein kleines Zimmer hinaufgeführt, das damals zu Ministerratssitzungen benutzt wurde, und traf Lincoln in einem Lehnstuhl vor dem Kamin sitzend, die Füße in den bekannten riesenhaften ledernen Hausschuhen. Er begrüßte mich herzlich wie immer und bedeutete mir, neben ihm vor dem lodernden Kaminfeuer Platz zu nehmen. Dann schlug er mit seiner großen Hand gemütlich auf mein Knie und sagte lächelnd:

„Nun sagen Sie mir mal aufrichtig, junger Mann, ob Sie mich wirklich für solch einen elenden Kerl halten, wie Sie in Ihrem Briefe schreiben!“

Dieser Empfang brachte mich gewaltig in Verlegenheit. Ich sah Lincoln ins Angesicht, und die Kehle war mir wie zugeschnürt. Ich faßte mich aber bald und drückte ihm mein Bedauern aus, wenn ich ihm irgend etwas Verletzendes geschrieben hätte. Dann erklärte ich ihm meine Eindrücke der ganzen Lage und die Gründe, die mich bewogen hatten, ihm so zu schreiben, wie ich es getan. Er hörte ruhig und aufmerksam zu, und als ich geendet hatte, sagte er sehr ernst:

„Nun, ich weiß ja, daß Sie ein Vertreter der Antisklaverei-bewegung und mein guter Freund sind. Nun hören Sie zu, ich will Ihnen alles erzählen."

Und dann entwickelte er in seiner klaren Art seine Ansichten über die gegenwärtige politische Lage, seine Hoffnungen und Befürchtungen, seine Sorgen und Verlegenheiten, und ließ manche feine Bemerkung über Menschen und Dinge einfließen, die ich leider nicht mehr genau wiedergeben kann. Weiter schilderte er, wie von allen Seiten die Kritik gekommen sei und ihn gereizt habe, und wie mein Brief, der übrigens einige gut begründete und nützliche Bemerkungen enthalte, ihn als ein kurzes Resumé all der verschiedenen Kritiken besonders getroffen und ihn zu einer Entgegnung veranlaßt habe. Dann schlug er mich wieder aufs Knie und setzte laut lachend hinzu:

„Habe ich's Ihnen in meinem Briefe nicht ordentlich gegeben? Aber weh getan hat's nicht, nicht wahr? Meine Absicht war's nicht, Ihnen weh zu tun, und darum wollte ich auch gern, daß Sie bald zu mir kämen." Er lachte wieder und schien die ganze Sache für einen guten Spaß zu halten; dann fügte er hinzu: „Nun, ich denke, wir verstehen uns, und damit ist die Sache erledigt."

Als ich ihn nach etwa einstündiger, angeregter Unterhaltung verließ, fragte ich ihn, ob er noch wünsche, daß ich ihm schreiben solle. „Aber gewiß", erwiderte er, „schreiben Sie immer, wenn der Geist Sie dazu treibt." Und wir schieden als die besten Freunde.

Während das Sigelsche Korps in den Befestigungen von Washington lag, trugen sich wichtige Begebenheiten zu. Vierzehn Tage nach der Schlacht von Antietam, einer der blutigsten des ganzen Krieges, welche McClellan als einen großen Sieg seiner Waffen hinstellte,

inspizierte der Präsident die Potomac-Armee, die noch immer in Maryland stand. Nach Washington zurückgekehrt, befahl der Präsident McClellan, vorzudringen; dieser aber zögerte in seiner gewohnten unschlüssigen Art noch drei Wochen, während welcher die Regierung und das Volk vor Ungeduld fast umkamen. Als McClellan endlich über den Potomac gegangen war, das Heer der Konföderierten jedoch nicht daran hindern konnte, Blue Ridge zu überschreiten und zwischen der Potomac-Armee und Richmond Stellung zu nehmen, wurde der General seines Kommandos enthoben und der Präsident setzte General Burnside an seine Stelle.

Diese Wahl war keine glückliche. Für einen so verantwortungsvollen Posten mußten Burnsides bisherige Leistungen und Erfolge zu gering erscheinen. Allerdings hatte er in der Schlacht bei Antietam eine Brücke gestürmt und gehalten, die noch heutigen Tages seinen Namen trägt. Das Stürmen und Halten einer Brücke scheint aber, seit Horatius Cocles mit seiner heldenmütigen Brückenverteidigung Rom rettete, stets einen besonderen Reiz für die Volksphantasie zu haben. Burnside war ein guter Patriot, sehr pflichttreu und wegen seiner Aufrichtigkeit und Freundlichkeit allgemein beliebt; aber er war kein großer Feldherr und fühlte das selbst. Unser Korps war zum Schutz des linken Flügels der Unionsarmee nach Virginien kommandiert worden, und ich war daher zufällig zugegen, als einige andere Generäle Burnside zu seiner Beförderung Glück wünschten. In seiner herzlichen Art dankte uns Burnside für unsere freundliche Begrüßung und setzte mit seiner natürlichen, überzeugenden Offenherzigkeit hinzu, daß er wohl wisse, daß er einer solchen führenden Stellung nicht gewachsen sei, aber da sie ihm anvertraut werde, wolle er sein Bestes tun und habe die Zuversicht, daß wir alle treu zu ihm halten würden. Es war etwas Rührendes an diesem offenen Bekenntnis seiner Unzulänglichkeit, was menschlich sehr für ihn einnahm, aber kurz darauf sprachen die Generäle untereinander kopfschüttelnd darüber und fragten sich, wie wir Vertrauen zu einem Feldherrn haben könnten, dem es so vollständig an Selbstvertrauen gebrach. Unser entmutigendes Mißtrauen sollte nur zu bald gerechtertigt werden.

Da der hauptsächliche Vorwurf gegen McClellan sein Zaudern gewesen war, beschloß Burnside, sofort zu handeln. Sein Plan war, bei Fredericksburg über den Rappahannock zu gehen und von da gegen Richmond vorzurücken. Seine in vorzüglichem Zustande befindliche Armee teilte er in drei „große Divisionen“ unter General Sumner, General Hooker und General Franklin. Die Reserve unter General Sigel bestand aus dem 11. Armeekorps und einigen anderen Truppen. Der ganze Feldzug war eine Reihe von groben Fehlern, Unglücksfällen und schlecht entworfenen oder schlecht ausgeführten Plänen, die in einem furchtbaren, Tausende dahinraffenden Gemetzel gipfelte. Am 17. November traf Sumners Korps in Falmouth, Fredericksburg gegenüber, ein. Die übrige Armee folgte innerhalb zwei Tagen, aber der Pontontrain, der den Übergang bewerkstelligen sollte, erschien erst am 25. November. Inzwischen hatte General Lee seine Truppen zusammengezogen und seine Position zur Verteidigung gestärkt. Erst am 11. Dezember schlug Burnside seine Pontonbrücken und rückte zum Angriff über den Fluß. Sigels Reservekorps blieb auf dem linken Flußufer, von wo aus wir einen großen Teil des Schlachtfeldes überblicken konnten. Es war ein offenes Gelände, welches sich hinter der Stadt Fredericksburg bis auf die Marye-Höhen hinaufzog, von wo Lees verschanzte Batterien und Infanterie-Bataillone herabdrohten. In den Wäldern zu unserer Linken, wo Franklins große Division über den Fluß gegangen war, hätte der Hauptangriff erfolgen sollen, und dort wurde die Schlacht am 13. Dezember bald nach Sonnenaufgang unter einem winterlich grauen Himmel eröffnet. Untätig in Reserve stehend, horchten wir eifrig auf das donnernde Geschützfeuer und hofften, nun würde der allgemeine Angriff beginnen. Aber der allgemeine Angriff blieb aus. Ein planloses Feuern schien bald vorzudringen, bald zurückzuweichen. Um elf Uhr befahl Burnside, von Fredericksburg aus Lees feste Stellung auf den Höhen von Marye anzugreifen. Unsere Leute rückten mit Begeisterung vor und wurden von einem furchtbaren Artillerie- und Gewehrfeuer empfangen. Sie hielten einen Augenblick inne, dann stürmten sie wieder vor. Durch unsere Feldstecher sahen wir sie zu Hunderten fallen. Sowie sie sich Lees Verschanzungen näherten,

schoß ein Feuerstreifen hervor und riß furchtbare Lücken in unsere Reihen. Doch wichen unsere Leute nicht zurück, sie standen wohl einen Augenblick, nahmen dann aber zähe den Angriff wieder auf. Eine Kolonne, die mit gefälltem Bajonett vordrang, schien die feindlichen Schanzen fast zu erreichen, schmolz dann aber dahin. Hier und dort sahen wir Gruppen der Unsrigen, die in Schußweite des Feindes gelangten, plötzlich umsinken, wie hohes Gras vor der Sense. Sie hatten sich zu Boden geworfen, um unter dem feindlichen Kugelregen kriechend vorzudringen. Aber vergebens. Die feindliche Linie war vortrefflich aufgestellt, wurde von einem Kanal, einer tiefliegenden Straße, steinernen Mauern und geschickt disponierten Verschanzungen geschützt und überdies so glänzend verteidigt, daß sie im Frontangriff nicht genommen werden konnte. Der Anbruch der Nacht war höchst willkommen, denn die Fortsetzung der Schlacht hätte nur ein fortgesetztes Gemetzel bedeutet. Wir von der Reserve hatten den ganzen Tag dagestanden, hatten alles gesehen und darauf gebrannt, unseren tapferen Kameraden zu Hilfe zu eilen, und hatten uns doch sagen müssen, daß es nutzlos sein würde. Heiße Tränen des Mitleids und der ohnmächtigen Wut rannen bei dem grausigen, quälenden Anblick über manche wetterharte Wange.

Burnside war in heller Verzweiflung; er hatte vor, am anderen Tage den Angriff wieder aufzunehmen, aber seine Generäle rieten davon ab. In der folgenden Nacht ging das Heer unter dem Schutze der Dunkelheit und eines schweren Regens wieder über den Rappahannock zurück, ohne vom Feinde belästigt zu werden. Dies war ein Fall, wo selbst ein Feldherr von der Bedeutung des Generals Robert E. Lee die günstige Gelegenheit verpaßte. Hätte er seinen Erfolg durch eine rasche und kräftige Verfolgung unseres geschwächten Heeres ganz ausgenutzt, so hätte er unseren Rückzug in die schlimmste Verwirrung bringen können und den größten Teil unserer Truppen unfehlbar in den Fluß gedrängt. Wir atmeten erleichtert auf, als wir dieser Gefahr glücklich entronnen waren.

General Burnside benahm sich durchaus ehrenhaft. Tapfer hatte er in der Schlacht sein altes Armeekorps persönlich ins Feuer führen wollen und hatte nur auf Widerraten seiner Generäle davon

Abstand genommen. Ebenso tapfer nahm er jetzt die ganze Verantwortung für die Niederlage auf seine eigenen Schultern. Er machte keinem den geringsten Vorwurf, sondern war voll Lobes für Offiziere und Truppen und nahm alle Schuld auf sich. Diese hochherzige Haltung fand beim Volke begeisterte Zustimmung, aber im Heere war das Vertrauen zu seiner Tüchtigkeit und Urteilskraft erschüttert. Die Zahl der Deserteure wuchs erschreckend, und viele Offiziere nahmen ihren Abschied. 85 000 Mann sollen in jener Zeit beim Appell gefehlt haben. Darüber sehr verstimmt, beschloß Burnside abermals vorzudringen und, wenn möglich, seinen Mißerfolg wieder gut zu machen. Er hatte vor, den Fluß an einer der oberen Furten zu überschreiten, aber ein andauernder heftiger Regen setzte ein, und die Straßen wurden absolut unwegsam. Die Infanterie stak fast bis zum Gürtel im Schlamm, und die Artillerie war überhaupt nicht zu bewegen. Ich denke noch an eine meiner Batterien, die am Abend auf verhältnismäßig fest erscheinendem Boden aufgepflanzt wurde und deren Geschütze am anderen Morgen bis an die Achsen in den sandigen Schlamm gesunken waren, so daß die gesamten Pferde einer Batterie nötig waren, um jedes einzelne Geschütz herauszuziehen. Über die ganze Gegend ringsumher waren halb versunkene Geschütze, Pontons, Munitions- und Ambulanzwagen verstreut. Es war ein unbeschreiblicher Anblick, und durch das ganze Land hallte der Ruf: „Burnside steckt im Dreck!" (Burnside stuck in the mud). Das war buchstäblich wahr. Von unwegsamen Straßen konnte nicht mehr die Rede sein, denn es gab gar keine Straßen mehr: das ganze Land war Straße. In Virginien war nördlich vom Rappahannock in der letzten Zeit so viel Militär hin und her bewegt worden, daß alles zerstampft und zertreten, Hecken verschwunden und Wälder abgeholzt waren. Wurden die Straßen schlecht, so wurden sie mit einem Knüppeldamm belegt. Blieb das Wetter gut, so bildeten die dicht nebeneinander gelegten Baumstämme ein leidliches Pflaster, aber sobald es stark regnete, bedeckte den Knüppeldamm bald eine dicke, weiche Lehmschicht, die zahlreiche tiefe Löcher verdeckte, wahre Fallgruben, in denen die Mannschaften dann plötzlich bis an die Hüften versinkend zappelten, und Geschütze

und Wagen sich festfuhren. Vergebens versuchten die Leute ihr Heil rechts und links vom Knüppeldamm, auch die übrige zur Straße gewordene Gegend wies Schlamm und Löcher auf: Geschütze staken in einem schwarz und gelben Morast, Infanteristen sah ich bis an die Knie im Schlamme stehen und fluchen, wie nur ein vollständig verärgerter Soldat fluchen kann. Ein Pontontrain, der das Heer über den Rappahannock bringen sollte, war überhaupt nicht zu bewegen. So sah es bei Burnside aus. Hilflos steckte er im Dreck. — Burnside stuck in the mud.

An ein weiteres Vordringen war nicht zu denken; so gut es ging, zog der General seine Truppen wieder ins Lager bei Falmouth zurück. Glücklicherweise war es bei diesem Zustand der Wege für Lee ebenso unmöglich zu marschieren wie für Burnside. Er hätte mit uns leichtes Spiel gehabt, denn die Demoralisation hatte in der Potamac-Armee ihren Höhepunkt erreicht, und da die loyale Bevölkerung im ganzen Lande sehr mißmutig, und Gefahr vorhanden war, daß sie der Regierung ihr Vertrauen ganz entziehen würde, erschien ein Wechsel im Kommando der Potomac-Armee notwendig, und der Präsident ernannte General Hooker.

Wenn es Burnside an Selbstvertrauen mangelte, so hatte Hooker einen Überfluß davon. Er war einer der schärfsten Tadler McClellans, Burnsides und der Regierung gewesen, hatte sogar laut nach einer militärischen Diktatur verlangt. Aber er hatte als Divisions- und Korpskommandeur Erfolge gehabt, hatte sich den Spitznamen „Fighting Joe" errungen und besaß das unbedingte Vertrauen der Soldaten und der meisten Generäle. Lincoln ignorierte, wie das seine Art war, all die bösen Dinge, die Hooker von ihm gesagt hatte, und ernannte ihn zum Oberbefehlshaber der Potomac-Armee, weil nach seiner Ansicht das Interesse des Vaterlandes es erheischte. Der amtlichen Ernennung fügte er einen äußerst freundlichen Brief voll guter Ratschläge bei. Hooker war ein auffallend schöner Mann, hatte ein bartloses, regelmäßiges Gesicht, frische Farben, scharfe blaue Augen, eine gute, stattliche Figur und eine stramme, militärische Haltung. Wenn er an der Spitze seines Stabes vorbeiritt, lachte einem das Herz im Leibe. Sein Organisationstalent zeigte sich sofort;

die düstere Stimmung im Lager machte einer hoffnungsvollen Platz, und am 30. April hatte die Potomac-Armee eine kriegstüchtige Stärke von 130 000 Mann und 400 Geschützen erreicht.

Hooker gab die „großen Divisionen" auf und verfügte über die Kommandeure. Sumner wurde wegen Alters pensioniert, Franklin wurde — meiner Ansicht nach sehr mit Unrecht — wegen Vorkommnissen im Feldzuge mit Burnside kaltgestellt, und Sigel, der die Reserve kommandiert hatte, verließ auch die Potomac-Armee. Seine Gründe dafür hat er mir nie eröffnet, sie sind aber wohl in seinen Beziehungen zu den Offizieren im Osten zu suchen. Er wurde von diesen stets als ein fremdländischer Eindringling betrachtet; seine Erfolge im Westen wurden diskreditiert, und wenn er die leiseste Gelegenheit zum Tadel bot, erfolgte dieser in auffallender Schärfe. Pope war ihm nicht hold, und Halleck scheint ihn mit besonderer Unfreundlichkeit behandelt und seinen Mut in Frage gestellt zu haben, vielleicht wegen persönlicher Reibereien. Offiziere wie Mannschaften des elften Armeekorps hörten mit Bedauern von Sigels Abgang; Hooker ersetzte ihn durch Generalmajor Howard. Es ist verschiedentlich behauptet worden, daß Hooker diesen ernannte, damit i c h nicht an der Spitze des Korps bliebe, dessen Kommando ich, da ich am 14. März 1863 zum Generalmajor avanciert war, als rangältester Offizier bei Sigels Abgang provisorisch übernommen hatte. Sigel hatte mich warm empfohlen, aber ob und weswegen ich General Hooker nicht genehm war, weiß ich nicht. Jedenfalls begehrte ich die Stelle nicht, sondern fand es ganz natürlich, daß unter den obwaltenden Umständen einem verdienstvollen Fachsoldaten das Kommando anvertraut wurde, und hieß General Howard daher mit aufrichtiger Befriedigung willkommen. Er war ein schlanker junger Mann mit dunklem Bart, hatte gewinnende Manieren und war zweifelsohne ein tapferer Soldat, denn er hatte bereits in diesem Feldzuge einen Arm verloren. Er war ein Schüler von West Point, aber ohne fachmännischen Dünkel und kein kleinlicher Vorgesetzter. Er stand im Rufe sehr religiös zu sein, vermied es jedoch damals, seine Frömmigkeit zur Schau zu tragen. Ich hatte nicht den Eindruck großer Geistesstärke bei ihm; eine gewisse Entschlußlosigkeit zeigte

sich in seinen Gesprächen, aber er konnte ja im Handeln anders sein. Unsere Beziehungen gestalteten sich bald sehr angenehm, ja herzlich, aber bei den übrigen Offizieren und den Mannschaften wurde er nicht beliebt.

Es gab noch mehr Neubesetzungen im Korps; z. B. wurde die Schencksche Division dem Brigadegeneral Charles Devens aus Massachusetts übertragen, den ich vierzehn Jahre später als Kollegen im Kabinett Präsident Hayes wiedersehen sollte, wo wir gute Freunde wurden. Seine Ernennung zum Kommandeur der ersten Division des elften Armeekorps war aber insofern verfehlt, als Brigadegeneral McLeans rechtmäßige Ansprüche auf Beförderung dadurch übergangen wurden, und Devens eigenes Wesen zu streng und abweisend war, als daß die Offiziere und Mannschaften der Division diese Ungerechtigkeit leicht vergessen hätten. Ein anderer Neuankömmling war General Francis Barlow, den die Geschichte des Krieges als der Tapfersten einen nennt. Zu der Zeit war jedoch sein Ruhm noch jung, und durch seine Ernennung zum Kommandeur unserer zweiten Division wurde leider ebenfalls ein sehr tüchtiger, tapferer und beliebter Offizier, Oberst Orland Smith, übergangen.

Ich behielt mein Kommando, die dritte Division des elften Armeekorps, welche durch einige neue Regimenter verstärkt wurde. Eins derselben wurde von keinem geringeren als dem Obersten Friedrich Hecker kommandiert, dem bedeutendsten Führer der Republikaner im 48er Deutschland, der jetzt ein eifriger amerikanischer Patriot und Vertreter der Antisklavereisache war. Er war nicht mehr jung, aber in der Vollkraft der besten Mannesjahre. Unter seinen Hauptleuten befand sich Emil Frey, ein junger Schweizer, der seine Universitätsstudien unterbrochen hatte, um herüberzukommen und für die große Freiheitssache der Menschheit in der amerikanischen Republik zu kämpfen. Nach Beendigung des Krieges kehrte er in sein Heimatland zurück, um später als Gesandter des schweizerischen Bundes wieder nach den Vereinigten Staaten zu kommen. Seitdem hat er die höchsten politischen Ämter seines Vaterlandes bekleidet. Ferner hatten wir ein Regiment (das 26. Wisconsin), das fast ganz aus Söhnen der deutschen Bevölkerung von Milwaukee bestand. — Und

endlich war als Regimentskommandeur Oberst Elias Peißner, Professor am Union College, Shenectady, dabei. Er hatte eine ganz auffallende Ähnlichkeit mit König Ludwig I. von Bayern, von dem er, wie das Gerücht ging, ein natürlicher Sohn sein sollte. Jedenfalls war Oberst Peißner ein Mann von lauterstem Charakter, feinster Bildung, ausgedehntem Wissen und hervorragender militärischer Befähigung. In seinem Oberstleutnant, John T. Lockman, den ich bis zum heutigen Tage meinen vertrauten Freund nennen darf, hatte er einen würdigen Kameraden. Von meinen zwei Brigadekommandeuren war Schimmelpfennig verdientermaßen zum Generalmajor avanciert. Krzyzanowski hatte nicht so viel Glück gehabt; der Präsident hatte auch ihn vorgeschlagen, der Senat ihn aber nicht bestätigt, weil, wie es hieß, niemand seinen Namen aussprechen konnte.

Mitte April war Hooker zum Vormarsch bereit. Sein Plan war vorzüglich. Lee hielt die Höhen südlich vom Rappahannock, am Fluß entlang, rechts und links von Fredericksburg besetzt. Hooker nahm sich vor, diese stark befestigte Stellung zu umgehen, indem er den oberen Rappahannock passierte und Lee in den Rücken fiel. Eine Kavallerieexpedition unter General Stoneman, die Lees linke Flanke umgehen und seine Kommunikationen mit Richmond unterbrechen sollte, mißlang; aber, obgleich dies bedauerlich war, störte es Hookers Feldzugsplan absolut nicht. Am 27. April morgens marschierten das elfte, zwölfte und fünfte Armeekorps nach Kelly's Ford, einer Furt, die 27 Meilen oberhalb Fredericksburg lag und die sie am 28. April nachmittags erreichten. Ich erinnere mich deutlich jener zwei Tage. Die Armee war in vortrefflichem Zustand und in bester Stimmung. Offiziere und Mannschaften fühlten anscheinend instinktiv, daß diese Offensivbewegung die günstigsten Resultate versprach. Lachen und Gesang erheiterten die Mühsal des Marsches. Eine Pontonbrücke wurde über den stark geschwollenen Fluß geschlagen, und noch vor Mitternacht ging unser Korps hinüber.

Nach unserem zweitägigen Marsch stromaufwärts am nördlichen Ufer des Rappahannock galt es nun einen zweitägigen Marsch stromabwärts am südlichen. Wir gingen durch eine Furt über den

Rapidan, erreichten am 30. April nachmittags die Wilderness, d. h. Wildnis genannte Gegend, und machten etwa zwei Meilen westlich von Chancellorsville Halt. In der folgenden Nacht kampierten vier Armeekorps in der Gegend, das 11., 12. und 5., die von Kelly's Furt heruntergekommen waren, und das 2. unter General Couch, welches durch die United States Furt gegangen war, sobald unser Vormarsch sie freigelegt hatte. Im ganzen waren es 50 000 Mann. Diese Flankenbewegung war von einer Bewegung General Sedgwicks maskiert worden. Er war ein paar Meilen unterhalb Fredericksburg über den Rappahannock gegangen, und zwar mit einer so zahlreichen Truppenabteilung, daß Lee den Hauptangriff von dort erwarten durfte. Als der Übergang bewerkstelligt war, stieß das 3. Armeekorps unter Sickles zu Hooker in Chancellorsville. Bis dahin, Donnerstag, den 30. April, war Hookers Plan vollständig gelungen; sein Tagesbefehl für die Potomac-Armee war denn auch auf den für ihn charakteristischen, ruhmredigen Ton gestimmt:

„Mit herzlicher Befriedigung kann der kommandierende General seiner tapferen Armee mitteilen, daß infolge der Operationen der letzten drei Tage der Feind entweder ruhmlos fliehen oder aus seiner festen Stellung herausrücken und uns auf unserem Gelände die Schlacht anbieten muß, wo ihn sichere Niederlage erwartet. Die Operationen des 11., 12. und 5. Armeekorps waren eine Reihe von Heldentaten".

Der Stil erinnerte etwas an Popes großsprecherische Tagesbefehle. Auch war der Eindruck, den der Armeebefehl bei Offizieren und Mannschaften hervorrief, keineswegs günstig. Gewiß freute es sie, Lob für ihre „Heldentaten" zu ernten, aber sie mußten sich doch sagen, daß diese bisher nur in Märschen bestanden hatten, und daß die eigentliche Probe noch kommen sollte. Sie hofften wohl, daß die 130000 Mann starke Potomac-Armee imstande sein würde, Lees nur 60000 Mann zählendes Heer zu schlagen, aber es ging ihnen gegen das Gefühl, daß ihr Oberbefehlshaber sich so prahlerisch rühmte, den Feind ganz in der Gewalt zu haben, besonders wo dieser Feind General Robert E. Lee an der Spitze der besten Infanterie der ganzen Welt war. Dennoch hofften wir alle das Beste und studierten eifrig

die Karten nach dem wichtigen strategischen Punkt, wo wir morgen losschlagen würden. Aber „morgen" brachte uns eine bittere Enttäuschung.

Am Freitag, dem 1. Mai, morgens befahl Hooker einer mehrere Divisionen starken Abteilung, auf Fredericksburg und die feindlichen Kommunikationslinien vorzurücken. Unser Korps hatte auch Marschorder erhalten und brach um 12 Uhr mittags auf. Wir waren jedoch kaum in Marschordnung auf dem Wege, als wir in die Stellung zurückkommandiert wurden, die wir während der Nacht innegehabt hatten. Was sollte das bedeuten? General Hooker hatte damit begonnen, den Feind mit einer großen Flankenbewegung überraschen zu wollen. Er hatte uns dem Feind in den Rücken geführt. Alles war gelungen, und wir hatten den Feind tatsächlich überrascht. Dieser Erfolg konnte aber nur durch rasch entschlossenes, tatkräftiges Weitergehen ganz ausgenutzt werden. Man durfte nicht erwarten, daß ein Feldherr von der Bedeutung Lees untätig in der Überraschung verharren würde. Er würde jedenfalls prompt handeln, wenn wir es nicht taten. Und so kam es auch. Als wir am 30. April nachmittags bei Chancellorsville Halt machten, hätten wir ebensogut noch ein paar Meilen weiter marschieren und einige wichtige Punkte einnehmen können, etwa Banks Furt am Rappahannock oder eine beherrschende Stellung in der Nähe von Fredericksburg. Inzwischen hatte Lee Hookers Plan erraten und hatte seine Truppen zusammengezogen, um sie unserem Angriff entgegenzuwerfen. Sobald nun am Freitag, dem 1. Mai, unsere Kolonnen nach Fredericksburg vorrückten und auf den Feind stießen, zog sich Hooker zurück und befahl seinem Heer die Defensivstellung wieder einzunehmen und Lees Angriff zu erwarten. Auf diese Weise wurde der so glänzend eröffnete Offensivfeldzug in einen Defensivfeldzug verwandelt. Hooker hatte die Initiative in der Bewegung aufgegeben und Lee den unschätzbaren Vorteil vollständiger Bewegungsfreiheit überlassen. Lee konnte sich in bester Ordnung auf seine Kommunikationslinie mit Richmond zurückziehen, oder er konnte seine Truppen zusammenziehen und den für ihn günstigsten Punkt in Hookers Defensivstellung angreifen. Sobald dieser Wechsel Hookers von frischer fröhlicher

Offensive zur einfachen Defensive offenbar wurde, sank die heitere Stimmung bei den Offizieren und Mannschaften der Potomac-Armee und machte düsterem Kopfschütteln Platz. Das Vertrauen, das sie zu der Feldherrnklugheit und dem kühnen Wagemut ihres Anführers „Fighting Joe“ gehabt hatten, wich begründeten Zweifeln. Die defensive Stellung der Potomac-Armee hätte kaum unglücklicher gewählt werden können. Sie war mitten in der „Wildnis“, einem ausgedehnten Gebiet von Wäldern, deren dichtes Unterholz von verkrüppelten Zwergeichen und Zwergtannen schier undurchdringlich erschien. Einige unregelmäßig gehauene Lichtungen ließen hier und da eine beschränkte Aussicht zu, aber ringsumher ragten die düsteren Wälder empor, die nicht dicht genug waren, um die Annäherung feindlicher Truppen zu verhindern, aber fast überall dicht genug, um ihre Annäherung zu verbergen.

Eine eingehende Schilderung der Stellung unserer Truppen ist zum Verständnis der nachfolgenden Tragödie ganz unerläßlich; ich muß daher den freundlichen Leser bitten, meinen Ausführungen geduldig zu folgen und nichts zu überschlagen, selbst wenn er manches uninteressant finden sollte.

Die westlichste der von unseren Truppen in der „Wildnis“ besetzten Lichtungen wurde von der „Old Turnpike“, einer in ostwestlicher Richtung von Fredericksburg nach Orange Court House laufenden Chaussee, geschnitten. Diese Chaussee entlang war die erste Division des 11. Armeekorps unter General Devens weit auseinandergezogen aufgestellt; ihre erste Brigade unter Oberst Gilsa stand westlich der Lichtung auf der Chaussee. Ringsumher waren dichte Wälder. Zur Deckung unseres rechten Flügels und unseres Rückens waren zwei von Oberst Gilsas Regimentern im rechten Winkel zur Chaussee aufgestellt und auf der Chaussee selbst zwei Geschütze. Die übrige Brigade befand sich auf der Chaussee mit der Front nach Süden, vor sich, hinter sich und zur Seite ein undurchdringliches Dickicht. Die zweite Brigade unter General McLean stand ebenfalls auf der Chaussee nach Süden gerichtet, im Rücken dasselbe dichte Buschwerk, und die Front von rasch aufgeworfenen Feldschanzen gedeckt. Vier Geschütze, Dieckmanns Batterie, waren auf der

Talley Farm aufgestellt und ebenfalls nach Süden gerichtet. Dann kam meine Division, auch zum Teil auf der Straße aufgestellt mit Richtung nach Süden, Feldschanzen vor sich und Dickicht im Rücken, und zum Teil als Reserve auf einer großen Lichtung, wo sich außer Hawkins' Farm eine alte Kirche in einem kleinen Hain befand, sowie Dowdall's Tavern, ein hölzernes, an der Chaussee gelegenes Haus, in dem der Korpskommandeur General Howard sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. In der Lichtung traf in der Nähe von Dowdall's Tavern eine andere Chaussee in rechtem Winkel auf die „Old Turnpike". Sie kam von Südwesten und hieß Plank Road. An dem also gebildeten rechten Winkel war Dilgers Batterie aufgestellt und ebenfalls nach Süden gerichtet. An Dilgers linke Flanke stießen Oberst Buschbecks Brigade und Hauptmann Wiedrichs Batterie hinter einem Schützengraben nach Süden gerichtet. General Barlows Brigade mit drei Batterien Reserveartillerie standen als allgemeine Korpsreserve am östlichen Rande der Lichtung.

So bildete das 11. Armeekorps die äußerste Rechte. Östlich lagen abermals dichte Wälder, durch welche die „Old Turnpike" an eine dritte große Lichtung führte, wo sich „Chancellor House" befand, ein Haus, das als Hauptquartier General Hookers diente. Links vom 11. Armeekorps hatte das 3. Armeekorps unter Sickles und das 12. Armeekorps unter Slocum Stellung, noch weiter östlich die übrige Armee.

Am Sonnabend, dem 2. Mai, morgens, ritt General Hooker mit einem Teil seines Stabes seine ganze Linie entlang und wurde überall mit begeisterten Zurufen empfangen. Er inspizierte die Stellung des 11. Armeekorps und fand sie „sehr stark".

Die Stellung hätte wohl einigermaßen stark sein können, wenn General Lee General Hooker den Gefallen getan hätte, in einem Frontangriffe mit der Stirn gegen die Feldschanzen zu rennen. Aber wenn er das nicht tat? — In meinem offiziellen Bericht sagte ich: „Unser rechter Flügel stand vollständig in der Luft, ohne jegliche Unterstützung, und zwar in einem Walde, der dicht genug war, um den freien Blick ringsumher zu hemmen, und doch nicht dicht genug, um den Anmarsch der feindlichen Truppen zu hindern. Unser Rücken

war dem Feinde vollständig preisgegeben. Er konnte uns, durch die große Lücke zwischen Gilsas rechtem Flügel und der bei Ely Furt postierten Kavallerie heranrückend, ganz und gar umzingeln. Einem Angriff von Westen oder Nordwesten her konnten wir nur durch einen vollständigen Frontwechsel begegnen. Unsere Aufstellung war jedoch einem solchen, besonders in der Eile bewerkstelligten Frontwechsel durchaus ungünstig. Es war fast unmöglich, einige unserer Regimenter zu bewegen, denn sie standen auf der alten Chaussee zwischen Feldschanzen und dichten Wäldern eingeklemmt und in langer Linie aufmarschiert, so daß gerade noch Raum für die Gewehrpyramiden und für einen schmalen Weg blieb. Und diese Chaussee war überdies die einzige Verbindung zwischen den verschiedenen Teilen unserer Front. Was am meisten zu fürchten war, ein Angriff von Westen, das gerade geschah."

Am ganzen vorhergehenden Tage, dem 1. Mai, hatten wir unsere Linie entlang feuern hören; das war der Feind, der sich über die Ausdehnung unserer Front orientierte. Gegen Abend fielen ein paar feindliche Granaten von einer Höhe, die General Devens linker Flanke gegenüberlag. General Schimmelpfennig, Kommandeur der ersten Brigade, erhielt Befehl, ein Regiment hinzusenden und die Geschütze zu nehmen oder aus ihrer Stellung zu vertreiben. Nach einem heißen kleinen Scharmützel kehrte das Regiment zurück und meldete, daß die Geschütze fort seien. Die Nacht verging ruhig.

Am anderen Morgen jedoch, dem 2. Mai, nicht lange nachdem General Hooker unsere Stellungen inspiziert hatte, wurde mir gemeldet, daß man von General Devens Hauptquartier aus große feindliche Kolonnen auf einer in etwa einer Meile Entfernung von der Plank Road und mit dieser parallel laufenden, erhöht liegenden Straße sich von Osten nach Westen bewegen sehen konnte. Ich eilte nach Talley's Farm, wo ich sie selbst ganz deutlich an einer Waldlichtung vorbeipassieren sah, Infanterie, Artillerie und Wagen. Sofort kam mir der Gedanke, daß dies Stonewall Jackson sei, der „große Flankierer", der auf unseren rechten Flügel marschierte, um ihn zu umzingeln und uns in den Rücken zu fallen. Ich galoppierte nach dem Hauptquartier des Korps in Dowdall's Tavern zurück und

befahl unterwegs dem Hauptmann Dilger, er solle sich nach guten Artilleriestellungen mit der Front nach Westen umsehen, da das Armeekorps aller Wahrscheinlichkeit nach einen Frontwechsel würde ausführen müssen. Ich machte sofort von allem, was ich gesehen, bei General Howard Meldung und sprach meine feste Überzeugung aus, daß Jackson uns von Westen angreifen würde. Ich versuchte ihn ferner zu überzeugen, daß wir in diesem Falle in unserer eingezwängten Stellung mit der Front nach Süden, wenn der Angriff von Westen erfolgte, nicht würden kämpfen können, und daß General Devens Division und ein großer Teil meiner eigenen ineinandergeschoben werden und in vollständige Verwirrung geraten würden, wenn nicht ein Frontwechsel ausgeführt und die Truppen auf günstigere Gelände gestellt würden. Nach meiner Meinung müßte unser rechter Flügel zurückgezogen und das Korps in rechtem Winkel zur alten Chaussee in Schlachtlinie aufgestellt werden, der Hain mit der Kirche und die Waldränder östlich der Lichtung müßten mit Infanterie besetzt werden, mit starken Staffeln hinter beiden Flügeln, und die Artillerie müßte mit der Front nach Westen auf den günstigsten Punkten Stellung nehmen, besonders auf den Höhen rechts und links von Dowdall's Tavern. In einer solchen Stellung, in der wir die Lichtung vor uns mit unseren Geschützen und unserer Infanterie beherrschten, den Feind mit gelegentlichen Offensivbewegungen aufhalten und seinen etwaigen Flankenbewegungen mit unseren Staffeln begegnen könnten, würden wir uns selbst gegen eine feindliche Übermacht halten können, bis General Hooker in unserem Rücken, den jeweiligen Umständen gemäß, Dispositionen getroffen hätte.

Ich drang so eifrig auf diese Ansicht wie meine schuldige Ehrfurcht vor meinem vorgesetzten Befehlshaber es gestattete, aber General Howard stimmte ihr nicht zu. Er blieb hartnäckig bei seiner Ansicht, die, wie er sagte, General Hooker teilte, daß Lee nicht unseren rechten Flügel angreifen wolle, sondern bereits in vollem Rückzug auf Gordonville begriffen sei. Ich war maßlos erstaunt über diese Ansicht. Konnte man vernünftigerweise annehmen, daß Lee, wenn er wirklich im Rückzug begriffen war, seine Kolonnen an unserer Front entlang marschieren lassen würde, statt *von ihr fort*, was

er viel ungestörter tun konnte? Aber Howard wollte dies nicht einsehen, und er schloß die Unterredung, indem er sagte, daß Hooker vor ein paar Stunden die Stellung des 11. Armeekorps inspiziert und sie gut gefunden hätte. Hooker selbst scheint freilich in diesem Augenblicke nicht mehr so fest davon überzeugt gewesen zu sein wie einige Stunden zuvor.

Kurz vor Mittag sagte mir Howard, er sei sehr müde und brauche Schlaf. Da ich im Range der nächste war, bat er mich, im Hauptquartier zu bleiben, alle eintreffenden Depeschen zu lesen und ihn zu wecken, wenn sie von Wichtigkeit wären. Bald nachher traf ein Meldereiter mit einer Depesche von General Hooker ein, welcher Howard auf die feindliche Bewegung gegen unseren rechten Flügel aufmerksam machte und ihn anwies, Maßregeln zum Widerstand in jener Richtung zu treffen. Sofort weckte ich General Howard, las ihm die Depesche vor und legte sie in seine Hände. Wir hatten kaum ein paar Worte über die Angelegenheit gewechselt, als noch ein Meldereiter, ein junger Ordonnanzoffizier, angesprengt kam, der eine Depesche desselben Inhalts brachte. Später habe ich dieses Dokument gedruckt gesehen und erkannte es als dasjenige, welches ich an jenem verhängnisvollen Tage gelesen und an General Howard gegeben hatte. Der Wortlaut war wie folgt:

Hauptquartier der Potomac-Armee, Chancellorsville, den 2. Mai 1863, 9³⁰ Uhr vormittags. — Herren Generalmajor Slocum und Generalmajor Howard. — Der Oberbefehlshaber beauftragt mich, Ihnen mitzuteilen, daß die von Ihnen getroffenen Dispositionen einen Frontangriff des Feindes voraussetzen. Sollte er sich auf Ihre Flanke werfen, so wünscht der Oberbefehlshaber, daß Sie das Gelände untersuchen und beschließen, welche Stellung Sie eventuell einnehmen wollen, damit Sie vorbereitet sind, von welcher Richtung auch der Angriff erfolgt. Der Oberbefehlshaber schlägt vor, starke Reserven zur Hand zu haben, um dieser Eventualität wirksam zu begegnen. Ihre Linie erscheint nach rechts nicht stark genug. Es sind keine nennenswerten Befestigungen aufgeworfen, und es scheinen dort zu wenig Truppen vorhanden zu ein, die auch nach Erachten des Oberbefehlshabers keine günstige Stellung

haben. Wir haben guten Grund anzunehmen, daß der Feind auf unseren rechten Flügel vorrückt. Schieben Sie Ihre Vorposten so weit vor, wie Sie können, damit Sie rechtzeitig von seiner Annäherung Kunde erhalten. — J. H. van Alen, Brigadegeneral und Adjutant.

Zu meiner größten Verwunderung las ich später in einem Aufsatz General Howards im Century Magazine „Das elfte Armeekorps bei Chancellorsville" folgende Worte:

„General Hookers Zirkularbefehl an Slocum und Howard ist niemals in meine Hände gelangt und, soviel ich weiß, auch nicht in die meines Generaladjutanten Obersten Meysenburg".

Wie er vergessen haben konnte, daß ich ihm die fragliche Depesche vorgelesen und sie ihm überreicht hatte, ist mir unverständlich, besonders da sich daran eine lebhafte Debatte zwischen uns anschloß, während welcher ich, abermals vergeblich, versuchte, ihn zu überzeugen, daß im Falle eines solchen Angriffs von Westen unser rechter Flügel, wenn er in der gegenwärtigen Stellung verbliebe, hoffnungslos überwältigt werden würde.

Wir standen vor der Haustür von Dowdall's Tavern; da sah ich Major Whittlesey, einen von Howards Stabsoffizieren unfern der Chaussee aus dem Walde kommen. „Herr General", sagte ich, „wenn Sie von dieser Stelle über Major Whittleseys Kopf weg sich eine gerade Linie denken, wird sie Oberst Gilsas äußerste Rechte treffen. Halten Sie es nicht für absolut gewiß, daß, wenn der Feind von Westen angreift, er schon bei der ersten Attacke Gilsas zwei Regimenter, die unseren rechten Flügel und unseren Rücken decken sollen, vollständig aufreiben wird? Ist auch nur die geringste Möglichkeit des Widerstandes vorhanden?"

Howards Antwort war nur ein kurzes: „Nun, er muß eben kämpfen", oder ähnlich.

Ich war der Verzweiflung nahe, ritt fort, nahm auf eigene Verantwortung zwei Regimenter aus meiner zweiten nach Süden gerichteten Linie und stellte sie mit der Front nach Westen auf Hawkins' Farm, im Rücken von Gilsas exponiertem rechten Flügel auf. Etwas weiter zurück ließ ich ein drittes Regiment Posten fassen, so

daß, wenn der Angriff auf unsere Flanke und unseren Rücken erfolgte, wenigstens ein kleiner Teil unserer Truppen die richtige Stellung hätte. Aber dies war buchstäblich alles, was geschah, um dem drohenden Angriff von Westen zu begegnen, nur daß noch ein flacher Schützengraben, dessen Schanzen den Mannschaften kaum bis ans Knie reichten, in der Richtung von Norden nach Süden in der Nähe von Dowdall's Tavern angelegt wurde, und daß drei Batterien Artillerie Reserve nach dem östlichen Rande der Lichtung kommandiert wurden. Im übrigen blieb die geradezu unhaltbare Stellung des Korps unverändert.

Etwas nach 3 Uhr nachmittags erschreckten uns plötzlich zwei Kanonenschüsse, auf die Flintengeknatter folgte. Es schien in Gilsas Nähe zu sein. War das schon Jacksons Angriff? Ich sprang in den Sattel und ritt eiligst in der Richtung des Schießens. Nein, es war nicht Jacksons Angriff, sondern nur eine kleine Abteilung feindlicher Kavallerie, die sich auf der alten Chaussee westlich unseres rechten Flügels gezeigt hatte. Die beiden auf der Chaussee postierten Geschütze hatten, ohne höheren Befehl abzuwarten, Feuer gegeben. Jackson orientierte sich offenbar noch. Aber eine Menge Linienoffiziere von Devens Division umdrängten mein Pferd und meldeten mir mit besorgter Miene, daß ihre Vorposten während des Tages mehrmals die Anwesenheit größerer feindlicher Truppenkörper in der Nähe ihres rechten Flügels gemeldet hätten und daß, wenn sie von dort angegriffen würden, sie nicht würden Stand halten können. Was ich dazu meinte? — Das Herz war mir schwer vor Kummer, denn ich durfte ihnen nicht sagen, was ich dazu meinte, um nicht eine Panik hervorzurufen. Belügen konnte ich sie auch nicht, so riß ich mich los und stürmte zu General Devens, um mir bei einer neuen dringenden Bitte um Frontwechsel, die ich bei Howard versuchen wollte, seinen Beistand zu sichern. Zu meiner Überraschung fand ich ihn ziemlich unbekümmert. Er habe alles ans Korpshauptquartier gemeldet, sagte er, und habe Instruktionen erbeten, und dem Adjutanten, der seine Depeschen überbracht hatte, war gesagt worden, daß General Lee anscheinend in vollem Rückzuge begriffen sei. Seines Erachtens müsse man im Hauptquartier besser unterrichtet sein, als

er es sei, und er könne sich nur nach den Befehlen seines Vorgesetzten richten.

Ich kehrte also ins Hauptquartier zurück, um einen letzten Versuch zu machen. Howard kam mir dort mit der Nachricht entgegen, daß Hooker ihm gerade befohlen habe, die Barlowsche Brigade General Sickles zur Hilfe zu senden. Letzterer sei um Mittag mit seinem Korps aufgebrochen, um Stonewall Jacksons Arrieregarde anzugreifen und seine Munitions- und Proviantwagen zu erbeuten. Daraus erklärte sich auch das Geschützfeuer, welches wir um Mittag gehört hatten. Dies alles, fügte Howard hinzu, sei ein genügender Beweis, daß Hooker keinen Angriff Jacksons auf unsere Flanke befürchtete, denn er würde sonst keinenfalls in diesem Augenblick dem 11. Armeekorps seine stärkste Brigade und seine einzige Reserve entzogen haben. Ich entgegnete, daß, wenn die feindliche Armee sich wirklich zurückzöge, ein Frontwechsel unsererseits nicht schaden könne, aber daß, wenn wir doch, wie ich noch immer fest glaubte, auf dem rechten Flügel angegriffen würden, das Abkommandieren der Barlowschen Brigade den Frontwechsel nur noch notwendiger machte. All meine Vorstellungen und Bitten blieben jedoch erfolglos, und Howard selbst ritt mit der Barlowschen Brigade von dannen auf eine, wie sich später herausstellte, abenteuerliche und unfruchtbare Expedition.

Da saßen wir also. Daß der Feind in ziemlich starker Anzahl auf unsere Flanke rückte, war jeden Augenblick sicherer geworden. Schimmelpfennig hatte mehrere Kundschafter über unsere Vorpostenlinie hinausgeschickt und alle meldeten dasselbe. Sie hatten feindliche Truppen in großer Zahl gesehen, die eine weite Schwenkung ausführten, ja, sie hatten sogar die Kommandos der feindlichen Offiziere gehört. McLeans und Gilsas Vorposten und Kundschafter meldeten dasselbe. Mein Artilleriehauptmann, Dilger, kehrte von einem kühnen Rekognoszierungsritt zurück, den er auf eigene Faust unternommen hatte. Er war mitten zwischen den Feinden vor Gilsas Front gewesen, war von ihnen verfolgt worden und der Gefangennahme nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes entgangen. Dann war er im Hauptquartier der Armee im Chancellor House gewesen und hatte einem Major von Hookers Stabe Meldung gemacht. Dieser

hatte ihm gesagt, er solle sich mit seiner albernen Meldung nach seinem eigenen Korps scheren, und so kam er schließlich zu mir zurück. Kurz, fast alle Offiziere und Mannschaften schienen die drohende Wolke über unseren Häuptern zu sehen und ein Vorgefühl des kommenden Unglücks zu haben. Nur unser Korpskommandeur sah sie nicht und vielleicht auch General Devens nicht, der sein Urteil von dem des Korpskommandeurs vollständig beherrschen ließ. Das Gefühl der Unruhe war durchaus nicht unbegründet. Etwa in Flintenschußweite unseres rechten Flügels stand Stonewall Jackson mit reichlich 25 000 Mann, der kühnste Feldherr der Konföderation mit ihren besten Truppen. Sie bildeten eine Schlachtlinie, welche unseren schwachen rechten Flügel umzingeln sollte. Das 11. Armeekorps war in Jacksons Gewalt, ein Korps, das ursprünglich 12000 Mann, jetzt aber nur noch 9000 Mann stark war, weil seine stärkste Brigade detachiert und an ihrer Spitze der Oberbefehlshaber fortgeritten war. Das Schlimmste aber war, daß innerhalb zweier Meilen zur Linken und im Rücken kaum ein Unionssoldat in der Nähe war, um nötigenfalls Hilfe zu leisten, denn Sickles Korps und ein großer Teil von Slocums Korps verfolgte Jacksons Train durch die Wälder. Zu all diesem kam noch, daß der größte Teil unseres Armeekorps so gestellt war, daß es nach Westen einem Angriff hilflos preisgegeben war. Hätte eine Verschwörung oder ein Plan vorgelegen, das 11. Armeekorps hinzuopfern — was selbstredend nicht der Fall war — so hätte man nicht geschickter zu Werke gehen können. So war die Lage um 5 Uhr nachmittags.

Endlich brach der Sturm los. Ich stand mit einigen meiner Stabsoffiziere vor dem Korps-Hauptquartier und wartete auf Howards Rückkehr. Unsere Pferde waren gesattelt und zur Hand. Um etwa 5 Uhr 20 Minuten sprangen eine Menge Rotwild und Hasen aus dem Walde, der die Hawkins-Farm Lichtung nach Westen begrenzte. Sie waren von Jacksons herannahenden Truppen aufgetrieben. Unter anderen Umständen wäre eine solche Menge Wild von den Soldaten mit freudigem Gelächter begrüßt worden. Jetzt war das anders. Die Leute fühlten instinktiv die Bedeutung des Vorfalles. Kurz nachher brach lauter Geschützdonner los,

man hörte Flintensalven knattern und den wilden Kriegsschrei der Feinde, den „rebel yell“, in der Nähe von Gilsas Stellung. /Dann geschah, was jeder vernünftige Mensch voraussehen mußte. Unsere beiden auf der Chaussee postierten Geschütze feuerten ein paar Male in die dichte Menge der herandrängenden Feinde, protzten dann auf und versuchten zu entkommen. Aber die feindliche Infanterie war schon zu nah, die Pferde wurden niedergeschossen und die Geschütze erbeutet. Über Gilsas zwei in rechtem Winkel mit der Chaussee formierte Regimenter ging ein dichter Kugelregen nieder. Sie gaben zwei Salven — es ist bewundernswert, daß sie so viel vermochten — und dann blieb ihnen bei dem nahen Feuer auf Front und Flanken nichts anderes übrig, als die Waffen zu strecken oder sich schleunigst zurückzuziehen. Sie wichen also durch den Wald zurück; viele Verwundete und Tote blieben auf dem Felde. Einige von Gilsas Leuten sammelten sich hinter einem Reserveregiment der ersten Division (75. Ohio), dessen Kommandeur, Oberst Riley, so vernünftig gewesen war, den Frontwechsel zu vollführen, und der, ohne den Befehl abzuwarten, Gilsa zu Hülfe vorrückte. Sie wurden aber sofort von drei Seiten angegriffen und vollständig niedergemacht. Oberst Riley wurde getötet und sein Adjutant verwundet. Inzwischen hatte der Feind die auf der alten Chaussee aufgestellten Regimenter der 1. Division überfallen. An Verteidigung oder Kampf war bei diesen gar nicht zu denken, sie standen ja auf der schmalen Straße zwischen dichtem Buschwerk eingepfercht und wurden von drei Seiten angegriffen, einige Leute wurden sogar in den Rücken geschossen. Die Regimenter wurden einfach ineinandergepreßt und in furchtbarer Verwirrung die Chaussee hinunter getrieben.

Währenddessen wurde ein kräftiger Versuch gemacht, eine Verteidigungslinie zu bilden, welche die wilde Flucht unserer geopferten Regimenter aufhalten und das Vordringen des Feindes verhindern könnte. Sobald ich das Feuern rechts von uns hörte, schickte ich einen Adjutanten an Oberst Krzyzanowski mit dem Befehl, seine Front nach Westen zu richten. Zu demselben Zweck eilte ich selbst an die Stelle, wo die Plank Road und die alte Chaussee zu-

sammentrafen. Dort fand ich General Schimmelpfennig schon bei der Arbeit. Unseren vereinten Bemühungen gelang es, allerdings nicht ohne die größten Schwierigkeiten, mit mehreren Regimentern einen Frontwechsel vorzunehmen und eine Art Linie gegen den Angriff zu bilden. Viele Geschütze, Munitions- und Ambulanzwagen der ersten Division kamen in vollem Galopp die Chaussee heruntergestürmt und rissen in die dort noch aufgestellten Truppenmassen große Lücken. Ihnen folgten die oben erwähnten ineinandergeschobenen Regimenter der ersten Division in größter Verwirrung. Wir hatten kaum ein Regiment mit der Front nach Westen formiert, als schon dieser wilde Strom durch die Reihen brach und wieder die größte Verwirrung hervorbrachte. Trotz des furchtbaren Durcheinanders, dem meine beiden besten und ältesten Regimenter fast ganz erlagen, gelang es uns doch, in aller Eile abermals eine freilich ziemlich unregelmäßige und unterbrochene Linie in der Nähe des Hains mit der Kirche zu bilden. Hauptmann Dilger brachte seine sechs Geschütze eiligst auf einen weiter zurückgelegenen, höheren Punkt, der das Zusammentreffen der beiden Chausseen beherrschte. Er warf einen wahren Regen von Kartätschen und Granaten in die heranrückenden feindlichen Bataillone, die den Trümmern unserer geschlagenen Regimenter auf den Fersen folgten. Sie kamen mit wildem Geschrei und tödlichem Kleingewehrfeuer heran, und ihre Front griff an beiden Seiten weit über die unsere hinaus. Bei ihrem ersten Ansturm stürzte der edle Oberst Peißner vom 119. New-York-Regiment tot vom Pferde; Oberstleutnant Lockman hielt seine Leute jedoch tapfer zusammen. Mein alter Freund aus den Revolutionstagen, Oberst Hecker, hatte die Fahne seines Regiments ergriffen, um einen Angriff mit gefälltem Bajonett anzuführen; auch er wurde von einer feindlichen Kugel getroffen und verwundet hinter die Front getragen. Major Rolshausen übernahm sofort das Kommando des Regiments und hatte dasselbe Schicksal. Unsere Toten und Verwundeten bedeckten in großer Anzahl das Schlachtfeld. Aber trotz des tödlichen Kugelregens von drei Seiten hielten diese Regimenter so lange Stand, daß sie zwanzig bis dreißig Salven abfeuern konnten.

Auf meiner äußersten Rechten, die von der eben beschriebenen Linie durch eine große Lücke getrennt war, die zu füllen es mir an Truppen gebrach, nahmen die Dinge einen ähnlichen Verlauf. Bald nach dem ersten Angriff kamen viele Soldaten aus Gilsas und McLeans aufgeriebenen Regimentern in größter Unordnung aus den Wäldern. Zahlreiche feindliche Truppen folgten ihnen mit Triumphgeschrei und lebhaftem Feuer. Zwei Regimenter, das 58. New-York und das 26. Wisconsin, empfingen sie standhaft. Hauptmann Braun, der das erstgenannte provisorisch führte, wurde sehr bald tödlich verwundet. Das Regiment war einem schweren Feuer auf dem linken Flügel, wo der Feind zuerst durchgebrochen war, ausgesetzt und wurde auch von vorn arg bedrängt; nach einigen Minuten verzweifelten Kampfes wurde es zurückgeworfen. Das 26. Wisconsin, ein junges Regiment, das noch nie im Feuer gewesen war, setzte den hoffnungslosen Kampf mit lobenswerter Tapferkeit noch eine beträchtliche Zeit lang fort und zog sich erst zurück, als ich Befehl dazu gab. Oberst Krzyzanowski, der Brigadekommandeur, der das wackere Regiment persönlich führte, verlangte von mir Verstärkungen, da er fast ganz umzingelt sei und sich unmöglich länger halten könne. Da ich keinen einzigen Mann mehr zur Verfügung hatte, befahl ich, das Regiment solle sich an den Saum des hinter ihm liegenden Waldes zurückziehen. Dies geschah in tadelloser Ordnung; das Regiment machte während des Rückzuges verschiedentlich Kehrt und gab Feuer.

Inzwischen hatte der Feind meinen linken Flügel ganz und gar umgangen. Hätte nicht der feindliche General Colquitt den Fehler begangen, die Flankenbewegung seiner siebzehn Regimenter kurze Zeit zu unterbrechen, da er seinen rechten Flügel bedroht glaubte, wäre ein großer Teil des 11. Armeekorps gefangen genommen worden, ehe es die Lichtung um Chancellor House hätte erreichen können. Aber die konföderierten Truppen, die meinen linken Flügel tatsächlich angriffen, waren doch mehr als stark genug, um das 119. Regiment New-York zurückzutreiben und sich auf Hauptmann Dilgers Batterie zu stürzen. Letzterer hielt bis zum letzten Augenblick sein Kartätschenfeuer aufrecht und gab den Befehl zum

Aufprotzen erst, als die feindliche Infanterie bereits zwischen seinen Geschützen stand. Sein Pferd wurde unter ihm weggeschossen; ebenso die beiden Deichselpferde und ein Leitpferd eines seiner Geschütze. Nach einem vergeblichen Versuch, dies Geschütz mit den toten Pferden fortzuschleppen, mußte er es dem Feinde überlassen. Die übrige Batterie schickte er ins Hintertreffen und behielt nur ein Geschütz auf der Chaussee, welches er im Zurückweichen von Zeit zu Zeit auf den verfolgenden Feind abfeuerte.

Die Feinde drangen jetzt in überwältigender Macht von links und rechts auf uns ein, und die Stellung im Hain bei der Kirche war nicht mehr zu halten. Wir mußten uns auf die flachen von Nord nach Süd laufenden Schützengräben bei Dowdall's Tavern zurückziehen, welche Howard hatte graben lassen, als ihm eine schwache Ahnung kam, daß Jackson uns vielleicht von Westen angreifen könnte. Der Schützengraben war zum Teil von Oberst Buschbecks Brigade besetzt, welche auf der äußersten Linken des Korps gestanden, Zeit genug zum Frontwechsel gehabt hatte, und in vollkommener Ordnung zur Stelle war. Links davon nahmen noch andere Regimenter und Kompagnien Stellung und einige Stücke Reserve-Artillerie, die über die Infanterie wegfeuerten. Dort fand ich auch General Howard wieder, der inzwischen von Barlows detachierter und umherirrender Brigade zurückgekehrt war und sein Armeekorps etwa in dem Augenblick erreicht hatte, als Jacksons Angriff auf unseren rechten Flügel begann. Er versuchte tapfer, die zerstreuten Truppen zu sammeln und scheute keine Gefahr für seine Person. Schimmelpfennig und ich taten unser Möglichstes, ihm zu helfen.

Die ungeordneten, mehreren Regimentern angehörenden Mannschaften zu reorganisieren, war jedoch eine sehr schwierige Aufgabe, da wir fortwährenden Angriffen des Feindes ausgesetzt waren. Einmal gelang es mir, eine größere Anzahl Soldaten zu sammeln und mit lautem Hurra dem Feinde entgegenzuführen. Sie folgten mir eine Zeitlang, wurden dann aber von dem mörderischen Kugelregen des Feindes wieder versprengt, und einer meiner Adjutanten wurde verwundet. Einige andere Versuche hatten ebensowenig Erfolg. Der Feind rückte rechts und links von uns unaufhalt-

sam vor, unsere Artillerie schwieg und zog sich zurück, und der Schützengraben mußte aufgegeben werden. Ich erwähnte bereits, daß er viel zu flach war, um den Leuten Schutz zu gewähren. Die Infanterie suchte Deckung im Walde, der so dicht war, daß Verwirrung auch in die Reihen derjenigen Regimenter getragen wurde, die bis dahin in guter Ordnung verblieben waren oder sich gesammelt hatten. Ich gesellte mich zu Hauptmann Dilger mit seiner einzigen Kanone. Zwei Kompagnien des 61. Ohio-Regiments beschützten ihn auf seinem Wege nach Chancellorsville. Seine Kartätschenschüsse hielten den Feind ein paar Male in der Verfolgung auf. Als wir den Wald erreicht hatten, sah ich nach der Uhr: es war etwa ein Viertel nach sieben. Der Kampf der 9000 Mann des elften Armeekorps, die dem Feinde in ihrer Stellung ihre ungedeckte Flanke boten, gegen die 25 000 kriegsgewohnten Soldaten Stonewall Jacksons hatte also mindestens 1½ Stunde gedauert. Nicht ein einziges Geschütz und nicht e i n Mann war ihnen bei ihrem aussichtslosen Kampf zu Hilfe gekommen. Ehe sie Unterstützung fanden, mußten sie 1½ Meile zurückweichen. Als sie sie aber endlich gefunden hatten, war das stark mitgenommene Korps bald wieder ganz reorganisiert, und vor 11 Uhr stand jedes Regiment wieder bei seiner Fahne und unter seinen eigenen Offizieren. Beim Morgengrauen des 3. Mai, Sonntag, wurden wir an den äußersten linken Flügel kommandiert. Ich ritt ins Hauptquartier General Hookers, um zu bitten, daß uns Gelegenheit gegeben werden möchte, zu zeigen, was wir könnten, und die Scharte vom Abend vorher wieder auszuwetzen. Hooker schien sehr niedergeschlagen und sagte nur, er wolle es versuchen. Wir blieben jedoch am äußersten linken Flügel, wo nur leichte Scharmützel stattfanden, bis am 6. Mai morgens die Armee wieder über den Rappahannock zurückging.

Der weitere Verlauf der Schlacht war folgender. Als Jacksons überwältigender Angriff das hilflose elfte Armeekorps vollständig vernichtet hatte, war zwischen seinen siegreichen Truppen und Chancellor House, dem Herzen der Potomac-Armee, kein weiterer Widerstand als die Trümmer des elften Armeekorps in ganz aufgelöstem Zustande und die wenigen Truppen, die in aller Eile von anderen Punkten herbeikommandiert werden konnten.

Berrys Division, die nördlich von Chancellor House stand, wurde schleunigst vorgerückt und Hauptmann Best hatte bald die von ihm kommandierte Artillerie gegen die anmarschierenden Konföderierten gerichtet. Die Batterien des retirierenden elften Armeekorps kamen dazu. Einige Divisionen, die bei der verfehlten Jagd auf Jacksons Train engagiert gewesen waren, wurden eiligst herangebracht, und äußere Umstände kamen dazu, um uns über die kritische Situation wegzuhelfen. Trotz des hellen Mondscheins, war es im Schatten des Waldes sehr dunkel, und überdies kamen die ersten beiden Linien der Konföderierten, teils wegen des Widerstandes des elften Armeekorps und teils wegen der schwierigen Bewegung im dichten Walde, vollständig in Verwirrung, die nun durch mörderisches Feuer von der eilig formierten Front der Unionstruppen erhöht wurde. Mit dem Ordnen der konföderierten Brigaden verging Zeit, aber Jackson war noch eifrig darauf bedacht, seinen Vorteil auszunutzen und Hooker in den Rücken zu gelangen. Da schritt das Schicksal mit einem folgenschweren Ereignis ein. Die siegreichen Konföderierten verloren ihren Anführer. Auf dem Rückweg von einem kurzen Rekognoszierungsritt vor seiner Front wurde Stonewall Jackson von einer Kugel aus seinen eigenen Reihen schwer verwundet, und der Angriff wurde für die Nacht eingestellt.

Am nächsten Morgen, Sonntag, den 3. Mai, war also die Potomac-Armee, von der etwa 90 000 Mann unter Hookers unmittelbarem Befehl standen, in der Nähe vom Chancellor House fest verschanzt, während etwa 22 000 Mann unter General Sedgwick von Fredericksburg heranmarschierten, um Lee in den Rücken zu fallen. Lees Feldherrngenie war niemals offenbarer als in den unmittelbar folgenden Gefechten. Mit seinen 60 000 Mann erwies er sich gegen eine doppelte Übermacht als Meister jener höchsten militärischen Kunst, den Anschein zu erwecken, als habe man auf jedem entscheidenden und wichtigen Punkt bedeutendere Truppenkörper als der Gegner. Erst warf er Jacksons früheres, jetzt von General „Jeb" Stuart befehligtes Korps gegen einige Feldschanzen in Hookers Zentrum und nahm eine Schanze nach der anderen in wütendem Sturm. Dann hörte er, daß Sedgwick die Marye-Höhen genommen habe und von Fredericks-

burg heranrücke; sofort schickte er jenem General ein genügend starkes Detachement entgegen, das ihn überwältigte und ihn über den Rappahannock zurücktrieb. Dann wurden die Divisionen, die Sedgwick vertrieben hatten, schleunigst zurückbewegt, damit Lees Truppen an der Stelle, wo er Hooker angreifen wollte, in der Übermacht wären. Hooker schien inzwischen vollständig zusammengebrochen zu sein. Am zweiten Schlachttage hatte ihn, als er am Eingang des Chancellor House stand, eine umgeschossene hölzerne Säule im Fallen getroffen, und er blieb eine Stunde lang besinnungslos. Aber auch vor und nach diesem Unfall schien seine Gedankenarbeit unzusammenhängend und konfus zu sein. Es waren psychologische Rätsel, welche die Befehlshaber in dieser Schlacht uns zu raten aufgaben. Ganz unerklärlich war das Verhalten Hookers, des berühmten „Fighting Joe", der auf den Kampf gebrannt und einen durchaus erfolgreichen offensiven Feldzug begonnen hatte, und der plötzlich angesichts des Feindes seine ganze Unternehmungslust und seinen Wagemut verlor und in einer matten Defensive sich und die Kraft und gute Laune seiner Armee verzettelte. Am Morgen des 2. Mai hatte er Slocum und Howard gewarnt, daß Jackson eine gefährliche Bewegung auf unseren rechten Flügel mache; abends hingegen gab er sich der unglaublichen Illusion hin, daß Jackson und Lee sich an unserer Front entlang zurückzögen. Am 3. Mai erlaubte er den Konföderierten, ihn von einer Stellung in die andere zurückzudrängen und ließ sich schließlich von einer ihm weit unterlegenen Macht in seine Verschanzungen fest einpferchen, ohne den geringsten Versuch zu machen, etwa 35 000 bis 40 000 Mann seiner Truppen, die untätig dabei gestanden und keinen Schuß abgegeben hatten, ins Gefecht zu führen; und endlich wußte er nichts Besseres zu tun, als wieder über den Rappahannock zurückzugehen und vorzugeben, er habe eigentlich gar keine Schlacht geliefert, da beinahe die Hälfte seiner Armee überhaupt nicht im Feuer gewesen wäre — obgleich er über 17 000 Mann verloren hatte.

Hooker ist später der Vorwurf gemacht, er sei während der Schlacht unter dem Einfluß zu reichlich genossener Spirituosen gewesen, während es andererseits hieß, er habe sich aus Vorsicht seines ge-

wohnten Quantums Whisky enthalten, und wegen des Mangels dieser Anregung habe sein Gehirn nicht wie sonst funktioniert. Vermutlich waren beide Anklagen unbegründet, sicher ist aber, daß Hookers Geist in jenen Tagen merkwürdig schwerfällig arbeitete. Gegen Howard könnte man keine der beiden obigen Anklagen erheben, denn er war einer der mäßigsten und nüchternsten Offiziere im ganzen Heere, und es ist daher ganz unverständlich, wie er trotz der fortwährend einlaufenden Meldungen, ja, trotz der Wahrnehmungen seiner eigenen Augen und Ohren am 2. Mai annehmen konnte, daß Jackson, statt einen Angriff zu planen, in vollem Rückzuge sei. Ich habe es nie verstehen können, wenn man nicht annehmen will, daß er nicht imstande war, aus offenkundigen Tatsachen einfache Schlußfolgerungen zu ziehen.

Unser Korps blieb auf dem linken Flügel der Armee während des ganzen 3., 4. und 5. Mai untätig stehen. Wir konnten nur voller Besorgnis dem Getöse der Schlacht lauschen und gespannt aufmerken, ob es näher oder ferner wurde. Tatsächlich näherte es sich und bewies, daß unsere Armee eine Stellung nach der anderen aufzugeben gezwungen wurde, und daß die Schlacht für uns verloren war. Endlich am Abend des 5. Mai erhielten wir Marschordre; wir sollten um 2 Uhr morgens marschbereit sein. Es war uns klar, daß dies einen allgemeinen Rückzug über den Fluß bedeute. Am Nachmittag begann es heftig zu regnen und regnete die ganze Nacht hindurch. Bis auf die Haut durchnäßt lagen wir, vor Kälte bebend, bis 1 Uhr 20 Minuten morgens. Dann wurden die Truppen ohne das leiseste Geräusch in Kolonnen aufgestellt und harrten des Befehls zur Schwenkung und zum Abmarsch. Von 2 bis 6 Uhr standen wir unbeweglich. Endlich kam der ersehnte Befehl. Wir sollten uns, vom Feinde unbemerkt, entfernen, und dies glückte uns. Aber als wir die große Lichtung bei der United States Furt erreichten, bot sich uns ein furchtbares Schauspiel dar. Durch den heftigen Regen war der Fluß derart angeschwollen, daß er die Pontonbrücken fortzureißen drohte. General Hooker war mit seinem Stabe bereits am Abend vorher hinübergegangen, und auch die Artillerie, soweit sie nicht zur Deckung für das Korps nötig war, war in der Nacht hinüber befördert worden.

Aber hier in der Lichtung am Flußufer standen nun etwa 70 000 bis 80 000 Mann Infanterie so dicht zusammengepfercht, daß zwischen den verschiedenen Abteilungen kaum ein Pferd hätte hindurch kommen können, und warteten bis sie in schmaler Marschkolonne, ein Regiment nach dem anderen, über die Brücken ziehen konnten. Hätte der Feind hiervon eine Ahnung gehabt und eine einzige Batterie so aufgestellt, daß sie diese hilflos zusammengedrängte Menge beherrscht hätte, so hätten die Folgen aller Beschreibung gespottet. Eine wilde Panik wäre unvermeidlich gewesen, und ein großer Teil der Armee wäre in den geschwollenen Fluten des Rappahannock umgekommen. General Lee ließ unseren Rückzug jedoch ungestört, und um 4 Uhr nachmittags war die ganze Armee sicher hinübergeschafft. Offiziere und Mannschaften atmeten erleichtert auf.

Wir vom elften Armeekorps mußten nun aber eine weit schlimmere Prüfung erdulden, als es die Mühen und Gefahren des unheilvollen Kriegszugs gewesen waren. Es ist hinlänglich bekannt, wie die Zeitungen damals die Aufführung der „feigen Deutschen" (cowardly Dutchmen) des elften Armeekorps schmähten. Und doch bestand es nur zum kleinsten Teil aus Deutschen und hatte, wie oben geschildert, tapfer gekämpft, wo es nur konnte. Nichtsdestoweniger wurde aber seiner sogenannten Feigheit der Verlust der Schlacht, ja, der Mißerfolg des ganzen Feldzuges zugeschrieben. Und das in Privatgesprächen sowohl von Zivilisten als auch von Militärpersonen. Wir waren außer uns. General Schimmelpfennig schrieb mir einen empörten Brief und verlangte laut Genugtuung für sich und seine Leute. Ich wurde wiederholt beim Korpskommando sowie beim Kriegssekretär mit einem streng sachlichen Bericht über meinen Anteil an der Schlacht vorstellig. Vergebens. Es schien fast, als solle das elfte Armeekorps zum Sündenbock für die verlorene Schlacht werden. Ich beantragte eine strenge Untersuchung durch ein Militärgericht. Howard unterstützte meinen Antrag mit den Worten, daß zwar offizielle Klagen gegen General Schurz nicht vorlägen, er selbst aber in der Sache keine Untersuchung scheue und dem Antrag Folge zu leisten empfehle. Mein Antrag wurde, wahrscheinlich infolge dieser Begründung Howards, abgewiesen. Ich erbat nun mit aller

schuldigen Achtung, aber doch sehr dringend, die Erlaubnis, meinen Bericht veröffentlichen zu dürfen. Er war streng objektiv, ohne Anklage, für wen es auch sei. Ich erhielt die Antwort, die Veröffentlichung sei unstatthaft bis der Oberbefehlshaber einen allgemeinen Bericht veröffentlicht habe und werde bis dahin zurückgestellt. Hooker hat nie einen Bericht veröffentlicht und meiner blieb vergraben, denn ihn ohne Erlaubnis zu veröffentlichen, wäre gegen die Disziplin gewesen.

Nicht nur um meiner selbst willen, sondern hauptsächlich um meiner tapferen Truppen willen suchte ich nach einer Ehrenrettung, aber mir waren die Lippen verschlossen. Man hätte erwarten können, daß Howard, dem die Sachlage genau bekannt war, für die so fälschlich angeklagten Truppen eingetreten wäre, wenn auch nur mit der Bestätigung, daß sie bei Chancellorsville in der Stellung, die sie inne hatten, einfach nicht kämpfen konnten; aber er schwieg. Das elfte Armeekorps blieb der Sündenbock, und diese Ungerechtigkeit machte nicht nur unter den Deutschamerikanern in der Union viel böses Blut, sondern hatte auch einen sehr ungünstigen Einfluß auf die Truppen des elften Armeekorps. Ich hatte seit Chancellorsville die Absicht, mich versetzen zu lassen, nunmehr beschloß ich aber, bei meinen tapferen Truppen auszuharren, bis der häßliche Schatten, der ihre Ehre trübte, von ihnen genommen würde.

Dem elften Armeekorps ist denn auch später von Historikern und Militärschriftstellern wiederholt eine glänzende Rechtfertigung zuteil geworden, besonders in den unparteiischen, gewissenhaften, auf peinlich genaue Untersuchung des Tatbestandes und der Örtlichkeiten sich stützenden Darstellungen des Obersten Theodore A. Dodge, U. S. Army, und des ehemaligen Oberstleutnants und Generalarztes im Heer der Vereinigten Staaten, Dr. August Choate Hamlin. — Die geschichtliche Wahrheit ist also, wenn auch spät, offenbar geworden, und meine tapferen Kriegskameraden vom elften Armeekorps sind gerechtfertigt.

Nach der Schlacht von Bull Run, wo ich nach meiner Ansicht nur die gewöhnliche Pflicht eines Divisionskommandeurs getan und nichts Bemerkenswertes geleistet hatte, erntete ich größte

Anerkennung und öffentliches Lob weit über mein Verdienst und mit der Aussicht auf eine erfolgreiche militärische Laufbahn. Und nun, nach der Schlacht von Chancellorsville, wo ich die Situation und was sie erforderte, klar erkannt, ja besser als mein vorgesetzter Befehlshaber erkannt und ihm Ratschläge gegeben hatte, die, wenn sie befolgt worden wären, sich als höchst wertvoll erwiesen haben würden, und wo ich also Anerkennung meines klaren Blickes und richtigen militärischen Urteils hätte erwarten dürfen, wurde ich vor dem ganzen Volke angeklagt, als ob ich für die verlorene Schlacht und den verfehlten Feldzug verantwortlich wäre. Als ich wenig verdiente, erhielt ich viel; als mir wirklich Anerkennung für geleistete Dienste zukam, wurden mir Tadel und Ungunst zuteil, die eigentlich andere verdient hatten, gerade wegen der Dinge, die ich mich nach Kräften bemüht hatte, abzuwenden.

Zwölftes Kapitel.[1]

Die Potomac-Armee erholte sich bald von den Mühen und Enttäuschungen der Kampagne von Chancellorsville, und als um Mitte Juni sich ein Gerücht verbreitete, daß Lee seinen linken Flügel nach dem Shenandoah-Tal vorgeschoben habe und abermals einen Einfall in die Nordstaaten versuchen wolle, war das ganze Heer von neuer Kampfeslust beseelt. Galt es doch die höchste Schande, eine feindliche Invasion, abzuwehren.

Am 30. Juni, auf unserem Marsch durch Maryland, hatte ich das Glück, in dem mit einer Töchterschule verbundenen Kloster St. Joseph's College ein Obdach zu finden. Der fromme Frieden des Klosters bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu unserem bewegten Kriegsleben. Schon am folgenden Morgen wurde ich von einem Marschbefehl geweckt. Er lautete auf Gettysburg, und wir marschierten also, ohne es zu wissen, dem berühmtesten Schlachtfeld des ganzen Krieges entgegen.

Weder General Meade, der Nachfolger Hookers im Kommando der Potomac-Armee, noch General Lee wünschten bei Gettysburg eine Schlacht zu liefern. Lee wollte sie bei Cashtown liefern, Meade bei Pipe Creek. Beiden wurde die Schlacht an dieser Stelle durch das Rencontre einer feindlichen Requisitionstruppe mit einer Rekognoszierungsabteilung der Unsrigen aufgezwungen.

Als wir um 7 Uhr früh Emmitsburg verließen, hörten wir nur, daß das erste Armeekorps unter General Reynolds vor uns sei, und daß feindliche Truppen gegen Gettysburg heranrückten. Um 10 1/2,

---

[1]) Dieses und das folgende Kapitel sind in der Übersetzung verschiedentlich gekürzt worden.

als meine Division gerade Horner's Mills passiert hatte, erhielt ich Befehl von Howard, meine Truppen so schnell wie möglich vorzuschieben, da das erste Armeekorps in der Nähe von Gettysburg mit dem Feinde ins Gefecht gekommen sei. Dies überraschte uns um so mehr, als wir kein Artilleriefeuer aus der Richtung hörten. Ich kommandierte sofort Geschwindmarsch und ritt dann selbst mit meinem Stabe voran. Bald traf ich auf der Straße Flüchtlinge aus Gettysburg, angsterfüllte Männer, Frauen und Kinder. Besonders erinnere ich mich einer Frau in mittleren Jahren, die einen schweren Packen auf dem Rücken trug und ein kleines Kind an der Hand fortzerrte. Sie versuchte, mich aufzuhalten, indem sie mir laut entgegenrief:

„In Gettysburg sieht es schlimm aus! Überall Mord und Brand! Was soll daraus werden!"

Artilleriefeuer hörte ich jedoch erst, als ich auf einem Höhenzuge vor der Stadt anlangte.

Gegen 11½ Uhr traf ich General Howard auf einer Anhöhe östlich des Friedhofes von Gettysburg. Wir konnten von hier das behaglich zu unseren Füßen hingelagerte, einige tausend Einwohner zählende Städtchen übersehen, hinter dem sich eine weite Ebene dehnte. Unser hoher Punkt, Cemetery Hill, befand sich am nördlichen Ende eines Höhenzuges, der südlich in zwei steilen, zum Teil bewaldeten Felsenkuppen, die sogenannten Round Tops, auslief. Rechts von uns, in einer halben Meile Entfernung, lag ein dichtbewaldeter Berg namens Culp's Hill. Unserer Linken gegenüber zog sich in etwa einer Meile Entfernung parallel mit unserem Höhenzuge, Cemetery Ridge, eine Hügelkette entlang, die wegen der lutherischen Seminargebäude auf ihrem Kamme, Seminary Ridge, genannt wurde. Die ganze lachende Au, wo sonst der genügsame Bauer zu säen und zu ernten pflegte, atmete Frieden und Wohlergehen.

Wir beobachteten die langen Linien und hier und dort die kleinen weißen Rauchwölkchen auf den Seminary-Höhen und in der Ebene und horchten auf das Geschütz- und Infanteriefeuer, welches ein Vorrücken unseres ersten, etwa 8000 Mann starken Armeekorps anzeigte. Die Truppen selbst konnten wir kaum sehen. Ich erinnere mich, wie gering mir diese Affäre aus der Entfernung in dem weiten

Gelände erschien. Nur zu bald sollten wir jedoch ihre furchtbare Bedeutung erkennen. Die Leiche General Reynolds, des Kommandeurs des ersten Armeekorps, wurde vom Felde getragen. Er hatte sich zu weit vor gewagt, und die Kugel eines südländischen Scharfschützen hatte ihn getroffen. So begann die Schlacht für uns mit einem großen Verlust, denn Reynolds war als tüchtiger Offizier allgemein beliebt, und es war die Meinung vieler, daß er an die Spitze der Potomac-Armee hätte gestellt werden müssen. Nach seinem Tode fiel der Oberbefehl an Howard, das Kommando des ersten Armeekorps an General Doubleday und das des elften Armeekorps an mich.

Die allgemeine Lage war sehr unsicher, da wir von der Stärke des Feindes wenig erkennen konnten. War sie gering, so mußten wir ihn so weit zurückdrängen, als es General Meade tunlich erschien; brachte er jedoch sein ganzes Heer oder einen großen Teil desselben uns entgegen, so mußten wir eine starke Stellung suchen, in der wir uns halten konnten, bis wir entsetzt oder zurückkommandiert wurden. Diese Stellung war leicht zu finden; es war Cemetery Hill, der Hügel, auf dem wir jetzt standen, und der eine so wichtige Rolle in der bevorstehenden Schlacht spielen sollte. General Howard befahl mir, die erste und dritte Division des elften Armeekorps durch die Stadt zu führen und sie rechts vom ersten Armeekorps aufzustellen; er selbst wolle inzwischen die zweite Division unter Steinwehr nebst etwas Artillerie auf Cemetery Hill und dem östlich davon gelegenen Hügel als Reserve zurückhalten.

Gegen halb ein Uhr trafen die ersten Abteilungen des elften Armeekorps ein. Da es sehr heiß war, und die Leute viele Meilen im Geschwindmarsch zurückgelegt hatten, trieften sie von Schweiß und rangen nach Atem. Trotzdem wurden sie möglichst eilig durch die Stadt getrieben und fanden zur Rechten des ersten Armeekorps Aufstellung, allerdings nicht, wie erst beabsichtigt war, einfach als Verlängerung der Linie des ersten Armeekorps, sondern im rechten Winkel zu diesem, weil inzwischen feindliche Truppen vor unserem rechten Flügel eingetroffen waren. Schimmelpfennig, der provisorisch die dritte Division kommandierte, schloß, so gut er konnte, seine Linke an das erste Armeekorps, und General Francis Barlow, der

die erste Division führte, nahm an seiner Rechten Stellung. Barlow war ein sehr junger Mann, dessen bartloses Antlitz ihn noch jünger erscheinen ließ. Seine Leute wunderten sich erst darüber, daß ein solcher Knabe sie kommandieren sollte; aber bald entdeckten sie, daß er auf strenge Disziplin hielt und im Felde einer der besonnensten und tapfersten Anführer war.

Kaum hatten meine beiden Divisionen nördlich von Gettysburg Stellung genommen, als der Charakter des bevorstehenden Gefechts sich wesentlich veränderte. Bis dahin hatte das erste Armeekorps eine verhältnismäßig kleine feindliche Macht vor sich hergetrieben und viele Gefangene gemacht, u. a. den feindlichen General Archer mit seiner ganzen Brigade. Meine Linie war ebenfalls im Vormarsch, erhielt dann aber einen Befehl von General Howard, Halt zu machen und nur eine starke Vorpostenkette vorzuschieben. Diese machten ebenfalls viele Gefangenen. Aber nun begann der Feind größere Stärke und Ausdauer zu zeigen. Seinen auf einem gegenüberliegenden Hügel aufgepflanzten Batterien antworteten diejenigen unseres Hauptmanns Dilger sehr prompt, und durch unsere Feldstecher sahen wir ihn vier Geschütze nehmen und zwei feindliche Regimenter vertreiben. Inzwischen nahm das Infanteriefeuer rechts und links von uns zu. Augenscheinlich war die feindliche Linie sehr verstärkt worden und rückte immer kräftiger vor, wie ich von einem nahen Hausdache beobachten konnte.

Ich hatte General Barlow befohlen, seinen rechten Flügel zurückzuhalten, um gegen eine eventuelle Flankenbewegung des Feindes Truppen in Bereitschaft zu haben. Jetzt bemerkte ich aber, daß Barlow entweder meinen Befehl mißverstanden, oder daß er ihn im Eifer des Gefechtes vergessen hatte, denn er war mit seiner ganzen Linie vorgegangen und hatte den Zusammenhang mit der linksstehenden dritten Division ganz verloren. Zugleich sah ich aus den Wäldern zu meiner Rechten eine feindliche Batterie nach der andern und ein feindliches Regiment nach dem andern hervorkommen, welche meinen rechten Flügel zu umgehen und mich von der Stadt und der Stellung auf Cemetery Hill abzuschneiden drohten.

Ich befahl sofort, die dritte Division solle ihre Verbindung mit der ersten wiederherstellen, obgleich dadurch unsere schon allzu dünne Linie noch dünner wurde, und sandte schleunigst nacheinander mehrere Stabsoffiziere zu Howard mit der dringenden Bitte um Unterstützung gegen die bevorstehende feindliche Flankenbewegung. Unsere Lage wurde sehr kritisch. Soweit wir sehen und aus den Erzählungen der Gefangenen entnehmen konnten, rückten mindestens zwei feindliche Armeekorps, d. h. 40 000 Mann, uns entgegen. Hiervon standen im Augenblick mindestens 30 000 unseren 17 000 gegenüber, und in der Zahl der Unsrigen waren Howards zwei Reservebrigaden mitgerechnet, die bereits erlittenen Verluste aber nicht. Wir konnten kaum hoffen, lange gegen eine solche Übermacht standzuhalten; es lag sogar die Gefahr vor, daß, wenn wir uns zu lange hielten, der Feind unseren rechten Flügel umgehen und Gettysburg einnehmen würde. Und durch diese Stadt mußte eventuell unser Rückzug zur Defensivstellung auf Cemetery Hill bewerkstelligt werden. Deshalb lag mir so daran, daß eine der Reservebrigaden am Eingang der Stadt aufgestellt würde, um der Flankenbewegung des Feindes eventuell zu begegnen.

Ehe die Brigade anlangte, ging jedoch der Feind zu einem stürmischen Angriff auf der ganzen Linie über. Gilsas kleine Brigade mußte in ihrer exponierten Stellung den ersten wütenden Ansturm erdulden und wurde davon schier erdrückt. General Barlow, der seiner Gewohnheit gemäß im dichtesten Getümmel gewesen war, wurde — wie früher schon öfter — schwer verwundet und mußte dem Kommandeur der zweiten Brigade General Adalbert Ames die Führung der Division überlassen. Diese Brigade ertrug standhaft ein heftiges Feuer zweier feindlicher, auf der Harrisburger Straße postierter Batterien, wurde aber endlich zurückgedrängt.

Gegen vier Uhr wurde der feindliche Angriff auf der ganzen Linie noch heftiger. Auf dem offenen Gelände stand Regiment gegen Regiment; die Leute konnten sich in die Augen sehen und feuerten sich buchstäblich ins Gesicht. Das Gemetzel war auf beiden Seiten furchtbar. Plötzlich hörten wir, daß der rechte Flügel des ersten Armeekorps, der den ganzen Tag heldenhaft gekämpft hatte,

zurückgedrängt worden war, und General Doubleday schickte mir einen Adjutanten mit der Bitte um ein paar Regimenter Hilfstruppen. Ich konnte leider keinen einzigen Mann entbehren, sondern sehnte mich selbst nach Verstärkungen, denn gleichzeitig erhielt ich Kunde, daß meine dritte Division umgangen war, und zwar gerade an der Stelle, wo sie sich mit der ersten unter Doubleday vereinigen sollte. Ein paar Minuten später, während dies Blutbad noch fortdauerte, erhielt ich von Howard den Befehl, mich nach der Südseite der Stadt zurückzuziehen und eine Stellung auf Cemetery Hill einzunehmen.

Während ich mit Hilfe meiner Stabsoffiziere mein Möglichstes tat, die Truppen der ersten Division zum Stehen zu bringen, gegen den Feind zu formieren und die Vorstädte von Gettysburg zu halten, traf die Reservebrigade, um die ich so dringend gebeten hatte, ein. Zu dem Angriff, den ich zum Entsatz meines rechten Flügels zu machen gedachte, kam sie zu spät; ich führte sie also zur Stadt hinaus und befahl, daß sie ihre Aufstellung in der Nähe des Bahnhofs nehmen sollte, dem sich der Feind mit unheimlicher Schnelligkeit näherte. Dort hielt die von einer Batterie unterstützte Brigade den Feind so lange auf, bis die erste Division glücklich in die Stadt eingerückt war.

Ein Ferngefecht abzubrechen ist leicht; schwierig und heikel ist die Sache bei einem Nahgefecht. Die dritte Division war noch immer in ihren mörderischen Kampf verwickelt; als sie aber Befehl zum Rückzug erhielt, vollführte sie ihn in bester Ordnung; unter tapferstem Weiterkämpfen zog sie sich Schritt vor Schritt in die Stadt zurück. In meinem offiziellen Bericht sagte ich darüber : „In diesem Teil des Treffens, welches fast ein Handgemenge genannt werden konnte, bewiesen Offiziere und Mannschaften die größte Tapferkeit und Standhaftigkeit. Unsere Verluste waren erheblich. Die zweite Brigade der dritten Division verlor ihre sämtlichen Regimentskommandeure, in verschiedenen Regimentern waren fast die Hälfte der Mannschaften tot und verwundet.“ Unter den tödlich Verwundeten, die an mir vorbeigetragen wurden, befand sich auch Oberst Mahler (75. Pennsylvania-Regiment), der im Revolutionsjahre 1849 in der Festung Rastatt mein Kamerad gewesen war.

Hier auf dem blutigen Schlachtfelde von Gettysburg reichte er, dem der Tod auf dem Antlitz geschrieben stand, mir die Hand zum letzten Abschied.

Ich selbst kam unversehrt aus der Schlacht, aber mein Pferd hatte eine Kugel in den Hals bekommen.

Von Kriegsberichterstattern der Südstaaten ist behauptet worden, daß die Unionstruppen am ersten Tage von Gettysburg vollständig in die Flucht geschlagen und in völliger Auflösung in der Stadt eingetroffen seien. Dem ist aber nicht so. Zwar drängten viele Flüchtlinge ohne alle Ordnung zurück, wie das immer während und nach einer großen Schlacht der Fall ist; auch soll nicht in Abrede gestellt werden, daß tatsächlich ein Rückzug stattfand, aber von völliger Auflösung konnte keine Rede sein. Der Rückzug durch die Stadt wurde dadurch, daß die Straßen von Munitionswagen und allerlei sonstigem Fuhrwerk arg versperrt waren, sehr erschwert und geriet streckenweise ein wenig in Unordnung, auch waren Mannschaften des ersten und des dritten Armeekorps in der Stadt durcheinander geraten, und viele Offiziere und Soldaten, u. a. mein ehemaliger Lehrer der Kriegskunst in Deutschland, General Schimmelpfennig, wurden im Gewinkel der Straßen und Sackgassen verstrickt und einige wurden von den nachstürmenden Feinden gefangen genommen. Aber Tatsache ist, daß unsere Truppen, in welcher Art sie auch aus der Stadt herauskamen, sofort reorganisiert wurden, sich um die Fahne ihres betreffenden Regimentes scharten und ebenso kampfbereit waren wie vorher, wenngleich ihre Reihen von den furchtbaren Verlusten des Tages sehr gelichtet waren.

Als wir von Gettysburg auf Cemetery Hill hinaufstiegen, begegnete uns General Hancock, den General Meade hergesandt hatte, um den Oberbefehl zu übernehmen. Daß sein Erscheinen mit diesem Auftrage Howard empfindlich verletzte, war begreiflich, da er nicht umhin konnte, darin einen Ausdruck des Mißtrauens seitens General Meades zu erblicken. Er hätte diesen Schlag noch mehr empfunden, wenn er gewußt hätte, wie wenig Vertrauen nicht nur sein Vorgesetzter, sondern auch seine Kameraden und Untergebenen ihm entgegenbrachten. Deshalb war das Erscheinen Hancocks vor der

Front ein sehr glückliches Ereignis. Alle kannten ihn, und seine kräftige Gestalt, seine stolze Miene und seine stramme militärische Haltung schienen alles zu bestätigen, was die Fama von ihm verkündigte. Seine bloße Gegenwart war schon eine Verstärkung; jeder fühlte mehr Zuversicht, seit er da war. Dieses neugewonnene Selbstvertrauen hätte gleich eine sehr wichtige Probe bestehen können, wenn der Feind den neuen Angriff ausgeführt hätte, dessen wir gewärtig waren. In der Vorbereitung auf ihn arbeitete Howard trotz der schmerzlich empfundenen Zurücksetzung in größter Loyalität mit Hancock zusammen. Die Schlachtlinie war bald formiert. Batterien wurden aufgepflanzt und, wo es nötig war, Schanzen aufgeworfen. Als alles fertig war, gesellte ich mich zu Hancock, der auf einer niedrigen Mauer auf dem Gipfel des Hügels saß. Von dort aus beobachteten wir durch unsere Feldstecher in dem Gelände nördlich und westlich von Gettysburg die Bewegungen der feindlichen Batterien und Infanteriekolonnen, deren Zweck wir nicht recht verstanden. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich unruhig war. Wir hatten allerdings eine starke Stellung inne, aber unsere Infanterielinie erschien nach den Verlusten des Tages traurig dünn. Für mein Selbstbewußtsein war es tröstlich, wenn auch leider nicht für unsere ganze Lage, als Hancock zugab, daß auch er unruhig sei. Freilich meinte er, daß wir bei der günstigen Stellung unserer Artillerie uns wohl halten könnten, bis das nur unfern hinter uns befindliche zwölfte Armeekorps herangekommen sei. Wir beobachteten also gespannt die weiteren Bewegungen des Feindes und erkannten allmählich zu unserer großen Befriedigung, daß es immer weniger nach einer Formierung zum sofortigen Angriff aussah. Wir wurden mit jeder Minute ruhiger, denn mit jeder Minute neigte sich der Tag seinem Ende zu und näherten sich unsere Hilfstruppen. Bei Sonnenuntergang war denn auch das zwölfte Armeekorps eingetroffen und das dritte ganz in der Nähe.

Ein Bild von eigenartigem malerischen Reize ist mir aus jenem Abend in der Erinnerung geblieben. Es war im Torhause des Gettysburger Friedhofs. Mitten im Zimmer stand als Tisch ein leeres Faß und darauf als einzige Beleuchtung, in eine Flasche gesteckt, eine Talgkerze. Mehrere Generäle saßen teils auf Kisten, teils auf

dem Fußboden umher, lauschten den Erzählungen derjenigen, die heute im Gefecht gewesen waren, kritisierten und erörterten, was hätte gemacht werden können, und kamen endlich alle in der Hoffnung überein, daß Meade sich entschließen würde, die morgige Schlacht an der Stelle zu liefern, wo wir jetzt standen. Es war jedoch nichts besonders Feierliches in der Art, wie wir uns „Gute Nacht" sagten; es war vielmehr der allabendliche, herkömmliche Gruß.

Wir vom elften Armeekorps, die wir den Friedhof besetzt hielten, legten uns, Offiziere wie Mannschaften, in unsere Mäntel gehüllt auf die Grabsteine. Tiefe Stille herrschte auf dem Gottesacker, nur hier und da hörte man das regelmäßige Atmen eines Schlafenden oder den leisen Hufschlag eines Pferdes und überall in der Ferne ein dumpfes geheimnisvolles Grollen.

Die Sonne des 2. Juli ging strahlend auf über den beiden zur Schlacht geordneten Heeren, von denen freilich keins ganz bereit war. Daß die Konföderierten es jedoch mehr waren als wir, erkannten wir bald und konnten auch annähernd ihre Stellungen und ihre Stärke abschätzen. Es ging ein — allerdings falsches — Gerücht, daß Lees Heer ebenso stark sei wie unser eigenes. Wir konnten also annehmen, daß der Feind zum Angriff bereit sei, und wir wußten, daß wir noch nicht bereit waren, den Angriff wirksam abzuschlagen. Ein Trost war freilich, daß Lee, anstatt wie er gewünscht und geplant hatte, eine defensive Schlacht zu liefern, jetzt die Offensive gegen unsere sehr starke Stellung ergreifen mußte. Doch hofften wir sehnlichst, daß sein Angriff nicht für unsere Verhältnisse unbequem früh erfolgen würde, und mit banger Erwartung beobachteten wir die dichten Kolonnen der Unsrigen, die sich im Geschwindschritt näherten und in die ihnen angewiesenen Stellungen schwenkten. Es war, wenn ich mich recht erinnere, etwa 8 Uhr morgens, als Meade in aller Ruhe auf dem Friedhofe erschien. Er war zu Pferde und nur von einem Stabsoffizier und einer Ordonnanz begleitet. Sein hageres, bärtiges, von seinem breitrandigen, schwarzen Militärfilzhut beschattetes Antlitz war müde und sorgenvoll, als ob er die Nacht nicht geschlafen habe. Die Brille verlieh ihm etwas Gelehrtenhaftes, und es war in seiner ganzen Erscheinung und Haltung nichts, was

Begeisterung bei den Leuten hervorrufen konnte, — kein herzerwärmendes Lächeln oder teilnehmendes Wort. Er war schlicht, ohne alle Pose. Sein Geist war offenbar ganz von einem schwierigen Problem erfüllt. Aber dieser kühle, geschäftsmäßige Soldat flößte das unbedingteste Vertrauen ein. Offiziere und Mannschaften umringten ihn, wo sie konnten, betrachteten ihn neugierig und waren offenbar still befriedigt.

Mit raschem, scharfem Blick prüfte er unsere Stellung, die sich bekanntlich wie ein riesiger Angelhaken um die Hügel und die Stadt wand, und nickte anscheinend befriedigt. Nach der üblichen Begrüßung fragte ich ihn, wieviel Mann er hier im Felde habe. Seiner Antwort erinnere ich mich gut; sie lautete:

„Im Laufe des Tages hoffe ich, etwa 95000 zur Verfügung zu haben; das sind, denk' ich, für diese Sache genügend.“ Dann blickte er nochmals überall umher und fügte wie im Selbstgespräch hinzu: „Na, wir können die Sache ebensogut hier ausfechten als anderswo.“ Darauf ritt er ruhig davon.

Longstreets Korps eröffnete die Schlacht mit lebhaftem Geschützfeuer, das, wie die über unseren Häuptern dahinpfeifenden Geschosse uns erkennen ließen, zum Teil auf Cemetery Hill gerichtet war. Unsere Batterien antworteten ebenfalls mit lebhaftem Feuer. Dann hörten wir zur Linken verwirrte Geräusche, prasselndes Gewehrfeuer, immer schneller und heftiger donnernde Artilleriesalven und hin und wieder ein fernes Echo des Unionshurra oder des „rebel yell“. Ein kleiner Bergvorsprung des Cemetery Ridge schnitt uns die Aussicht auf das, was sich links von uns zutrug, ab; wir konnten nur weiße Rauchwolken aufsteigen sehen, aber nicht beurteilen, wer im Vorteil war. Blickten wir jedoch zurück, so konnten wir beobachten, wie ein Regiment nach dem andern von unserem rechten Flügel detachiert und so geschwind wie möglich als Verstärkung nach links bewegt wurde. Das Feuer wurde von Minute zu Minute wütender, und gegen 6½ Uhr nachmittags schien der Lärm der Schlacht anzudeuten, daß unsere Linie zurückwich. Einen Augenblick später kam mein Artilleriehauptmann Dilger in höchster Aufregung den Hügel heraufgaloppiert und meldete, daß der Feind unser drittes Armeekorps

in dem Peach Orchard genannten Obstgarten ganz überwältigt und, in Verfolgung unserer fliehenden Truppen, unser linkes Zentrum durchbrochen habe, daß jetzt feindliche Infanteriegeschosse in unsere Munitionswagen fielen, und daß, wenn die Konföderierten nicht sofort zurückgeschlagen würden, sie uns in einer halben Stunde im Rücken angreifen und uns gefangen nehmen würden. Es war ein banger Augenblick. Glücklicherweise dauerte er nicht lange. Lautes und wiederholtes Hurrarufen von Unionstruppen am linken Flügel bewiesen uns, daß zur rechten Zeit Unterstützung angelangt war und die feindliche Welle zurückgedrängt hatte. Meade hatte jeden Vorteil ausgenutzt, um schnell, wie der Augenblick es verlangte, Truppen von einer Stelle an die andere zu werfen, und es war ihm auf diese Weise gelungen, dem Angriff des Feindes mit Übermacht zu begegnen. Als der Abend anbrach, wurde das Gefecht zu unserer Linken allmählich still, und wir hörten, daß, wenn der Feind auch etwas Terrain gewonnen hatte, wir dafür eine feste Stellung auf den Round Tops errungen hatten, und daß unsere Linie von dort bis Cemetery Hill im wesentlichen wiederhergestellt sei.

Die Gefahren des Tages waren jedoch noch nicht vorüber. Es war schon dunkel, als wir plötzlich durch lautes Geräusch und Unruhe in Wiedrichs und Ricketts Batterien erschreckt wurden, die auf einem beherrschenden Punkt des Cemetery Hill aufgestellt waren. General Howard und ich standen gerade zusammen, als der Lärm losbrach. Über seine Bedeutung konnte kein Zweifel sein. Der Feind griff unsere Batterien zur Rechten an, und wenn er sie nahm, so würde er einen großen Teil unserer Linie sowohl nach Süden als nach Osten bestreichen und das Tal in der Richtung nach Culp's Hill beherrschen, wo unser Munitionspark stand. Das Schicksal der ganzen Schlacht konnte an der Abwehr dieses Angriffs hängen. Auf höheren Befehl zu warten, war keine Zeit. Mit Howards Zustimmung nahm ich die beiden mir nächsten Regimenter und befahl ihnen Bajonette aufzupflanzen. Von Oberst Krzyzanowski geführt eilten sie dann im Geschwindschritt an den bedrohten Punkt. Ich begleitete sie mit meinem ganzen Stabe. Bald befanden wir uns in einem wilden Strom von Flüchtlingen und taten auf dem Wege unser Möglichstes, sie mit dem Schwert

in der Hand zurückzutreiben. Bei den Batterien angelangt, fanden wir ein unbeschreibliches Durcheinander. Konföderierte Infanterie hatte unsere Schanzen erklommen, und die Leute waren im Begriff, unsere Kanonen zu nehmen. Aber die Kanoniere verteidigten sich ganz verzweifelt und schlugen die Eindringlinge mit Rammen, Ladestöcken, Knütteln und Steinen nieder. Wiedrichs ganz aus Deutschen bestehende Batterie wurde gerade von einem jungen Rebellenoffizier gestürmt; er schwang sein Schwert und rief laut: „This battery is ours!“ — Darauf entgegnete ein stämmiger deutscher Artillerist: „No, dis battery is unser!“ und schlug ihn mit einer Wischerstange zu Boden. — Unsere Infanterie stürzte sich nun auf die Eindringlinge, und nach kurzem lebhaftem Handgemenge wurden diese den Abhang hinabgedrängt.

Zur Rechten hatte unsere Linie noch rechtzeitig Unterstützung aus dem zweiten Armeekorps erhalten; es war auch dort gelungen, die Angreifenden unter Schnellfeuer zurückzuschlagen, und die gefährliche Krisis war glücklich überstanden. In meinem offiziellen Bericht konnte ich mit gerechtem Stolz die Haltung meiner Offiziere und Mannschaften in der Gefahr rühmen.

Das Ergebnis des zweiten Schlachttages war für keine Partei besonders befriedigend. Wie bereits erwähnt, hatten die Konföderierten wohl etwas Terrain gewonnen, waren aber mehrmals zurückgeschlagen und mußten erkennen, daß es sehr schwer sein würde, die Unionslinie wirksam zu durchbrechen. Wir hatten Terrain verloren, unsere Stellung hingegen war, besonders auf den Round Tops, viel stärker geworden. Beide Heere hatten gewaltige Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen aufzuweisen, und wie später verlautete, hatte jeder der beiderseitigen Befehlshaber nur den Wunsch, glücklich aus dieser Patsche heraus zu sein, und keiner konnte einen anderen Ausweg sehen, als fortzufahren, wie begonnen war. Auch der Kriegsrat der Korpskommandeure, den General Meade in derselben Nacht abhielt, kam einstimmig zu demselben Ergebnis.

Am 3. Juli weckte uns bei Sonnenaufgang heftig knatterndes Gewehrfeuer in den Wäldern auf Culp's Hill. Dadurch, daß am Tage vorher mehrere Brigaden von unserem rechten Flügel zur Hilfe-

leistung beim linken abkommandiert waren, war es dem Feinde möglich geworden, mehrere der von dem 12. Korps verlassenen Schanzen zu besetzen. Meade war der Ansicht, daß es zur Sicherheit unseres rechten Flügels nötig sei, sie wieder zu nehmen, und das 12. Korps machte sich mit lobenswertem Eifer daran. Gegen ½11 Uhr hörte das Feuer auf, und es wurde gemeldet, daß dem 12. Korps sein Unternehmen nach sechsstündigem hartnäckigem Kampfe geglückt sei.

Dann trat jene eigentümliche vollständige Stille ein, von der die meisten Schilderungen der Schlacht von Gettysburg zu erzählen wissen. Eine kurze Unterbrechung der Schlacht hätte niemanden überrascht; aber hier dehnte sich das Schweigen von Minute zu Minute und von Stunde zu Stunde. Endlich herrschte friedliche Ruhe, wie an einem schönen, warmen Sommertage, wo Kirchenglockengeläut von fern herüberschallt. Und da empfanden wir allesamt die langen Stunden tiefster Stille, die einen so scharfen Gegensatz mit dem vorhergegangenen und dem gewiß noch bevorstehenden blutigen Ringen bildete, als etwas Unheimliches, Unheildrohendes. Sogar die sorglos-heiteren Soldaten, die kaum die kürzeste Pause in einer Schlacht ohne Witz und Scherz verstreichen lassen, fühlten sich diesmal bedrückt. Einige saßen am Boden und kauten langsam ihren Zwieback, andere hatten sich zum Schlaf ausgestreckt, den sie bei Kanonendonner leichter gefunden hätten als in dieser beängstigenden Stille. Die Offiziere standen in Gruppen umher und fragten sich mit besorgter Miene, was wohl diese Stille bedeuten könne.

Plötzlich wurde das Rätsel gelöst. Gegen 1 Uhr brach der Donner von zwei Geschützen auf dem feindlichen rechten Flügel, wo Longstreets Korps stand, los, und auf dieses Signal hin gaben sämtliche Batterien der Konföderierten — etwa 130 Geschütze —, die auf Cemetery Hill und die Round Tops gerichtet werden konnten, Feuer. Sofort erwiderten etwa 80 unserer Geschütze auf die Herausforderung, und es entspann sich eins der großartigsten Artillerieduelle, welche die Kriegsgeschichte kennt. Alles, was ich je in Schlachtschilderungen über das Donnern der Geschütze, das den Himmelsdonner übertönte, vom Beben der Erde und dem Schwingen der Luft gelesen hatte, hier wurde es grause Wirklichkeit. Der Donner war so an-

dauernd und so betäubend, daß ich meine Befehle durch die hohle Hand meinen Offizieren ins Ohr schreien mußte. Glücklicherweise zielte der Feind etwas zu hoch, und die meisten seiner Geschosse gingen über unsere Köpfe weg, aber sie vereinigten ihren teuflischen, pfeifenden, zischenden, gellenden Ton im Vorübersausen mit dem Krachen derjenigen, die auf dem Friedhof platzten, Tod und Verwüstung um sich verbreiteten, Grabsteine zerschmetterten und Munitionskasten in die Luft sprengten. Würden unsere Leute in dieser harten Probe standhalten? fragte ich mich. Die schwerste Prüfung für den Soldaten ist es, mutig und standhaft im Feuer zu verharren, das er nicht erwidern kann, besonders wenn es Artilleriefeuer ist. Dieses ist freilich nicht so gefährlich wie Kleingewehrfeuer, aber es ist nervenerschütternder und erweckt in der Brust des Tapfersten das nicht unnatürliche Verlangen, sich in Sicherheit zu bringen. Selbstverständlich befahlen wir den Leuten, sich auf die Erde zu legen, um möglichst wenig Zielpunkte für den Feind abzugeben, aber als ich die beunruhigende Wirkung bemerkte, die ein splitterndes Geschoß in einem dichtgedrängt liegenden Regiment hervorbrachte, hielt ich es für meine Pflicht, meinerseits aufzustehen und mich darum zu kümmern. Als ich dann wahrnahm, welch beruhigende Wirkung dies auf die Leute hatte, ging ich ruhig vor der Front auf und ab und rauchte eine Zigarre. Wegen des fortwährenden Kanonendonners konnte ich mit den Leuten kein Wort reden, aber ich merkte doch, daß einzelne mein ermutigendes Lächeln mit einem vertrauensvollen Blick erwiderten, als wollten sie sagen: „Gemütlich ist's ja nicht gerade, aber wir beiden wollen nicht bange sein."

Nein gewiß, gemütlich war's nicht. Mir schienen die feindlichen Geschosse so dicht über meinem Kopfe hinzupfeifen, daß ich sie mit ausgestreckter Reitpeitsche hätte berühren können. Da ich aber die vortreffliche Wirkung meiner Promenade auf die Leute wahrnahm, machte ich einigen meiner Offiziere ein Zeichen, daran teilzunehmen. Sie gehorchten sofort, obgleich ihnen sicherlich dabei ebenso ungemütlich zu Sinne war wie mir.

Mehr als eine Stunde hatte das wütende Bombardement gedauert, als General Hunt, der treffliche Artilleriechef der Potomac-

Armee, den Befehl gab, daß eine Batterie nach der andern das Feuer einstellen solle. Es sollte damit nicht nur Munition gespart, sondern auch beim Feinde der Anschein erweckt werden, als ob unsere Artillerie so stark gelitten habe, daß sie einem kräftigen Angriff keinen nennenswerten Widerstand mehr entgegensetzen könne. Tatsächlich hatten wir von dem mörderischen Feuer des Feindes wenig gelitten. Ein paar Geschütze waren kampfunfähig, konnten aber leicht ersetzt werden, ein paar Munitionskasten waren gesprengt, aber wir hatten noch Vorrat an Geschossen, die Zahl der Toten und Verwundeten war überraschend klein, und von Schrecken und Demoralisation, die der Feind zweifelsohne hervorzubringen gedacht hatte, war keine Rede.

Der Feind schien freilich an unsere völlige Erschöpfung zu glauben. Im Verhältnis wie unsere Batterien verstummten, schwiegen auch seine. Und dann ereignete sich der berühmte Vorfall, wegen dessen die Schlacht bei Gettysburg die dramatischste des ganzen Bürgerkrieges genannt werden darf und sich der Vorstellung derjenigen nähert, die niemals eine Schlacht gesehen haben. Ich will davon nur das beschreiben, was ich von Cemetery Hill aus beobachtete.

Aus den unserem linken Zentrum gegenüberliegenden Wäldern kamen nach und nach drei lange Linien Infanterie der Konföderierten, etwa 15 000 Mann, hervor. Sie waren tadellos gerichtet, berittene Offiziere führten sie, die Fahnen flatterten lustig im Winde, die Bajonette glitzerten im Sonnenschein. Das Schauspiel ist oft mit Recht einer großen Festtagsparade verglichen worden. Diese Truppen hatten jedoch kaum ein Zehntel der Entfernung, die sie von unserer Verteidigungslinie trennte, zurückgelegt, als sie in ihrer Annahme, unsere Artillerie sei nahezu kampfunfähig, bitter enttäuscht wurden. Kaum hatten sie nämlich das offene Gelände erreicht, als sie von allen Seiten mit mörderischem Feuer empfangen wurden. Durch unsere Feldstecher konnten wir deutlich sehen, wie Lücken in ihre Reihen gerissen wurden und die Erde mit schwarzen Punkten — ihren Toten und Verwundeten — dicht besät ward. Unsere Leute riefen manchmal Hurra, wenn sie sahen, wie unsere Geschosse Tod und Verwüstung um sich verbreiteten, aber die tapferen Gegner füllten

schnell alle Lücken aus den hinteren Reihen und setzten ihren Vormarsch unentwegt fort. Die Artillerie hinter ihnen versuchte, indem sie über die eigene Infanterie weg auf unsere Batterien feuerte, diese zum Schweigen zu bringen, oder das Feuer auf sich abzulenken. Vergebens! Unsere Geschütze veränderten das Ziel nicht, und die Zahl der schwarzen Punkte auf dem Felde wuchs mit jeder Minute in erschreckender Weise. Bis dahin war von unserer Infanterie hinter den schützenden Steinwällen noch kein einziges Gewehr abgefeuert. Wir verloren die Angreifenden einen Augenblick in einer Terrainfalte aus den Augen, aber als wir sie wieder erblickten, marschierten sie mit unerschüttertem Mut und beschleunigtem Schritt zum letzten Angriff vor. Da empfing sie ein solch donnerndes Geschützfeuer und eine solche prasselnde Kleingewehrsalve, daß es schien, als müßte alles davon weggefegt werden. Die anstürmenden Truppen jedoch, obgleich arg dezimiert und in etwas gelockerter Ordnung, eilten mit grimmer Entschlossenheit vorwärts. Dann verloren wir sie wieder aus den Augen. Inzwischen rückte eine feindliche Macht von etwa zwei oder drei Brigaden zur Unterstützung des Hauptangriffs gegen unsere Stellung auf Cemetery Hill vor. Wir hatten etwa dreißig Geschütze in unserer Front; sie erhielten Befehl, mit Kartätschen zu laden und das Feuer zu eröffnen, wenn sich der Feind auf etwa vierhundert Meter genähert hätte. Als dann „Feuer!" kommandiert wurde, der Rauch nach ein paar schnellen Salven allmählich sich verzogen hatte, sahen wir vom Feinde nur noch die Rücken der Fliehenden und am Boden zahlreiche Tote und Verwundete. Unsere Schützen eilten vorwärts, trieben die Flüchtlinge vor sich her und nahmen viele gefangen.

Der Kampf zu unserer Linken, den wir von unserem Standpunkte aus nicht sehen konnten, tobte inzwischen weiter. Wir hörten nur ein wildes Getöse, stets aus derselben Richtung. Gelang es etwa dem Feinde, unsere Linie zu durchbrechen? In ängstlicher Sorge wandten wir den Blick auf das Tal hinter uns. Wir sahen dort keine Flüchtlinge aus unseren Reihen, sondern nur Truppenkolonnen, die dem entscheidenden Punkte zueilten. Das war sehr beruhigend. Endlich sahen wir, uns wieder zurückwendend, auf dem offenen

Felde, von dem her der Angriff erfolgt war, erst einige Soldaten, dann mehr und endlich ganze Truppenverbände ohne alle Ordnung den Weg zurückeilen, den sie gekommen waren, eifrig verfolgt von Schwärmen blaugekleideter Schützen aus unserer Front, die feuerten und Gefangene machten. Dieser Anblick konnte nur eine Bedeutung haben: der große Angriff war total fehlgeschlagen. Die herrlichen Kolonnen, die so stolz auf uns zu marschiert waren, waren nicht nur geschlagen, sondern fast gänzlich vernichtet. Erleichtert atmeten wir auf. Dann brach lautes Hurra aus den Reihen der Unionstruppen hervor, und hier und da stimmten die Leute das Lied „John Brown's soul“ an. Unheimlich erschallte der Gesang über das Schlachtfeld.

Die allgemeine Empfindung in unseren Reihen war, daß der Sieg durch ein promptes Verfolgen des Feindes voll ausgebeutet werden müßte, und ich glaube, die Soldaten trafen instinktmäßig das Richtige. Unser Reservearmeekorps, das Fünfte, war sehr stark und ganz unversehrt, und kaum eins der anderen Korps hatte so gelitten, daß es kampfunfähig gewesen wäre. Die Soldaten waren voll Begeisterung über das große Ereignis des Tages. Ein Marschbefehl schien das Natürlichste zu sein; einige der Leute wünschten ihn sogar laut herbei. Aber er kam nicht. Unsere Schützen verfolgten den fliehenden Feind eine Strecke und kehrten mit ihren Gefangenen zurück, ohne die feindlichen Stellungen angetastet zu haben. Dann galoppierten noch ein paar Batterien feindlicher Feldartillerie aus dem Walde hervor, protzten ab, feuerten ein paar Salven, protzten wieder auf und galoppierten zurück, vermutlich um bei uns den Anschein zu erwecken, daß der Feind, trotzdem er zurückgeschlagen, noch auf dem Felde und kampfbereit sei.

Nun sank die Nacht mit ihrer tiefen Stille auf das Schlachtfeld herab, und die von den Mühen und Aufregungen der letzten drei Tage ermüdeten Offiziere und Mannschaften schliefen bald rings um mich her auf der Erde und auf zerschossenen Grabsteinen. Um 2 Uhr morgens wurde ich plötzlich von einem heftigen, aber kurzen Kleingewehrfeuer aus der Ebene nordwestlich der Stadt geweckt. Es hatte kaum ein paar Sekunden gedauert, als auch schon wieder tiefste Stille herrschte.

Was konnte das bedeuten? Doch wohl nur, daß der Feind seine Vorposten zurückzog, und daß die unsrigen ihnen eine Salve nachsandten. Dies war auch die Ansicht meiner Offiziere. Im nächsten Augenblick schliefen wir alle wieder ganz fest und erwachten erst bei Tagesanbruch. In den ersten Morgenstunden schickte ich ein Detachement meiner zweiten Brigade unter meinem Stabschef Oberstleutnant Otto auf Rekognoszierung in die Stadt. Sie nahmen über 250 feindliche Nachzügler gefangen, aber die übrigen feindlichen Truppen hatten in der Nacht Gettysburg still geräumt. Ich ritt sofort mit einigen Stabsoffizieren und Ordonnanzen hinein, um mich zu überzeugen, ob noch Verwundete in den Häusern oder auf den Feldern lägen, wo meine Truppen am ersten Tage gekämpft hatten.

Einen furchtbaren Anblick gewährten mir im Laufe des Tages die Feldlazarette, wo die Feldärzte tätig waren. Es gibt Menschen, die leichthin vom Kriege als von einem heroischen Sport sprechen. Sie würden das nicht übers Herz bringen, wenn sie jemals einen solchen Anblick gehabt oder das damit verbundene, unsagbare Elend bedacht hätten. Nur ein Unmensch oder einer, der von dem gewissenlosesten Ehrgeiz beherrscht wird, kann, wenn er die Schrecken des Krieges einmal gesehen hat, bestreiten wollen, daß ein ohne die absoluteste Notwendigkeit begonnener oder herbeigeführter Krieg das größte und unverzeihlichste Verbrechen auf Erden ist.

Im Laufe des Tages erhielten wir die frohe Kunde, daß General Grant Vicksburg erobert und die ganze Besatzung jener starken Festung der Konföderierten gefangen genommen hatte. Das war ein bedeutender, ein vollständiger Sieg, und der Jubel in unseren Reihen wollte kein Ende nehmen. Im tiefsten Herzen aller Offiziere der Potomac-Armee regte sich hingegen leis das bedrückende Bewußtsein, daß u n s e r Sieg ein unvollständiger geblieben war. Dem feindlichen General Lee war reichlich Zeit gegeben worden, seine geschlagenen Truppen zu sammeln und zu formieren und, indem er seine Linie zusammenzog, eine starke Defensivstellung auf dem Seminary Ridge einzunehmen. Dort stand er noch einen ganzen Tag wie ein verwundeter Löwe — verwundet, aber dennoch Trotz bietend.

Am 4. Juli nachmittags gab Lee den Befehl zum Rückzug über den Potomac. Da hätten wir wieder eine Gelegenheit zu großen Erfolgen durch eine prompte kräftige Verfolgung des Gegners gehabt. Lees Rückzug war durch die vielen Wagen, Geschütze usw., die er mitführte, und durch die vom Regen aufgeweichten Straßen behindert. Aber unsere Verfolgung war weder prompt noch kräftig. Wir brachen erst am nächsten Tage auf, übten so gut wie gar keinen Druck auf seine Arrieregarde aus, marschierten auf Umwegen, die mit seiner Rückzugslinie nahezu parallel liefen, und als wir ihn nach mehreren Tagen in einer verschanzten Stellung einholten, schoben wir den Angriff so lange hinaus, daß er Zeit gewann, um in der Nacht seine ganze Armee ohne ernstlichen Verlust über den Fluß zurückzuziehen. Auf diese Weise war es Lee möglich, vom Schlachtfelde zu Gettysburg ein Heer zu retten, das den Verteidigern der Union noch manche sorgenvolle Stunde bereiten sollte. — Es ist oft mit Recht gesagt, daß die Einnahme von Vicksburg, welche uns die Herrschaft über den Mississippi gab, und die Schlacht von Gettysburg, welche die beste südliche Armee wieder auf südlichen Boden zurückdrängte, dem Aufstande der Südstaaten ihre Bedeutung nahm. Das ist im wesentlichen richtig. Ebenso richtig ist aber auch, daß, wenn unser Erfolg bei Gettysburg so ausgebeutet worden wäre, daß Lees Heer vernichtet oder wenigstens kampfunfähig gemacht worden wäre, der Krieg ein Jahr früher zu Ende gewesen wäre.

Während der Sommerwochen, die folgten, kamen meine Truppen nicht wieder mit dem Feinde in Berührung. Wir wurden nur hier- und dorthin kommandiert, je nachdem die Sicherheit unserer Kommunikationslinien es erforderte, und führten daher ein ziemlich langweiliges Leben. In dieser verhältnismäßig ruhigen Zeit nach den anstrengenden Feldzügen trat die Frage der Reorganisation der Potomac-Armee naturgemäß in den Vordergrund. Viele Regimenter waren durch die Kriegszufälle ungeheuer geschwächt worden. Meine Division z. B., welche eigentlich 10 000 Mann stark war, zählte nach der Schlacht von Gettysburg kaum mehr als 1500 Musketiere. Bei vielen anderen Truppenverbänden sah es ebenso aus. Die aus den Lazaretten und vom Urlaub zurückkehrenden Mannschaften füllten

die Reihen allmählich wieder etwas, aber längst nicht genügend, und die wenigen Rekruten, die uns die Konskription oder das reichliche Werbegeld brachten, taugten nicht viel. Wir lernten bald den „bounty jumper“ kennen, d. h. den Burschen, der große Summen Werbegeldes einsteckte und bei der ersten Gelegenheit desertierte, um an anderer Stelle und unter anderem Namen denselben Streich auszuführen.

Bei der Reorganisation der Armee tauchte dann die Frage auf, was aus dem elften Armeekorps werden sollte. Die Aufführung des Korps bei Gettysburg wurde von jedem gerecht Denkenden, der es beurteilen konnte, für durchaus ehrenvoll erklärt. Und doch wollte die üble Nachrede, die wir so lange erduldet hatten, nicht aufhören. Die alten, dazu oft seltsam ausgeschmückten Märchen von Chancellorsville gingen noch von Mund zu Mund. Das Armeekorps wurde stets der Sündenbock für alle möglichen Unglücksfälle, mit denen es nichts zu tun gehabt hatte, und es kam vor, daß Kommandeure von Verstärkungstruppen, die dem Korps attachiert werden sollten, wegen seines „Rufes“ laut dagegen protestierten. Ich war immer dafür gewesen, das Armeekorps als solches zu erhalten und allen Angriffen zu trotzen, aber die Sache war unhaltbar geworden, und aus Billigkeitsgründen, sowohl gegen die Offiziere wie gegen die Mannschaften, mußte das Armeekorps entweder entfernt oder aufgelöst und unter andere Verbände verteilt werden.

Ich besprach die Sache mit Howard und Meade, die beide übereinkamen, ich solle nach Washington fahren und den von mir vorgeschlagenen und von ihnen gebilligten Plan General Halleck vorlegen, der damals noch den Oberbefehl über das gesamte Heer der Vereinigten Staaten hatte. Mein Vorschlag ging dahin, zwei oder drei Divisionen des elften Armeekorps auf andere Armeekorps zu verteilen, meine Division aber zu verstärken und damit das Shenandoah-Tal zu besetzen, jene wichtige Gegend, welche oft der Schauplatz feindlicher Operationen gegen die Potomac-Armee gewesen war und noch sein sollte. In seinem Empfehlungsschreiben an General Halleck schrieb Howard: „Falls der heute telegraphierte Vorschlag General Meades, das elfte Armeekorps betreffend, gebilligt wird, würde General

Schurz eine unabhängige Division befehligen. Zur Unterstützung seiner Ansichten, die er persönlich darlegen wird, möchte ich erwähnen, daß der General in den Operationen, die wir zusammen ausführten, sich stets als prompt, energisch und fähig erwiesen hat. Wenn Sie es für richtig halten sollten, das Shenandoah-Tal mit einer kleinen Truppenmacht, welche mit dieser Armee zusammenwirken könnte, zu besetzen und somit eine feindliche Besetzung zu verhindern, so kann ich, ohne ihm schmeicheln zu wollen, sagen, daß General Schurz diesen Posten durchaus zu Ihrer Zufriedenheit ausfüllen wird." In demselben Briefe sagte Howard weiter: „Die falschen Anklagen sind uns sehr empfindlich und in Anbetracht der in dieser Armee herrschenden, schwer zu überwindenden Vorurteile gegen das elfte Armeekorps halten wir es für besser, die vorgeschlagenen Änderungen vorzunehmen. Die verschiedenen Armeekorps sind jetzt so klein, daß ein Zusammenziehen rätlich erscheint. Persönlich wird es mir sehr angenehm sein, zum zweiten Armeekorps zurückzukehren, doch bin ich mit den Leistungen des elften im gegenwärtigen Feldzuge durchaus zufrieden und hoffe, daß die vorgeschlagenen Veränderungen nicht als Tadel für die Offiziere und Mannschaften dieses Truppenverbandes aufgefaßt werden, welche allzeit tapfer bemüht gewesen sind, jeden Befehl nach Möglichkeit auszuführen."

Von Halleck konnte ich nur die Zusicherung erlangen, daß er die Sache in Erwägung ziehen wolle. Dann war nicht mehr davon die Rede. Das elfte Armeekorps wurde nicht aufgelöst, sondern derartig verstärkt, daß ich z. B. in meiner Division drei Brigaden bilden konnte. Die eine verblieb unter dem Kommando des Obersten Krzyzanowski; die zweite wurde dem nach ihm rangältesten Obersten Hecker überwiesen, und die dritte, die ehemalige Schimmelpfennigsche Brigade, wurde einem Neuankömmling, dem General Hector Tyndale, anvertraut. Schimmelpfennig selbst war zu der Belagerungsarmee vor Charleston abkommandiert worden.

Dreizehntes Kapitel.

Endlich wurde am 25. September 1863 das elfte Armeekorps von der Potomac-Armee detachiert und mit dem zwölften zusammen unter Hooker nach dem westlichen Operationsfelde abkommandiert. General Rosenkranz hatte den feindlichen General Bragg aus Chattanooga hinausmanövriert, hatte aber am 19. und 20. September eine böse Niederlage bei Chickamauga erlitten, wo die Cumberland-Armee nur durch die heldenmütige Standhaftigkeit General Thomas' vor völliger Vernichtung bewahrt blieb. Es mag hier nebenbei bemerkt werden, daß die Niederlage und Flucht unseres rechten Flügels in dieser Schlacht eine weit unglücklichere und schimpflichere Sache war als das Zurückdrängen des elften Armeekorps bei Chancellorsville, und doch dachte niemand daran, diesem Teil der Cumberland-Armee deshalb Feigheit vorzuwerfen. Die geschlagenen Truppen nahmen ihre Zuflucht in Chattanooga und verschanzten sich dort. Bragg, der General der Konföderierten, fühlte sich nicht stark genug, ihre Schanzen im Sturm zu nehmen, aber er schloß sie so eng ein, daß er sowohl ihre Kommunikationslinien mit den Unionstruppen im Westen als auch ihre Proviantzufuhr bedrohte. Die Cumberland-Armee war bei Chattanooga auf sehr kleine Rationen gesetzt, und das Futter war so spärlich, daß nicht annähernd genug gesunde Pferde für die Artillerie vorhanden waren. Unter diesen Umständen wurden das elfte und zwölfte Armeekorps aus der Potomac-Armee eiligst nach Westen geschoben, um der Cumberland-Armee in seiner prekären Lage zu helfen, und vor allen Dingen ihr die „Zwiebackslinie", wie die Soldaten scherzend die Verproviantierungslinie nannten, zu öffnen.

Am 1. und 2. Oktober kamen meine Truppen in Bridgeport, Alabama, auf dem Tennessee River an. Meine erste Pflicht war, die

Umgegend kennen zu lernen. Viele Rekognoszierungsritte führte ich selbst, und dadurch lernte ich zuerst die Bergbevölkerung von Nord-Alabama, Nord-Georgia und Südwest-Tennessee aus eigenem Augenschein kennen. Bereits in Virginia und Maryland hatte mich bei der Landbevölkerung eine Unkultur überrascht, die im Norden, selbst auf dem Lande, unmöglich gewesen wäre. Jetzt sollte ich noch Überraschenderes erfahren. Nicht weit von unserem Lager traf ich auf eine von einem älteren Manne, seiner Frau und zahlreichen Kindern bewohnte Farm. Der Farmer war durchaus nicht bedürftig, denn er sagte mir, er besitze mehrere hundert Morgen Land. Trotzdem lebte er in einer nach vorn offenen Blockhütte, die nur rechts und links je einen geschlossenen Raum aufwies; die Schornsteine waren aus Lehm und die Fugen zwischen den Stämmen so schlecht gedichtet, daß der Wind lustig hindurchpfeifen konnte. Drinnen war nichts, was den Namen Möbel verdient hätte. Die Kunst des Lesens und Schreibens war der Familie nur von Hörensagen bekannt. Die schmutzigen, zerlumpten, barfüßigen Kinder tummelten sich im Hause in Gemeinschaft mit Hunden und anderen Haustieren.

Der Farmer schien gutmütig, aber erwies sich im Gespräch als unglaublich unwissend. Von seinem Heimatlande hatte er nur einen unbestimmten, nebelhaften Begriff. Als er meine Soldaten sah, fragte er erstaunt, wo all die Leute herkämen. Ich antwortete: Aus New York, Pennsylvania, Ohio, Illinois, Wisconsin. Er starrte mich verständnislos an. Von New York hatte er wohl gehört; das sei eine „ungeheuer große Stadt“ und so weit entfernt, daß man mehrere Wochen reisen müsse, um hinzukommen. Er fragte, wie viele Menschen dort etwa wohnten, und als ich sagte gegen 700 000 verstand er 7000, schlug in heller Verwunderung die Hände über dem Kopf zusammen und rief aus: „Lieber Gott, 7000 Menschen auf einem Fleck! Die Stadt muß ja größer als Chattanooga sein!“ Er hatte einmal sagen hören, daß die Erde sich um die Sonne drehe, aber das glaubte er natürlich nicht; konnte er nicht mit eigenen Augen sehen, wie die Sonne jeden Morgen an einer Seite des Himmels aufging und dann nach der anderen Seite hinüberzog, wo sie Abends unterging? Er hatte einige unbestimmte religiöse Vorstellungen

von Himmel, Hölle und Erlösung, die er von seinen Vätern ererbt und von Wanderpredigern gehört hatte. Ihm war auch Kunde geworden von dem Atlantischen Ozean und von Ländern mit vielen fremdartigen Bewohnern, die jenseits des Ozeans liegen sollten, und er verstummte vor Erstaunen und maß uns alle mit neugieriger Verwunderung, als ich ihm sagte, daß ich und viele meiner Soldaten in jenen Ländern jenseits des großen Wassers geboren seien.

Aber ich machte bald eine andere noch erstaunlichere Erfahrung. Auf einem Rekognoszierungsritt gelangte ich an eine einsam gelegene Blockhütte, vor deren Tür eine Frau inmitten einer Schar flachshaariger Kinder verschiedenen Alters stand. Da ich durstig war, ritt ich heran, um einen frischen Trunk zu erbitten. Mit freundlichem Lächeln und einigen Worten im dortigen, mir unverständlichen Dialekt reichte sie ihn mir in einer aus dem Brunneneimer gefüllten Kürbisflasche. Obgleich barfuß und ärmlich gekleidet sah sie sauber und ordentlich aus; ebenso die Kinder, die offenbar an dem Tage gewaschen waren. Die Frau mochte etwa fünfunddreißig Jahre zählen, und ihr Gesichtsausdruck war angenehm, offen und bescheiden. Ich fragte sie, ob dies ihre Kinder seien, und sie bejahte mit offenbarem, freudigem Stolz. Ich fragte weiter, wie viel Kinder sie habe. „dreizehn; die älteren arbeiten auf dem Felde", war ihre Antwort. Ich erkundigte mich nach ihrem Manne, ob er im Kriege sei. „Mein Mann?" fragte sie erstaunt zurück. „Ich habe keinen Mann". Bedauernd meinte ich, er sei wohl tot, und nun sei sie mit den vielen Kindern allein. Ohne im geringsten in Verlegenheit zu geraten, erwiderte sie, sie habe nie einen Mann gehabt. Auf meine weitere Frage, ob sie denn wirklich nie verheiratet gewesen sei, schüttelte sie nur den Kopf mit gleichmütiger oder vielmehr mit etwas erstaunter Miene, als ob sie nicht begriffe, was ich sagen wollte. Ich verließ sie sehr verwundert, und als ich meinen Freund, den alten Farmer, wiedertraf, erkundigte ich mich bei ihm nach ihr und erfuhr, daß sie eine sehr achtbare fleißige Frau sei, die gut für ihre Kinder sorge, und daß es in dortiger Gegend noch mehrere solcher Fälle gebe.

Ich will nicht sagen, daß sie den allgemeinen Kulturstand jener Gegend widerspiegelten. In einigen Tälern fand ich Leute, die ebenfalls ganz unwissend waren, aber in geistiger wie in sittlicher Hinsicht einen viel höheren Standpunkt einnahmen. Doch auch unter ihnen tauchten Fälle, wie die oben beschriebenen, vereinzelt auf, während sie in den abgelegeneren Gegenden die Regel bildeten. Am meisten überraschte mich die Tatsache, daß diese Leute meist von reinem, hier und dort mit schottisch-irischen Elementen vermischtem angelsächsischem Typus waren: ein Beweis dafür, daß die Rasse allein nicht für die Fähigkeit oder Neigung zum Fortschritt bei einem Volke maßgebend ist, sondern daß auch die kräftigsten Rassen in ihrer Entwicklung der Ungunst der Umstände erliegen können. Diese Leute waren in ihrer einsamen Abgeschiedenheit vom Strom des Fortschritts, der sich in der Ferne vorbeibewegte, einfach unberührt geblieben.

Am 20. Oktober erfuhren wir zuerst gerüchtweise, dann offiziell bestätigt, daß General Grant den Oberbefehl über die „Military Division of the Mississippi“ und über das Operationsfeld der Cumberland-Armee übernommen hatte, daß General Rosenkranz, der Kommandeur dieser Armee, durch General Thomas ersetzt werden sollte, und daß General Sherman mit bedeutenden Verstärkungen vom Westen her im Anzuge war. Am 27. Oktober brachen wir unser Lager ab und begannen den Marsch von Bridgeport nach Chattanooga. Die Straße war in einem entsetzlichen Zustande, und es lagen darauf und daneben zahllose Pferde- und Maultierkadaver. Am Nachmittag des 28. langten wir in Lookout Valley bei Brown's Ferry, etwa drei Meilen von Chattanooga, so heißt in der Sprache der Cherokesen „Habichtsnest“, einem sehr wichtigen, starkbefestigten Punkte an.

Am anderen Morgen sah ich zum ersten Male General Grant. Er war unangemeldet mit General Thomas zur Truppeninspektion bei uns eingetroffen. Da er so ganz unerwartet erschien, fiel jeglicher festliche Empfang, jede Begrüßung durch Hurrarufen und militärische Ehren fort, denn die Soldaten konnten nicht annehmen, daß dieser kleine bescheidene Mann der siegreiche Held so vieler Schlachten war. Er machte so gar kein Aufhebens von seiner Persönlichkeit

und hatte so gar nichts vom General mit Orden und Federbusch an sich, wie er auf der Bühne oder in Schlachtenbildern dargestellt wird. Er trug den vorschriftsmäßigen schwarzen Filzhut und die Abzeichen eines Generalmajors, aber weder Gürtel noch Degen, und hatte seinen Uniformrock aufgeknöpft. Seine Hände steckten in weißen baumwollenen Handschuhen; die niedrigen Schuhe und die vom Reiten hochgeschobenen Beinkleider ließen ebensolche Socken sehen. Er rauchte sehr energisch eine große schwarze Zigarre und blickte mit unbeweglicher Miene scharf und geschäftsmäßig umher. Damals hatte ich keine Gelegenheit, persönlich mit ihm in Berührung zu kommen, da die Kavalkade schnell vorbeiritt.

Während Grant seine Vorbereitungen zur Überwältigung von Braggs Armee, welche auf Missionary Ridge und Lookout Mountain sehr starke Stellungen innehatte, eifrig betrieb, blieb das 11. Armeekorps bis zum 22. November in Lookout Valley im Lager und arbeitete an der Ausdehnung und Verstärkung seiner Schanzen. Wir waren in Schußweite der feindlichen Batterie auf Lookout Mountain, welche täglich ein paar Granaten in unser Lager sandte, ohne Schaden anzurichten. Das unheimliche Geräusch der heransausenden und explodierenden Geschosse verursachte zuerst bei den Soldaten etwas Unruhe, die sich aber sehr bald legte. Einmal fiel ein Geschoß in unser Zelt, gerade als ich mit meinen Offizieren zu Mittag aß. Meine Tischgenossen stoben eiligst auseinander; da das Geschoß aber nicht platzte, war die Ruhe schnell wiederhergestellt. Bald wurde es sogar im Lager ein Hauptzeitvertreib, die auf Lookout Mountain aufsteigenden weißen Rauchwölkchen zu beobachten, dem heulenden Ton der heransausenden Geschosse zu lauschen und zu wetten, wohin sie treffen würden.

Ein weiterer Zeitvertreib waren Gespräche mit den zahlreichen Überläufern aus den feindlichen Regimentern jenseit des Lookout Creek. Während der Nacht pflegten sie über einen großen Baumstamm zu klettern, der über den Bach gefallen war und eine Art Brücke bildete, und sich dann unseren Vorposten zu ergeben. Es waren ihrer so viele, daß früh morgens oft der Raum zwischen den Zelten meines Hauptquartiers ganz gedrängt voll war. Als erstes nach der Über-

gabe verlangten die meisten „den Eid". Sie wollten auf der Stelle „den Eid" leisten. Es war gewiß viel die Rede davon gewesen, daß sie, wenn sie sich ergaben, den Treueid leisten müßten, aber viele schienen darunter etwas Eßbares zu vermuten, so eifrig verlangten sie danach und so enttäuscht waren sie, wenn man ihnen dann nur bedeutete, die Hand zu erheben und zu schwören. Sie wurden sodann durch Verteilung reichlicher Rationen getröstet, und die Gier, mit welcher sie diese verschlangen, redete deutlich von den kargen Tagen, wo wenige geröstete Maiskolben ihre einzige Nahrung gewesen waren. Manche besaßen einen gewissen gesunden Mutterwitz, aber die Unwissenheit der meisten spottete aller Beschreibung. Hier hatten wir den in den Südstaaten typischen „armen Weißen" vor uns. Seine Weltkenntnis war ursprünglich auf seine elende Blockhütte beschränkt gewesen; bei den Überläufern war sie etwas durch die Erfahrungen des Lagerlebens erweitert, aber doch nicht viel. Sie hatten keine oder eine nur sehr unbestimmte Vorstellung, um was es sich eigentlich bei all dem Blutvergießen handelte; sie waren von denen, die sie stets als ihre Herren und Gebieter angesehen hatten, gezwungen worden, an dem Kriege teilzunehmen, aber sie hatten ein unbestimmtes Gefühl, daß er nicht zu ihrem Vorteil geführt wurde. Diese Lage charakterisierte treffend ein im Süden verbreitetes geflügeltes Wort: It is the rich man's war and the poor man's fight. (Es ist des Reichen Krieg und des Armen Schlacht.) Unter diesen Umständen konnte man von den armen Weißen der Südstaaten kaum verlangen, daß sie „der Sache des Südens" mit aufrichtiger Treue und Loyalität anhingen. Die Überläufer erblickten daher auch in ihrer Handlungsweise nichts Unrechtes oder Unehrenhaftes und nahmen einfach ihre Zuflucht dazu, wenn sie keine Lust mehr hatten, sich für Interessen, die sie nicht begriffen, zu opfern. Während sie beim Heere standen, erwiesen sie sich allerdings als ausgezeichnete Soldaten. Sie führten schier unglaublich lange und schwierige Märsche aus und ertrugen heldenhaft Hunger, Anstrengungen und Entbehrungen jeglicher Art. Sie kämpften tapfer und kaltblütig und waren oft treffliche Schützen, da sie von Kindheit auf mit der Flinte vertraut waren. Diejenigen, die sich uns ergeben und den

Treueid geleistet hatten, beschäftigten wir beim Ausbessern der Straßen u. dgl. m., und sie erwiesen sich dabei als durchaus brauchbare Arbeiter.

Endlich war Grant zum Schlagen bereit. Bragg hatte törichterweise Longstreets Armeekorps nach Knoxville zur Überwältigung Burnsides abkommandiert und sich dadurch erheblich geschwächt. Sherman war mit mehreren Divisionen seiner Armee eingetroffen, und am 22. November erhielt das 11. Armeekorps Befehl, von Lookout Valley nach Chattanooga abzumarschieren und dort zur Cumberland-Armee zu stoßen. Ich will hier nicht die an dramatischen Vorfällen so reiche Schlacht zu schildern versuchen, sondern mich darauf beschränken, einige persönliche Erlebnisse zu erzählen, von denen eins von psychologischem Interesse sein dürfte.

Nach einer guten, ruhig durchschlafenen Nacht erwachte ich gegen Tagesanbruch am 23. November, und mein erster Gedanke war, daß ich an dem Tage den Tod finden würde. Eine innere Stimme schien es mir mit feierlicher Bestimmtheit zu verkünden. Ich versuchte energisch, mich von dem Eindruck frei zu machen und es als Schwäche zu belachen, daß ich auch nur einen Augenblick jener Stimme Gehör lieh. Aber während ich mich mit den Kameraden unterhielt und meinen Pflichten oblag, tönte im Stillen immer die Stimme mit: „Heute werde ich den Tod finden". Einmal war ich nahe daran, die Feder zu einem „letzten Briefe" an meine Frau und Kinder zu ergreifen, aber ein Gefühl von Scham über meinen Aberglauben ließ mich davon abstehen. Doch konnte ich die innere Stimme nicht zum Schweigen bringen. Ich machte mir allerhand zu schaffen, inspizierte meine Truppen, prüfte ihre Bereitschaft zur Schlacht, die jeden Augenblick eröffnet werden konnte, u. dgl. m. — die Stimme klang mir immer in den Ohren. Ich nahm mich sehr zusammen, um so vergnügt wie immer zu scheinen und vor meinen Offizieren meinen Seelenzustand zu verbergen, und ich glaube, es ist mir gelungen. Was ich aber nicht verbergen konnte, war eine rastlose Ungeduld, daß die bevorstehende Schlacht beginnen möchte. Indes verging der ganze Vormittag ohne ernstliches Gefecht. Hier und da fiel ein Kanonenschuß, hier und da knatterte ein Vorpostenfeuer, aber im

übrigen starrten die Befestigungen und Schanzen des Feindes von dem steilen Gipfel des Missionary Ridge und vom Lookout Mountain finster und anscheinend uneinnehmbar herab, und wir blickten untätig zu ihnen hinauf.

Endlich, etwa um Mittag, wurde zwei Divisionen der Cumberland-Armee aus unserem Mitteltreffen befohlen, vorzurücken, und in kurzer Zeit hatten sie die feindlichen Schützengräben am Fuß des Berges genommen. Obgleich die innere Stimme in mir noch redete, fühlte ich doch eine gewisse Erleichterung, als ich den Schlachtendonner tatsächlich vor mir hörte; doch mußten meine Truppen noch zwei Stunden lang Gewehr bei Fuß auf Befehle warten. Endlich, um 2 Uhr, sprengte ein Stabsoffizier heran mit dem Befehl, daß ich links von jenen Divisionen, zwischen Orchard Knob und Tenessee River, Stellung nehmen und meinen rechten Flügel mit General Wood und meinen linken mit der zweiten Division unseres Armeekorps verbinden sollte. „Jetzt wird's Ernst", sagte die Stimme in mir. Meine Truppen aufmarschieren zu lassen und die vorgeschriebene Verbindung herzustellen, machte keine Schwierigkeit. Es gab nur ein leichtes Scharmützel, worauf der Feind zurückwich, und ich bis zum Citico-Bach vordrang. Aber auf dem Abhang des Missionary Ridge dem Orchard Knob gegenüber stand im Walde eine für uns unsichtbare feindliche Batterie, die uns beschoß und offenbar Ziel und Schußweite richtig genommen hatte. In langsamer Folge, etwa zwei auf die Minute, kamen die Geschosse zielsicher auf uns zu. Ein geübtes Ohr konnte ihre Richtung an dem heulenden Heransausen ziemlich genau abschätzen. Ich hatte gerade meine Stellung eingenommen, hielt mit meinem Stabe zwischen der Schützenlinie und der Schlachtlinie und wartete auf weitere Befehle, als ich eine Granate direkt auf mich zukommen hörte. „Die ist für dich", sagte ich mir. Die wenigen Sekunden, während der ich sie kommen hörte, erschienen mir eine Ewigkeit. Plötzlich schlug sie in den Boden unter meinem Pferde, daß das arme Tier sich bäumte, brach dem Pferde einer hinter mir haltenden Ordonnanz die Vorderbeine, vergrub sich dann in einen Erdhügel etwa zwanzig Meter hinter mir und platzte, ohne weiteren Schaden anzurichten.

Dies wirkte wie ein elektrischer Schlag. Die Stimme in mir sagte: „Dies war die Kugel, aber den Tod hat sie dir doch nicht gebracht." Und sofort verschwand die Todesahnung und mein gewohnter heiterer Mut kehrte zurück. Ich habe nie wieder etwas Ähnliches erfahren, und habe vergebens nach einer Erklärung dafür gesucht.

Meine Division ist in der Schlacht von Missionary Ridge nur wenig im Feuer gewesen. Wir hätten das Glück haben können, an der Erstürmung des Lookout-Mountain, der sogenannten „Schlacht über den Wolken" teilzunehmen, wenn nicht eine plötzliche Verschiebung von Hookers und anderen Truppen uns von Lookout Valley nach Chattanooga versetzt hätte. So konnten wir das interessante Gefecht während des ganzen Nachmittags nur von fern beobachten, erst die kleinen weißen Wölkchen, die aufsteigend den Buschwald belebten, und nach Dunkelwerden das Kleingewehrfeuer, das wie Glühwürmchen darin flimmerte. Das schöne Schauspiel, unsere Feuerlinie so ruhig vordringen zu sehen, ermutigte unser ganzes Heer gewaltig. Spät am Nachmittag erhielt ich noch Befehl von Grant, die Truppen an meiner Rechten und Linken im Falle des Angriffs zu unterstützen, aber wenn ich nicht selbst angegriffen würde, nichts zu tun, was ein allgemeines Gefecht herbeiführen könnte. Da es vor unserer ganzen Front nur leichte Plänkeleien gab, war dieser Befehl leicht auszuführen. Die Nacht ging ohne Störung vorüber. Bei Sonnenaufgang des nächsten Tages, des 25. November, erhielt ich Befehl, den Feind aus seinen Schützengräben vor meiner Front zu vertreiben, was ebenfalls leicht getan war.

Es war jedoch durchaus nicht beabsichtigt, daß unser Armeekorps ohne ernsten Anteil an der Schlacht bleiben sollte. Im Gegenteil, es war uns ein wichtiger Teil an der entscheidenden Bewegung zugedacht, und nur ein Zufall verurteilte uns zu verhältnismäßiger Untätigkeit.

Nach General Grants Plan sollte Sherman den äußersten rechten Flügel Braggs bei Tunnel Hill am nördlichen Ende von Missionary Ridge angreifen und dann in einer Flankenbewegung aus seiner Stel-

lung auf der Höhe vertreiben. Sherman gelang es, über den Tenessee zu gehen und die feindlichen Truppen von den gerade vor ihm liegenden Höhen zu vertreiben, aber als er weiterging, entdeckte er zu seinem großen Kummer, daß er von der festen Stellung des Feindes auf Tunnel Hill durch eine tiefe, steile Schlucht getrennt war, die ein fast unüberwindliches Hindernis für sein Vorrücken bildete. Im Laufe des Vormittags erhielt ich Befehl, zu Sherman zu stoßen, gelangte gegen 2 Uhr nachmittags hin und fand den General, den ich damals erst kennen lernte, auf einer niedrigen Umfassungsmauer sitzend und hinüberschauend über die Schlucht nach der feindlichen Stellung, die mit Kanonen und Bajonetten dicht besetzt war.

Sherman beobachtete mit sorgenvoller Miene eine verstärkte Division unter Ewing, die mühsam den steilen Abhang zu den feindlichen Verschanzungen hinaufklomm, von wo aus sie mit lebhaftem Feuer überschüttet wurde. Sherman empfing mich sehr herzlich, forderte mich auf, neben ihm Platz zu nehmen, und bald führten wir ein so lebhaftes Gespräch, als wären wir alte Bekannte. Der General war sehr mißgestimmt, denn seine Hoffnung, den feindlichen rechten Flügel schnell besiegen zu können und somit die Entscheidung der Schlacht herbeizuführen, war durch die Entdeckung der hindernden Schlucht vereitelt worden. Das war eine bittere Enttäuschung. Er verlieh seinen Gefühlen in überraschend starken Worten Ausdruck, d. h. mich überraschten sie, weil ich ihn nie vorher gesehen hatte und seine Eigenart nicht kannte. Ich erwartete jeden Augenblick, daß er mir befehlen würde, Ewings Angriff zu unterstützen, aber er zog vor, mich in Reserve bei sich zu behalten für den Fall, daß ein feindlicher Angriff von links erfolgen sollte. Also standen meine Leute abermals untätig da und bildeten nur hie und da den Zielpunkt für eine feindliche Kugel, wenn sie von drüben bemerkt wurden. So verging der ganze Nachmittag. Sherman hielt auch nicht lange auf seiner Mauer aus, er ging erregt davon, und ich sah ihn an jenem Tage nicht wieder. Ewings Angriff kam mehr und mehr ins Stocken. Er hatte beinahe die feindlichen Schanzen auf der Höhe erreicht, als er gegen Sonnenuntergang doch vor dem wachsenden feindlichen Feuer den Hügel hinab weichen mußte. Von Chattanooga her, wo unser Zentrum stand,

hörten wir ein furchtbares Schlachtgetöse und sahen dicke weiße Rauchwolken aufsteigen, aber wir wußten nicht, was es bedeutete. War es etwa auch ein erfolgloser Angriff wie der Ewings, nur größer und mit schlimmeren Folgen für uns? Wir vom linken Flügel waren recht trüber Stimmung, als die Schatten der Nacht das stillgewordene Schlachtfeld leise verhüllten.

Von dem großen Siege bei Missionary Ridge erhielten wir ganz zufällig Nachricht.

Dicht hinter meiner Schlachtlinie befand sich eine zerfallene Negerhütte, wo unsere Burschen aus umherliegenden Brettern einen Tisch und zwei Bänke gezimmert hatten. Dort saß ich mit meinem Stabe beim Abendessen, das aus Kaffee, Zwieback und höchstens einem Streifen Speck bestand. Wir hatten kaum dies lukullische Mahl begonnen, als der Oberstabsarzt meiner Division angeritten kam und sich zu uns Schmausenden gesellte. Er war ein etwas einsilbiger Herr und sagte uns nur kurz: „Guten Abend". Nach einer Weile fragte ich ihn, woher er käme.

„Aus Chattanooga", entgegnete er.

„Suchten vermutlich nach Sanitätsmaterial"?

„Jawohl, Herr General."

„Es gab ja tüchtigen Lärm dort drüben. Was war denn eigentlich los?"

„Gefecht."

„Gefecht? Wo?"

„Auf dem Berg. Unsere Jungens sind famos hinaufgegangen".

„Berg? Welchen Berg?"

„Sie nennen ihn ja wohl Missionary Ridge."

„Was?! Unsere Jungens sind Missionary Ridge hinaufgekommen? Ganz bis oben hin? So reden Sie doch, Herr Doktor!"

„Jawohl. Wir haben gesehen, wie sie ganz hinaufgeklettert sind, und dann gab's viel Hüteschwenken und Hurrarufen."

„Wahrhaftig? Ganz hinauf sind sie gekommen? Und die Feinde sind geflohen?"

„So sagten ein paar Offiziere im Hauptquartier."

„Alle Wetter! Dann haben wir ja die Schlacht gewonnen!"

„Ich denke", sagte der Arzt ruhig.

Wir andern sprangen alle auf, ließen unser Abendbrot im Stich und eilten davon, um Näheres zu erfahren. Von fern her tönten uns schon jubelnde Hurrarufe entgegen, und binnen kurzem hatten wir die ganze erstaunliche Geschichte gehört. Als Shermans Angriff auf den feindlichen rechten Flügel ins Stocken geriet, wurde einem Teil der Cumberland-Armee in unserem Zentrum befohlen, vorzugehen. Ein Sturm auf Missionary Ridge — eine feste Stellung, die im Frontangriff uneinnehmbar erschien — war anfangs nicht beabsichtigt; man wollte vielmehr zunächst nur durch ein drohendes Manöver Bragg veranlassen, Truppen von seinem rechten Flügel nach seinem Zentrum zu ziehen, und dadurch Shermans Angriff erleichtern. Aber unsere tapferen Cumberland-Truppen waren, einmal losgelassen, nicht mehr zu halten. In unwiderstehlichem Ungestüm, ohne Befehl, ja, man kann sagen, gegen Befehl, stürmten sie vor, warfen die feindlichen Vorposten aus ihren Verschanzungen auf dem Bergabhang, kletterten den steilen Abhang wie Wildkatzen hinauf und erschienen plötzlich auf dem Kamm des Berges, wo die feindlichen Truppen ganz bestürzt über diese unerwartete Tollkühnheit in wilder Unordnung und unter Zurücklassung ihrer verschanzten Artillerie und zahlloser Gefangenen die Flucht ergriffen. Es war ein Soldatenstück und ein Soldatensieg, wie ihn kühner und glänzender die Geschichte kaum kennt.

Während der nächsten zwei Tage nahmen wir an der Verfolgung des Feindes teil, wobei im ganzen 42 Geschütze, 6000 Gefangene, zahlreiche Wagen und viel Munition und Proviant erbeutet wurden. Dann wurden wir unter Shermans Führung auf eine Expedition nach Knoxville, Tenessee, kommandiert zum Entsatz von General Burnside, der von Longstreet hart bedrängt wurde.

Den beunruhigenden Nachrichten zufolge hatte Burnside schleunige Hilfe sehr nötig. Es handelte sich anscheinend nur um Tage, die er sich möglicherweise noch halten konnte. Die Entfernung, die wir zurückzulegen hatten, betrug 120 (englische) Meilen. Wir marschierten also in der denkbar leichtesten Ausrüstung, ohne Zelte, ohne Muni-

tions- und Proviantwagen. Die Leute trugen nur ihre Tornister und Decken, ihre Rationen im Brotbeutel und reichlich Munition in der Patronentasche. Aber sie waren nach dem großen Siege voll frohen Mutes und ertrugen geduldig und heiter die Mühen und Anstrengungen des Eilmarsches. Wir brachen meistens bei Tagesanbruch auf und machten erst bei Dunkelwerden zum Lagern Halt; wir überschritten Flüsse und Bäche mit oder ohne Brücken, erklommen Gebirgspässe und marschierten auf Straßen, die diesen Namen kaum verdienten. Feinde sahen wir keine, nur hin und wieder rekognoszierende Kavallerieabteilungen, die, wenn sie in Schußweite kamen, sich vor unserem Feuer schleunigst zurückzogen.

Auf diesem Marsche wohnte ich einer kleinen Szene bei, die für den „Spaß" charakteristisch ist, welchen wir höheren Offiziere manchmal untereinander trieben. Eines kalten Morgens bemerkte ich an der Straße ein Haus, aus dessen Schornstein Rauch aufstieg und vor dessen Tür zwei Burschen mit gesattelten Pferden warteten. Ich schloß daraus, daß sich in dem Hause höhere Offiziere befinden müßten, und daß es dort auch vielleicht etwas zu essen geben könnte. Von dieser Aussicht angelockt, saß ich ab und ging hinein. Drinnen fand ich, behaglich am Kamin vor einem knisternden Holzfeuer sitzend, General Sherman und General Jefferson C. Davis, derselbe, der schon bei Beginn des Krieges viel Aufsehen erregt hatte, und jetzt eine Division in Shermans Armeekorps kommandierte. Sherman forderte mich freundlich auf, mich zu ihnen zu setzen. Kurz darauf trat Howard ein. Ich habe bereits erwähnt, daß Howard im Rufe großer Frömmigkeit stand und „der christliche Soldat" (the Christian Soldier) genannt wurde. Sherman begrüßte ihn in seiner derben Art mit den Worten:

„Freut mich diebisch, Sie zu sehen, Howard. Setzen Sie sich zu uns ans Feuer. Verdammt kalt heute Morgen, was?"

Howard, dem alles Fluchen besonders verhaßt war, entgegnete verlegen und mit besonderer Betonung:

„Jawohl, Herr General, es ist heute morgen s e h r kalt."

Sherman mochte den leisen Tadel gleich empfunden haben; jedenfalls merkte ich, wie er lächelte und Davis zublinzelte; dieser

hub dann sofort eine längere Erzählung einer ganz unwichtigen Sache an und spickte sie mit einer solchen Flut von Flüchen und Schimpfworten, daß man hätte annehmen können, er sei in leidenschaftlichster Erregung, während er doch bei ganz kühlem Blute war. Später hörte ich, daß er die sogenannte „Sprache des Heeres in Flandern" beherrschte, wie kein anderer Offizier seines Ranges. Howard machte mehrere schwache Versuche, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, aber vergebens. Von Shermans Augenblinzeln und einzelnen teilnehmenden Worten angefeuert, fuhr Davis unerbittlich mit seinem unheimlichen Strom von Flüchen und Scheltworten fort, bis endlich Howard, dem peinlichste Qual auf dem Antlitz geschrieben stand, sich erhob und zur Tür hinausging, worauf Sherman und Davis in lautes Gelächter ausbrachen. Als ich mir nun eine Bemerkung über Howards unangenehme Empfindungen bei der Sache erlaubte, entgegnete Sherman:

„Wo es hingehört, kann er gern den „christlichen Soldaten" herauskehren, aber wenn wir unter uns sind, braucht er sich nicht aufzuspielen."

Ein paar Wochen später — nach der Expedition von Knoxville — richtete Sherman ein wohlverdientes Dankschreiben an Howard für die von ihm geleisteten Dienste und lobte ihn als „einen, in dessen Person sich so vollständig und liebenswürdig die Attribute eines höflichen christlichen Gentleman und die eines tatkräftigen, eifrigen und tapferen Soldaten vereinigten". Als ich diese Worte las, fiel mir die eben geschilderte Szene ein, und mir war, als sähe ich Shermans lustiges Augenblinzeln.

Am 5. Dezember, als wir nur noch wenige Meilen von Knoxville entfernt waren, erfuhren wir, daß Longstreet die Ankunft unserer Entsatztruppen nicht abgewartet, sondern sich nach Virginien zurückgezogen hatte. So hatte unsere Expedition ihren Zweck erreicht; das war ein mit den Beinen unserer Soldaten errungener Sieg. Ein Ruhetag wurde uns vergönnt, dann brachen wir zum Rückweg auf, wieder dieselben 120 Meilen und mehr bis zu unserem früheren Lager in Lookout Valley. Wir konnten uns nun mehr Zeit lassen, und doch schien uns der Rückmarsch beschwerlicher als der Hinmarsch.

Es war nicht mehr dieselbe Begeisterung dabei. Unsere gewöhnliche Nahrungsmittelzufuhr war ganz erschöpft. Wir mußten uns „vom Lande nähren". Wir requirierten so viel Schlachtvieh, wie wir konnten, es war aber längst nicht immer genug. Die Bevölkerung der Umgegend war unionsfreundlich gesinnt, aber arm. Geröstetes Getreide und gerösteter Mais mußten als Kaffee dienen, und Sirup von der nahen Farm ersetzte den Zucker. Das Schlimmste aber war, daß die Kleidung der Leute fast in Fetzen hing und ihre Schuhe voll Löcher waren. Etwa ein Viertel der Leute hatte überhaupt keine Schuhe, sie wickelten sich Lumpen um die Füße. Ihr Elend wurde durch allerlei Vorkommnisse erhöht, von denen ich eines schildern will.

Eines Tages war unser Marsch ganz besonders beschwerlich. Er führte durch gebirgiges Land, und die Straßen glichen oft ausgetrockneten, steinigen Betten von Gebirgsbächen. Die Artilleriepferde konnten die Geschütze und Protzkasten unmöglich über solche Hindernisse fortbewegen; sie mußten ausgespannt werden, und Infanteriesoldaten wurden herbeikommandiert, um den Artilleristen zu helfen, ihre Kanonen und Wagen über das felsige Geröll zu schieben und zu heben. Dies mußte mehrmals am Tage geschehen, und so mußte die Marschkolonne öfter Halt machen, ohne sich ausruhen zu können; im Gegenteil, derlei wiederholter längerer oder kürzerer Aufenthalt pflegt auf dem Marsch begriffene Truppen zu irritieren und zu ermüden. Endlich, gegen Abend, kamen wir an eine große Wiese, durch welche ein klarer Bach floß. Der Ort war zum Lagern wie geschaffen. Ich hatte keine bestimmten Befehle darüber, wie weit ich marschieren sollte, sondern sollte unterwegs darüber verständigt werden. Meine Truppen waren seit morgens früh auf den Beinen, die Beschwerden des Weges hatten sie sehr müde gemacht, sie schleppten sich nur noch mühsam dahin. Ich beschloß, sie hier an diesem günstigen Platz ausruhen zu lassen, wenn es mir gestattet würde und sandte einen Stabsoffizier an das wohl zwei oder drei Meilen voraus befindliche Hauptquartier, um die Erlaubnis zu erlangen. Inzwischen ließ ich, da ich an einem günstigen Bescheid nicht zweifelte, den verschiedenen Brigaden Lagerplätze anweisen.

Nach etwa einer Stunde, als die Leute gerade Feuer anmachten und sich anschickten, die kargen Speisen, die sie hatten, zu kochen, kam mein Bote vom Hauptquartier zurück mit dem Befehl, sofort meinen Marsch fortzusetzen, mir würde etwa drei Meilen weiter ein Lagerplatz angewiesen werden. Da, wie es hieß, auf Meilen in der Runde kein Feind war, schien es mir, daß ein Irrtum vorliegen müsse. Ich schickte also einen zweiten Stabsoffizier ins Hauptquartier, der darlegen sollte, daß es gegen meine Leute geradezu grausam sein würde, den Befehl zum Aufbruch zu geben, und daß ich dringend bäte, die Nacht hier zubringen zu dürfen, wenn der Weitermarsch nicht absolut notwendig wäre. Nach geraumer Zeit traf die Nachricht ein, der Weitermarsch sei absolut notwendig. Da blieb nichts anderes übrig, als sofort zu gehorchen. Mein Trompeter blies das Signal. Aus dem Biwak erhob sich wohl ein dumpfes Murren, aber die Leute leerten sofort die Kessel, die gerade zu kochen begonnen hatten, auf dem Boden aus und stellten sich prompt in Reih und Glied. Wir waren kaum eine halbe Stunde marschiert, als ein furchtbares Gewitter losbrach, und wolkenbruchartiger Regen uns ins Gesicht peitschte. In wenigen Minuten waren wir bis auf die Haut naß. Ich trug einen schweren mit Wolle gefütterten und mit Kapuze versehenen Kavalleriemantel. In unglaublich kurzer Zeit fühlte ich, wie mir das Wasser den Rücken herunterlief, und wie meine Reitstiefel zum Überfließen voll waren. Die üble Lage der armen Soldaten in den zerfetzten Uniformen läßt sich denken. Wir gingen abermals durch gebirgige Gegend, und die Straße lag in einem engen Tal, zwischen steilen Abhängen. Diese herab stürzte das Wasser in kleinen hurtigen Rinnsalen und verwandelte die Straße in einen reißenden Gebirgsbach, in dem die Leute knietief wateten. Dabei rollte der Donner und zuckten die Blitze, und die armen Soldaten stolperten über die im Wasser verborgenen Steine und machten ihrem Zorn durch wilde Flüche Luft.

Nachdem wir etwa zwei Stunden lang uns also mühselig weitergearbeitet hatten, gelangten wir aus den bewaldeten Bergen in offenere Gegend — wenigstens schien es mir so, weil mir die Dunkelheit etwas weniger dunkel vorkam. Ich ritt an der Spitze meiner

Kolonne und stieß gegen einen Reiter, der mitten auf dem Wege hielt.

„Halt! Wer seid ihr?“ rief er aus.

„Dritte Division, elftes Armeekorps.“

Er stellte sich vor als ein Stabsoffizier des Korps und überbrachte mir den Befehl, meine Leute „hier rechts und links von der Chaussee“ in Biwak gehen zu lassen. Meine voraufgesandte Patrouille hatte ihn in der Dunkelheit verfehlt. Ich fragte, aus welchem Grunde denn mein Weitermarsch in dieser entsetzlichen Nacht absolut notwendig gewesen sei. Er wußte es nicht. Es war so dunkel, daß ich auf fünf bis sechs Fuß hinaus nichts erkennen konnte. Eines erkannte ich aber doch, nämlich daß rechts und links der Chaussee frisch gepflügtes Feld war, wo das Regenwasser noch in den Furchen stand oder darin einen zähen schwarzen Schlamm bildete. Und da sollten meine Leute biwakieren! Meine Offiziere zerstreuten sich, um einen besseren oder doch nicht ganz so traurigen Lagerplatz für die Leute zu suchen; aber sie kehrten bald unverrichteter Sache zurück. Im Dunkel waren sie nur in die Lager der anderen Truppen geraten. So blieb uns nichts anderes übrig, als da zu bleiben, wo wir waren. Die Regimenter wurden, so gut es in der Dunkelheit ging, verteilt. Die Leute konnten sich auf die regengetränkte Erde nicht hinlegen, sie mußten sich auf ihre Tornister setzen, wenn sie welche hatten, oder kauernd versuchen, etwas Schlaf zu erhaschen. Um Mitternacht ging der Wind plötzlich nach Norden herum, und es wurde so bitter kalt, daß uns die Kleider am Körper festfroren. Mir war's, als könnte ich bei den Leuten die Zähne klappern hören; meine klapperten sicher. Da saßen, hockten und kauerten wir in unruhigem, oft unterbrochenem Schlummer bis zum Tagesanbruch. Sobald das Morgengrauen sich als schmaler, fahler Streifen am Horizont zeigte, gab es eine allgemeine Bewegung. Die Leute standen auf, stampften und schlenkerten die Glieder, um das Blut in Bewegung zu bringen. Gar manchen waren die Füße an der Erde festgefroren, und wenn sie sich mit Gewalt losrissen, ließen sie die Sohlen ihrer erbärmlichen Stiefel im gefrorenen Schlamm zurück. Die Pfützen waren alle mit einer Eisschicht bedeckt, und der kalte Nordwind blies noch unerbittlich. Ich

ließ so bald wie möglich aufbrechen, damit die Mannschaften in Bewegung kamen; ihren Kaffee konnten sie später an einer günstigeren Stelle kochen. Die Reihen waren sehr gelichtet, denn viele der Leute hatten sich von der Kolonne entfernt und waren durchs nächtliche Dunkel weitergetrabt. Als wir weiter marschierten, sahen wir sie aus Häusern, Scheunen, Strohhaufen und wo sie sonst Schutz gefunden, hervorkriechen. Die hartgefrorene und steinige Straße wies bald Blutspuren auf, von den Sohlen der armen Burschen, die mühsam ihres Weges hinkten.

Und all diese Qual war um nichts gewesen. Das Korpshauptquartier war von einem unbestimmten Gerücht beunruhigt worden, nach dem der Feind einen Kavallerieüberfall gegen uns plante, und ein solcher hätte möglicherweise ein Zusammenziehen unserer Truppen bedingt. Das Gerücht erwies sich als vollständig unbegründet. — Ich habe die Einzelheiten jener entsetzlichen Nacht so ausführlich erzählt, um dem Leser darzutun, daß sogar in einer gewöhnlichen Kampagne, die z. B. mit dem Rückzug Napoleons aus Rußland oder dgl. sich gar nicht vergleichen läßt, die Soldaten manchmal ohne Not Beschwerden ausgesetzt werden, die ebenso verheerend wirken wie Pulver und Blei.

Im ganzen war jedoch die Expedition nach Knoxville zum Entsatz Burnsides erfolgreich gewesen. Die Eilmärsche waren gut disponiert und wurden mit musterhafter Pünktlichkeit und Frische ausgeführt. Es regnete Glückwunschschreiben und Briefe schmeichelhaften Inhalts. General Sherman schrieb an General Howard, rühmte gerechterweise sein Verhalten aufs höchste und beauftragte ihn, „General Schurz, Oberst Buschbeck und Ihren übrigen Offizieren sowohl dienstlich als persönlich die Versicherung meiner größten Hochachtung zu übermitteln". General Howard wurde seinerseits im Lobe des 11. Armeekorps ganz beredt und rühmte besonders dessen „Brigade- und Divisionskommandeure wegen der während der Kampagne bewiesenen Tatkraft und Standhaftigkeit". In seinem Bericht sprach er mit besonderer Auszeichnung von Oberst Hecker, der meine dritte Brigade befehligte und der die schwersten Aufgaben mit der ihm eigenen Tapferkeit und Tüchtigkeit erfüllt hatte.

Am 17. Dezember bezogen wir wieder unser altes Lager in Lookout Valley und sahen einem verhältnismäßig ruhigen und behaglichen Winter entgegen.

Das ganze Heer der Union wurde nunmehr einer Reorganisation unterzogen, und als dieselbe beendet war, wurde mir mitgeteilt, daß das 11. und 12. Armeekorps unter dem Namen des 20. Armeekorps zusammengezogen und unter General Hookers Kommando gestellt worden sei. Mit General Hooker hatte ich wegen der Kriegsberichterstattung einen schweren Konflikt gehabt, der mich veranlaßte, meine Versetzung zu beantragen[1]). Ich wurde deshalb zum Kommandeur des sogenannten Instruktionskorps in Nashville ernannt, in dem damals eine Menge neu ausgehobener Regimenter zum Felddienst ausgebildet wurden, die später vermutlich der Cumberland-Armee unter General Thomas eingereiht werden sollten. Ich wurde also von Hooker getrennt und wenn auch nicht gerade zu einem mir erwünschten Dienst kommandiert. Ich hatte gehofft, mit Sherman südwärts ziehen zu können; der Posten, für den ich jetzt auserſehen war, versprach keinen aktiven Felddienst, denn damals konnte niemand die Schlacht bei Nashville vorhersehen. Ich folgte dem erhaltenen Befehl jedoch ohne Protest und ohne Murren. Mein Lager war bald in Edgefield am Nordufer des Flusses, Nashville gegenüber, aufgeschlagen und füllte sich mit neuen Regimentern aus den westlichen Staaten, besonders aus Indiana.

---

[1]) Über den für Schurz durchaus günstigen Verlauf dieses Konfliktes findet sich in der englischen Ausgabe ein ausführlicher Bericht, der hier fortgelassen wird, da er in seinen Einzelheiten deutsche Leser wenig interessieren dürfte.

Vierzehntes Kapitel.

In den Mußestunden des Lagerlebens im Winter und Frühjahr 1864 hatte ich mehrere Bände der Schriften Herbert Spencers durchgearbeitet und einen sehr lebhaften Briefwechsel mit Freunden in Washington und in den nördlichen Staaten geführt. Die von Briefen und Zeitungen verbreiteten politischen Nachrichten waren keineswegs tröstlicher Art. Wer, wie ich, im Felde stand und die politischen Ereignisse nur aus der Ferne betrachtete, der kannte nur ein Ziel, den guten Ausgang des Kampfes gegen die Sezession und der Bestrebungen für die Wiederherstellung der Union unter den neuen Bedingungen; ihm waren die Erfordernisse der Situation einfach und klar. Das eine, was not tat, schien zu sein, daß die Regierung in ihren Bemühungen, die ganze Macht der unionsfreundlichen Gefühle gegen den gemeinsamen Feind zu sammeln, unterstützt würde. Gewiß bestanden Meinungsverschiedenheiten darüber, wie das im einzelnen zu bewerkstelligen sei; gewiß waren einige Dinge, die von der Regierung getan oder von ihr begünstigt worden waren, anfechtbar; gewiß hatte die Regierung im Felde nicht so viel Erfolg gehabt, wie sie hätte haben müssen; gewiß gab es in und außer der Union verschiedene Theorien hinsichtlich der verfassungsmäßigen Stellung der Sezessionsstaaten und ihrer Rekonstruktion, wenn erst die Rebellen überwunden wären. Aber tatsächlich waren die Rebellen noch nicht überwunden, und es erschien fraglich, ob sie es je sein würden, wenn das Unionsheer in seinen Zielen nicht einig war. Und wenn die Rebellen nicht überwunden wurden, dann waren auch all diese Zänkereien eitel und überflüssig gewesen. Eine Kritik an der Regierung war ganz berechtigt, wenn sie nur den Zweck hatte, Fehler aufzudecken und abzustellen; aber die damalige Kritik hatte

einen sehr gehässigen Charakter angenommen und zielte nur darauf ab, die Wiederwahl Lincolns zu verhindern.

Das Schlimmste war, daß sich an dieser Bewegung eine ganze Reihe Männer von unantastbarem Patriotismus beteiligte, deren Charakter in so hohem Ansehen stand, daß man den Einfluß ihres Beispiels auf weite Kreise fürchten mußte. Das Publikum war ungeduldig über den langsamen Verlauf des Unionskrieges, und die Regierung wurde vielfach dafür verantwortlich gemacht. Die ungeduldigsten Stürmer drangen darauf, einen Präsidenten zu wählen, der den Krieg energischer fortführen werde. Es gab nicht wenige ernsthafte Patrioten, besonders im Osten, die mit Lincolns etwas formloser Art der Erledigung öffentlicher Geschäfte, mit seinen bäuerischen Manieren und seinem derben Humor unzufrieden waren und fanden, daß die Republik einen mehr auf die Würde seines Amtes bedachten Präsidenten haben müsse. In einigen Staaten tobten heiße Parteikämpfe unter den Unionsmännern, und wenn eine Partei merkte, daß Lincoln die andere zu begünstigen schien, verlangte sie sofort die Wahl eines anderen Präsidenten. Es wurde offen gesagt und fand auch Glauben, daß Lincoln im Unterhaus des Kongresses nur e i n e n treuen Freund und im Senat nur wenige habe. Die Unzufriedenheit war besonders dadurch hervorgerufen, daß Lincoln die Wünsche verschiedener Senatoren und Repräsentanten in bezug auf Anstellungen nicht hatte erfüllen können, zum Teil aber auch durch Meinungsverschiedenheiten in bezug auf die einzuschlagende Politik der Rekonstruktion der Südstaaten. Diese unzufriedenen Elemente hätten eine nicht zu unterschätzende Macht gebildet, wenn sie vermocht hätten, sich auf eine geeignetere Persönlichkeit zu einigen. Aber der einzige hervorragendere Staatsmann, der für die Präsidentschaft in Frage kommen konnte, war Chase, und er vermochte nicht, die Begeisterung des Volkes zu wecken. Einige radikale Wähler des Staates Missouri, sehr ehrenwerte und patriotische Männer, die mit Lincolns Begünstigung der „Konservativen" in ihrem Staate unzufrieden waren, stellten General Fremont auf; aber auch diese Kandidatur erfreute sich nur geringen Vertrauens und geringer Unterstützung.

Der Zwiespalt in der Unionspartei konnte selbstredend nur zur Ermutigung und Stärkung der demokratischen Partei beitragen. Die Demokraten machten sich das im Volke herrschende und stets wachsende Verlangen nach Frieden zunutze und hofften, auf Grund der Parole „Frieden" und der Behauptung, daß die Politik der republikanischen Partei elendiglich Schiffbruch gelitten habe, ans Ruder zu gelangen.

Wenn der republikanische Wahlkonvent Lincoln verwarf, so kam das einer Bestätigung des Schiffbruches gleich und gab der Opposition eine furchtbare Waffe in die Hand. Die Wiederwahl Lincolns aber war, ganz abgesehen von der ihm aus dem gesamten Volke entgegengebrachten Liebe und Achtung, so natürlich, ja so notwendig, daß es schwer verständlich war, wie irgend ein vorurteilsloser Unionsbürger sich ihr widersetzen konnte. Daß also die Opposition gegen Lincoln von so ehrenwerten Männern unterstützt werden konnte, war in der Tat ein besorgniserregendes Symptom.

Die ganze Sachlage beunruhigte mich sehr. Ich fürchtete eigentlich nicht ernstlich, daß Lincoln unterliegen könnte, aber die Anstrengungen, die gemacht wurden, um seine Wahl zu verhindern, konnten eine demoralisierende Wirkung auf die Partei ausüben und seinen Erfolg in Gefahr bringen. Falls aber die Regierung in die Hände der Demokraten fiel, unter denen Männer wie Vallandingham und Fernando Wood großen, wenn nicht entscheidenden Einfluß ausübten, war es mehr als wahrscheinlich, daß entweder die Union aufgelöst oder aber durch einen die Sklaverei erhaltenden Vergleich wieder zusammengeflickt wurde.

Während ich voller Sorgen dieser beunruhigenden Möglichkeit nachhing, fiel mir plötzlich ein, daß ich vielleicht dem Gemeinwesen viel größere Dienste leisten könnte, wenn ich mich der politischen Kampagne als Redner widmete, als wenn ich weiter in meinem Lager bei Nashville Truppen ausbildete, die möglicherweise nie ins Feuer kommen würden. Dasselbe wurde mir in verschiedenen an mich gerichteten Briefen nahe gelegt, besonders in einem sehr dringenden von Elihu B. Washburn, einem hervorragenden Kongreßmitglied aus Illinois, und in einem von Thaddeus Stevens aus Pennsylvanien,

der mir in lebhaften Farben die Gefahren der Lage schilderte und darauf bestand, ich müsse mich, wie 1860, als umherreisender Volksredner der Agitations- und Wahlkampagne widmen. So kam ich zu dem Entschluß, daß dies meine Pflicht sei, und ich schrieb Lincoln mein Vorhaben. Er antwortete, daß, wenn ich es täte, ich dabei meinen aktiven Dienst im Heere riskiere. Ich war bereit, dieses Risiko voll und ganz zu übernehmen und suchte auf dem üblichen dienstlichen Wege darum nach, von meinen augenblicklichen militärischen Pflichten enthoben zu werden. Mein Gesuch wurde bewilligt; ich gab sofort das Kommando des Korps ab, fuhr nach Bethlehem, Pennsylvania, wo sich damals meine Angehörigen befanden, und suchte um die Erlaubnis nach, eine Reise nach Washington zu unternehmen — Offizieren war nämlich damals der Besuch der Hauptstadt ohne die besondere Erlaubnis des Kriegsministeriums untersagt worden. Ich aber wünschte in persönlicher Unterredung mit Lincoln, seine Ansichten über die politische Lage im allgemeinen und über die Erfordernisse der bevorstehenden Wahlkampagne im besonderen zu erfahren.

Obwohl Lincoln, zur Verwunderung seiner republikanischen Gegner, welche die mächtige Volkspartei, die hinter ihm stand, nicht anerkennen wollten, von dem nationalen Wahlkonvent der republikanischen Partei im wesentlichen einstimmig wieder als Präsidentschaftskandidat aufgestellt worden war, hörte die feindliche Bewegung in den republikanischen Reihen nicht auf. Senator Benjamin F. Wade aus Ohio, einer der ältesten, mutigsten und geachtetsten Vorkämpfer der Antisklavereibewegung, und Henry Winter Davis, ein Mitglied des Repräsentantenhauses aus Maryland, ein Mann von lauterstem Charakter und ein bedeutender Redner, erhoben ihre Stimmen freimütig gegen Lincolns Rekonstruktionspläne und erließen ein Manifest, in dem sie in den heftigsten Ausdrücken seine Beweggründe angriffen und ihn einen von Herrschsucht getriebenen Usurpator nannten. Ihnen schlossen sich von ganz unerwarteten Seiten Stimmen an, die laut gegen Lincolns Wiederwahl protestierten. Männer wie Horace Greeley und Thurlow Weed, die sich innerhalb der republikanischen Partei meist feindlich gegenüberstanden, waren jetzt

in der düsteren Prophezeiung einig, daß Lincoln sicher unterliegen müsse; andere hervorragende Männer bedrängten Lincoln sowohl einzeln wie auch in Wahlkomitees mit Bitten, sich zurückzuziehen und einem anderen Wahlkandidaten mit besseren Aussichten Platz zu machen. Auch das Volk selbst zeigte in den beiden ersten Monaten nach der Neuaufstellung der Kandidatur Lincolns nicht viel ermutigende Begeisterung. Die Massenversammlungen wurden schwach besucht, die Redner ernteten nicht den üblichen begeisterten Beifall.

Ich machte Lincoln an einem heißen Julinachmittage meine Aufwartung. Er begrüßte mich herzlich, bat mich, in seinem Bureau zu verweilen, bis er die Tagesgeschäfte erledigt hätte und dann den Abend bei ihm in dem, im Park des Soldatenheims befindlichen Landhäuschen, welches er im Sommer bewohnte, zuzubringen. Während unserer Wagenfahrt dorthin stellte er verschiedene Fragen betreffs der Haltung dieses oder jenes Mannes in öffentlicher Stellung, dieser oder jener Gruppe von maßgebenden Persönlichkeiten, und wir erörterten die Frage, ob es klug sein würde, eine tatkräftige Wahlkampagne einzuleiten, ehe die Demokraten in ihrer nationalen Wahlversammlung Farbe bekannten. Er meinte, solch ein Versuch wäre nicht rätlich, wenn nicht irgend eine Veränderung in der Lage der Dinge ihn erforderte. Als wir im Landhäuschen angelangt waren, und uns in dem dürftig möblierten Wohnzimmer gegenüber saßen, begann er von den Angriffen zu reden, die aus der Partei heraus auf ihn gemacht wurden, und von den Anstrengungen seiner Freunde, ihn zum Niederlegen der Kandidatur zu bewegen. Den Hauptinhalt seines Gesprächs kann ich aus einem Briefe wiedererzählen, den ich damals an einen intimen Freund schrieb.

Er sprach wie einer, dem es Bedürfnis ist, sein Herz auszuschütten, und seinen traurigen Gedanken Luft zu machen. Er beklagte sich nicht über die schwere Last von Sorge und Verantwortung, die auf seine Schultern gelegt war; wie schwer sie lastete, wußte nur er allein. Aber war es notwendig, war es großmütig, war es auch nur gerecht, die Lauterkeit seiner Beweggründe anzugreifen? „Sie dringen

mit geradezu heftiger Sprache in mich", sagte er, „daß ich, der ich einstimmig vorgeschlagen bin, vom Wahlkampfe zurücktreten und einem Besseren Platz machen solle. Ich wollte, ich könnte es. Ein anderer würde vielleicht seine Sache besser machen als ich. Es ist möglich. Ich leugne es nicht. Aber ich stehe nun einmal hier und jener Bessere nicht. Und wenn ich zurücktrete, um ihm Platz zu machen, so ist es durchaus nicht sicher, ja kaum wahrscheinlich, daß er hierhergelangt. Viel wahrscheinlicher ist, daß die mir feindlich gesinnten Parteien unter sich in Streit geraten, und daß die, welche wünschen, daß ich einem Besseren das Feld räume, schließlich jemanden bekommen, den sie alle garnicht haben wollen. Also würde mein Zurücktreten die Verwirrung nur vermehren. Gott weiß, ich habe nach Kräften versucht, meine Pflicht zu erfüllen, jedem Recht und niemandem Unrecht zu tun. Und nun sagen Leute, die meine Freunde gewesen sind und mich kennen sollten, ich sei von dem, was sie Herrschgier nennen, verführt und habe dies und jenes Gewissenlose oder dem Gemeinwohl Schädliche getan, nur um mich selbst im Amte zu erhalten! Denken s i e wohl an das Gemeinwohl, während sie mich zu stürzen suchen? Ich hoffe es, ich hoffe es".

Er redete weiter wie im Selbstgespräch, hielt hier einen Augenblick inne und sprach dort einen Satz mit besonderem Nachdruck. Inzwischen war die Nacht hereingebrochen, und als im Zimmer Licht gemacht wurde, war es mir, als seien seine Augen feucht und seine groben Züge von schmerzlicher Empfindung bewegt. Endlich hielt er inne, als ob er nun eine Äußerung von mir erwarte. Ich war tief gerührt und gab nur, so gut ich konnte, meinem Vertrauen Ausdruck, daß das Volk sich von den Zänkereien seiner nörgelnden Widersacher nicht stören lassen und treu zu ihm halten würde. Lincoln berührte dann die Dinge, die zu tun waren, und wurde zuversichtlicher und heiterer und erklärte mir im Laufe des Abends verschiedene Handlungen und Beschlüsse, die vielleicht während der Wahlkampagne zur Sprache gebracht werden und einer Verteidigung bedürfen würden. Was seine Differenzen mit einigen Kongreßmitgliedern wegen der Rekonstruktion der Südstaaten betraf, so legte er auf die Tatsache besonderes Gewicht, daß, vom konstitutionellen

Standpunkte aus, die Exekutivgewalt vieles in Kriegszeiten dürfe und könne, was dem Kongreß im Wege der gewöhnlichen Gesetzgebung nicht gestattet sei. Als ich mich endlich verabschiedete, war er ruhig gestimmt, machte ein paar witzige Bemerkungen, schüttelte mir herzlich die Hand und sagte: „Nun, die Sachen könnten besser, aber sie könnten auch viel schlimmer sein. Gehen Sie an die Arbeit und lassen Sie uns alle tun, was in unserer Macht steht."

Die Wahlkampagne wurde erst nach der nationalen Wahlversammlung der Demokraten lebhaft, aber dann wurde sie es gleich sehr, und die Aussichten besserten sich. Die Demokraten waren von der anscheinenden Gleichgültigkeit des Volkes und von dem bitteren Gezänk innerhalb der Unionspartei allzu vertrauensselig gemacht worden und hatten weit übers Ziel geschossen. Sie erklärten von ihren Rednerbühnen herab, daß der Krieg gegen die Sezession ein Mißerfolg sei, und daß sofort die Einstellung der Feindseligkeiten eingeleitet werden müßte mit dem letzten Ziel, auf der Grundlage der Wiedervereinigung eine friedliche Verständigung zwischen allen Staaten herbeizuführen. Wenn man erwog, daß die Führer der Rebellen laut und trotzig die Unabhängigkeit der südlichen Konföderation als conditio sine qua non irgend welcher Friedensverhandlungen forderten, glich dieser Vorschlag einer vollständigen Unterwerfung. Dies ging nicht nur den Unzufriedenen innerhalb der Unionspartei, sondern auch vielen Demokraten zu weit. Selbst ihr eigener Wahlkandidat, General McClellan, dessen Nominierung dem in den Reihen der Demokraten noch lebendigen kriegerischen Geist zuliebe erfolgt war, hielt es für nötig, diesen Teil des Wahlprogramms zurückzuweisen, zunächst seiner eigenen Überzeugung wegen und zweitens, um seine letzte Chance des Erfolges bei der Wahl zu retten. Dann kam plötzlich die begeisternde Nachricht von Shermans siegreichem Marsch bis ins Herz von Georgia hinein und von der Eroberung von Atlanta. Im ganzen Norden entzündete die Kunde eine jubelnde Begeisterung, und die Erklärung, daß der Krieg ein Mißerfolg sei, wurde hinfort nur noch höhnisch belacht. Und endlich, schwerwiegender vielleicht als alles andere, machte sich die Liebe des Volkes für Abraham Lincoln in seiner ganzen Innig-

keit geltend. Die geradezu zärtliche Liebe, welche die einfache Landbevölkerung, die Soldaten auf dem Felde und die „Daheimgebliebenen" für Lincoln im Herzen trugen, war ein mächtiges Moment, das seine kühlen und kritischen Gegner vollständig unterschätzt hatten. Jetzt lernten sie es zu ihrer Überraschung kennen. Persönlich glaube ich, daß, selbst wenn der demokratische Wahlkonvent vorsichtiger gewesen wäre und keine so gelegen kommenden Siegesnachrichten das Volk ermutigt hätten, doch „Vater Abrahams" Popularität genügt haben würde, ihm bei der Wahl von 1864 den Sieg einzutragen.

Wenige Tage nach der Wahl las ich einen Zeitungsbericht über eine Rede Lincolns bei einem ihm dargebrachten Ständchen, in welcher er seinen politischen Gegnern die Freundeshand in folgenden Worten anbot:

„Wollen wir nicht alle jetzt, wo der Wahlkampf vorüber ist, uns auf unser gemeinsames Interesse besinnen und uns zusammen der Rettung unseres gemeinsamen Vaterlandes widmen? Was mich betrifft, so habe ich stets danach gestrebt und werde weiter danach streben, solchem gemeinsamen Werke kein Hindernis in den Weg zu legen. So lange ich an dieser Stelle gestanden habe, bin ich niemals absichtlich einem anderen zu nahe getreten. Ich bin von Herzen dankbar für das Vertrauen, das zu meiner Wiederwahl geführt hat, aber meine Befriedigung ist darum nicht größer, weil irgend ein anderer vielleicht von diesem Ergebnis verletzt oder enttäuscht ist. Darf ich alle, die im Kampfe mit mir waren, bitten, sich dieser Gesinnung gegen solche, die gegen mich waren, zu befleißigen?"

Als ich diese edlen, Lincolns ganze zartfühlende Hochherzigkeit offenbarenden Worte las, erblickte ich im Geiste das hagere, sorgenvoll bekümmerte Antlitz wieder, wie ich es damals im Landhäuschen im Park des Soldatenheims vor mir gesehen hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Nachdem die Wahl vorüber war, meldete ich mich beim Kriegsministerium zu weiterem Dienst. Es waren verschiedene Pläne im Werke, um die durch Verluste und Krankheit furchtbar gelichteten Reihen der Armee, die Grant zu den Operationen vor Richmond benutzt hatte, wieder zu vervollständigen. Einer bestand darin, ein „Veteranenkorps" zu organisieren, das aus Soldaten bestehen sollte, die nach Erledigung ihres dreijährigen Kriegsdienstes noch körperlich imstande und gewillt waren, sich wieder einstellen zu lassen. Dies „Veteranenkorps" sollte unter dem Kommando General Hancocks stehen, dessen hervorragende Tapferkeit und Tüchtigkeit in Grants virginischem Feldzug ihm den Ruf eines Kommandeurs eingetragen hatte, unter dem zu dienen eine große Ehre sei. Vom Kriegsministerium wurde ich beauftragt, die Gouverneure verschiedener Staaten und die Bürgermeister verschiedener Städte aufzusuchen, um mich ihrer Beihilfe zu diesem Plan zu versichern. Zu diesem Behufe reiste ich fast den ganzen Winter umher und erhielt auch von den meisten Beamten viele schöne Versicherungen der Beihilfe, die gewiß ehrlich gemeint waren, aber durch die Tat in der Folge wenig gerechtfertigt wurden.

Als ich dann persönlich beim Kriegsministerium meinen Bericht erstattete, ersuchte mich Kriegssekretär Stanton, eine mündliche vertrauliche Mitteilung an Lincoln zu überbringen, der sich nach City Point auf dem James River verfügt hatte, um sich öfter und leichter mit General Grant in Verbindung setzen zu können. Ich fand Lincoln in bester Stimmung. Er erwartete zuversichtlich die baldige Übergabe Richmonds und damit das Ende des Krieges. Auch die politische

Lage, über die er sich offen äußerte, sah er sehr hoffnungsvoll an, in direktem Gegensatz zu der trostlosen Stimmung, die ihn bei unserem letzten Beisammensein während der Wahlkampagne beherrscht hatte. Er fühlte, daß ihm die siegreiche Wiederwahl ein bisher nicht besessenes, starkes moralisches Übergewicht verliehen hatte. Nun baute er darauf, daß dieses Übergewicht, wenn er es klug, großmütig und in versöhnlichem Geiste zur Geltung brächte, seinen Ideen über die nötigen Maßregeln bei der Rekonstruktion der Südstaaten eine freundlichere Erwägung seitens der führenden Unionsmänner im Kongreß und im Volke sichern würde. Er sprach dies nicht in Worten aus, aber ich erkannte es aus seinem Tone.

Bald nach meiner Rückkehr von City Point erhielt ich vom Kriegsministerium Befehl, mich bei General Sherman in Goldsborough, North Carolina, zum Dienst zu melden. Ich machte mich unverzüglich auf den Weg. In Goldsborough waren außer Shermans eigener Armee, welche den berühmten Marsch von Atlanta ans Meer und von Savannah nach North Carolina gemacht hatte, große Truppenkörper versammelt, die in drei Armeen zerfielen: die Tennessee-Armee unter Howard, die Ohio-Armee unter Schofield und die Georgia-Armee unter Slocum. Als ich mich bei Sherman vorstellte, begrüßte er mich herzlich wie einen alten Freund und wies mich an, mich bei Slocum zum Dienst bei der Georgia-Armee zu melden. Slocum empfing mich freundlich und ernannte mich, da kein passendes Kommando frei war, zu seinem Generalstabschef. Von Anfang an waren unsere Beziehungen sehr herzlicher Art.

Das Gefühl, daß der Zusammenbruch der Konföderation und damit das Ende des Krieges nicht mehr fern sein konnten, war allgemein verbreitet. Jedoch erwartete man, daß Shermans Truppen, nach Herstellung der Verbindung mit Grant, noch den Ruhm haben würden, an der Einnahme Richmonds und der Gefangennahme von Lees Armee teilzunehmen. Zu dem Zweck befahl Sherman seinen Truppen, am 11. April morgens marschfertig zu sein. Am selben Morgen erhielten wir jedoch die Nachricht, daß Richmond gefallen war, und daß Lee den Versuch mache, eine Verbindung mit General „Joe" Johnstons Armee, die sich in einiger Entfernung

von unserer Front befand, zu bewerkstelligen. Darauf beschloß Sherman sofort einen Marsch auf Raleigh und hoffte, bei Smithfield auf Johnston zu treffen. Im Dörfchen Smithfield sollte ich zum letzten Male die Kugeln der Rebellen pfeifen hören. Johnston hatte nämlich seinen Marsch nach Raleigh fortgesetzt und nur eine kleine Arrieregarde zurückgelassen, mit der wir ein kurzes Scharmützel hatten. Am 12., als ich neben Slocum in der Marschkolonne ritt, sahen wir plötzlich einen Reiter nahen, der seinen Hut schwenkte und den Soldaten etwas zurief, was sie mit lauten Hurrarufen beantworteten. Als er näher kam, hörten wir, daß er rief: „Grant hat Lees Armee gefangen genommen!"

Es konnte nun kein Zweifel mehr darüber sein, daß der Krieg tatsächlich zu Ende war, und wir waren auch kaum 24 Stunden in Raleigh gewesen, als uns unter der weißen Parlamentärflagge eine Botschaft Johnstons zuging, in welcher um Einstellung der Feindseligkeiten und um eine Zusammenkunft mit General Sherman zur Beratung von Kapitulationsbedingungen gebeten wurde. Die Begegnung wurde auf den 17. April an einer zwischen den beiden Armeen gelegenen Stelle festgesetzt. Als Sherman zur verabredeten Zeit dahin aufbrechen wollte, wurde ihm von Kriegssekretär Stanton telegraphisch die Ermordung Lincolns mitgeteilt. Während Shermans Abwesenheit wurde den Truppen die entsetzliche Nachricht noch verheimlicht und erst nach vierundzwanzig Stunden in einem Tagesbefehl mitgeteilt. Ich erinnere mich deutlich des erschütternden Eindrucks auf die Soldaten. Das ganze Lager, das zwei Tage lang vom Jubel über den bevorstehenden Friedensschluß widergehallt hatte, verfiel in eine düstere Stille. Die Soldaten hatten große Achtung vor ihren bedeutenden Generälen und jubelten ihnen oft begeistert zu, aber ihren Präsidenten, ihren guten „Vater Abraham", den liebten sie, den trugen sie im Herzen als persönlichen Freund und als Freund ihrer Angehörigen und ihrer Heimstätten. Als die meuchlerische Tat, der er zum Opfer gefallen war, ihnen bekannt wurde, da machten sie ihrem Zorn nicht in lautem Wut- und Rachegeschrei Luft, sondern sie saßen still brütend vor ihren Lagerfeuern oder äußerten ihren Schmerz und ihre Entrüstung in grimmigem

Murren. Als ich unter ihnen umherging und hier und dort ihre empörten Äußerungen auffing, da kam mir der Gedanke, es sei höchste Zeit, daß der Krieg ein Ende habe. Wäre er fortgesetzt und wären diese Leute nochmal „in Feindes Land“ losgelassen, so hätte die Rache für das vergossene Blut Abraham Lincolns Taten gezeitigt, vor welchen das Jahrhundert geschaudert hätte.

Die Südstaatler selbst fühlten, daß die Ermordung Lincolns das Schlimmste war, was ihnen hätte passieren können. Wie Sherman uns erzählte, hatten auch Johnston und die übrigen Generäle seiner Armee die Schreckensnachricht mit äußerster Bestürzung aufgenommen.

Es war in der Tat höchste Zeit, daß der Krieg ein Ende nahm; leider gab es auch noch allerlei bedauerliche Zwischenfälle. Am 18. April fand eine abermalige Begegnung zwischen Sherman und Johnston statt, und sie vereinbarten einen Kapitulationsvertrag, der sämtliche Armeen der Konföderierten einschließen sollte. Seine Bedingungen waren im höchsten Grade erstaunlich. Es hieß darin — vorbehaltlich der Genehmigung des Präsidenten — die Armeen der Konföderierten sollten aufgelöst und in die Hauptstädte ihrer verschiedenen Staaten geführt werden, wo sie ihre Waffen in den Staatsarsenalen abzuliefern hätten; die Exekutivgewalt der Vereinigten Staaten sollte die verschiedenen Einzelstaatsregierungen anerkennen, nachdem ihre Beamten die von der Bundesverfassung der Vereinigten Staaten verlangten Treueide abgelegt hätten, und dort, wo infolge des Krieges widerstreitende Staatsregierungen entstanden waren, sollte das oberste Bundesgericht der Vereinigten Staaten über ihre Rechtmäßigkeit entscheiden. Alle Bundesgerichte in den Einzelstaaten sollten wieder eingesetzt werden, mit der ihnen von der Bundesverfassung einerseits und von den Einzelstaatenverfassungen andererseits verliehenen Macht und Gerichtsbarkeit; der Bevölkerung aller Einzelstaaten sollten, soweit möglich, von der Exekutivgewalt ihre politischen Rechte und Privilegien, sowie ihre in der Bundesverfassung und in der Verfassung der Einzelstaaten näher bestimmten persönlichen Rechte und ihr Besitz garantiert werden. Auch sollte die Exekutivgewalt der Regierung der

Vereinigten Staaten keinen einzigen Staatsbürger wegen des verflossenen Krieges in seinen Rechten behindern oder zur Verantwortung ziehen, sofern er nur ruhig lebte und die in seinem Wohnsitz bestehenden Gesetze achtete und befolgte; kurz, es sollte der Krieg beendet sein und eine allgemeine Amnestie erlassen werden unter der Bedingung, daß die Armeen aufgelöst, die Waffen abgeliefert und friedliche Beschäftigungen wieder aufgenommen würden.

Da die Regierung einem im Felde stehenden General unmöglich gestatten konnte, ihre Politik in Hinsicht auf die Rekonstruktion der „rebellischen Staaten" zu bestimmen, bedurfte es keines besonderen politischen Scharfblicks, um die Verwerfung des Sherman-Johnston-Vertrages, sowohl seitens der Regierung als seitens der öffentlichen Meinung, vorauszusehen. Ich war sehr unglücklich — nicht wegen der Sache, deren Ausgang ja unzweifelhaft war — aber wegen General Sherman. Wie alle seine Waffengenossen achtete ich ihn sehr und brachte ihm eine herzliche Zuneigung entgegen, und darum war es so traurig, mit ansehen zu müssen, wie er am Schluß seiner glänzenden Kriegslaufbahn sich durch eine einzige unüberlegte Tat den Tadel der Regierung und des ganzen Landes zuzog. Und diese unüberlegte Tat war obendrein seinem ganzen Wesen so fremd! Dies war derselbe Mann, der im Oktober 1863 an den Finanzminister geschrieben hatte: „Die Wechselfälle des Krieges zwangen mir abermals das Kommando eines Departments auf. Ein Kommando, welches mich in Zivilangelegenheiten, die ich nicht verstehe, verwickelt, ist mir sehr unangenehm. Die Politik, d. h. die Mittel, auf die bürgerliche Bevölkerung Einfluß auszuüben, ist für mich ein Geheimnis, das ich nicht begreife." Und auch mir hatte er später oft gesagt: „Von Politik verstehe ich gar nichts; ich überlasse sie ganz und gar John" — d. h. seinem Bruder, dem Senator. Und nun, im kritischen Augenblick, am Schluß des Krieges, wo das ganze Volk gespannt auf jedes Wort und jeden Schriftzug der auf der großen Weltbühne Handelnden wartete und aufpaßte, stürzte sich dieser Mann kopfüber in die allerwichtigste und schwerwiegendste Politik und richtete Dinge an, die unmöglich die Billigung

seiner Regierung und der Mehrheit seines Volkes finden konnten. Das war fast tragisch zu nennen.

Natürlich waren seine Beweggründe die allerbesten. Er war den Südstaatlern freundlich gesinnt und wollte sie gern großmütig behandeln; auch fürchtete er, daß die aufgelösten Armeen der Rebellen, wenn man sie nicht durch gute Behandlung veranlaßte, Frieden zu halten, einen das Land auf Jahre hinaus beunruhigenden Guerillakrieg führen könnten und schwer zu unterwerfen sein würden. Er vergaß, daß Grant, als er bei Appomattox Lees Kapitulation entgegennahm, ihm bereits ein Beispiel von Großmut gegeben hatte, dem er sich möglichst genau hätte anschließen sollen.

Die vorherzusehende sofortige Desavouierung des Vertrages seitens der Regierung wurde Sherman von dem Kriegssekretär Stanton vielleicht in etwas rücksichtslosen Worten mitgeteilt, und auch die Zeitungen schonten ihn nicht in ihren Telegrammen. Sherman war darüber furchtbar erregt, und ich werde nie eine Szene vergessen, der ich eines Abends beiwohnte, als er gerade mehrere Telegramme aus dem Norden erhalten hatte.

Im sogenannten „Palais" des Gouverneurs in Raleigh, wo Sherman sein Hauptquartier hatte, waren zehn bis zwölf Generäle in einem großen, kahlen Zimmer versammelt. Alle waren über den Verlauf der Dinge sehr besorgt und wollten sich von Sherman die neuesten Nachrichten holen. Sie saßen und standen stumm im Kreise umher. Nicht so Sherman. Wie ein gefangener Löwe stürmte er im Zimmer auf und ab und tobte sich in zornigen Schimpfreden aus, ohne irgend jemanden besonders anzureden. Er schimpfte auf den Kriegssekretär als einen kleinlichen, intriganten, rachsüchtigen Politiker, der ehrliche Soldaten um die Ehre bringen wolle, die sie sich durch Einsetzen ihres Lebens fürs Vaterland errungen hätten. Er schimpfte auf das Volk, das ihn tadelte, als auf eine Menge Narren, für die zu kämpfen, sich nicht verlohne. Er schimpfte vor allem auf die Presse, der viel zu viel Freiheit gestattet werde, und die durch viel strengere Gesetze gezügelt werden müsse, durch Gesetze, welche die Federfuchser hinter Kerkergitter verbannten — und ähnliche Dinge mehr. Ein mit amerikanischem Wesen und amerikanischen

Verhältnissen nicht vertrauter Fremder hätte beim Anhören dieser wilden Flut wütender Reden denken können, daß hier der Beginn einer Auflehnung des siegreichen Generals gegen die Regierung vorliege; aber wir alle, die wir Sherman als einen der treuesten Menschen im ganzen Lande kannten, waren nur besorgt, daß er durch einen etwaigen ähnlich vulkanischen Ausbruch in der Öffentlichkeit sich schaden könne.

Ein paar Tage später kam General Slocum mit ganz glücklichem Gesicht zu mir ins Zelt. „Jetzt wird alles gut", sagte er, „Grant ist da. Er ist von Washington herübergekommen, um die Sache in Ordnung zu bringen".

In der Tat war Grant gekommen, um seinen Freund Sherman vor seiner eigenen Unvorsichtigkeit zu retten. Er setzte Sherman auseinander, daß er, Grant, noch von Lincoln selbst streng instruiert worden sei, mit dem Feinde keinerlei politische Unterhandlungen zu pflegen, und daß die Kapitulation bei Appomattox demgemäß abgeschlossen worden sei. Sherman war besänftigt, nur hegte er noch lange einen bitteren Groll gegen Kriegssekretär Stanton, von dem er annahm, er habe ihn geflissentlich beleidigt.

General Johnston ergab sich mit seiner Armee am 26. April unter denselben Bedingungen, unter welchen Lee vor Grant die Waffen gestreckt hatte. Die Kapitulation anderer südstaatlicher Truppenmächte erfolgte bald, und der Krieg war beendet.

Sobald Johnstons Kapitulation amtlich bekannt gegeben war, nahm ich meinen Abschied aus dem Heere und kehrte zu meiner noch in Bethlehem, Pennsylvania, befindlichen Familie zurück. Mein Militärleben war abgeschlossen.

Es war ein Leben voll der interessantesten Erfahrungen gewesen und flößte mir eine außerordentliche Achtung vor den amerikanischen Freiwilligen ein, die man das amerikanische Volk in Waffen nennen konnte. Es gab nichts Großartigeres als die patriotische Begeisterung, mit der die Jugend des Landes, sowohl eingeborene als fremde, sich bei Lincolns Aufruf um die Fahne der Republik scharte. Gewiß waren unter ihnen manche, welche die Aussicht auf Kampf und Kriegsabenteuer unter allen Umständen angelockt haben würde,

aber die weit größere Mehrheit bestand zweifelsohne aus Männern, die einfach dem Rufe der Pflicht folgten, als Bürger Amerikas ihre tägliche Friedensarbeit zu unterbrechen und ihr Leben fürs Vaterland in die Schanze zu schlagen. Und diese patriotische Begeisterung beim Beginn des Krieges war kein bloßes Strohfeuer, sondern es war ein Element der Sicherheit und Festigkeit, welches die mangelnde Disziplin im Freiwilligenheer ersetzte. Denn obgleich der Freiwillige sehr bald die Notwendigkeit des absoluten Gehorsams und gewisser Förmlichkeiten einsah, so konnte er sich doch nie ganz in den Gamaschendienst finden, dem sich ein regulärer Soldat mehr oder minder unterwerfen muß. Er war als Freiwilliger eingetreten und blieb im ganzen Verlauf des Krieges ein Freiwilliger, d. h. er tat und ertrug vieles, nicht nur weil er wußte, daß ein Soldat es müsse, sondern aus Pflichtgefühl. In dem, was er für unwichtig hielt, war sein Benehmen sehr formlos. Die Beziehungen zwischen den Mannschaften und den Offizieren, sogar den höheren, waren nie ganz frei von dem instinktiven, für den Amerikaner charakteristischen Gefühl der Gleichheit. Rangunterschiede überhaupt, und die kleinen militärischen Förmlichkeiten des Untergebenen vor dem Vorgesetzten wurden oft in höchst unmilitärischer Weise vergessen oder verletzt, z. B. war es sehr schwer, die Vorschrift des Grüßens der Offiziere allgemein bei den Mannschaften durchzusetzen. Zwei Beispiele dafür fallen mir gerade ein.

Eines Tages erhielt ich Besuch von einem Generalmajor, der bei einem anderen Armeekorps stand. Als er fortging, begleitete ich ihn vor mein Zelt und bemerkte dabei, daß meine Schildwache nicht vor ihm präsentierte. Nachher stellte ich den Soldaten deshalb scharf zur Rede; aber er antwortete sehr kühl, — er war aus einem westlichen Regiment: „Zu Befehl, Herr General, der andere Herr General ist mir nie vorgestellt worden.“

Andererseits gab es auch übergroße Höflichkeit. Als im Winter 1862—1863 unser Armeekorps in Virginien stand, gehörte zu meiner Division ein ganz neues Regiment, welches ich einmal zum Vorpostendienst kommandiert hatte. Um mich zu überzeugen, ob die Sache ordentlich gemacht sei, ritt ich mit einigen meiner Offiziere

hinter der Vorpostenlinie entlang. Die Leute standen sehr gut gegen den Feind gerichtet, und ich ritt unbemerkt hinter ihrem Rücken entlang. Einer fand seine Stellung anscheinend unhöflich. Er drehte sich um, präsentierte mit einer Hand das Gewehr, nahm mit der anderen die Mütze ab und verbeugte sich tief. Der Anblick war so urkomisch, daß wir alle in lautes Gelächter ausbrachen. Ich ritt auf den Soldaten zu, ließ ihn eine richtige dienstliche Haltung einnehmen und fragte, warum er so überaus höflich gewesen sei. Er antwortete, er habe mich in der Präsidentschaftswahlkampagne von 1860 eine Rede halten hören, die ihm großen Eindruck gemacht habe, und deshalb habe er dem militärischen Gruß einen weiteren Beweis der Hochachtung durch Entblößen des Hauptes hinzufügen wollen.

Von unseres alten Freundes Milroy vertraulicher Art, mit seinen Mannschaften zu verkehren, habe ich bereits gesprochen. Sie stand vielleicht einzig da. Aber immerhin waren die Beziehungen zwischen Offizieren und Mannschaften derart, daß sie in einem europäischen Heere als alle Disziplin untergrabend gegolten hätten. Dies lag daran, daß gesellschaftliche Rangunterschiede unter Offizieren und Mannschaften ebensowenig existierten wie Unterschiede in Bildung und Fähigkeiten, und das bißchen militärischen Drill, den die Offiziere vor ihren Leuten günstigstenfalls voraus hatten, ihnen kein besonderes Übergewicht verschaffen konnte. So hing die Autorität der Offiziere zum größten Teil vom guten Willen der Leute ab. Nicht selten urteilten die Mannschaften selbst darüber, ob die peinlich genaue Ausführung eines gegebenen Befehles notwendig sei oder nicht und richteten sich darin nach dem eigenen Ermessen, das die Offiziere dann, wenn irgend möglich, stillschweigend anerkannten.

Als ich viele Jahre später einmal in Deutschland auf Reisen war, wurde ich vom Fürsten Bismarck empfangen. Es waren einige preußische Offiziere zugegen, welche die Geschichte unseres Bürgerkrieges studiert hatten. Sie, wie auch der eiserne Kanzler selbst, befragten mich eingehend über die Organisation, die Leistungsfähigkeit und den Geist unseres Freiwilligenheeres. Ich entgegnete den Herren etwa das hier gesagte. Sie amüsierten sich sehr darüber;

aber gewohnt, alles nach dem hohen Maß der Fachbildung und Disziplin des preußischen Heeres zu beurteilen, konnten sie es schlechterdings nicht begreifen, wie ein solches Heer überhaupt zu kämpfen vermochte. Einem an Zahl nur annähernd gleichwertigen, regulären europäischen Heere, würde es ja keinesfalls Stand halten können, meinten sie, und hörten mit leisem, belustigtem Lächeln zu, als ich ihnen auseinandersetzte, daß nach meiner Ansicht kein Land ein an körperlicher Beschaffenheit, Intelligenz und militärischem Geist dem unserigen ebenbürtiges Menschenmaterial aufzuweisen hätte, daß unsere Freiwilligen schließlich in Marschfähigkeit und Ausdauer, wie im Ertragen von Anstrengungen jeder europäischen Truppe überlegen wären, daß sie mit unglaublicher Geschicklichkeit und Schnelligkeit Straßen anlegen, Eisenbahnbrücken bauen, Verschanzungen aufwerfen würden, auch wenn sie nur mit den primitivsten Werkzeugen ausgerüstet wären; kurz, im Kampf mit einem europäischen Heere würden sie vielleicht zuerst infolge des besseren Drills und der besseren Disziplin geschlagen werden, aber zum Schluß, nachdem sie die Taktik des Gegners kennen gelernt hätten, würden sie ihm durchaus überlegen sein und siegen, besonders wenn der Kampf auf amerikanischem Boden ausgefochten würde.

Diese Ansicht wird natürlich keine Militärperson in Europa teilen. Es bestand sogar beim Beginn unseres unlängst mit Spanien ausgefochtenen Krieges überall die Meinung, daß, wenn unser Freiwilligenheer erst mit der spanischen regulären Armee zusammenträfe, es böse Erfahrungen machen würde. Die Folge hat bewiesen, wie absolut irrig diese Ansicht war. In Europa ist man eben nicht genügend mit dem Geiste des amerikanischen Volkes vertraut und kann nicht einsehen, daß unter dem erzieherischen Einfluß freier Institutionen in Amerika manche Dinge ohne Drill und Disziplin zu stande gebracht werden, für die in Europa viel Drill und Disziplin erforderlich ist.

Was die Tapferkeit des amerikanischen Soldaten, sowohl der Nord- als der Südstaaten, betrifft, so steht sie außer aller Frage; er kann bei einem Vergleich mit anderen Soldaten nur gewinnen. Sein Mut wird durch einen eigenartigen Nationalstolz beseelt. Aller-

dings muß ich zugeben, daß meine Erfahrungen im Kriege mir alle jugendlichen Illusionen in bezug auf romantisches Heldentum in der Schlacht geraubt haben. Wenn ich den Begriff näher bestimmen darf, möchte ich sagen, daß wahrer Mut und wahres Heldentum nur in dem bewußten Opfer des eigenen Ich für andere oder für die Pflicht besteht. Und zwar wird der Heldenmut desto wahrer sein, je weniger Lohn oder Auszeichnung mit dem betreffenden Opfer des eigenen Ich verbunden ist. Wenn ich den Wert des Mutes, den ich im Kriege um mich her sah, nach diesem Maßstab beurteilte, gelangte ich manchmal zu eigenartigen Ergebnissen.

Unter den Leuten, die ich kennen lernte, gab es einige, die beim Anblick des Feindes von einer Art wilden Wut, darauf los zu stürmen, ergriffen wurden. Dies konnte ein Ausbruch patriotischer Leidenschaft sein oder auch nur die tierische Wut des Ochsen beim Anblick des roten Tuches. Einige dieser Leute, welche die tollkühnsten Dinge vollführten und daher allgemein für „mutig" galten, waren edle Charaktere von musterhafter Aufführung und bescheidener Selbstachtung, andere lernten wir später als Lügner, Betrüger, Trunkenbolde, Spieler und Raufbolde kennen, die kaum eine Tugend außer ihrem gepriesenen „Mut" besaßen. Aber dieser trug ihnen höchstes Lob und höchste Anerkennung ein. Kurz, nach meiner Erfahrung kann man sittliche Feigheit und jedes andere Laster bei einem Menschen finden, dessen physischer Mut und Kampfeslust ihn in der Schlacht zum Helden stempeln, und andererseits sittlichen Heldenmut, edelste Opferwilligkeit und jede andere Tugend bei einem Menschen, der kein Blut sehen und sein Schwert nicht gegen einen Feind zücken kann.

Ich habe das an zweien meiner wagemutigsten Offiziere beobachtet, die sich stets zu schwierigen Rekognoszierungsritten ins feindliche Lager und dergleichen tollkühnen Unternehmungen meldeten. Der eine war aus Ohio, ein stiller, bescheidener, allbeliebter junger Mann, ein begeisterter Patriot, ohne jede Ruhmredigkeit. Der andere war der Sohn eines deutschen Freiherrn und hohen Beamten. Er war in Hamburg der Schule entlaufen, hatte sich auf einem Segelschiffe als Matrose anwerben lassen und war nach Buenos Ayres gekommen. Dort nahm er an den Revolutionskämpfen, erst für,

dann gegen den berüchtigten Diktator Rosas, teil. Dann fuhr er als Matrose nach China und diente eine Zeitlang auf einem Seeräuberfahrzeug. Hierauf kam er nach den Vereinigten Staaten, wo er auf einem Segelschiffe nach der afrikanischen Küste anmusterte und später entdeckte, daß sein Fahrzeug dem Sklavenhandel diente. Bald nachdem er in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt war, brach der Bürgerkrieg aus, und er trat in ein New-Yorker Freiwilligenregiment ein, wo er bald zum Hauptmann befördert wurde. Er zeichnete sich durch Unerschrockenheit, durch hervorragende Reitkunst und durch gesellige Unterhaltungsgabe aus; er war kein Trinker, konnte aber bei geselligen Zusammenkünften wohl mal über den Durst trinken. Er war weder schön, noch von besonders guten Manieren, dennoch verliebte sich die Tochter eines reichen New-Yorkers bei einem Besuch unseres Lagers in ihn und wollte ihn heiraten. Zum Glück für das Mädchen zog er sein Abenteurerleben vor und blieb im Heer. Sowohl er, als sein vorhin erwähnter Kamerad, fanden auf tollkühnen Unternehmungen hinter der feindlichen Schützenlinie ihren Tod.

In dem patriotischen jungen Mann aus Ohio, der sich um der gerechten Sache willen bewußt der Gefahr aussetzte, war der Mut zweifellos eine Tugend; war er es auch in dem adligen Jüngling, dem die Sache, um die er kämpfte, ganz gleichgültig war, und dem nur die Freude am Abenteuer und am Überwinden der Gefahr im Blute lag? Sein Mut war offenbar nur Sache des Temperaments, und doch wäre er, wenn er eine führende Stellung inne gehabt hätte, zweifellos als einer unserer „Helden" gefeiert worden.

Diese Betrachtungen flößten mir gegen den sittlichen Wert des Mutes, der nur Temperamentsache ist, ein gelindes Mißtrauen ein. Gewiß ist er im Kriege wertvoll, sehr wertvoll. Aber wir sollten uns davor hüten, aus dem trügerischen Glanze dieses Schlachtenheldentums gleich auf alle möglichen Tugenden zu schließen, deren Vorhandensein durch den bloßen Kriegsmut nicht bewiesen ist.

Wessen Mut ist wohl von höherem sittlichen Wert, der des Soldaten, der eine feindliche Batterie stürmt, oder der eines Feuerwehrmannes, der mit eigener Lebensgefahr ein Kind aus den Flammen

rettet, oder der eines Seemanns, der seinen Nachen durch die tobende Brandung lenkt, um einen Schiffbrüchigen zu bergen? Ist nicht ceteris paribus der Feuerwehrmann oder der Führer des Rettungsbootes ein sittlich größerer Held, da er schlicht und wenig beachtet seine Pflicht tut und ihn nicht, wie seinen Kameraden im Felde, Kriegstrommel und Leidenschaft anstacheln und Ruhm und Beförderung locken? Und doch nimmt der Mann des Kriegsruhms, der kühne und erfolgreiche Zerstörer des Lebens, wenn auch des „feindlichen" Lebens, in der Volksachtung, oder sollen wir sagen in der Volksphantasie, eine höhere Stelle ein als der Mann, der Menschenleben gerettet hat, — und der Krieger wird diese höhere Stelle weiter einnehmen, bis unsere Kultur erhabenere Gipfel erreicht hat. Überdies spricht die Volksphantasie dem Kriegshelden und erfolgreichen Schlachtenlenker alle möglichen sonstigen sittlichen und geistigen Eigenschaften zu, die ihn auch zum Führer auf anderen Gebieten, namentlich auf dem politischen, befähigen, wo die Machterteilung von der Volksgunst abhängt. Und das ist in keinem Lande, mit Ausnahme von Spanien, wo andere Gründe in Betracht kommen, in solchem Maße der Fall wie in Amerika, wo allen das Beispiel Washingtons vor Augen steht, eines Mannes, der in ganz hervorragendem Maße die Fähigkeiten des Feldherrn und des Staatsmannes — besonders eines republikanischen — in sich vereinigte. Eine solche Vereinigung ist selten. Napoleon und Friedrich der Große können darin nicht mit Washington verglichen werden, denn ihre staatsmännischen Talente hätten sich in einer republikanischen Regierung niemals betätigen können. Nach unseren Erfahrungen haben Militärpersonen, die zu Präsidenten gewählt wurden, nur insofern Erfolg in ihrer Amtsführung gehabt, als sie alle militärische Denk- und Handlungsweise aufgaben und rein bürgerliche Anschauungen und bürgerliche Tugenden pflegten. Nichts würde z. B. dem Geiste unserer Regierung ferner liegen als die Gewohnheit des Befehlens und die Erwartung absoluten Gehorsams von seiten unserer Hauptexekutivgewalt.

Ich darf hier wohl einschalten, daß von allen höheren Offizieren, die ich gekannt habe, keiner dies instinktiv richtiger erkannte als Gene-

ral Sherman. Nach dem Urteil maßgebender Personen war er der fähigste Feldherr, den wir gehabt haben. Ich erinnere mich eines bemerkenswerten Ausspruchs, den er gegen mich über Grants Feldzüge machte: „Grant und ich sahen die Dinge immer verschieden an“, sagte er. „Grant kümmerte sich nie einen Pfifferling darum, was hinter der feindlichen Linie vorging. Und mir wurde beim Gedanken daran oft angst und bange.“ Er gab zu, daß viele von Grants Erfolgen hierauf zurückzuführen seien, aber auch viele seiner Mißerfolge. Grants Parole war: „Drauflosschlagen“, die Shermans war: „Manövrieren“. Es war für die Führer der Potomac-Armee sozusagen zur Gewohnheit geworden, über den Rappahannock zu gehen, von Lee Prügel zu bekommen und sich schleunigst wieder über den Rappahannock zurückzuziehen. Auch Grant ging über den Rappahannock, kriegte seine Prügel von Lee, zog sich aber nicht über den Fluß zurück, sondern schlug und schlug weiter, bis er mit seiner großen Übermacht Lee endlich aus dem Felde geschlagen hatte. Vergleicht man Grants Feldzug zur Einnahme von Richmond mit Shermans Feldzug zur Einnahme von Atlanta — selbstredend unter Berücksichtigung der verschiedenen Situationen —, so muß man doch zu dem Schluß kommen, daß Sherman der bessere Stratege und der größere Feldherr war.

Shermans Brief an den Schatzsekretär, in dem er sein geringes Vertrauen zur eigenen Einsicht in politischen Dingen darlegte, habe ich schon erwähnt. Nun hatten einige Jahre nach Beendigung des Krieges bei einer bevorstehenden Präsidentenwahl einige republikanische Zeitungen vorgeschlagen, General Sherman als Präsidentschaftskandidaten der republikanischen Partei aufzustellen. Ich traf Sherman damals zufällig eines Tages auf einem Fährboot zwischen Jersey City und New York, und im Laufe des Gesprächs erwähnte ich die Angelegenheit. „Was?“ rief er gleich mit charakteristischer Heftigkeit aus. „Meinen die Leute denn, ich sei so töricht? Sie wissen ja doch, daß ich nichts von Politik verstehe und gar nicht fähig bin, Präsident zu sein. Oder wenn *sie's* nicht wissen, weiß *ich's*. Nein, ich bin kein Narr. Ich bin jetzt ein glücklicher Mensch. Sehen Sie Grant an! Der würde jetzt was drum geben,

wenn er sich nie mit Politik befaßt hätte. Nein, mich sollen sie in Ruhe lassen. Mich können sie nicht betören!“ Ein wahrer Schatz seltener Selbsterkenntnis lag in diesen rauhen, durchaus aufrichtigen Worten.

Sherman konnte sich mit gerechtem Frohlocken einen glücklichen Menschen nennen. Er war es. Er hatte als Feldherr wohlverdiente Anerkennung erworben und war außerdem im ganzen Norden außerordentlich beliebt. Er wußte es und sonnte sich in diesem Gefühle. Alle möglichen Gesellschaften und Vereine ernannten ihn zum Ehrenmitglied, und er erschien, so oft er konnte, in ihren Kreisen. Betrat er ein Theater, so spielte die Kapelle sofort „Marching through Georgia“, und das Publikum erhob sich, klatschte laut und sang manchmal sogar das Lied mit. Dann strahlte sein wettergebräuntes Gesicht geradezu vor Freude. Bei festlichen Anlässen und in Gesellschaft, überall war er ein gern gesehener Gast. Manchmal kamen hübsche junge Mädchen auf ihn zu und boten ihm einen Kuß, — und das behagte ihm stets sehr! Sein Geist büßte auch bei zunehmendem Alter fast nichts von seiner Lebendigkeit und Originalität ein. Sein Gespräch sprühte von Witzen und launigen Einfällen; es gab keinen unterhaltenderen Gesellschafter als ihn. Während er in New York lebte, verkehrten wir sehr viel miteinander; namentlich pflegte er oft zu zwanglosem Besuch abends nach Tisch bei uns einzutreffen und hatte dann meistens irgend etwas auf dem Herzen, über das er sich aussprechen wollte. So stürmte er einmal nach neun Uhr plötzlich in unser Wohnzimmer, begrüßte mich und meine Familie und schnitt dann sofort das Thema an, das ihn beschäftigte.

„Wissen Sie, daß die alte Sage von Jason und dem goldenen Vließ gar keine Sage sondern geschichtliche Wahrheit ist!“ rief er aus. „Sie wissen ja, die alten Griechen waren rechte Seeräuber und Freibeuter. Irgendwie hatten sie erfahren, daß in einem unfernen, fremden Lande die Flüsse und Bäche Goldsand mit sich führten, und daß die Eingeborenen dieses Goldes habhaft wurden, indem sie Schaffelle ins Wasser legten, in deren zottiger Wolle das Gold hängen blieb. Und diese Felle mit dem Gold, die waren das „goldene Vließ“, verstehen Sie? Also fuhren die griechischen Seeräuber in

jene Länder und holten sich die goldenen Vließe und nahmen auch wohl mal ein hübsches Mädchen mit, und da haben wir die Sage von Jason und Medea, sehen Sie! Aber die ganze Sache ist so wahr wie irgend eine sonstige verbürgte geschichtliche Tatsache."

So sprach er noch eine Weile lebhaft weiter, betrachtete die Sache eingehend von allen Seiten und mit der ganzen Freude einer neuen Entdeckung. Als das Thema erledigt war, sprang er auf, dankte uns allen herzlich für den gemütlichen Abend und ging ebenso schnell, wie er gekommen war. Er war in der Tat ein glücklicher Mensch, und zwar darum, weil er sich weise der Dinge enthielt, die er nicht verstand. Als er starb, bedauerte jeder, der ihn kannte, daß ihm nicht beschieden war, dies glückliche Dasein länger zu genießen.

Um wieder auf den persönlichen Mut zurückzukommen, möchte ich erwähnen, daß ich glaube, jeder, der zum ersten Male in einer Schlacht unter Geschützdonner und Flintengeknatter steht und die Kugeln um sich pfeifen hört, wird ganz instinktiv den ehrlichen Wunsch haben, aus der Affäre heraus zu sein. Einige werden ihm nachgeben und bei der ersten Gelegenheit fliehen; einige wenige werden jenes gaudium certaminis, jene Kampfeslust fühlen, von der uns der Dichter spricht, und werden vorstürmen wollen. Die meisten aber werden sich zusammennehmen und in einem Gefühl von patriotischer Pflicht oder aus Ehrgefühl, und ermutigt durch die Gegenwart der Kameraden, nach besten Kräften standzuhalten und die Befehle ihrer Kommandeure auszuführen suchen. Auf diese Weise ergänzen moralische Momente den Mut oder ersetzen Mangel an Mut, die beide Sache des Temperamentes sind. Es ist ein durchaus natürlicher Impuls, vor einem heransausenden Geschoß den Kopf zu ducken. Ich habe erlebt, daß ganze Regimenter es taten und dann lachten. Nach und nach werden die Leute die Schrecknisse einer Schlacht mehr gewohnt, und ihr Verhalten im Feuer wird ruhiger und tapferer, bis schließlich ein Gefecht, wenn es nicht gerade ein besonders mörderisches ist, ihnen nichts mehr anhaben kann. Ich bin oft gefragt worden, was ich in einer Schlacht gefühlt habe. Meine Antwort war stets: Gar nichts. Das heißt, es war immer so viel zu tun und zu bedenken, daß Gefühle nie aufkommen konnten. Das Bewußtsein persönlicher Gefahr

verliert sich in solchen Momenten ganz. Man denkt einfach nicht daran. Wenn man hört oder liest, daß Befehlshaber sich der Gefahr ausgesetzt haben, so haben sie es meist unbewußt getan, es sei denn, daß sie ihre Leute durch das Beispiel anfeuern wollten.

Das, was den Truppen den meisten Mut macht, ist das unbedingte, stolze Vertrauen zu ihren Anführern. Napoleon hat gesagt, ein von einem Löwen kommandiertes Heer von Schafen sei tausendmal besser als ein von einem Schafe kommandiertes Heer von Löwen. In jedem Heere sind solche Löwen und Schafe nebeneinander, und es hängt vom Führer ab, ob das eine oder andere die Oberhand gewinnt. Das ist auch der Grund der auffallenden Überlegenheit der östlichen Armee der Konföderierten unter Lee über die westlichen, von anderen Generälen geführten. Viele von diesen waren tapfere und tüchtige Feldherren, vermochten aber nicht in dem Maße wie Lee, den Truppen Selbstvertrauen einzuflößen. Manche Erfolge Lees beruhten auf der trotzigen Versicherung seiner Leute, daß sie unter ihm nicht geschlagen werden könnten. Bei Gettysburg wurde diese Zuversicht übertrieben und führte zur Niederlage. Ich glaube, ich kann ziemlich mit Recht sagen, daß es unseren Leuten kaum gelungen wäre, Missionary Ridge zu stürmen, wenn Lee mit seinen Soldaten oben gestanden hätte.

Dem Unionsheer sind schlimme, besonders gegen Ende des Krieges in den Südstaaten begangene Vandalismen vorgeworfen worden. Der Vorwurf wurde von Mund zu Mund getragen und in der Presse sehr übertrieben, ist aber nicht ganz grundlos. Howard beklagte sich in seinem dienstlichen Bericht über unseren Marsch von Chattanooga nach Knoxville über Räubereien und mutwilliges Zerstören von fremdem Eigentum durch einige seiner Soldaten, und das in einem meist unionstreuen Gebiet. Diese Soldaten gehörten einem Korps von Shermans Armee an, und wir folgten ihrer Marschlinie. Da habe ich selbst die Beweise gesehen: ganz ausgeräumte Häuser, ein Feld, ganz weiß von Daunen aus einem aufgeschlitzten Federbett, eine Wiege, die ein paar Meilen vom nächsten Hause am Wege stand. Es war augenscheinlich nur die Lust am Plündern, welche die Leute veranlaßt hatte, solche für sie nutzlosen Gegenstände mitzunehmen.

Als ich 1865 zu Sherman stieß, nach seinem berühmten Marsch durch Georgia, bemerkte ich, daß einige Soldaten auf silbernen Tellern ihren Speck brieten und feine Weine aus silbernen Pokalen tranken. Auf meine Frage, woher diese Sachen wären, antwortete man, aus Süd-Carolina, da lägen solche Kostbarkeiten nur so am Wege. Die Offiziere erklärten mir, beim Requirieren von Lebensmitteln in Georgia habe man den Leuten nicht so genau auf die Finger sehen können, und ferner hätten die Leute auf dem Marsche durch Süd-Carolina offenbar das Gefühl gehabt, da die Bewohner dieses Staates die ganze böse Sezession zuerst angezettelt hätten, sei es nur gerecht, wenn sie jetzt dafür büßten.

Sherman gab mir nach Jahren freimütig zu, daß die Notwendigkeit, in mehr oder minder systematischem Requirieren „sich vom Lande zu ernähren", die Disziplin der Truppen arg untergraben, und daß der Groll auf Süd-Carolina, das ursprüngliche „Sezessionsloch", bedauerliche Folgen gezeitigt hatte. „Ehe wir aus dem Staate heraus waren", sagte er, „hatten sich die Soldaten dermaßen angewöhnt, alles auf der Marschlinie zu zerstören, daß oft das Haus, in dem ich mein Hauptquartier gehabt hatte, schon brannte, ehe ich noch ganz heraus war. Das ist nicht schön, aber leider menschlich. Nehmen Sie die besten, christlichsten, frommsten jungen Leute, bilden Sie ein Heer daraus, gehen Sie damit in Feindesland, lassen Sie die Leute sich eine Zeitlang „vom Lande nähren" und fleißig requirieren, so werden diese selben jungen Leute sehr bald jedes Gefühl für Recht und Unrecht und alle Selbstbeherrschung verlieren trotz aller zügelnden Disziplin. So ist es immer gewesen und so wird es immer bleiben. Wenn ein gerecht denkender Mensch, der weiß, wie es im Kriege zugeht, das Verhalten meiner Truppen unter den damaligen Umständen prüft, wird er sich nicht über das wundern, was sie getan haben, sondern darüber, daß sie es nicht schlimmer getrieben haben."

Die Äußerungen eines Mannes wie Sherman über die Wirkung des Krieges auf die Moral der Leute können denen zur Betrachtung empfohlen werden, die so leichthin vom Kriege als dem großen sittlichen Kulturträger reden und ausmalen, wie der Krieg im Volksherzen die edelsten Instinkte und Empfindungen der menschlichen

Natur auslöst; wie er ein Volk „über die kleinliche Selbstsucht des täglichen Lebens" hinaushebt; wie er dem Wachstum eines „niedrigen, im Staube kriechenden Materialismus", welcher in langen Friedensperioden sich zum herrschenden Element entwickelt, Einhalt tut; wie er dem menschlichen Ehrgeiz neue erhabene Ziele steckt; wie er, kurz gesagt, ein Feuerbad ist, aus dem die von niederen Gelüsten gereinigte menschliche Gesellschaft voll frischer Kraft zum Streben nach den höchsten Idealen hervorgeht.

Es soll nicht geleugnet werden, daß zu Beginn des Krieges das ganze Volk großartige Beweise begeisterter und opferfreudiger Vaterlandsliebe gab, und daß die Konsolidierung der Union, die Aufhebung der Sklaverei und ein gehobenes Nationalbewußtsein die wichtigen Ergebnisse des Krieges waren. Aber der Krieg hat die begeisterte und opferfreudige Vaterlandsliebe des Volkes nicht *geschaffen*; sie war bereits vor dem Kriege vorhanden und hätte ohne ihn weiterexistiert. Der Krieg gab dem Volke nur Gelegenheit, sie nachdrücklich und überzeugend zu offenbaren. Und was die Konsolidierung der Union, die Abschaffung der Sklaverei, die Kräftigung des Nationalbewußtseins betrifft, wären diese Dinge etwa weniger wertvoll gewesen, wenn sie ohne Krieg erlangt worden wären? Ich will damit nicht sagen, daß es unter den obwaltenden Umständen möglich gewesen wäre, sie ohne Krieg zu erringen, aber wäre es nicht für das körperliche und geistige Wohl des amerikanischen Volkes, ja, der ganzen Menschheit, besser gewesen, wenn hohe Staatskunst die scheinbaren Unmöglichkeiten überwunden und einen Ausweg gefunden hätte, um ohne Krieg zum Ziele zu gelangen?

Obgleich ich meinen Abschied genommen hatte und nicht mehr im aktiven Dienst stand, konnte ich nicht umhin, zur letzten großen Parade der beiden aufzulösenden Armeen, der östlichen und der westlichen, nach Washington hinüberzufahren und meinen ehemaligen Waffengenossen noch einmal die Hand zu drücken. Meine während des Kampfes gesammelten Erfahrungen hatten mir allerdings einen tiefen Abscheu gegen den Krieg eingeflößt, aber ich muß gestehen, als ich die tapferen Truppen in breiter Kolonne Pennsylvania Avenue herabmarschieren sah, am ersten Tage die Potomac-Armee und am

nächsten Shermans wettergebräunte Veteranen — die abgemagerten, hageren Leute, über deren siegesstolzen Häuptern die zerfetzten Fahnen flatterten —, da schlug mir stolz das Herz im freudigen Bewußtsein, daß auch ich zu ihnen gehört hatte. Dies Schauspiel war großartig; aber war das, was folgte, die plötzliche Auflösung dieser machtvollen Scharen, nicht noch großartiger? Sie, die ihrem Aussehen und ihrer eigenen Überzeugung nach der ganzen Welt hätten Trotz bieten können, sah man nun, nach vierjährigem, blutigem und zerstörendem Kampfe, plötzlich dahinschmelzen, als wären sie nie gewesen. Jeder, der ein Schwert geschwungen, ein Gewehr geschultert oder eine Kanone bedient hatte, ging jetzt ruhig heim als friedlicher Bürger, an den Pflug, den Amboß, den Webstuhl, ins Bureau oder ins Kontor. Dieser plötzliche Übergang vom Krieg zum Frieden, bei dem sich eine Million Soldaten in eine Million arbeitender Bürger verwandelte, vollzog sich ohne die geringste Störung, ja, selbst ohne Schwierigkeit. Das war eigentlich für die amerikanische Demokratie ein noch größerer Triumph als irgendein Sieg auf dem Schlachtfelde.

Die Lage in der anderen Hälfte der wiederhergestellten Union bot allerdings zur selben Zeit die peinlichsten Verwicklungen. Auch die südlichen Armeen waren aufgelöst worden und ihre Soldaten und Offiziere waren „heimgekehrt", sicher alle in der ehrlichen Absicht, sich trotz ihrer bitteren Enttäuschung als friedfertige Bürger zu betätigen. Aber die Lage war unendlich schwierig: hinter ihnen lag eine unheilvolle Niederlage, um sie herum Zerstörung und Verwüstung, vor ihnen die schwierigsten Existenzfragen, über deren Lösung ein erbitterter Kampf der Meinungen wogte.

Und Abraham Lincoln war tot! Er war in dem Augenblick hinweggerafft worden, als er am höchsten in der Achtung seiner Landsleute stand und ihre innigste Liebe und ihr größtes Vertrauen besaß. Alle, die bei seiner Wahl in ihm nur einen unbedeutenden Rechtsanwalt vom Lande gesehen oder ihn gar als bäurischen Witzbold hingestellt hatten, alle, die ihm während des Krieges Schwäche, zielloses Zaudern und verderbliches Schwanken vorgeworfen hatten, alle hatten endlich eingesehen, daß seine geduldige, großmütige ver-

ständnisvolle und dem Volksempfinden Rechnung tragende Politik wohl im einzelnen anfechtbar, im ganzen aber die einzige sei, welche alle Kräfte der Union zusammenhalten und somit die Republik retten konnte. Und auch die Südstaaten hatten Vertrauen zu ihm gefaßt, trotz der Meinungsverschiedenheiten, die zwischen seinen praktischen Plänen zur Rekonstruktion der Staaten und den Theorien anderer bestanden. Die Südstaaten bauten darauf, daß er gegen diejenigen, „die jüngst noch an der Rebellion teilgenommen", wie er verkündet, „ohne Groll und mit Nachsicht" verfahren würde; und die Nordstaaten bauten darauf, daß er nichts zugeben würde, was die Rechte der kürzlich befreiten Sklaven gefährden könnte. So war er in den schwierigen Fragen, die der Krieg hinterlassen hatte, naturgemäß der Mittler zwischen den Siegern und den Besiegten. Nun war er tot, und die einleitenden Maßregeln zur Lösung jener Fragen waren vom Schicksal den unsicheren Händen Andrew Johnsons anvertraut, von dem noch niemand etwas wußte. Ich war ganz außerordentlich überrascht, als ich von ihm die Aufforderung erhielt, ihm bei der Bildung seines Urteils über die schwierige Lage behilflich zu sein.

Sechzehntes Kapitel.

Der Friede, der auf die Kapitulation der Armeen der Konföderierten im April 1865 folgte, war kein ungetrübter. Es war auch nicht zu erwarten, daß die leidenschaftliche Fehde, die vier Jahre lang den Norden und den Süden zu mörderischem Kampfe gegeneinander getrieben hatte, nun plötzlich einem Wiederaufflammen des gemeinsamen Nationalgefühls und der gegenseitigen Liebe Platz machen würde. Die Wunden, die der Bürgerkrieg geschlagen, waren noch zu frisch. Der Soldat der Südstaaten kehrte unter dem Druck der erlittenen Niederlage, abgehärmt, mit zerfetzten Kleidern und wundgelaufenen Füßen heim und fand sein Haus in Trümmern, seine Familie fast verhungert, die Gegend ringsumher verwüstet und verarmt, sein ganzes Volk in bitterster Not und Sorge um die Zukunft. Der dumpfe Groll, den der Südländer gegen die „grausame Invasion" in das südliche Gebiet durch die „Söldlinge des Nordens" im Herzen trug, brach zuweilen in wilden Ausdrücken hervor.

Im Norden hingegen war überall viel Jubel über die wiederhergestellte Union. Der langersehnte Tag, wo Johnny comes marching home, war endlich da. Nacheinander kehrten die Regimenter wettergebräunter, triumphierend strahlender Krieger wieder an die Orte zurück, woher sie ausmarschiert waren, und wurden mit Jubel und Ehrenbezeigungen jeglicher Art empfangen. Die Schilderungen der Gefahren, denen sie getrotzt, der tapferen Taten, die sie vollbracht, und der Siege, die sie erkämpft hatten, gaben jeder geselligen Zusammenkunft einen Grundton des Triumphes. Jedoch von den vielen Johnnies, die in den Krieg gezogen, waren viele nicht wie-

der heimgekehrt. Es gab entsetzlich viele Eltern, die ihre Söhne, Frauen, die ihre Männer, Kinder, die ihre Väter verloren hatten. Und so wurden auch Stimmen laut, welche Entrüstung äußerten und Rachsucht schürten. Sie sprachen von dargebrachten Opfern und von Sorgen und Leid, das die Daheimgebliebenen erlitten; sie sprachen von den räuberischen Einfällen der Rebellen aus Kanada, z. B. auf St. Albans, und von den Verschwörungen und Plänen der Rebellen, New York und Chicago niederzubrennen oder Blattern und andere ansteckende Krankheiten in unserem Volke zu verbreiten; sie erzählten schaurige Geschichten von dem grausigen, gespensterhaften Aussehen der Soldaten, welche die Schrecken der Gefangenschaft in Andersonville überstanden hatten, und vor allem erzählten sie empört von der feigen Ermordung des guten, geliebten Präsidenten Lincoln durch Rebellenhände, einem unsühnbaren Verbrechen!

Die Ermordung Lincolns war wirklich in jener kritischen Zeit ein nationales Unglück von der größten Tragweite. Bei ruhiger Überlegung mußte man sich sagen, daß die Untat, wie sich auch später herausstellte, nur von einer kleinen Schar halb wahnsinniger Fanatiker aus der untersten Gesellschaftsklasse ausgeführt sein konnte, von Leuten, die ebensowenig sittliche Grundsätze als gesunden Menschenverstand besaßen. Denn nichts lag für einen Einsichtigen mehr auf der Hand, als daß dieses Verbrechen den Südstaatlern in ihrer Not absolut nicht helfen konnte und nur dazu dienen würde, ihre siegreichen Gegner noch mehr gegen sie aufzubringen. Das bekannte phantastische Wesen des „hübschen, jungen amerikanischen Schauspielers", John Wilkes Booth, des Organisators und Anführers des Mordanschlags, hätte die öffentliche Meinung wohl überzeugen können, daß diese ebenso törichte wie abscheuliche Tat nur die Ausgeburt eines kranken Hirns sein konnte. Aber die öffentliche Meinung war erregt; leidenschaftliches Gefühl hatte die Oberherrschaft. Eine schnelle Rache erreichte den Mörder Lincolns. Der Tod Booths war so theatralisch, wie er selbst nur hätte wünschen können. Nach einer rasenden Flucht über den Potomac nach Virginia, während welcher sein auf der Reise gebrochenes Bein ihm die furchtbarsten Qualen bereitete, wurde er am Abend des 23. April in der Tabak-

scheune eines virginischen Farmers von seinen Verfolgern entdeckt. Man rief ihm zu, sich zu ergeben; aber er lehnte nicht nur ab, sondern forderte mit der Flinte in der Hand seine Verfolger zum Kampf heraus. Die Scheune wurde in Brand gesteckt, und im flackernden Schein der Flammen empfing er trotzig die Kugel, die seinem Leben ein Ziel setzte. In dem Tagebuch, das er als vermeintlich wichtige öffentliche Persönlichkeit geführt hatte, erörterte er grübelnd und in krankhaftem Gedankengange die Frage, warum er wie ein Wild gehetzt würde, während Brutus und Wilhelm Tell als Helden der Weltgeschichte gefeiert würden. Die übrigen Mitglieder der Verschwörung wurden ergriffen, verhört und, wie erwartet wurde, verurteilt.

Hiermit war aber das Volk nicht vollständig befriedigt. Allgemein war der Glaube verbreitet, daß das abscheuliche Verbrechen aus einer Verschwörung der Führer der südstaatlichen Partei hervorgegangen sei, und daß es daher überhaupt der Sezession zur Last gelegt, untersucht und bestraft werden müsse. Sogar General Grant, der besonnene, vorurteilslose Mann, scheint dieser Ansicht gewesen zu sein, denn er telegraphierte an General Ord, den derzeitigen Kommandanten in Richmond, er möge Richter Campbell und einige andere angesehene Männer verhaften lassen, sowie auch alle auf Ehrenwort entlassenen Offiziere, sofern sie nicht den Treueid leisteten. Ord überredete ihn freilich, diesen Befehl zurückzuziehen, aber er bestand darauf, daß „äußerste Strenge walten müsse, solange noch der Meuchelmord bei den Rebellen an der Tagesordnung sei". In einer Proklamation des Präsidenten Johnson hieß es, die Ermordung Lincolns und der Mordanschlag auf Seward und andere wären von Jefferson Davis „angeregt und unterstützt", unter Beihülfe seiner Agenten in Kanada, Jacob Thompson, des ehemaligen Ministers des Innern unter Buchanan, und Clement C. Clay, eines ehemaligen Senators der Vereinigten Staaten aus Alabama. Eine Belohnung von 100 000 Dollars wurde für die Ergreifung Jefferson Davis', eine solche von 25 000 Dollars für die Ergreifung der anderen beiden ausgeschrieben. Jefferson Davis wurde am 10. Mai 1865 von einer Abteilung Kavallerie eines Michigan-Regiments ergriffen. Es

wurde erzählt, er habe in Gewändern seiner Gattin verkleidet, flüchten wollen, aber seine schweren Kavalleriestiefel hätten ihn verraten. Diese Geschichte, die, wie sich später herausstellte, zum Teil auf Erfindung beruhte, erzählte man sich mit Behagen im Norden, wo Jefferson Davis stets als die Verkörperung aller hassenswerten Elemente der Sezession galt. Man freute sich allgemein, daß er obendrein lächerlich gemacht wurde. Aber eigentlich war die Verhaftung von Jefferson Davis eine sehr ernste Sache; einige besonnene und weitblickende Männer hielten sie sogar für ein Unglück. Lincoln selbst hatte bekanntlich gewünscht, daß bei dem Sturz der Konföderation ihr Oberhaupt nicht in seine Hände fallen möchte. Es war sogar damals eine diesbezügliche und anscheinend beglaubigte Lincoln-Anekdote im Umlaufe, die ich erzählen will.

Nachdem Lee die Waffen gestreckt hatte, fragte ein Freund den Präsidenten, ob es in Erwägung aller Umstände nicht besser sein würde, Jefferson Davis über die Grenze entkommen zu lassen. Als Antwort erzählte ihm Lincoln die Geschichte eines streng abstinenten Methodistenpredigers im Westen, dem an einem heißen Tage ein Glas kaltes Wasser mit etwas Kognak angeboten wurde. Er entgegnete, daß er den geringen Zusatz von Alkohol durchaus nicht mißbilligen würde, wenn er nur ohne sein Mitwissen hinzugefügt würde.

Lincolns Scharfblick entging es nicht, daß die Gefangennahme von Jefferson Davis die Regierung der Vereinigten Staaten in eine böse Verlegenheit bringen würde. Das Volk würde sicher darauf bestehen, daß der Anführer der Rebellion wegen Hochverrats vor Gericht gebracht und verurteilt würde. Sein Verbrechen war in den Südstaaten begangen. Wurde aber in den Südstaaten ein Verfahren gegen ihn eingeleitet, so stand schon vorher fest, daß sich kein Gerichtshof finden würde, der ihn oder irgendeinen andern Anführer der Sezession wegen Hochverrats verurteilen würde, es sei denn, daß der Gerichtshof ganz aus Negern bestände, und auch dann war die Sache noch zweifelhaft. Ein Militärgericht würde zweifellos auf „schuldig" erkennen; aber es war bedenklich, nach Schluß des Krieges von einem Militärgericht eine politische Sache, ja, die be-

deutendste politische Sache des Jahrhunderts entscheiden zu lassen. Das wäre mehr im Sinne eines despotisch regierten Staates der alten Welt, als unserer jungen neuweltlichen Republik gewesen.

Die Ermordung Lincolns, an der die Führer der Rebellion beteiligt gewesen sein sollten, sowie die unbestimmten Befürchtungen, die Republik sei gefährdet, ermöglichten nunmehr das Einsetzen eines Militärgerichts. Dem Volke wäre es ungeheuerlich erschienen, wenn die Anführer der Rebellen und besonders Jefferson Davis, der Inbegriff aller Greuel der Rebellion, der „Erzverräter", wie er genannt wurde, leer ausgehen sollte, nachdem die Soldaten im Felde und ihre Angehörigen zu Hause schon so lange nach der Melodie von „John Brown's soul" gesungen hatten: „Hang Jeff Davis on a sour apple tree."

Jede nur halbwegs schickliche oder tunliche Art, ihn vor Gericht zu bringen, erschien daher annehmbar. Allerdings, als ruchbar wurde, daß nicht nur ein Militärgericht eingesetzt war, sondern auch, daß die Verhandlungen unter Ausschluß der Öffentlichkeit geführt werden sollten, da konnten einsichtsvolle Männer nur besorgt das Haupt schütteln. Auch mir war die Sorge stets gegenwärtig, wie wohl die ganze zivilisierte Welt das Verhalten unserer Republik aufnehmen würde, und unter dem Drucke dieser Sorge entschloß ich mich, an Präsident Johnson zu schreiben. Bei meinem Austritt aus dem Militärdienst und nach den großen Paraden der Potomac-Armee und der Armeen des Westens in Washington hatte ich dem Präsidenten meine Aufwartung gemacht, und er hatte sich damals sehr vertraulich mit mir über die Tagesereignisse unterhalten und mich gebeten, ihm über Dinge, die mir wichtig erschienen, jederzeit zu schreiben. In einem längeren Schreiben wies ich nunmehr darauf hin, daß durch Einsetzung eines geheimen Gerichts zweifellos die Sache der Regierung schwer geschädigt werden würde.

Die Mitschuldigen Booths wurden von einem zu diesem Zwecke errichteten Militärgerichte verurteilt und büßten ihre Tat am Galgen. Das war ein durchaus gerechtfertigtes Verfahren. Aber in bezug auf Jefferson Davis stellte sich bald heraus, wie richtig Abraham Lincolns Instinkt gewesen war, als er in seiner humorvollen Weise

dem Wunsche Ausdruck gab, der Anführer der Konföderation möge „ohne sein Mitwissen" entkommen. Als Flüchtling hätte er unserer Republik im Auslande wenig Schaden zufügen können, und seine Macht, daheim einen bösen Einfluß auszuüben, wäre erheblich verringert worden. Sein Prestige als Staatsmann und Volksführer hatte sowieso unter dem gänzlichen Mißlingen des Krieges, der in dem Volke der Südstaaten so oft schmeichlerische Hoffnung auf Erfolg erweckt hatte, gelitten; auch hatte er, während er noch am Ruder war, oft die abfällige Kritik bedeutender Männer der Konföderation erregt durch seinen Dünkel, sein Begünstigungssystem, seine Empfindlichkeit, seine launische Zu- und Abneigung, seine Rachsucht, kurz durch seine „Querköpfigkeit". Viele der erlittenen Mißerfolge wurden, oft nicht ganz mit Unrecht, ihm zur Last gelegt. Als Flüchtling wäre seine Bedeutung infolgedessen gleich Null gewesen. Aber nun war er eingekerkert, er, der große Vertreter einer „verlorenen Sache"! Durch die Ungeschicklichkeit irgendeines Subalternbeamten war er sogar kurze Zeit gefesselt worden. Da erschien er, der im Kerker und in Ketten schmachtete, als ein Märtyrer, der für sein Volk Qual und Schande von einem erbarmungslosen, rachsüchtigen Feinde erduldete. Dieser Nimbus, diese Märtyrerkrone verliehen ihm einen erheblichen Einfluß auf Verstand und Gemüt der Südstaatler. Diesen Einfluß gebrauchte er nicht in der freimütigen, hochherzigen Weise General Lees, um seine Freunde zu einem loyalen Sichabfinden mit den veränderten Verhältnissen und einer patriotischen Hingabe an die wiederhergestellte Republik zu ermuntern, sondern vielmehr, um einen mehr oder minder versteckten Groll gegen die Union zu nähren. Er erregte bei ihnen eher ein mißmutiges Brüten über vergangene Enttäuschungen, als eine heitere Betrachtung der sich neu bietenden Möglichkeiten. Er war das Bild eines verbitterten Menschen, der nun auch wünscht, daß alle anderen verbittert sein möchten. In den Augen aller vorurteilslosen Beobachter hat er sich somit, trotz all seiner unleugbaren guten und zum Teil sogar glänzenden Eigenschaften, nicht als wahrhaft großer Mensch gezeigt.

Der Beweis von Jefferson Davis' Mitschuld an der Ermordung Lincolns, auf den Präsident Johnson seine öffentlich ausgesetzte Be-

lohnung für das Ergreifen des gestürzten Führers stützte, erwies sich später als nicht stichhaltig. Es ist nicht unmöglich, daß zu der Zeit, als die Konföderation schon endgültig erschüttert und ihre Führer ganz verzweifelt waren, Jefferson Davis einen Plan gekannt und vielleicht auch gebilligt hat, wonach Lincoln entführt und als Geisel festgehalten werden sollte; aber daß er irgendwie an Booths Mordanschlag teilhatte, ist weder erwiesen noch wahrscheinlich. Nach zweijähriger Gefangenschaft in der Festung Monroe wurde er unter der Anklage des Hochverrats vor die Schranken des United States Circuit-Court in Richmond, Virginia, geladen und dann gegen Bürgschaft auf freien Fuß gesetzt. Seine Hauptbürgen waren Horace Greeley, der ehemalige Apostel der Antisklaverei, Gerrit Smith und Cornelius Vanderbilt. Wie vorauszusehen war, wurde das Verfahren nicht wieder aufgenommen und im Dezember 1868 für ihn und all seine Anhänger eine „Amnestie für das Verbrechen des Hochverrats" erlassen. Die einzige Strafe, die sie erlitten, war, daß ihnen, dem vierzehnten Amendement zur Bundesverfassung gemäß, die Berechtigung verloren ging, je ein öffentliches Amt in den Vereinigten Staaten zu bekleiden.

In Anbetracht der Umstände kann also nicht mit Recht behauptet werden, daß Jefferson Davis und die anderen südstaatlichen Führer schlecht behandelt worden wären. Im Gegenteil, die Nachsicht, welche die siegreiche Regierung ihnen gegenüber walten ließ, sucht in der Geschichte ihresgleichen. Das Geschrei nach „angemessener Bestrafung der Verräter" verlor sich bald, und Jefferson Davis konnte noch ein viertel Jahrhundert ungestört auf seiner Pflanzung im Staate Mississippi verleben. Hier hegte und nährte er andauernd seinen Groll und Zorn gegen das „ungerechte Schicksal", aber sein etwas fragwürdiges Helden- und Märtyrertum trug ihm dennoch die blinde Ergebenheit eines großen Teils jener Bevölkerung der Südstaaten ein, zu deren Unglück und Elend er so viel beigetragen hatte.

Siebzehntes Kapitel.

Der Amtsantritt des neuen Präsidenten Andrew Johnson änderte zunächst nichts am Ton seiner Äußerungen betreffs Behandlung der Rebellen. In Washington, wie früher in Nashville, war der Inhalt seiner Rede der, daß „Brandstiftung, Raub und Mord Frevel wären, aber Hochverrat ein noch weit schlimmerer Frevel". Und dieser Frevel des Hochverrates müsse „gebührend bestraft, die Hauptverräter müssen gehängt und die übrigen eingekerkert werden". Damit wollte er, wie er später mehrfach zugab, sagen, daß ihre großen Pflanzungen vom Staate sequestriert, aufgeteilt und an kleine Farmer verkauft werden sollten. Kurz, man hatte Grund zu befürchten, daß unter der Regierung Andrew Johnsons das Vaterland eine Reihe von blutigen Prozessen erleben würde, ehe die politische und soziale Rekonstruktion der Südstaaten in Angriff genommen werden konnte. In Unterredungen mit mir, und mehr noch mit Männern in hohen öffentlichen Ämtern, deutete er verschiedentlich an, daß er einverstanden und bereit sei, den Negern einen Anteil an der Rekonstruktion ihrer Staaten zu gewähren, aber es blieb bei diesen unbestimmten Andeutungen. Er schien noch keinerlei Entschluß gefaßt zu haben.

Um so größer war die Überraschung, als am 29. Mai 1865 zwei Proklamationen des Präsidenten erfolgten. Die eine, eine Amnestie, machte der befürchteten Politik des Hängens und der Ausbeutung der politischen Verbrecher ein Ende. Die andere ernannte provisorisch einen Gouverneur für Nord-Coralina, der „tunlichst bald Vorschriften zur Zusammenberufung eines ausschließlich aus unionstreuen Abgeordneten bestehenden Konvents erlassen sollte, zwecks

Änderung und Verbesserung der Verfassung des genannten Staates und mit der Vollmacht, alle Maßregeln ergreifen zu können, welche der treugesinnten Bevölkerung von Nord-Carolina ermöglichen, die verfassungsmäßige Verbindung ihres Staates mit der Bundesregierung wieder herzustellen" usw. Die Proklamation verfügte weiter, daß „bei der Wahl zu irgendeinem Konvent kein Wähler stimmberechtigt und kein Abgeordneter wählbar ist, der nicht vorher den vorgeschriebenen Treueid geleistet hat, und der nicht auch nach den im Jahre 1861 — vor den sogenannten Verordnungen der Sezession — geltenden Bestimmungen ein stimmberechtigter Wähler von Nord-Carolina ist". Der von den bezeichneten Wählern gewählte Konvent, oder die später, kraft der von dem Konvent amendierten Staatsverfassung, gewählte Legislatur sollte dann Vollmacht haben, dauernde Bestimmungen über Wähler und Wahlfähigkeit zu öffentlichen Ämtern zu erlassen.

Und wer waren die loyalgesinnten Leute, denen so schwerwiegende Beschlüsse anvertraut wurden? Es waren nicht nur Leute, die während des Krieges der Rebellion ihre Unterstützung versagt und den Vereinigten Staaten ihre Treue bewahrt hatten, sondern auch solche, welche die Rebellion offen unterstützt hatten und sich nur später durch den in der Amnestieproklamation verlangten Treueid reinigten und frei ausgingen. Die Amnestie schloß allerdings verschiedene Gruppen von Leuten, die in dreizehn Abschnitten der Proklamation näher bezeichnet waren, von ihren Wohltaten aus. Es waren meistens Leute, die, ehe sie an der Rebellion teilnahmen, eine amtliche Stellung in der Regierung der Vereinigten Staaten eingenommen oder ein ähnliches Amt bei der Regierung der Konföderation bekleidet hatten, aber auch alle Teilnehmer an der Rebellion, deren gesamtes Vermögen über zwanzigtausend Dollars betrug. Die also Ausgeschlossenen bildeten ohne Zweifel den intelligentesten und einflußreichsten Teil der Bevölkerung; in der Proklamation war deshalb auch vorgesehen, daß von ihnen jeweilig ein direktes Gnadengesuch an den Präsidenten gerichtet werden könnte, dem eine möglichst weitgehende Erwägung und Gewährung zugesichert wurde. Die Gesuche kamen denn auch sofort zu Tausenden und

wurden mit der versprochenen Weitherzigkeit gewährt. Es war jedoch durchaus unwahrscheinlich, daß die Ausgeschlossenen, durchweg Leute von bewährtem Ansehen und Einfluß in ihren Gemeinden, nun plötzlich ihren Einfluß auf die Menge, die ihrer Führerschaft zu folgen gewohnt war, einbüßen würden.

Die Amnestieproklamation, welche dem Lande und der ganzen Welt den Beweis lieferte, daß der Sieg der Union von keinem blutigen Racheakt befleckt werden sollte, erregte im Norden — außer bei einigen Extremen — allgemeine Befriedigung. Die Proklamation über die Rekonstruktion des Staates Nord-Carolina erregte jedoch allerlei Zweifel und Besorgnis, denn es wurde darin nicht ein bloßes Experiment, sondern eine Regel für die Rekonstruktion aller anderen Staaten erblickt. Sie beschränkte das Wahlrecht auf die Weißen. Unter den Weißen im Süden gab es nur eine sehr kleine Anzahl, die, nachdem die Verordnungen der Sezession Gesetzeskraft erlangt hatten, sich nicht der Rebellion angeschlossen hatten. Die verhältnismäßig wenigen unionstreuen Bürger gehörten nicht den einflußreichen Klassen an, und unter diesen wenigen waren nur ganz vereinzelte Vertreter der Antisklaverei. Es war also klar, daß die Mehrzahl der Wähler in den auf diese Weise rekonstruierten Südstaaten aus Männern bestehen würde, die an der Rebellion teilgenommen und sich dann durch Leisten des Treueides die Stimmberechtigung verschafft hatten, und daß diese Mehrzahl unter dem Einfluß derselben Männer stehen würde, deren ruchloses Vorhaben gewesen war, die Union zu vernichten, um „auf der Grundlage der Sklaverei ein Reich zu gründen". Die Erwartung war nicht unbegründet, daß diese Männer, wenn sie direkt oder indirekt mit der Regierungsmacht betraut würden, die Abschaffung der Sklaverei formell wohl annehmen, aber keinerlei Mühe sparen würden, die Sklaverei tatsächlich möglichst zu erhalten.

Ich machte also wieder von dem Vorrecht Gebrauch, das mir Präsident Johnson verliehen hatte, und schrieb ihm von der Besorgnis seiner Freunde über die Stellung, die er in der Nord-Carolina-Proklamation eingenommen hatte. Seine Antwort war eine telegraphisch ausgesprochene Bitte, ihn, so bald ich könnte, im Weißen Hause aufzusuchen. Ich reiste sofort ab.

Auf dem Wege nach Washington hatte ich ein Erlebnis, welches von psychologischem Interesse sein dürfte. Ich fuhr von Bethlehem nach Philadelphia, von wo ich den Nachtzug nach Washington nehmen wollte. In Philadelphia verbrachte ich den Abend bei meinem vertrauten Freunde Dr. Tiedemann, dem Sohne des bedeutenden Professors der Medizin in Heidelberg und Bruder jenes Obersten Tiedemann, dessen Adjutant ich 1849 bei der Belagerung von Rastatt gewesen war. Tiedemanns Gattin war eine Schwester von Friedrich Hecker, dem bekannten deutschen revolutionären Führer, der in unserem Kriege hervorragende Dienste als Offizier der Union leistete. Meine Freunde hatten im Bürgerkriege zwei Söhne verloren. Frau Tiedemann, eine sehr intelligente Dame mit lebhafter Phantasie, trug schwer an dem Verlust. Sie lernte damals einen Kreis von Spiritisten kennen, und es wurden ihr „Kundgebungen" ihrer Söhne übermittelt, die sie so rührten, daß sie eine gläubige Anhängerin des Kreises wurde. Ihr Gatte selbst, obwohl er einer philosophischen Schule angehörte, die auf derlei Dinge mißachtend herabsieht, konnte sich eines gewissen rührseligen Interesses an den angeblichen Mitteilungen seiner verstorbenen Söhne nicht erwehren und gestattete, daß in seinem Familienkreise mit Eifer spiritistische Experimente gemacht wurden. Gerade heute abend sollte eine „Séance" stattfinden. Die eine Tochter, ein bildschönes, temperamentvolles Kind von fünfzehn Jahren, hatte auffallendes Talent zum Medium gezeigt. Ein Kreis wurde um den Tisch gebildet, und wir gaben uns die Hände. Plötzlich begann sie heftig zu zittern, ihre Finger bewegten sich krampfhaft, sie ergriff einen ihr dargebotenen Bleistift und schrieb wie von unwiderstehlicher Macht getrieben in zuckenden Bewegungen die Mitteilungen auf, welche die gerade anwesenden Geister ihr auftrugen. An jenem Abend hatten mehrere der Familie bekannte Verstorbene indes nichts weiter zu verkünden, als daß sie „in höheren Sphären lebten", „glücklich wären", „oft bei uns wären", „uns alles Glück wünschten" u. dgl. m.

Endlich wurde ich gebeten, doch auch einen Geist herbeizurufen, und ich entschied mich für Schiller. Ein paar Minuten lang blieb die Hand des Mädchens regungslos; dann schrieb sie, der Geist

Schillers sei anwesend und frage nach meinem Begehr. Ich bat, er möge als Beweis einen oder mehrere Verse aus seinen Dichtungen anführen. Da schrieb das Mädchen die deutschen Worte:

„Ich höre rauschende Musik, das Schloß ist
Von Lichtern hell. Wer sind die Fröhlichen?"

Wir waren alle sehr verwundert. Die Verse hatten einen Schillerschen Klang, aber im Augenblick konnte sich niemand besinnen, wo sie vorkamen. Plötzlich fiel mir der letzte Akt von Wallensteins Tod ein. Der betreffende Band Schillers Werke wurde herbeigeholt, und meine Vermutung bestätigte sich. Im stillen fragte ich mich, ob dieses sehr intelligente, aber durchaus nicht leselustige Kind eine so ernste Dichtung wie Wallensteins Tod gelesen haben könnte; und wenn das der Fall war, weshalb ihr gerade diese außer dem Zusammenhang ganz unverständlichen Verse im Gedächtnis haften geblieben waren. Als die Séance beendet war, fragte ich sie, was sie von „Wallensteins Tod" wisse, und sie — deren Wahrhaftigkeit außer Zweifel war — antwortete, sie habe nie eine Zeile dieser Dichtung gelesen.

Aber es sollte etwas noch Merkwürdigeres kommen. Da Schillers Geist nichts mehr sagen wollte, rief ich den Geist Abraham Lincolns herbei. Nach einigen Minuten schrieb das Mädchen, er sei gegenwärtig. Ich fragte, ob er wisse, in welcher Absicht Präsident Johnson mich nach Washington berufen habe. Die Antwort lautete: „Er wünscht, daß Sie eine wichtige Reise für ihn unternehmen." Ich fragte, wohin. Antwort: „Das wird er Ihnen morgen sagen." Ich fragte weiter, ob ich die Reise denn unternehmen würde. Antwort: „Ja, verfehlen Sie ja nicht, es zu tun." — Ich darf hier wohl einschalten, daß ich selbst damals noch nicht die entfernteste Ahnung hatte, daß es sich um eine Reise handele. Das Naheliegendste war, anzunehmen, der Präsident wolle den Inhalt meiner Briefe mit mir besprechen.

Ich fragte nun, ob der Geist Lincolns mir noch etwas mitzuteilen habe. Antwort: „Ja, Sie werden einst Senator der Vereinigten Staaten sein." Dies erschien mir denn doch so abenteuerlich, daß ich mein Lachen kaum unterdrücken konnte. Ich fragte aber

weiter: „Für welchen Staat?“ Antwort: „Missouri.“ Dies war noch geheimnisvoller und stachelte meine Neugierde aufs höchste an. Die Mitteilungen brachen jedoch hier ab. Nichts hätte zu jener Zeit unwahrscheinlicher sein können, als daß ich Senator der Vereinigten Staaten für den Staat Missouri würde. Mein Wohnsitz war in Wisconsin, und dahin zurückzukehren, war meine feste Absicht. Ich hatte nie daran gedacht, von Wisconsin nach Missouri zu ziehen, und es lag nicht die geringste Veranlassung vor, es je zu tun. Aber ich will nun meiner Erzählung vorgreifen und schon hier erwähnen, daß ich zwei Jahre später mit einem ganz unerwarteten geschäftlichen Anerbieten überrascht wurde, das meine Übersiedelung nach St. Louis notwendig machte, und daß ich im Januar 1868 vom Staate Missouri zum Senator erwählt wurde. Da fiel mir die spiritistische Séance bei Tiedemanns wieder ein, die ich inzwischen vergessen hatte, und ich hätte mich in Hinsicht darauf auch nicht auf mein Gedächtnis verlassen, wenn mir die Sache nicht von Freunden, die sie miterlebt, bestätigt worden wäre.

Ich habe hier nur meine Erfahrung wiedergegeben und möchte keinerlei Erklärung versuchen. Die Anhänger des Spiritismus werden darin einen abermaligen Beweis für ihre Lehre erblicken, und es ist in der Tat einer der schlagendsten, die mir je vorgekommen sind. Die im ersten Bande meiner Lebenserinnerungen enthaltene Schilderung meiner Erfahrungen mit der Hellseherin in Paris ist ja der obigen sehr ähnlich, nur sollten dort nicht „Geister“ mitgewirkt haben. Daß in den beiden von mir erzählten Fällen Betrug gewaltet haben sollte, ist nicht anzunehmen; es liegt daher der Schluß nahe, daß auf den menschlichen Geist geheimnisvolle, uns dem Wesen nach noch unbekannte Mächte einwirken können. Die Wissenschaft legt ihnen die Namen „Telepathie“ oder „Suggestion“ oder „spiritistische Manifestation“ bei, die wohl interessante Probleme zu erkennen geben, uns aber über das Wesen dieser Mächte vollständig unaufgeklärt lassen. Es geht damit wie mit einer andern Kraft, die vor ein paar Jahrhunderten den Namen Zauberei erhalten hätte, und die jetzt unsere vertraute Dienerin geworden ist, ich meine die Elektrizität. Wir sehen da auch die Naturkraft und ihre Wirkungen;

wir können diese Kraft beherrschen und sie zu allerlei praktischen Dingen brauchen, aber was sie eigentlich ist, wissen wir nicht.

Präsident Johnson sagte mir bei unserer Begegnung, er habe mit großem Interesse meine Briefe gelesen und erwäge reiflich die darin ausgesprochenen Gedanken. In einer Hinsicht freilich habe ich seine Absichten vollständig mißverstanden. Seine Nord-Carolina-Proklamation sollte keine allgemeingültige Regel für die Rekonstruktion der „jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten" abgeben. Es sollten nur Übergangsbestimmungen sein, und die Lage der Dinge in Nord-Carolina schien ihm für dieses Experiment gerade besonders geeignet. Betreffs der Golfstaaten war er in Zweifel und nicht ohne Sorge. Er wünschte, daß die Beziehungen dieser Staaten zu der allgemeinen Bundesregierung so bald wie möglich wiederhergestellt werden möchten, wußte aber nicht, ob das mit genügender Sicherheit für die unionstreue Bevölkerung wie für die emanzipierten Sklaven ausführbar sei. Deshalb bat er mich, jene Staaten zu bereisen und ihm über alles, was ich für wichtig hielte, zu berichten und ihm zugleich Vorschläge zu machen, die nach meinen Beobachtungen zur Ausführung zu empfehlen seien. Der Bitte fügte er viele mir sehr schmeichelhafte Ausdrücke des Vertrauens zu meiner Einsicht und zu meinem Charakter hinzu und sprach sehr angelegentlich die Hoffnung aus, daß ich seine Bitte nicht abschlagen werde. Mir machte er den Eindruck eines Menschen, der unter dem Druck der Verhältnisse gegen den eigenen Wunsch und Willen einen wichtigen Schritt getan hat, der ihn jetzt beunruhigt.

Die Bitte des Präsidenten kam mir außerordentlich überraschend. Ich begriff nicht, warum er gerade mich zu dieser heikeln Mission ausersehen hatte. Überdies war die Aussicht, zwei bis drei Monate der heißesten Jahreszeit in den Golfstaaten zubringen zu müssen, mir keineswegs anziehend. Die ganze Sache kam mir etwas merkwürdig vor, und ich bat daher den Präsidenten, mir ein paar Tage Bedenkzeit zu gewähren, womit er sich einverstanden erklärte. Ich ging nun zum Kriegssekretär Stanton, der damals noch im Amte war, um zu erfahren, ob e r dem Präsidenten die Sache vorgeschlagen habe. Er versicherte, daß er nichts davon wisse, ja, daß er eben so über-

rascht sei, wie ich selbst, redete mir aber dringend zu, sofort anzunehmen. Auf den Präsidenten, sagte er, wirkten allerhand ungünstige Einflüsse ein und das, was ihm am meisten not tue, sei, die Wahrheit zu hören. Ich sprach auch mit Chief Justice Chase darüber, der mir sagte, nach seiner Meinung biete sich mir Gelegenheit, dem Vaterlande einen wertvollen Dienst zu leisten, und daß ich nicht daran denken dürfe, abzulehnen. Es fiel mir jedoch auf, daß keiner von beiden die geringste Andeutung machte in bezug auf die Berichte, die sie von mir erwarteten oder wünschten. Andern Tags teilte ich Johnson mit, daß ich bereit sei, die Reise anzutreten. Damit zwischen uns alles ganz klar wäre, kam ich noch einmal darauf zurück, daß nach meiner Ansicht seine Rekonstruktionspolitik unzweckmäßig und gefährlich sei, daß aber, falls meine Beobachtungen in den Südstaaten mir bewiesen, daß ich im Irrtum sei, ich dies freimütig eingestehen und keine falsche Scham mich davon zurückhalten würde. Einzig und ausschließlich solle es meine Pflicht sein, ihm den wirklichen Stand der Dinge mitzuteilen. Der Präsident erklärte sich für vollständig befriedigt und wiederholte seinen Ausdruck vollsten Vertrauens. Der Kriegssekretär gab mir einen Offizier eines New Yorker Freiwilligen-Regiments, Hauptmann Orlemann, einen tüchtigen und liebenswürdigen Herrn, als Begleiter mit und ordnete an, daß alle Offiziere in den Golfstaaten mir, wo irgend möglich und erwünscht, Hilfe und Unterstützung angedeihen lassen sollten. So ausgerüstet machte ich mich auf die Reise.

Niemals werde ich meinen ersten Eindruck von Charleston vergessen. Am frühen Morgen liefen wir in den Hafen ein. Wir passierten Fort Sumter, von dem nach der Bombardierung nur noch ein unförmlicher Trümmerhaufen übrig war, und da lag die Stadt vor unseren Blicken ausgebreitet: links eine Reihe mehr oder weniger eleganter Wohnungen, rechts ein enggebautes Hafenviertel. Im Hafen lagen nur wenige kleine Segelschiffe und Dampfer. Wir machten an einer verfallenen Landungsbrücke von Zwergpalmenholz fest. Auf den Quais war keine Menschenseele zu sehen. Die Packhäuser und Lagerschuppen schienen verödet. Es gab kaum ein Gebäude, das nicht deutliche Spuren der Geschosse unserer Truppen zeigte.

Weiter oben in der Stadt kamen wir durch einen Teil des sogenannten „verbrannten Bezirks“; es sah dort wie ein riesiger Friedhof aus, auf welchem zerfallene Mauern und hochragende, geschwärzte Schornsteine die Grabdenkmäler waren, die von den malerischen Trümmern des Doms überragt wurden. Endlich erreichten wir das Charleston-Hotel, ein großes Gebäude, mit hohem Säulenportikus. Von diesem Portikus aus waren nach dem Inkrafttreten der Sezessionsverordnungen vor einer jubelnden Menge die ersten Reden gehalten, die der Unionsregierung wilden Trotz boten und den Erfolg der südstaatlichen Unabhängigkeitsbewegung als absolut sicher hinstellten. Das Charleston-Hotel war der Versammlungsort der Reichen und der Führer der Gesellschaft in Charleston gewesen. Zur Zeit meines Dortseins wurde es von einem neuen Wirt, einem der bekannten Stetsons aus New York, deren Name mit Astor House verknüpft ist, geleitet. Er hatte das Gebäude so gut wie möglich wieder instand setzen lassen, aber überall an Wänden und Decken sah man viele frischverputzte Stellen, und die bedienenden Neger wußten aufregende Geschichten von der Wirkung der Yankee-Artillerie zu erzählen. Im ganzen machte auch das Hotel einen trostlos verödeten Eindruck.

Wie ich erfuhr, belebte sich das Geschäft in der Stadt langsam. In den Hauptverkehrsstraßen waren oder wurden verschiedene Gebäude wieder instand gesetzt, und von Einwanderern aus dem Norden wurden Läden eröffnet. Man sah überhaupt einem größeren Zuzug von Unternehmungsgeist und Kapital aus den Nordstaaten entgegen, aber diese Aussicht gefiel den meisten Bewohnern von Süd-Carolina gar nicht. Der Gedanke, daß Charleston möglicherweise eine „Yankeestadt“ werden sollte, empörte den alten südcarolinischen Stolz. Ich wurde einem alten hochangesehenen Herrn vorgestellt, der mir in einer langen Unterredung auseinandersetzte, daß er zu denen gehöre, welche die Erfordernisse der gegenwärtigen Situation voll anerkennen und sich ihnen zu unterwerfen bereit seien. Er gab zu, daß materielle Hilfe nötig sei, um den Südstaatlern wieder aufzuhelfen; aber, setzte er hinzu, nie könnte Süd-Carolina, ohne sich zu demütigen, den Norden um finanzielle Unterstützung bitten.

Er war sich nicht einmal klar darüber, ob Süd-Carolina Geldunterstützung vom Norden annehmen dürfe, wenn sie angeboten würde. Eigentlich, fand er, nein. Ebensowenig glaubte er, daß ein Bewohner von Süd-Carolina von seinem Landbesitz irgend etwas an einen Nordstaatler verkaufen würde. Der Staatenstolz würde es ihm verbieten. Süd-Carolina würde sich eher an Europa wenden, dort Geld aufnehmen gegen hypothekarische Sicherheit und so das eigene Geschick lenken. Der alte Herr fühlte sich offenbar als Verkörperung von Süd-Carolina und gab seinen Ansichten mit einem natürlichen Ernst und einer vom widrigen Geschick unberührten Würde und Hoheit — ja, ich möchte sagen, mit einer gewissen Herablassung — Ausdruck, die geradezu rührend war. Der greise Patrizier, der so stolz redete, war, wie mir gesagt wurde, in bitterster Not, und viele seiner Mitbürger waren gezwungen, zum Lebensunterhalt Rationen von den Bundestruppen anzunehmen.

Meine Reise führte mich nun ins Innere auf Shermans ehemaliger Marschroute. Seine Spuren waren in Süd-Carolina furchtbar. Meilenweit glich die Straße einem breiten schwarzen Streifen von Verwüstung. Hecken und Zäune waren verschwunden, hier und dort zeigten schwärzliche Trümmerhaufen, aus denen vereinzelt noch Schornsteine phantastisch emporragten, die Stellen an, wo behagliche Wohnstätten gestanden hatten; die Felder waren von dichtem Unkraut überwachsen, nur hin und wieder sah man eine kümmerliche kleine Anpflanzung von Baumwolle oder Mais, welche von Negersquattern angebaut war. In der Stadt Columbia, der politischen Hauptstadt des Staates, stand um ein dichtes Gewirr von schwärzlichen und verkohlten Trümmern nur ein spärlicher Kranz von Häusern, derart hatte ein wütendes Feuer in den Geschäfts- und Wohnhäusern der Stadt aufgeräumt.

Kein Teil des Südens, den ich damals bereiste, hatte so von der Zerstörung des Krieges gelitten, wie Süd-Carolina, der Staat, den der Soldat der Nordstaaten für den ganzen Krieg verantwortlich machte, und den er demgemäß bestrafen wollte. Aber auch in den Teilen, die nicht unmittelbar vom Kriege berührt worden waren, war Elend und Not groß. Die Südstaaten hatten Papiergeld der

Konföderation in Händen, welches die Regierung der Sezession ohne alle Sicherheit ausgegeben und gezeichnet hatte; dieses Geld war beim Zusammenbruch der Konföderation natürlich ganz und gar wertlos. Nur wenigen wohlhabenden Leuten war es gelungen, durch die Bedrängnisse des Krieges hindurch geringe Mengen von Gold und Silber zu retten, die aber alles in allem nur wenig ausmachten. Die Bevölkerung der Südstaaten war also bei Beendigung des Krieges tatsächlich ohne gesetzliches Zahlungsmittel zur Vermittlung von Geschäften. Um die Lücke zu füllen, kam Geld aus den Vereinigten Staaten, aber dieses war natürlich nicht umsonst zu haben und mußte durch eine Gegenleistung, sei es an Waren, sei es an Arbeit, erkauft werden. Diese Gegenleistung war den Südstaatlern sehr schwer, ja, fast unmöglich. Vier Jahre lang hatten sie ihre ganze produktive Kraft darauf verwandt, außer der Befriedigung ihrer täglichen Lebensbedürfnisse, die Mittel zur Fortsetzung des Krieges und zur Erhaltung ihrer Regierung zu schaffen, und da sie außerdem viele Verluste durch Zerstörung ihres Eigentums erlitten hatten, waren sie furchtbar verarmt. Sie hatten also keinen verfügbaren Besitz und brauchten ihre sämtlichen Arbeitskräfte für die Anforderungen des Tages; und da ihr Haupterwerb der Ackerbau war, so waren ihnen diese Arbeitskräfte durchaus unentbehrlich.

Nun kamen die Männer aus dem Kriege heim und fanden ihr ganzes Wirtschaftssystem auf den Kopf gestellt. Ihr ganzes Dasein war bislang auf Sklavenarbeit begründet gewesen. Sie waren die Sklaverei gewohnt, hatten an ihre Rechtmäßigkeit fromm geglaubt, und sie als ein notwendiges Weltgesetz betrachtet. Während des Krieges waren in den nicht direkt berührten Gegenden viele Neger auf den Pflanzungen geblieben und hatten ruhig ihre Arbeit weiter verrichtet. Sie hatten wohl unbestimmte Kunde von „Mas'r Lincoln's" Emanzipations-Proklamation erhalten, aber sie wußten nicht recht, was das bedeute, und zogen vor, ruhig bei der Arbeit zu bleiben und das Weitere abzuwarten. Aber als der Krieg zu Ende war, begriffen sie bald sehr gut, was Emanzipation bedeutete. Der Neger fühlte sich als freier Mann, und der Weiße in den Südstaaten sah sich nun vor die Frage gestellt, wie der Neger als freier Mann zu

behandeln sei. Den meisten war diese Frage voller Schwierigkeiten. Viele, sonst sehr ehrenhafte und wohlgesinnte Leute, bekannten mir gegenüber mit einer gewissen hilflosen Bestürzung, daß es ihnen ganz unmöglich sei, den Gedanken zu fassen, daß ihre früheren Sklaven jetzt freie Leute seien; und doch mußten sie sich je eher je lieber mit der Tatsache abfinden, wenn sie in diesem Jahre überhaupt das Feld bestellen und Ernte halten wollten.

Manche erkannten freimütig diese Notwendigkeit an und überlegten aufrichtig, wie sie ihr begegnen sollten; aber dann stießen sie sich gleich an einer Unmenge von alteingewurzelten Vorurteilen, die sich in ihrem Ideenkreis zu hartnäckigen Überzeugungen verdichtet hatten. Sicherlich, meinten sie, würde ein Neger niemals ohne körperliche Zwangsmaßregeln Arbeit tun; sicherlich würde ein Neger niemals das Wesen eines Arbeitsvertrages begreifen lernen usw. Ja, sie wollten gewiß „sich mit der Situation abfinden", sie wollten wohl anerkennen, daß der Schwarze ein freier Mann sei, aber könne man nicht irgend eine Gewaltmaßregel einführen, die den Schwarzen zur Arbeit zwänge? Natürlich war Leuten mit solchen Ansichten die Lage außerordentlich erschwert, da sie von der Nutzlosigkeit ihrer, wenn auch noch so ehrlich gemeinten Versuche von vornherein überzeugt waren. Aber selbst wenn sie den Versuch machten und erfuhren, daß der Schwarze sich auch ohne Zwang zur Arbeit bewegen ließ, störten sie manchmal Dinge, die einen an freie Arbeiter gewöhnten Arbeitgeber ganz und gar nicht stören würden. Davon sind mir selbst viele Beispiele vorgekommen.

Ein Pflanzer aus Georgia z. B. beschwerte sich laut darüber, daß einer seiner Schwarzen verweigert habe, sich eine Tracht Prügel geben zu lassen, und damit habe dieser Mensch doch zur Genüge bewiesen, daß er für die Freiheit noch nicht reif sei. Ähnliche Aussprüche wurden dann stets mit der Behauptung erhärtet, daß der Südländer den Schwarzen verstehe und ihn zu behandeln wisse, was der Nordländer nicht könne und nie lernen würde. In mancher Hinsicht war dies richtig, in anderer nicht. Als Sklaven verstand der Südstaatler den Schwarzen besser zu nehmen als der Nordstaatler, daraus folgte aber nicht, daß er ihn nun auch als freien Mann

besser verstehen und behandeln könne. Und hierauf kam es an. Es war vielleicht von den südstaatlichen Sklavenhaltern oder überhaupt von der dortigen Gesellschaft zu viel verlangt, daß sie gleich ein richtiges Urteil über die neue Ordnung der Dinge haben sollten. Der plötzliche Umsturz des ganzen Arbeitssystems eines Landes, der sich so unvorbereitet und ohne Übergang vollzieht, ist eine so kolossale Umwälzung, daß er den Menschen wohl die Sinne verwirren kann. Einen gerechten Beurteiler hätte es nicht überraschen sollen, daß viele Südstaatler, wenigstens eine Zeitlang, an der Ansicht festhielten, daß dem Grundbesitzer auch das schwarze Menschenmaterial, welches den Grund bebaute, gehören müsse. Irgend eine Äußerung der Willensfreiheit seitens eines Schwarzen war in seinen Augen eine Insubordination, die sträflicher Empörung gleichkam, und das geringste Abgehen von den Ansichten und dem Geschmack seines Arbeitgebers galt bei einem Schwarzen für eine unleidliche Unverschämtheit. Auch muß immer wieder betont werden, daß die Ernte des Sommers die Beihilfe der schwarzen Arbeitskraft notwendig bedingte, und das verfehlte natürlich nicht, die nervöse Unruhe der südstaatlichen Gesellschaft noch zu vermehren.

Ebenso natürlich war aber auch eine gewisse Unruhe der Negerbevölkerung des Südens zu jener Zeit. Ich habe bereits erwähnt, daß während des Bürgerkrieges die Mehrzahl der Sklaven ruhig auf den Pflanzungen bei der Arbeit blieben. Hätten sie das nicht getan, so hätte die Sezession kein Jahr bestehen können. Es war ein eigentümliches Bild: ein Volk von Sklaven, das willig Sklavenarbeit tat, um eine Regierung und ein Heer zu unterstützen, die für die Erhaltung dieser ihrer Sklaverei kämpften und wirkten. Es wurden die rührendsten Geschichten erzählt von Haussklaven, die ihren Herren in den Krieg folgten oder die zu Hause zurückgebliebenen Familien in Gefahr schützten. Einzelne Neger entliefen wohl von den Pflanzungen und traten in das Unionsheer ein, aber nirgends trat eine Bewegung zutage, die irgendwie den Charakter eines Aufstandes oder einer Empörung der Sklaven gegen ihre Herren hatte. Und auch nach dem Sturz der Konföderation, als die Emanzipation rechtskräftig und allgemein geworden war, rächten sich nirgends

die Schwarzen für die in der Sklaverei erduldeten unmenschlichen Grausamkeiten. Von keiner Rasse oder Klasse von Menschen sind je beim Übergang von der Sklaverei zur Freiheit so wenig Racheakte verzeichnet. Manche Schwarze benutzten freilich die neugewonnene Freiheit dazu, die Pflanzungen zu verlassen, um sich frei zu ergehen und sich zu amüsieren, besonders in der Nähe des Unionsheeres. Einige verließen die Arbeit, weil ihre Arbeitgeber sie mißhandelten oder sonst ihr Mißtrauen erregten. So kam es, daß in manchen Teilen des Südens die Straßen von obdachlosen Schwarzen wimmelten.

Es ist mir indessen nicht bekannt geworden, daß sie geradezu schlimme Ungesetzlichkeiten begangen hätten. Hier und da wurde ein Schwein oder ein Huhn gestohlen, aber außer diesen kleinen Diebereien hörte man von keinem ernstlichen Vergehen. Die schwarzen Landstreicher waren durchaus gutmütig. Sie drängten sich an die Militärposten heran, um etwas mehr von ihrer „Freiheit" zu erfahren und auch, um etwas zu essen zu bekommen, wenn sie hungerte. Dann feierten sie auch Trinkfeste mit Gesang und Tanz und ihre sogenannten camp meetings, religiöse Versammlungen mit besonderem Programm. Unter anderen Umständen wären all diese Dinge an sich harmlos gewesen, aber in dieser Zeit war ihre Wirkung geradezu verhängnisvoll. Jene Neger verließen die Pflanzungen gerade, als ihre Kraft am nötigsten war, um die Ernte des Sommers zu sichern, und die Ernte war mehr als sonst nötig, um die ganze Bevölkerung vor dauernder Not und dauerndem Elend zu bewahren. Die Weißen machten die heftigsten Anstrengungen, um die verstreuten Schwarzen durch Zwang wieder in die Pflanzungen zurückzuführen, und von überall her drang die Kunde von blutigen Mißhandlungen der Schwarzen. Ich habe selbst dergleichen Fälle geprüft und in traurigen Spitälern schwarze Männer und Frauen gesehen, denen die Ohren abgeschnitten, die Körper mit Messerstichen verwundet, mit Peitschen und Knüttelhieben blutig geschlagen, oder mit Schrotschüssen gespickt waren. Zahlreiche Neger wurden auf der Landstraße oder auf dem Felde tot aufgefunden, entweder erschossen, oder an Baumästen aufgehängt. Vielerwärts waren die Schwarzen von panischem Schrecken beseelt

und die Weißen gegen sie bis zur Krankhaftigkeit gereizt. Diese Zustände blieben auf kleine Gebiete beschränkt, aber sie konnten leicht um sich greifen. Solch gefährlicher Zündstoff war im Süden genug aufgehäuft, und manchmal hatte es den Anschein, als ob nur die Gegenwart der Unionstruppen den Aufstand im Zaum hielte. Was hätte geschehen können, wenn diese stets zum Eingriff bereite Kriegsmacht nicht zügelnd zur Stelle gewesen wäre, läßt sich nicht ausdenken.

Die Vermittlung der Union zwischen den Weißen und den Schwarzen im Süden war außerordentlich wichtig, nicht nur zur Verhütung von heftigen Zusammenstößen, sondern auch um die ehemaligen Herren und die ehemaligen Sklaven auf den Weg friedlichen Zusammenarbeitens als Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu bringen. Dies war sehr schwierig. Nordstaatler, die nach dem Süden gekommen waren, um Pflanzungen zu kaufen oder zu pachten, hatten den riesigen Vorteil, die schwarzen Arbeiter mit barem Gelde lohnen zu können, was diese natürlich vorzogen. Die Südstaatler, die durch den Krieg fast von allem entblößt waren, konnten nur zukünftige Bezahlung in Aussicht stellen, und zwar bestand diese meistens in einem Teil der Ernte selbst. Während einige Pflanzer im Aufstellen von Arbeitsverträgen gerecht oder gar großmütig waren, nahmen andere die Unkenntnis der Neger wahr und banden sie an Vertragsbedingungen, die dem Arbeitnehmer fast gar nichts zugestanden, oder gar ihn zwangen, bei seinem Arbeitgeber Schulden zu machen und so in eine noch schlimmere Abhängigkeit zu verfallen als vorher. Eigentümlich ist auch, daß viele der Vertragsformulare, die von ehemaligen Sklavenhaltern entworfen waren, Klauseln enthielten, welche mit einer Wiedereinsetzung der Sklaverei rechneten. Unter den Negern herrschte naturgemäß großes Mißtrauen gegen die Pflanzer; bei jedem Vertrag, den sie schlossen, fürchteten sie, daß ihre Rechte als freie Staatsbürger angetastet oder sie sonst übervorteilt würden. Um dies Mißtrauen zu beschwichtigen, und oftmals, um ihnen ihr Recht zu sichern, bedurften die Neger eines Beraters, zu dem sie Vertrauen hatten, und von dem sie Schutz erwarten konnten. Andrerseits bedurften die weißen Arbeitgeber einer hilfreichen und aner-

kannten Macht, welche den Schwarzen gute und richtige Anweisungen betreffs ihrer Pflichten als freie Männer geben und sie auf den Weg des Fleißes und der Ordnung zurückführen würde, wenn sie, die keinen rechten Begriff von dem zwingenden Wesen eines Vertrages hatten, vertragsbrüchig wurden oder sonst sich widersetzlich geberdeten.

Zu diesem Zweck wurde das „Freedmen's Bureau" errichtet, eine Organisation von Zivilbeamten, die mit den nötigen Bureaugehilfen über den ganzen Süden verteilt wurden und dafür Sorge tragen sollten, daß den befreiten Schwarzen ihr Recht gewahrt wurde, und die andrerseits als Vermittler zwischen ihnen und den weißen Arbeitgebern fungieren sollten. Der Gedanke war sehr glücklich zu nennen, und die Einrichtung, an deren Spitze General A. O. Howard stand, tat in vielen Fällen schätzenswerte Dienste. Es hätte in dieser Hinsicht noch mehr geschehen können, und mehrere schlimme Mißerfolge hätten sich vermeiden lassen, wenn man in der Wahl der Agenten vorsichtiger gewesen wäre. Die zu erfüllenden Aufgaben setzten vor allen Dingen vollkommenste Lauterkeit der Gesinnung, ein vernünftiges Urteil, Klugheit und Takt voraus. Viele der Angestellten besaßen diese Eigenschaften, aber andere gaben denen, die sie um Rat angingen, solche feierlichen Tiraden von unreifen Ansichten zum Besten, daß bei den Schwarzen ganz irrige Annahmen erweckt, bei den Weißen Zorn und Ärgernis erregt, und nicht selten sogar die ehrlichen Absichten der Vermittler selbst in Frage gezogen wurden. In verschiedenen Gegenden fand ich, daß sowohl Weiße wie Schwarze sich zur Vermittlung mit größerem Vertrauen an höhere Offiziere gewandt hatten als an die Beamten des Freedmen's Bureau.

Die gespannte Lage wurde durch Dazwischentreten der Unionsmacht wohl etwas gemildert, aber doch nicht so viel, wie zum Gefühl absoluter Sicherheit nötig war. Die schwierige Frage der Arbeitsverteilung, die durch den Rassenhaß noch erschwert wurde, war die schlimmste Sorge, aber doch nicht die einzige. Der Unterschied, im Wesen der Kultur einer freien und einer auf Sklaverei begründeten Gesellschaft, die langen heftigen Kämpfe um die Frage der

Sklaverei, und der vier Jahre dauernde Bürgerkrieg — während welchem die kämpfenden Parteien nicht nur durch entgegengesetzte Interessen und Gefühle sondern auch durch eine Ländergrenzlinie getrennt waren —, hatten den Norden und den Süden einander ganz entfremdet. Der Angriff der nordstaatlichen Heere auf die südlichen Staaten war vom größten Teil der südlichen Weißen sehr übel vermerkt worden; in ihren Augen glich er einer feindlichen Invasion, und die Besetzung des Südens durch nordstaatliche Truppen erschien wie eine feindliche Eroberung. Vielen älteren Leuten, die, ehe sich der Kampf um die Sklaverei so furchtbar zugespitzt hatte, die traditionelle unionstreue Gesinnung gepflegt hatten, war der Gedanke an die Wiederherstellung der Union sehr sympathisch, und sie fanden sich verhältnismäßig gut damit ab. Anders stand es um die jüngeren Leute, die in der heißen Atmosphäre des politischen Kampfes um die Sklaverei aufgewachsen waren, und denen die Drohung des Abfalls von der Union als einzige Möglichkeit, die Sklaverei zu retten, ganz geläufig gewesen war. Sie hatten das Band der Union stets als hemmende Fessel betrachtet, deren man sich entledigen müsse, und der Gedanke, mit dem „Feinde", mit dem verhaßten Yankee, „wiedervereinigt" zu werden, war ihnen höchst widerwärtig. Selbstredend bezieht sich das Gesagte nicht auf die „armen" Weißen, die außer ihrer Feindschaft gegen die Neger gar kein ausgesprochenes Gefühl und Streben hatten, sondern die Entwicklung der Ereignisse mit stumpfer Gleichgültigkeit über sich ergehen ließen; es gilt vielmehr von den jungen Südländern der höheren und mittleren Klassen, deren Gespräche man auf den Straßen, in Hotels und im öffentlichen Verkehr hörte.

Diese litten sehr unter dem Gefühl der Niederlage, aber sie wollten allgemein zeigen, daß ihr Mut ungebrochen sei. Ein geflügeltes Wort bei ihnen war, der Süden sei wohl „überwältigt", aber nicht „besiegt". Sie behaupteten, der Krieg habe, Mann gegen Mann, nur die größere Kriegstüchtigkeit des Südländers dem Nordländer gegenüber bewiesen, und die Sache der südlichen Unabhängigkeit sei nur für den Augenblick verloren und werde an einem künftigen Tage in neuer Kraft und Blüte wiedererstehen. Ihnen war der südliche Unionsfreund, der während des Krieges zum Bunde gehalten hatte, ein

schwarzer Verräter, dem der Aufenthalt im Süden überhaupt nicht gestattet werden dürfte. In vielen Gegenden mußten denn auch südstaatliche Anhänger der Union geradezu grausame Verfolgung erdulden; sie mußten sogar für ihr Leben fürchten, wenn sie nicht unter dem unmittelbaren Schutze des Bundesheeres standen. Als nach Beendigung des Krieges zum ersten Male in Savannah und Mobile der 4. Juli, das Nationalfest der Union, gefeiert werden sollte, fanden sich Teilnehmer eigentlich nur unter den Schwarzen, die von wilden Rotten von Weißen wütend angegriffen wurden. Alle öffentlichen Kundgebungen zu Ehren der Fahne oder der Unionsregierung wurden als absichtliche Beleidigungen der Südstaatler hingestellt.

Derartige Gesinnungen und Gefühle der „Unbesiegten“ fanden in der südstaatlichen Presse einen aufgeregten und aufreizenden Widerhall; auch Geistliche aller Sekten waren ihre Träger und in noch höherem Maße die Frauen. Ein Bischof der Episkopalkirche hatte im Sprengel Alabama allen seinen Geistlichen befohlen, die Fürbitte für den Präsidenten der Vereinigten Staaten aus der Liturgie fortzulassen, und als ihm ihre Wiedereinführung nach dem Kriege nahegelegt wurde, weigerte er sich unter der Begründung, daß er um Fortsetzung einer Militärherrschaft kein Bittgebet sprechen könne, und ferner auch, daß er, durch die Aufnahme der Fürbitte, sich für den Fall einer Wiederherstellung der Unabhängigkeit der Südstaaten unmöglich machen würde.

Der Einfluß, den die Anschauungen und Gefühle der Frauen in den Südstaaten auf die Männer ausübten, war sehr bedeutend; ich darf wohl eine selbsterlebte Probe davon erzählen. In einem Hotel in Savannah saß mir an der Table d'hote eine Dame in tiefer Trauer gegenüber. Sie war offenbar fein gebildet, mittleren Alters, aber noch hübsch und von angenehmem Gesichtsausdruck. Ein junger Leutnant in der Uniform der Union setzte sich neben mich, und ich merkte, daß ihm die Dame einen sehr mißvergnügten Blick zuwarf. Sie wurde unruhig, kämpfte offenbar mit einer wachsenden Erregung und ihre kurzen Worte an den Kellner ließen erkennen, daß sie ihre Mahlzeit rasch zu beenden wünschte. Da streckte sie die Hand nach

einer etwas entfernt stehenden Schale Mixed Pickles aus. Sofort erhob sich der junge Leutnant diensteifrig und reichte sie ihr mit einer höflichen Verbeugung. Wie von einem giftigen Gewürm gestochen, zog die Dame ihre Hand plötzlich zurück, ihre Augen funkelten ihn an und im Tone tiefster Verachtung sagte sie zornig: „Denken Sie etwa, eine Frau aus den Südstaaten würde eine Schüssel Pickles aus einer Hand annehmen, die noch vom Blute ihrer Landsmänner trieft?" Darauf verließ sie hastig den Tisch, während der arme Leutnant ganz verblüfft und bis über die Ohren rot ein paar Worte der Entschuldigung stammelte und versicherte, er habe es nicht böse gemeint.

Über die drollige Verquickung einer Schale Pickles mit diesem gepfefferten Ausbruch des südlichen Patriotismus mußte ich unwillkürlich lächeln, aber der ganze Vorfall entbehrte eines wehmütigen Ernstes nicht und war kein günstiges Zeichen für ein baldiges Wiedererwachen des Gefühls der nationalen Zusammengehörigkeit. War dies allgemein die Stimmung der Frauen im Süden — und meine weiteren Reisen bestätigten es — so standen wir damit einem feindseligen Elemente gegenüber, dessen Einfluß sich nicht berechnen ließ, und gegen das Vernunftgründe machtlos waren. Ich will damit keineswegs sagen, daß es nicht im Süden angesehene und gebildete Frauen gegeben hätte, welche anerkannten, daß das wahre Interesse der Südstaaten darin läge, die gesetzlich geregelten Ergebnisse des Krieges in gutem Glauben anzunehmen und sich mit der neuen Ordnung der Dinge bestmöglichst abzufinden. Ich will nur sagen, daß der natürliche Hang des weiblichen Geschlechts, sich bei Abwägung von Umständen und Interessen von Gefühlen und Impulsen beherrschen zu lassen, zu jener Zeit im Süden mit überraschender Kraft zu Tage trat. Dies war allerdings zu erwarten in einem Lande, wo heiße Sonnenglut die Glut des Temperaments noch steigert, eines Temperaments, das im freundlichen Verkehr besonders anziehend ist, im Kampfe aber um so heftiger werden kann.

Die Frauen der Südstaaten hatten durch den Bürgerkrieg viel mehr als ihre Schwestern in den Nordstaaten gelitten. Das damalige geflügelte Wort, das Heer der Konföderation hätte sich aus allen

männlichen Bürgern „von der Wiege bis zum Grabe" rekrutiert, war fast buchstäblich wahr. Fast jeder kriegstüchtige Weiße stellte sich oder wurde zum Kriegsdienst gepreßt. Der Verlust an Menschenleben — nicht im Verhältnis zu den auf den Kriegslisten geführten Leuten, sondern im Verhältnis zu der ganzen weißen Bevölkerung — war im Süden viel beträchtlicher als im Norden. Nur wenige Familien waren nicht betroffen, und es gab nur wenige Frauen, die nicht den Verlust eines Vaters, eines Gatten, eines Bruders oder eines Freundes zu beklagen hatten. In den Gegenden, wo militärische Operationen stattgefunden hatten, war das Eigentum schwer geschädigt, und wenn in den Augen der Militärs diese Schädigung notwendig erschien, so galt sie in den Augen der darunter Leidenden für mutwillig, grausam, teuflisch. Die Unterbrechung, die der Industriebetrieb des Landes durch den Krieg erlitten hatte, der Ausschluß jedweden Imports durch die Blockade und die Notwendigkeit, das Heer im Felde zu erhalten, hatten allen Klassen der Bevölkerung schmerzliche Opfer und Entbehrungen auferlegt. In Richmond hatte es sogenannte Brotaufstände „bread riots" gegeben. Das Salz war so spärlich vorhanden, daß die Lehmfußböden der Räucherkammern abgekratzt wurden, um die Ablagerungen des aus dem Pökelfleisch herabgetropften Salzwassers zu retten und wieder zu benutzen. Das Mehl war die ganze Zeit hindurch sehr knapp. Kaffee und Tee waren unerschwinglich. Von manchen kleinen Genußmitteln, die fast zu täglichen Bedürfnissen geworden sind, waren viele nicht mehr zu haben. Mütter mußten alte Flickenbeutel durchsuchen, wenn sie Kleider für ihre Kinder machen wollten. Damen, die in glänzenden Verhältnissen gelebt hatten, waren nicht nur genötigt, ihre Kleider zu kehren und umzuarbeiten und ganz unmoderne Hüte zu tragen, sondern mußten auch, um Genießbares zu essen zu bekommen, glücklichere Freunde aufsuchen, welche sich zeitig mit Lebensmitteln versehen hatten. Und als endlich der Krieg vorüber, und die Blockade aufgehoben war, und die gewohnten Nahrungs- und Genußmittel wieder in Sicht kamen, da ward im Süden die Armut erst recht fühlbar, denn nur wenige Leute in besonders bevorzugter Stellung hatten Geld. Der Süden war gänzlich seiner baren Münze beraubt

und stand den Trümmern seines Wohlstandes gegenüber. Sollte noch größeres und dauerndes Elend vermieden werden, so mußte mit der Wiederherstellung dieses zerstörten Wohlstandes schleunigst begonnen werden. Und dabei war die männliche Bevölkerung vom Kriege dezimiert, die Mehrzahl der Einwohner fast mittellos und das traditionelle Arbeitssystem vollständig vernichtet. In der Tat eine hoffnungslose Lage. Und die Frau in den Südstaaten, deren Herz von dem trostlosen Leid der jüngsten Vergangenheit und den Sorgen der traurigen Gegenwart schwer war, machte den „grausamen Yankee" für all dies mutwillig über sie gebrachte Weh verantwortlich.

Es kann nicht wundernehmen, daß sie bei ihrem leidenschaftlichen Gemüt, während die frischen Wunden noch brannten, es ablehnte, von unserer Seite irgend einen Rechtfertigungsgrund für den Krieg anzuhören, und daß sie in den heftigsten Ausdrücken ihren gekränkten und empörten Gefühlen Luft machte. Und es ist ebenfalls natürlich, daß ihre Empfindungen die Beziehungen zwischen den Männern des Südens und des Nordens stark beeinflußten. Ein Nordstaatler konnte nicht darauf rechnen, in irgend einem gesellschaftlichen Kreise des Südens willkommen zu sein. Die Männer mochten ihn mit einer gewissen geschäftsmäßigen Achtung behandeln, aber die Damen ließen ihn sicher mit solch raffinierter Kühle ablaufen, daß er, wenn's hoch kam, die Empfindung haben konnte, geduldet zu sein, meistens aber sich als unwillkommenen Eindringling fühlte. Dies war sehr bedauerlich, denn es erschwerte die freundliche Annäherung zwischen Norden und Süden zu einer Zeit, wo eine solche Annäherung viel Schaden hätte verhindern können. In der Tat bedurfte es vieler Jahre, um in dem gesellschaftlichen Verkehr zwischen Norden und Süden einen befriedigenden Grad von Herzlichkeit wiederherzustellen. Noch heute, vierzig Jahre nach dem Bürgerkriege, wird der Besucher des Südens gewisse Fragen aus jener Zeit geschickt vermeiden müssen, wenn er seine südstaatlichen Freundinnen, die sonst so lebhaft, sympathisch und anziehend sind, bei guter Laune erhalten will.

Während ich so von Staat zu Staat reiste, teilte ich Präsident Johnson meine Beobachtungen und die Schlüsse mit, die ich aus

ihnen zog. Ich war nicht nur peinlich besorgt, ihm die Lage wahrheitsgetreu zu schildern, sondern ich veranlaßte auch unsere Offiziere, die Beamten der Freedmen's-Bureaus im Süden und hervorragende Südstaatler, mir ihre Ansichten und Erfahrungen mitzuteilen. Eine Fülle wichtigen Beweismaterials kam da zusammen, welches um so schwerwiegender war, als es von Männern unantastbaren Charakters herrührte, die hohe öffentliche Ämter bekleideten, und unter denen Republikaner und Demokraten, ehemalige Abolitionisten und ehemalige Anhänger des Prinzips der Sklaverei vertreten waren. Diese Berichte, in denen Enthusiasten, kühle Geschäftsleute, Optimisten, Schwarzseher und Spötter zu Worte kamen, sandte ich ebenfalls alle an den Präsidenten. Der Historiker jener Zeit wird kaum wertvolleres und zuverlässigeres Material finden als jene Berichte, die im wesentlichen über die Hauptpunkte derselben Meinung waren. Mit den dort ausgesprochenen Ansichten stimmten im allgemeinen meine eigenen Beobachtungen und Erwägungen vollständig überein.

Während der ersten sechs Wochen meiner Reise im Süden erhielt ich keine einzige Mitteilung weder vom Präsidenten noch von irgend einem Mitgliede der Regierung, aber aus den Zeitungen und den Gesprächen im Publikum erfuhr ich, daß der Präsident Maßregeln ergriffen hatte, um den „jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten" eine eigene Regierung zu gewähren, d. h. er ernannte „provisorische Gouverneure" und wies sie an, Konvente wählen zu lassen. Die Wahlen sollten nach dem Plan der Nord-Carolina-Proklamation geleitet werden; Wähler sollten die „loyalen" weißen Staatsbürger sein, von denen eine erdrückende Mehrheit erst Anhänger der Rebellion gewesen war und später den vorgeschriebenen Treueid geleistet hatte. Auf derselben Basis sollten die provisorischen Gouverneure die ganze Verwaltungsmaschinerie baldmöglichst wieder in Gang bringen. Als ich mich Anfang Juli vom Präsidenten verabschiedete, um mich auf meine politische Forschungsreise zu begeben, versicherte er mir, wie bereits erwähnt, daß die Nord-Carolina-Proklamation nicht als ein endgültiger Beschluß zur Rekonstruktion angesehen werden sollte, sondern daß sie nur ein Versuch sei. Ehe er weiter ginge, wolle er „abwarten und erwägen", und der Zweck meiner Reise sollte sein,

ihn während dieses „Abwartens und Erwägens" mit Auskunft und Rat zu unterstützen. Wäre dies nicht die Verabredung gewesen, so würde ich die anstrengende, mühevolle und undankbare Reise gar nicht unternommen haben. Nun aber blieb es nicht beim „Abwarten und Erwägen"; im Gegenteil, der Präsident nahm die Rekonstruktion der Südstaaten eiligst in Angriff, ohne die Folgen zu bedenken.

Jeder wohlgesinnte Staatsbürger wünschte natürlich eine möglichst baldige Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Beziehungen der „jüngst an der Rebellion beteiligten" Staaten zu der nationalen Regierung. Aber ehe jene Staaten in all ihre Rechte der Selbstregierung innerhalb der Union wiedereingesetzt wurden, war die Union verpflichtet, sich gewisser Ehrenschulden zu erinnern. Eine sehr bedeutende war diejenige gegen die Träger des Unionsgedankens, die in den Tagen der Not und Gefahr treu zur Republik gehalten hatten. Sie konnten wohl beanspruchen, daß sie nicht der überwiegenden Mehrzahl ihrer Landsleute schutzlos preisgegeben würden — wenigstens nicht, solange noch vom Kriege her Rachegedanken und Rachegefühle heiß loderten. Ferner hatte die Regierung eine Schuld gegen die Schwarzen, die unserem Heere 200 000 Mann Soldaten gestellt hatten zu einer Zeit, als unsere Anwerbungen nur schwache Erfolge zeitigten. Wir hatten ihnen die Freiheit versprochen zu einer Zeit, wo jenes Versprechen dem Kriege der Union einen bedeutenden sittlichen Charakter verlieh und den europäischen Mächten die Möglichkeit nahm, zugunsten unserer Gegner, wie einige wünschten, Partei zu ergreifen. Nicht nur wichtige Staatsgründe, sondern die Ehre der Republik selbst schien zu verlangen, daß das Geschick der emanzipierten Sklaven nicht in die Hände der einzelnen Staatsregierungen gelegt würde, wenn diese Regierungen aus ihren ehemaligen Herren bestanden und ihnen nicht die geringste Garantie für die Anerkennung ihrer Freiheit geleistet wurde. Jeder vorurteilslose Beobachter mußte aber zugeben, daß, wenn die politische Rekonstruktion der „jüngst an der Rebellion beteiligten" Staaten in einer Selbstverwaltung nach dem Plane der Nord-Carolina-Proklamation erfolgen sollte, zu jener Zeit sicherlich die ganze gesetzgebende und ausübende Macht in die Hände von Leuten gelangen würde, die

von einer auf freier Arbeit basierenden Gesellschaft keine Ahnung hatten. Die Folgen hiervon machten sich in der täglichen Erfahrung geltend.

Viel Verdruß wäre allen Teilen erspart worden, wenn die Bundesregierung gleich nach Beendigung des Krieges den früheren Sklavenhaltern deutlich zu verstehen gegeben hätte, daß, wie schwierig auch die Einführung der freien Arbeit in den Südstaaten sei, diese Schwierigkeit eben überwunden werden müßte, und daß die „jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten" unter keinen Umständen ihre verfassungsmäßige Stellung in der Union als selbstverwaltende Staaten wieder einnehmen würden, bis jene Schwierigkeiten überwunden wären, und das System der freien Arbeit vollständig in den Südstaaten eingeführt sei. Dann wären vor dem ehrlichen und verheißungsvollen Bestreben der Südstaatler die verwickelten Fragen und Schwierigkeiten, die sie vorher für unüberwindlich gehalten hatten, dahingeschwunden. Aber sobald Präsident Johnson zu verstehen gab, daß er den Südstaaten ohne solche Vorbereitung ihre Rechte der Selbstverwaltung wieder einzuräumen beabsichtige, lebte unter den Vertretern der Sklaverei die Hoffnung wieder auf. Von Mund zu Mund ging das Wort, daß die Südstaaten bald wieder Herren ihrer eigenen Angelegenheiten sein würden, und daß dann trotz der Emanzipationsedikte dem Neger seine richtige Stellung angewiesen werden sollte. Es wurde aus dieser Erwartung kein Hehl gemacht. Der provisorische Gouverneur von Süd-Carolina gab offen zu, daß die Bewohner seines Staates im stillen noch damit rechneten, daß die Sklaverei wieder eingeführt werden könnte. Bei den Wahlen zu den konstituierenden Konventen der verschiedenen Staaten meldeten sich viele Kandidaten, welche auf Grund treuer Dienste im Heer der Konföderierten das Volksvertrauen zu besitzen vorgaben, und erklärten freimütig, daß sie im Herzensgrunde gegen die Abschaffung der Sklaverei wären, sie aber anerkannt hätten und auch anderen rieten, sie anzuerkennen, weil es die einzige Möglichkeit sei, wieder zur Selbstverwaltung zu gelangen. Habe man diese jedoch erst wieder, so würde man, d. h. die Weißen des Staates, die Sache schon nach eigenem Belieben regeln können. Daher wurde warm empfohlen, den Präsidenten in seinen Rekonstruktionsplänen zu unterstützen.

Von verschiedenen Seiten wurde mir mitgeteilt, daß die Pflanzer alles daran setzten, ihre Sklaven auf den Pflanzungen festzuhalten, damit, wenn die erhoffte Wiedereinführung der Sklaverei Gesetz würde, sie keine Schwierigkeiten hätten, ihre Sklaven zu identifizieren und als ihr Eigentum zu beanspruchen. Die Fälle, wo Freigelassene, die sich gegen solche Maßregeln auflehnten, ermordet oder verstümmelt wurden, mehrten sich in erschreckender Weise. An einigen Stellen ließen Gemeinde- und Provinzräte, welche die Wiedereinführung der Sklaverei voraussahen, die Neger unter die schärfste polizeiliche Aufsicht stellen und nahmen ihnen fast vollständig das freie Verfügungsrecht über die eigene Person und über den eigenen Besitz, sowie das Recht der Bewegungsfreiheit, welches sonst jeder Bürger genießt. Um dies zu ermöglichen, erließen sie Bestimmungen, die in mancher Hinsicht mit den früheren Sklavereigesetzen identisch waren. Der Unterschied zwischen der durch diese Bestimmungen geschaffenen Zwangslage und der ehemaligen Sklaverei war nur sehr gering. Daher war es auch begreiflich, daß der Plan der Nordländer, Schulen für die Schwarzen zu errichten, lebhaften Widerspruch erfuhr. Wenn sie nicht unter dem unmittelbaren Schutz der Unionstruppen standen, wurden die Schulgebäude in Brand gesetzt und die Lehrer vertrieben. Die Lage wurde kurz und bündig in einem Bericht gekennzeichnet, den mir Oberst Samuel Thomas, Assistent im Freedmen's Bureau für Mississippi, erstattete: „Die Weißen sehen die Schwarzen kraft natürlichen Rechtes als ihr Eigentum an. Sie geben wohl zu, daß die Beziehungen zwischen Herren und Sklaven durch den Krieg und durch die Emanzipationsproklamation des Präsidenten zerstört worden sind, aber sie haben doch ein tief eingewurzeltes Gefühl, daß im großen und ganzen der Schwarze dem Weißen gehöre, und wann und wo sich Gelegenheit bietet, behandeln sie die Schwarzen je nachdem wie es ihnen Interesse, Leidenschaft oder Laune des Augenblicks eingibt." Bei jedem Schritt fand ich hierfür Beweise, und das Schlimmste war, daß ich mir sagen mußte, unter den obwaltenden Umständen sei dies ebenso natürlich, wie es bedauerlich, ja verhängnisvoll war.

Endlich kam ich wieder mit dem Präsidenten in Berührung. Ende August kam ich nach Vicksburg, Mississippi, und besuchte das Haupt-

quartier des Generalmajors Slocum, der das Departement Mississippi kommandierte. Der General war in großer Verlegenheit wegen einer kürzlich erlassenen Proklamation des provisorischen Gouverneurs des Staates, W. L. Sharkey, der die Bevölkerung des Staates aufrief, „besonders solche, die zum Militärdienst taugen und militärische Zucht kennen gelernt haben", sowie auch „die männliche Jugend des Staates, die sich durch ihre Tapferkeit ausgezeichnet hat", so bald wie möglich in jedem Bezirk Freiwilligenkompagnien zu bilden, mindestens eine Kompagnie Kavallerie und eine Infanterie, um im Staate Leben und Besitz zu schützen und die Ordnung aufrechtzuerhalten. Dies bedeutete natürlich nichts mehr und nichts weniger, als daß unter der Führerschaft eines der „jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten" eine große bewaffnete Militärmacht organisiert wurde, die aus Leuten bestand, welche erst kürzlich als Soldaten der Konföderation ihre Waffen gestreckt hatten. Zwei Tage vor meiner Ankunft in Vicksburg hatte General Slocum schon eine allgemeine Ordre erlassen, in welcher er die unter seinem Oberbefehl stehenden Offiziere anwies, in ihren Distrikten keinerlei solche militärischen Verbände, wie in Sharkeys Proklamation vorgesehen waren, zu dulden. Die Gründe, die General Slocum für dieses Vorgehen in seiner Order angab, waren triftig. Die Truppen der Vereinigten Staaten, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung, zur Ausführung der Gesetze des Kongresses und der Bestimmungen des Kriegsministeriums nach dem Staate Mississippi gesandt worden waren, hatten ihre Aufgabe in versöhnlichem und nachgiebigem Geiste und mit merkwürdig gutem Erfolge gelöst. Mit der Angabe, davon nicht befriedigt zu sein, berief nun der provisorische Gouverneur, ohne mit dem Kommandeur des Departements Rücksprache zu nehmen, dieselben Soldaten, die eben aus einem gegen die Bundesregierung geführten Kriege heimgekehrt waren, zu einer Militärtruppe zusammen, welche „unabhängig von der gegenwärtigen militärischen Behörde und an Macht den in den Südstaaten diensttuenden Truppenkörpern der Vereinigten Staaten überlegen" sein sollte. Die Ausführung dieses Planes hätte sofort heftige Zusammenstöße verursacht, besonders wenn die Truppen der Union aus Schwarzen bestanden.

Der Gouverneur nannte Verbrechen und Unruhen als Grund für die Organisation der Freiwilligen in den Südstaaten; es war aber erwiesen, daß gerade Leute der Gesellschaftsklasse, welche die Freiwilligen stellte, jene Verbrechen begangen, jene Unruhen gutgeheißen hatte. Der Oberbefehlshaber der Occupationsarmee wünschte ebenso sehr wie jeder gute Bürger den Tag herbei, wo mit Sicherheit die Unionstruppen zurückgezogen werden konnten, aber das Herannahen dieses Tages wurde „nicht dadurch beschleunigt, daß man jetzt die jungen Leute in den Südstaaten bewaffnete".

General Slocum, der, nebenbei bemerkt, kein früherer Antisklavereimann, sondern ein Demokrat war, hatte augenscheinlich Recht. Er zeigte mir Berichte seiner Offiziere, welche im wesentlichen seine Order schon vorwegnahmen. Der General wünschte jedoch zu wissen, ob der Präsident Sharkeys Handlungsweise veranlaßt oder gebilligt hatte. Er bat mich, es in Erfahrung zu bringen, und ich telegraphierte an Präsident Johnson folgendes: General Slocum hat eine Order erlassen, welche die Organisation der freiwilligen Miliz dieses Staates verbietet. Solche Organisation würde eine sehr verkehrte Maßnahme sein. Nach allem, was ich sehe und beobachte, bin ich überzeugt, daß die öffentliche Ordnung und Sicherheit nur auf dem von General Slocum eingeschlagenen Wege erhalten werden können. Ich sende heute per Post die Order General Slocums und einen ausführlichen Bericht über die Sache".

Die Organisation der Freiwilligenmiliz, welche auf eine Wiederaufstellung und Wiederbewaffnung eines Teiles der konföderierten Armee hinauslief, und welche angeblich zum Schutze der Unionsfreunde und der Rechte der befreiten Sklaven dienen sollte, war im Staate Mississippi zu einer Zeit, wo die Unionsfreunde die bestgehaßten Leute waren und die Wiederaufhebung der Sklavenemanzipation glühend gewünscht wurde, ein absoluter Unsinn. Ich konnte daher unmöglich annehmen, der Präsident sei einverstanden, wie auch Gouverneur Sharkey ihm die Sache vorgestellt haben mochte. Als ich durch Jackson, die Hauptstadt des Staates, kam, hatte ich mit Sharkey eine lange Unterredung. Ich hatte von ihm den Eindruck eines angenehmen alten Herrn, dem das Wohl der Union

aufrichtig am Herzen lag, der aber wohl nicht stark genug war, um sich dem Einfluß der ihn umgebenden Leute zu entziehen. Diese wollten soviel wie möglich das System der Sklaverei erhalten, und zu diesem Ende betrieben sie die Abberufung der Bundestruppen aus den Südstaaten. Er gab zu, daß all die „Frevel", über die er sich beklagte, tatsächlich gegen Neger und unionsfreundlich gesinnte Leute begangen worden waren und daß, wenn die Bundestruppen zurückgezogen würden, im Staate Mississippi kein Nordstaatler mehr seines Lebens sicher wäre. Aber zugleich wünschte er dringend, daß die Bundestruppen zurückgezogen würden, um Platz für die Freiwilligen zu schaffen. Es schien mir unmöglich, daß ein so wenig logisch denkender Mann, Einfluß über den Präsidenten gewinnen konnte.

Desto mehr überraschte es mich, als ich auf meiner Dampferfahrt den Mississippi hinunter, von Vicksburg nach New Orleans, am 1. September, 2 Uhr nachmittags, plötzlich aus meiner Kajüte heraufgerufen wurde, um vor Baton Rouge ein Telegramm von Präsident Johnson in Empfang zu nehmen, das ich wörtlich anführen will.

Washington, D. C., 30. August 1865.

Herrn Generalmajor Schurz, Vicksburg, Mississippi.

Ich nehme an, daß General Slocum keine Order erlassen wird, welche die von Gouverneur Sharkey getroffenen Dispositionen zur Wiederherstellung der Regierung des Staates stören, ohne daß er erst die Bundesregierung zu Rate zieht und ihr seine Gründe auseinandersetzt. Man glaubt, daß es möglich ist, in jedem Staate eine Bürger- oder Freiwilligenmiliz zu organisieren, welche Verbrechen unterdrücken, die Ordnung aufrechterhalten und der Zivilgewalt des Staates und der Vereinigten Staaten Nachdruck verleihen kann. Dies würde auch der Bundesregierung ermöglichen, das Heer zu verringern und die Okkupationstruppen aus den Südstaaten zurückzuziehen, was das Budget der Regierung wesentlich entlasten würde. Eine Gefahr kann in einer solchen Organisation von Bürgern nicht erblickt werden, da die Bundestruppen zur Stelle sind und die geringste aufständische Bewegung

sofort unterdrücken können. Ein besonderer Zweck des Planes ist, die Bevölkerung der Südstaaten sich persönlich an der Verteidigung des Staates und der Union beteiligen zu lassen. Washington hat ausdrücklich erklärt, das Volk oder die Miliz sei das Heer der Verfassung oder das Heer der Vereinigten Staaten; es muß daher, sobald wie irgend angängig, der ursprüngliche Plan der Regierung wieder aufgenommen und so viel wie möglich nach den Grundsätzen der erhabenen Freiheitsurkunde, die uns von den Gründern der Republik überliefert worden ist, ausgeführt werden. Das Volk muß selbst mit seiner Regierung betraut werden, und wenn ihm Vertrauen erwiesen wird, so wird es meines Erachtens auch in gutem Glauben handeln und bald seine verfassungsmäßigen Beziehungen mit allen die Union bildenden Staaten wiederherstellen. Der Hauptzweck der Sendung des Generalmajor Carl Schurz nach dem Süden war, soviel wie möglich die Politik zu unterstützen, welche die Regierung befolgt hat, um das ehemalige Verhältnis der Südstaaten zur Bundesregierung wiederherzustellen. Diese Unterstützung ist hoffentlich geleistet worden. Die Proklamation über die Wiedereinsetzung der Staatsregierungen verlangt, daß das Militär den provisorischen Gouverneur bei der Ausübung seiner in der Proklamation näher bezeichneten Pflichten unterstützt; es ist aber in keiner Weise befugt, sich einzumischen oder dem Gouverneur in der Ausübung dieser Pflichten Hindernisse in den Weg zu legen, wenigstens nicht ohne der Regierung von der beabsichtigten Einmischung Mitteilung zu machen.

Andrew Johnson, President U. S.

Sobald ich in New Orleans ankam, telegraphierte ich meine Antwort. Da der Präsident offenbar annahm, ich habe General Slocum angewiesen, seine Order zu erlassen, meinte ich, es mir selbst schuldig zu sein, dem Präsidenten mitzuteilen, daß die Order schon gegeben war, ehe ich den General gesprochen hatte, daß ich sie aber entschieden billigte. In einigen Landgegenden war schon eine Landmiliz organisiert worden, mußte aber wegen der offenen Feindseligkeiten gegen Unionsfreunde und gegen Freigelassene unter-

drückt werden. In Vicksburg hatte eine Anzahl Unionsfreunde erklärt, daß, wenn General Slocums Maßnahmen keine Unterstützung fänden, sie sofort den Staat verlassen würden. Einer der Gründe, die Sharkey für Errichtung einer Freiwilligenmiliz angab, war der, daß sich die Bevölkerung weigerte, unserer Kriegsmacht in der Unterdrückung von Verbrechen behilflich zu sein. Und doch richtete sich sein Aufruf gerade an diejenigen Bevölkerungsklassen, welche den Truppen ihre Hilfe versagten. Das war ein so kränkendes Verfahren, daß kein General, dem die Würde seiner Regierung am Herzen lag, es sich gefallen lassen konnte. Das Bestehen von großen bewaffneten Massen, die nicht unter militärischem Kommando standen, mußte notwendig zu Konflikten führen. So sehr ich für Sparsamkeit in bezug auf Staatsgelder war, mußte ich doch sagen, daß die Verhältnisse zurzeit ein Sparen durch Verringern der südstaatlichen Garnisonen nicht gestatteten. Ich war fest davon überzeugt, daß der Präsident das einsehen würde, wenn er an Ort und Stelle wäre. Die Unionsfreunde und die Freigelassenen bedurften absolut einer schützenden Macht. Ihre Sicherheit erforderte geradezu, daß Slocum öffentlich unterstützt und Sharkey öffentlich gerügt würde. Nach des Präsidenten eigenen Worten hatte ich verstanden, daß seine Maßnahmen erst ein Versuch seien und meine Sendung nur Beobachtungen und Berichte bezwecke. Ich hatte mich genau nach dieser Annahme gerichtet und suchte den Präsidenten mit zuverlässiger Auskunft zu unterstützen, da ich nicht glauben konnte, daß es die Absicht des Präsidenten sein könnte, seine schützende Hand von der unionsfreundlich gesinnten Bevölkerung und von den befreiten Sklaven zurückzuziehen, ehe ihre Rechte und ihre Sicherheit feststanden. Ich bat ihn dringend, General Slocums Verfahren nicht zu mißbilligen und mir seine Absichten in bezug auf die Freiwilligenmiliz in Mississippi mitzuteilen.

Am nächsten Tage, dem 2. September, nachdem ich mit Generalmajor Canby, dem Kommandeur des Departements Louisiana, einem besonders kühlen, vernünftigen und vorsichtigen Manne, gesprochen hatte, telegraphierte ich abermals, wie folgt an den Präsidenten:

„General Canby autorisiert mich, mitzuteilen, daß die Organisation von Freiwilligenkompagnien in verschiedenen Orten seines

Departements versucht wurde, daß er sich aber genötigt gesehen habe, sie wieder aufzulösen, weil sie der persönlichen Rache fröhnten und überhaupt gegen Maßnahmen und Interesse der Regierung handelten. Sheridan hat in Texas eine Order erlassen des nämlichen Inhalts wie die des Generals Slocum."

Darauf erhielt ich am 6. September ein Telegramm, welches nur kurz den Empfang meiner „Depesche vom 30. letzten Monats", womit vermutlich mein Brief aus Vicksburg gemeint war, bestätigte. Dann nichts mehr. Kein Wort über die Absichten des Präsidenten, kein Wort der Zustimmung oder Mißbilligung meines Verhaltens. Aber inzwischen hatte ich in einer in New Orleans erscheinenden Zeitung eine kurze Meldung aus Washington gefunden des Inhalts, daß der Präsident sehr unzufrieden mit mir wäre und es besonders tadelte, daß ich an die Zeitungen geschrieben hatte, statt an ihn zu berichten. Diese Meldung glaubte ich vom Weißen Hause aus inspiriert. Ich schrieb also sofort an den Präsidenten und erinnerte daran, daß ich den Auftrag zu dieser Reise nach dem Süden nicht gesucht, sondern ihn nur angenommen habe, weil ich glaubte, dem Vaterlande einen Dienst erweisen zu können. Den Vorwurf, ich hätte an die Zeitungen und nicht an den Präsidenten geschrieben, wies ich als einfach in sich zerfallend zurück. Dem Präsidenten hatte ich eine Reihe ausführlicher Berichte gesandt, einer einzigen Zeitung allerdings daneben einige Briefe. Dies war aber schon vor meiner Abreise, bei den Reisevorbereitungen, mit dem Kriegssekretär verabredet worden. Die für mich ausgesetzte Entschädigung — das Gehalt eines „Clerk" im Kriegsministerium — war durchaus ungenügend zur Bestreitung der Reisekosten, zu welchen noch viele Extraausgaben hinzukamen, wie z. B. eine hohe Extraprämie auf meine Lebensversicherung. Daher mußte ich mit vollem Einverständnis und voller Billigung des Kriegssekretärs noch nebenher etwas verdienen, um meine Reise finanziell zu ermöglichen. Meine Briefe an die Zeitung enthielten selbstredend keine Amtsgeheimnisse, sondern nur Reiseerlebnisse, Anekdoten, Bilder der Verhältnisse in den Südstaaten und Betrachtungen darüber, Dinge, die in einem amtlichen Bericht nicht soweit ausgeführt werden konnten; und zwar hatte ich dies

alles anonym geschrieben, so daß meinen Ausführungen jeder amtliche Anstrich genommen war. Ich schloß damit, daß ich meinte, ein Recht auf Schutz gegen solche Beschuldigungen zu haben, wie jene Zeitungsmeldung sie enthielt.

Meine erste Regung war, meine Mission niederzulegen und heimzukehren. Dann erwog ich jedoch, daß die Pflicht gegen das Allgemeinwohl, welche ich übernommen, mich zwang, meine Aufgabe, so gut ich konnte, zu erledigen, wenn ich nicht geradezu vom Präsidenten zurückgerufen wurde. Zunächst also beschloß ich, mit meinem Forschen und Fragen fortzufahren und eine Antwort auf meinen Brief abzuwarten. Ich war über die erlittene Behandlung außer mir. Ich hatte die Reise auf besonderen, dringenden Wunsch des Präsidenten unternommen; sie war mir ein schweres Opfer, denn ich wollte gerade in meine westliche Heimat zurückkehren, als mich der Präsident berief. Meine Reise nach dem Süden in der heißesten Jahreszeit war außerordentlich beschwerlich und angreifend. Ich mußte Hunderte von Meilen in wackligen Eisenbahnwagen, über abgenutzte, schon anfangs schlechte und jahrelang nicht reparierte Geleise in einer Geschwindigkeit von zehn oder bestenfalls fünfzehn Meilen die Stunde bei einer Temperatur von 80 bis 90 ° Fahrenheit zurücklegen. Wo Eisenbahnen überhaupt fehlten, fuhr ich — gewöhnlich nachts, um die glühende Tageshitze zu vermeiden — in Wagen, meist Equipagen der alten südstaatlichen Aristokratie, die aus dem Glanz der besseren Tage zum Postdienst degradiert worden waren. Traurig sahen die früher eleganten Gefährte aus; die Polsterung war zerrissen, die Laternen waren verschwunden; das mit Bindfaden zusammengebundene Geschirr bildete durch fortwährendes Reißen eine arge Geduldsprobe. Besonders lebhaft erinnere ich mich einer Nachtfahrt in Alabama auf einer furchtbaren Straße durch ausgedehnte Wälder. Als Postwagen diente uns wieder einmal eine ehemalige herrschaftliche Kutsche; aus dem zerschlissenen Atlaspolster quoll das Roßhaar in widerlichen Klumpen hervor, die Sprungfedern waren so schwach geworden, daß jeder Stoß auf der schlechten Straße uns von unseren Sitzen emporschnellte, und das alte Geschirr riß so oft und mit so schadenfrohem Knirschen, daß unsere Geduld gänzlich

und unsere Geschicklichkeit im Geschirrflicken beinahe ganz versiegte. Glücklicherweise hatten wir vor dem Verlassen der letzten Station bemerkt, daß die Wagenlaternen fehlten und uns mit mehreren Paketen Talglichte versorgt. Nun stolperte abwechselnd mein Begleiter, Hauptmann Orlemann, und ich selbst mühsam durch den stockfinstern Wald vor dem Wagen her und beleuchteten mit unseren Kerzen den Weg, damit Baumwurzeln, Baumstümpfe, tiefe Löcher und sonstige verderbenbringende Hindernisse möglichst entdeckt und vermieden würden. Inzwischen schalt und fluchte unser Kutscher, ein sechzehn bis siebzehnjähriger weißer Bursche, der sich kaum auf dem Bock halten konnte, und erzählte dann wieder in begeisterten Tönen, ein wie herrlicher Wagen der unsrige in seiner Glanzzeit, und wie vornehm und elegant seine Besitzer gewesen seien, die jetzt ihre Equipage als Postfuhrwerk vermieten müßten und so arm seien, daß sie den Wagen nicht einmal instand halten könnten.

Solche Reisen waren in der Tat höchst beschwerlich, aber kaum schlimmer als die glühend heißen Nächte, die ich in den elenden Dorfwirtshäusern jener Zeit im Kampf mit giftigen Mosquitoschwärmen, wenn nicht gar mit noch widerlicheren Insekten, zubringen mußte. Die Unbehaglichkeiten des Lagerlebens waren im Vergleich mit diesen Wirtshäusern höchster Komfort und Luxus gewesen. Das Ende vom Liede war, daß bei meiner Ankunft in New Orleans meine Kraft fast versiegte, und ich einen schweren Fieberanfall hatte — von dem sogenannten break-bone fever — der seinem Namen alle Ehre macht. In der Erwartung, daß ich das Übel in einer anderen Gegend meines Distrikts besser bekämpfen könnte, verließ ich New Orleans und reiste nach Mobile, um mich auch über die Verhältnisse in Süd-Alabama zu unterrichten. Nach New Orleans zurückgekehrt, sandte ich einen ergänzenden Bericht an den Präsidenten und reiste dann auf Anraten meines Arztes, da das Fieber hier nicht weichen wollte, nordwärts. In Natchez und in Vicksburg machte ich Halt, um wichtige Auskünfte einzusammeln. In Natchez sah ich ein bedeutsames Bild. Ich kam an einem der großen Häuser vorbei, welche vor dem Kriege Sommerwohnungen der Pflanzeraristokratie jener Gegend gewesen waren. Das Haus war, wie die meisten dieser Wohnungen,

in ganz verwahrlostem Zustande: die Fensterläden hingen aus den Angeln, die Fensterscheiben waren zerbrochen und Hof und Garten verwildert. Vor dem Hause bemerkte ich frisch aufgehäuftes Brennholz und unfern davon einen alten Mann, der mit einer Axt einen großen Baum mit herrlicher Krone fällte. Ein gewisser Adel in seiner Erscheinung lenkte meine Aufmerksamkeit auf ihn. Er hatte ein vornehmes Antlitz, langes, weißes Haar, schmale, zarte Hände. Seine Kleider waren, wenn auch abgetragen, ursprünglich von feinem Schnitt gewesen und einem Tagelöhner nicht angemessen. Mein Begleiter kannte ihn nicht. Ich richtete also an ihn selbst die Frage, wem das Haus gehöre. „Es gehört mir," entgegnete er. Ich fragte mit ein paar entschuldigenden Worten weiter, weshalb er diesen herrlichen Baum schlage. „Ich muß leben," erwiderte er mit wehmütigem Lächeln. „Meine Söhne sind im Kriege gefallen. Meine Dienstboten haben mich verlassen. Ich verkaufe jetzt Brennholz an die vorüberfahrenden Dampfer." Er schwang wieder seine Axt, offenbar um das Gespräch abzubrechen. Ein teilnehmendes Wort lag mir auf der Zunge, aber ich unterdrückte es. Ein Blick auf die ruhige Würde seines Antlitzes sagte mir, daß Mitleid ihn verletzen würde, — besonders das Mitleid eines siegreichen Gegners.

In Vicksburg hörte ich von General Slocum, daß Gouverneur Sharkey selbst, nach reiflicher Überlegung, seinen Plan der Organisation einer Staats-Freiwilligenmiliz als zu gefährlich aufgegeben habe.

In Washington angelangt, meldete ich mich sofort im Weißen Hause. Der Privatsekretär des Präsidenten schien überrascht von meinem Besuch. Er meldete mich beim Präsidenten, der heraussagen ließ, er sei beschäftigt. Ich fragte, wann der Präsident mich wohl empfangen könnte. Das konnte sein Sekretär nicht sagen, da des Präsidenten Zeit jetzt außerordentlich in Anspruch genommen sei. Ich verließ das Vorzimmer, sprach aber am andern Morgen wieder vor. Der Präsident war noch immer beschäftigt. Nun bat ich den Sekretär, dem Präsidenten zu unterbreiten, daß ich von einer vier Monate langen, auf eigenen Wunsch des Präsidenten unternommenen Reise zurückgekehrt sei, daß ich es für meine Pflicht halte,

mich gehorsamst zur Stelle zu melden, und daß ich ihm verbunden sein würde, wenn er mich wissen ließe, ob und wann er mich zu diesem Zweck empfangen wolle. Der Privatsekretär ging zum Präsidenten hinein und brachte den Bescheid zurück, daß ich in etwa einer Stunde empfangen werden solle. Zur bestimmten Zeit wurde ich vorgelassen. Der Präsident empfing mich sehr kühl und sah verdrießlich aus. Ich sagte, ich sei von der seinem Wunsche gemäß angetretenen Reise zurückgekehrt und sei bereit, außer den schon eingesandten Berichten ihm nunmehr noch alle Auskunft zu geben, die ich hätte erlangen können. Dann trat ein längeres Stillschweigen ein. Endlich erkundigte sich der Präsident, wie es mir ginge. Ich dankte für die Nachfrage und sprach die Hoffnung aus, daß es dem Präsidenten auch gut ginge. Er sagte, es gehe ihm gut. Dann abermaliges Stillschweigen. Ich unterbrach es, indem ich sagte, daß ich meine Briefe aus dem Süden durch einen längeren Bericht zu ergänzen wünschte, in welchem ich meine Erfahrungen und Ansichten in geschlossenere Form bringen möchte. Der Präsident blickte auf und sagte, diese Mühe brauche ich mir um seinetwillen nicht zu machen. Ich entgegnete, es sei absolut keine Mühe, und ich betrachte es als meine Pflicht. Darauf entgegnete er nichts. Das Stillschweigen begann peinlich zu werden, also empfahl ich mich.

Präsident Johnson wollte augenscheinlich mein Zeugnis über die Verhältnisse im Süden unterdrücken. Ich beschloß sofort, daß ich das nicht zugeben wolle. Ich hatte mit peinlicher Gewissenhaftigkeit versucht, die Verhältnisse im Süden richtig zu beurteilen. Ich hatte mich weder von politischen Erwägungen noch von vorgefaßten Meinungen irgendwie beeinflussen lassen. Ich hatte der Wahrheit gemäß und mit größter Genauigkeit berichtet, was ich gesehen und erkannt hatte, und es schien mir, daß das Vaterland ein Recht darauf habe, diesen meinen wahrheitsgetreuen Bericht zu hören.

Meine Freunde in Washington waren über den auffallenden Wechsel in Präsident Johnsons Haltung sehr verschiedener Meinung. Einige erzählten mir, daß während des Sommers das Weiße Haus von gesellschaftlich sehr hochstehenden Männern und Frauen aus den Südstaaten geradezu belagert worden war. Diese hatten dem

Präsidenten erzählt, das einzige störende Element im Süden sei eine Schar fanatischer Abolitionisten, welche den Negern die gefährlichsten Dinge in den Kopf setzten. Sie sagten, alles würde gut gehen, wenn er nur so bald wie möglich die Selbstverwaltung der südlichen Staaten, wie er sie in der Nord-Carolina-Proklamation niedergelegt habe, wiederherstellen wolle; er sei ein großer Mann, und auf ihn blickten sie als auf ihren Retter. Nun meinten meine Freunde, daß Johnson, der vor dem Kriege von der sklavenhaltenden Pflanzeraristokratie mit offenkundiger Verachtung behandelt worden war, der weltmännischen Gewandtheit dieser selben Aristokratie nicht zu widerstehen vermocht hatte, als ihre Mitglieder ihn demütig bittend und seiner Eitelkeit schmeichelnd umringten.

Nach einer anderen Ansicht hatte Seward, der nach Lincolns Tode Staatssekretär geblieben war, seine ganze Beredsamkeit darangesetzt, um Johnson zu überzeugen, daß nun nichts mehr zu tun übrig bleibe, als die Union wiederherzustellen, indem man „die jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten" sofort in ihr altes Verhältnis zur Union wieder aufnähme. Die ehemaligen Sklavenhalter würden durch diesen Beweis von Vertrauen ermutigt werden, und man könnte ihnen dann getrost die Anerkennung und den Schutz der emanzipierten Sklaven anvertrauen. Daß Seward dem Präsidenten in dieser Weise geraten habe, war wohl anzunehmen. Es war nicht nur die im Publikum allgemein verbreitete Meinung, sondern deckte sich auch mit Sewards eigentümlichen Ansichten in der Sklavereifrage. Schon beim Ausbruch der Sezessionsbewegung hatte er die Frage der Sklavenemanzipation entschieden zurückgewiesen, trotz ihrer offenbaren Wichtigkeit im Bürgerkriege und trotz des Einflusses, den sie unfehlbar auf Ansicht und Haltung der europäischen Mächte haben mußte. So konnte er jetzt auch vielleicht in dem ungeduldigen Verlangen, formell „die Union wiederherzustellen", die nationale Ehrenschuld vergessen, die darin bestand, die Rechte der befreiten Sklaven und die Sicherheit der südstaatlichen Unionsfreunde zu wahren. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß beide genannten Einflüsse für die Handlungsweise Johnsons bestimmend waren.

Ich machte mich mit äußerster Sorgfalt an meinen allgemeinen Bericht. Meine Angaben waren stets durch anliegende Beweise erhärtet; Aussagen meiner Zeugen wurden in ihren eigenen Worten wiedergegeben. Ich vermied sorgfältigst jegliche Übertreibung und bemühte mich, nur gemäßigte und nüchterne Ausdrücke anzuwenden. Es gereicht mir zur Genugtuung, sagen zu können, daß von meinen Angaben nie eine einzige völlig widerlegt werden konnte. Von meinen Schlußfolgerungen und Vorschlägen kann ich nicht mit Sicherheit dasselbe sagen; denn sie waren Sache, nicht der Erfahrung, sondern des Urteils. Und in jener Zeit standen wir einer von so schwierigen und verwickelten Problemen starrenden Lage gegenüber, daß jede vorgeschlagene Lösung, mochte sie noch so logisch und gerecht erscheinen, die Gefahr in sich barg, in der Praxis verderblich zu wirken. Unter der loyalen Bevölkerung war die Ansicht fast allgemein, die „jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten" müßten bald in ihre verfassungsmäßigen Funktionen wieder eingesetzt werden. Über die Bedingungen aber, unter welchen das zu geschehen hätte, gingen die Ansichten weit auseinander. Wäre es nicht ebenso töricht als unehrenhaft gewesen, heute Negersklaven zu befreien und sie sogar als Soldaten der Republik zu verwenden, und morgen sie schutzlos denen zu überantworten, die sie in der Sklaverei gehalten hatten und sie weiter in Frondienst zu halten wünschten? Aber wie sollte man sie schützen und dauernd schützen? Einige wohlgesinnte Männer schlugen ganz ernstlich vor, angesichts der Feindschaft zwischen der weißen und der schwarzen Rasse, die Neger irgendwo an einen passenden und sicheren Ort zu deportieren und sie so vor Schaden zu bewahren. Aber dieser Plan mußte aus triftigen Gründen als unausführbar aufgegeben werden. Die Neger zunächst durch Militärmacht zu schützen, schien annehmbar und gerecht; den militärischen Schutz jedoch unbegrenzt auszudehnen, wäre nicht nur schwer auszuführen, sondern auch den Grundsätzen unserer Regierung entgegen gewesen und hätte gefährliche Mißbräuche erzeugt. Die andere Möglichkeit war, den freigelassenen Sklaven durch Verleihung des Wahlrechts Gelegenheit zu geben, sich selbst zu schützen und als wahlberechtigte Bürger eine gewisse Macht in der Regierung auszuüben. Ein schwerwiegendes Bedenken gegen

diesen Plan lag in der allgemeinen Unwissenheit der schwarzen Bevölkerung. Man erwartete aber, daß sich im Laufe der Zeit ihre Stimmen auf die verschiedenen politischen Parteien verteilen würden. Ferner meinte man, daß die Unwissenheit der Schwarzen nicht wesentlich schlimmere Folgen haben könnte als die der großen Masse der südstaatlichen weißen Wähler, und daß dem Übel vielleicht durch irgendeine Bildungsvorschrift für Wähler, die auf Schwarze und Weiße gleich anwendbar wäre, begegnet werden könnte. Jedenfalls glaubte man, daß die bösen Folgen der Wahlrechtserteilung an die Schwarzen schließlich nicht so gefährlich sein würden, als die Folgen sonstiger ausführbarer Maßnahmen zum Schutze der freigelassenen Sklaven.

Im letzten Absatz meines Berichts stellte ich dem Präsidenten in höflichster Form anheim, dem Kongreß vorzuschlagen, eine oder mehrere Kommissionen zur Untersuchung der Verhältnisse und zur Berichterstattung darüber nach den Südstaaten zu senden, ehe endgültige und unumstößliche Beschlüsse gefaßt würden. Das fertige Schriftstück sandte ich am 22. November an den Präsidenten und bat zugleich um Erlaubnis, es veröffentlichen zu dürfen, und zwar auf eigene und alleinige Verantwortung und in einer Weise, welche die Annahme, der Präsident billige es, oder auch nur einen Teil davon, ganz ausschlösse. Auf diese Bitte erhielt ich niemals eine Antwort. Ich hätte sie nie ausgesprochen, wenn ich nicht befürchtet hätte, daß mein Bericht auf irgendeine Weise unterdrückt werden sollte. Später zeigte sich, daß man einen anderen Ausweg gefunden hatte. Der Kongreß wurde im folgenden Dezember eröffnet. Sofort machte die republikanische Mehrheit gegen Präsident Johnsons Rekonstruktionsplan Opposition. Noch ehe die Botschaft des Präsidenten verlesen worden war, beschloß das Haus der Repräsentanten auf Antrag des Abgeordneten Thaddeus Stevens aus Pennsylvania, daß eine aus Mitgliedern beider Häuser bestehende Kommission eingesetzt werden sollte zur Untersuchung und Prüfung der Verhältnisse in den „jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten“. Diese Kommission sollte dann darüber berichten, ob nach ihrer Ansicht jene Staaten, alle oder einzelne, Anspruch darauf hätten, in einem der

beiden Häuser des Kongresses vertreten zu werden. Diesem Beschluß stimmte der Senat dann zu. So nahm der Kongreß die Angelegenheit der Rekonstruktion der Südstaaten selbst in die Hand, was nach der Verfassung vollkommen berechtigt war.

Am 12. Dezember beschloß der Senat auf Antrag Sumners, daß der Präsident dem Senate u. a. auch eine Abschrift meines Berichtes vorlegen sollte. Acht Tage später tat er es, aber er fügte ihm einen Bericht des Generals Grant über dieselbe Sache bei. Die beiden Berichte begleitete eine kurze Botschaft des Präsidenten, welche verkündete, daß die Rebellion unterdrückt sei, daß Friede im ganzen Lande herrsche, daß „soweit angängig" die Gerichtshöfe der Vereinigten Staaten wiedereingesetzt, die Postanstalten wiedererrichtet und die Steuern eingezogen worden seien; verschiedene jener Staaten hätten ihre Verwaltung reorganisiert, und zwar mit Erfolg; das Amendement zur Verfassung, in welchem die Sklaverei aufgehoben wurde, sei von fast allen jenen Staaten ratifiziert worden, und in den meisten die Gesetzgebung zum Schutz der Freigelassenen in Vorbereitung; hier und dort sei allerdings die „demoralisierende Wirkung des Krieges" noch in „gelegentlichen Unruhen" zu spüren, die aber auf gewisse Gegenden beschränkt und im Abnehmen begriffen seien; kurz, im ganzen könne die Sachlage verheißungsvoll und weit über Erwarten gut genannt werden. Meinen Bericht übermittelte er, ohne irgendein Wort der Erläuterung, aber er lenkte die Aufmerksamkeit nachdrücklich auf den General Grants.

Der Bericht des Generals kam allen sehr überraschend, war aber leicht zu erklären. Am 22. November hatte der Präsident meinen Bericht erhalten. Am 27. November begab sich Grant mit Einwilligung des Präsidenten auf eine „Inspektionsreise durch einige der Südstaaten". Zweck derselben war, „die augenblickliche Disposition der Truppen in Augenschein zu nehmen" und auch „so gut wie möglich die Gefühle und Absichten der Bürger jener Staaten in bezug auf die Bundesregierung kennen zu lernen". Am 12. Dezember verlangte der Senat Mitteilung meines Berichts. Grants Bericht war vom 10. Dezember datiert und wurde zugleich mit dem meinigen am 17. Dezember dem Senat vorgelegt. Die Annahme lag nahe, daß

Johnson es so eingerichtet habe, damit die Wirkung meines Berichts abgeschwächt würde. Wenn das zutraf, war die Sache sehr geschickt gemacht. Grant war zu jener Zeit auf dem Gipfel der Beliebtheit. Seit Lincolns Tode war er in den Augen des Volkes bei weitem die imposanteste und interessanteste Figur. Er hatte den gefürchteten Gegner Lee gezwungen, die Waffen zu strecken, und wurde deshalb allgemein der „Retter der Union" genannt. Ihm wurde im höchsten Maße das eigentümliche Vorrecht der Kriegshelden zuteil, daß die Menge ihnen alle möglichen Tugenden und Fähigkeiten zuschreibt. Sein Wort mußte also sehr überzeugend wirken. In diesem Falle jedoch erwies sich der Mißkredit, den sich Johnson bereits zugezogen hatte, als zu stark; selbst der beliebte Kriegsheld konnte ihn nicht überwinden.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Grant, dessen Erfahrung in der Politik gering war, sich unbewußt von dem Präsidenten hatte benutzen lassen. Sein Bericht war zweifelsohne ganz aufrichtig und ehrlich. Er gab sogar freimütig zu, er sei sehr schnell durch Virginia gereist, habe kaum irgend jemanden eingehend gesprochen, habe sich nur einen Tag in Raleigh, Nord-Carolina, zwei in Charleston, Süd-Carolina und je einen in Savannah und Augusta, Georgia, aufgehalten. Einer der Schlüsse, zu denen er gelangte, war „daß die Mehrzahl der einsichtigen Männer in den Südstaaten die gegenwärtige Lage in gutem Glauben anerkenne". Daß die Mehrzahl der einsichtigen Männer, die ihm auf seinen eiligen Besuchen in Raleigh, Charleston, Savannah und Augusta dies gesagt und ihr Bestes getan hatten, alles in möglichst günstigem Lichte darzustellen, um die Rekonstruktion des Staates und die Wiederherstellung seiner Selbstverwaltung zu beschleunigen, und daß Grant, der hochherzige Optimist, sich diese Ansichten zu eigen machte, ist außer Frage. Aber er gab auch offen zu, daß er „weder unter den Staatsangestellten noch unter den Bürgern der Südstaaten Leute gefunden hätte, die es für praktisch ausführbar hielten, jetzt das Militär aus den Südstaaten zurückzuziehen, weil sowohl die Weißen als auch die Schwarzen den Schutz der Bundesregierung bedurften". Er ging sogar so weit, zu sagen, „in irgend einer Form ist das Freedmen's Bureau noch unumgänglich

notwendig, bis das Gesetz wieder hergestellt und ihm Geltung verschafft ist, so daß den Freigelassenen ihre Rechte und vollständiger Schutz gesichert sind". Und ferner sagte er, „es ist nicht zu erwarten, daß Ansichten, welche in den Südstaaten jahrelang geherrscht haben, von einem Tag auf den andern geändert werden können, und deshalb bedürfen die Freigelassenen noch einige Jahre lang nicht nur schützender Gesetze, sondern auch der sorgenden Beihilfe derer, auf deren guten Rat sie sich verlassen können". Eigentlich entfernten sich also Grants Ansichten über das, was praktisch ausführbar war, nicht so sehr von den meinigen. Johnsons Freunde und Parteigänger stellten es aber entschieden so dar, als ob er die schleunige Wiedereinsetzung der „jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten" in ihre Selbstverwaltungsrechte und Funktionen befürworte. Dies wurde dann auch der allgemeine Eindruck, wahrscheinlich sehr gegen seinen Wunsch und Willen. Mein Bericht wurde nach seiner Veröffentlichung als „Dokument der Exekutive" im ganzen Lande bekannt. Eine wahre Flut von zustimmenden und beglückwünschenden Briefen strömte von allen Seiten auf mich ein. Es mag mir verziehen werden, wenn ich, nachdem ich mein damaliges Werk rückblickend kritisch geprüft habe, es heute selbst verdienstvoll finde und das ausspreche. Ich bin weit davon entfernt, zu sagen, daß nicht ein anderer die Aufgabe viel besser erfüllt hätte als ich; aber ich bin überzeugt, daß dieser Bericht das Beste ist, was ich je in öffentlichen Angelegenheiten geschrieben habe. Der schwächste Teil daran ist der über das Wahlrecht der Neger, nicht daß der Gedanke an sich falsch wäre, aber er läßt verschiedene, sehr wichtige Gesichtspunkte außer acht. Ihre große Wichtigkeit ist später offenbar geworden. Aber davon seinerzeit mehr. Hier möchte ich nur noch sagen, daß meines Erachtens derjenige, der die Geschichte jener Zeit aufmerksam betrachtet und studiert, meine Schilderung der Verhältnisse in den Südstaaten nach Beendigung des Krieges wohl der Beachtung wert finden wird.

Achtzehntes Kapitel.

Ich war gerade im Begriff nach Westen zurückzukehren, als ich von Horace Greeley, dem bekannten Redakteur der New York Tribune, die Aufforderung erhielt, den Nachrichtendienst jener Zeitung in Washington als Hauptkorrespondent zu übernehmen. Trotz der von Greeley gebotenen verlockenden Bedingungen war ich eigentlich abgeneigt, einmal, weil ich bezweifelte, daß mir die Arbeit sympathisch sein würde, und ferner, weil sie mich im Osten fesselte. Greeley und einige mir befreundete Kongreßmitglieder überredeten mich aber mit dem Hinweis, daß ich ja die Verhältnisse im Süden eingehend studiert hätte und zuverlässige Auskunft darüber zu geben vermöchte, und daß deshalb meine Anwesenheit in Washington von größtem Nutzen sein könnte, so lange noch die Frage des Schicksals der Südstaaten zur Debatte stand. Dies bestimmte mich, einzuwilligen, jedoch unter der Voraussetzung, daß ich mich über die Session des gerade tagenden Kongresses hinaus nicht für gebunden anzusehen brauchte.

So wurde ich Journalist. Das Angenehmste an meinem neuen Beruf war mir der Verkehr mit meinen Berufsgenossen. Unter den Zeitungskorrespondenten lernte ich eine große Anzahl Männer von außergewöhnlicher Begabung und trefflichen Grundsätzen kennen, Ehrenmänner, welche die Wahrheit um ihrer selbst willen liebten und Lug und Trug und allen falschen Schein verabscheuten. Dies war die Regel, die natürlich auch Ausnahmen aufwies; aber sie waren selten. Mit den höheren und niedrigeren Staatsbeamten war mein Verkehr nicht so erfreulich. Ich habe wohl das Glück gehabt, Staatsmänner von allseitigster Bildung und selbstlosestem Patriotismus kennen zu lernen, welche die höchsten Ziele erstrebten und mutig für ihre Überzeugung eintraten, aber ungleich größer war die Zahl

kleinlicher eigennütziger Politiker, deren Bekanntschaft ich machte. Das waren Leute, die kein höheres Ziel kannten als das Parteiinteresse und das eigene, die stets ängstlich nach der Volksgunst spürten und witterten, deren demonstrative Ausbrüche tugendhafter Entrüstung nur aus heftigen Anklagen der Gegenpartei bestanden, deren sittlicher Mut bei der leisesten Gefahr für sich und ihre Partei ins Wanken kam, und deren erbärmliche Kleinlichkeit sich manchmal unbewußt den Zeitungskorrespondenten offenbarte, denen sie sich mit der Bitte um „günstige Erwähnung" ihrer Angelegenheiten oder um Unterdrückung einer unwillkommenen Nachricht näherten. Sie waren durchaus nicht immer unfähige Männer, im Gegenteil, es gab äußerst tüchtige und kenntnisreiche unter ihnen. Aber bis dahin hatte ich nie geahnt, daß ein Kongreßmitglied überhaupt so sittlich feige sein kann. Ich erinnere mich noch heute einiger interessanter Gespräche, die ich mit Kollegen hatte, wenn wir „Vergleiche anstellten" über die Staatsmänner und Abgeordneten, deren Tun und Verhalten wir in unseren Korrespondenzen mitteilen und beleuchten mußten. Wenn diese Leute ahnten, wie sie in den Augen der Journalisten dastehen, würden sie oft beschämt das Haupt beugen und dankbar die großmütige Zurückhaltung anerkennen, die viele Dinge mit Stillschweigen übergeht, welche die Sensationslust des Publikums angenehm kitzeln würde. Wahrscheinlich ist es heute genau wie damals, daß in den Vereinigten Staaten die Staatsbeamten und Teilnehmer am öffentlichen Leben fast nirgends so gerecht beurteilt werden wie auf den Bänken der Presse in Washington. Ich blieb, wie ich Greeley versprochen hatte, bis zum Ende des Winters an der Spitze des Bureaus der Tribune in Washington; dann übernahm ich die Chefredaktion der „Detroit Post", einer in Detroit Mich., neugegründeten Zeitung, welche mir von Senator Chandler angeboten, ich möchte beinahe sagen, aufgedrängt wurde. Inzwischen hatte ich Gelegenheit, den beginnenden Kampf der exekutiven und der legislativen Gewalt wegen der Rekonstruktion der „jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten" zu beobachten.

Ich übertreibe gewiß nicht, wenn ich sage, daß dieser politische Kampf einer der unglücklichsten Ereignisse in der Geschichte unserer

Republik gewesen ist. Durch ihn wurde die wichtigste Frage jener Zeit, diese außerordentlich komplizierte Frage, welche die ruhigste, zarteste und umsichtigste Behandlung verlangte, zu einem Spielball persönlicher und Parteileidenschaften, welche die Urteilskraft aller Beteiligten gänzlich trübte. Seit meiner Rückkehr aus dem Süden offenbarten sich immer mehr die bösen Folgen der Ermutigung, welche Johnson dem im Süden herrschenden reaktionären Geist angedeihen ließ. Charles Sumner teilte mir mit, daß er mit dem Präsidenten ähnliche Erfahrungen gemacht hätte wie ich. Als Sumner im Frühjahr Washington verließ, versicherte ihm Johnson mit großem Nachdruck, daß er nichts Übereiltes tun wolle, um den „jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten" ihre Selbstverwaltung wiederzugeben, und daß er sogar für Ausdehnung des Wahlrechts auf die Freigelassenen sei. Die beiden trennten sich, wie es schien, in freundschaftlichstem Einverständnis. Aber als Sumner im Spätherbst nach Washington zurückkehrte, schien von seiten des Präsidenten das gute Einvernehmen gestört, und an seine Stelle war Gereiztheit und eine gewisse Schärfe getreten, mit welcher die „Politik des Präsidenten" betont wurde. Von verschiedenen anderen Kongreßmitgliedern hörte ich dasselbe. Johnson gehörte, im Gegensatz zu Lincoln, anscheinend zu den unglücklichen Menschen, bei denen eine Meinungsverschiedenheit in irgend einer wichtigen Sache sofort persönliche Mißstimmung und eine Störung des freundschaftlichen Verkehrs zur Folge hat. Dies ist besonders leicht der Fall, wenn solche Leute ihre Ansicht ändern und sich dann ärgern, daß andere es nicht auch tun wollen. Die verdrießliche Stimmung, die der Präsident verschiedenen Kongreßmitgliedern gegenüber gezeigt hatte, wurde von diesen natürlich übel vermerkt und erwidert. Viele stellten Johnson als einen Wortbrüchigen dar. Die alte Geschichte, welche unter anderen Umständen gern vergessen worden wäre, daß er bei seinem Amtsantritte in angetrunkenem Zustand erschienen war, wurde wieder hervorgesucht zum Beweise dafür, daß er kein Gentleman sei. Alles dies kam zusammen, um dem nun folgenden politischen Kampf einen rücksichtslosen, rachsüchtigen und verbitterten Anstrich zu geben.

Der erste Schuß in dem vier Jahre langen politischen Kriege zwischen dem Präsidenten und dem Kongreß wurde von Thaddeus Stevens abgegeben, als er im Hause der Repräsentanten noch vor Verlesung der Botschaft des Präsidenten die schon erwähnte Resolution einbrachte, daß die Rekonstruktion der „jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten" nicht Sache des Präsidenten allein, sondern auch des Kongresses sei. Diese verfassungsmäßig richtige Theorie wurde sofort von der republikanischen Mehrheit unterstützt, und so war der Krieg der Parteien erklärt. Nur ganz wenige Republikaner erklärten sich, im Gegensatz zum Parteibeschluß, für den Präsidenten, z. B. im Senat Doolittle aus Wisconsin, Dixon aus Connecticut, Norton aus Minnesota und kurze Zeit auch Morgan aus New York, der ein persönlicher Freund Sewards war. Im Repräsentantenhaus war Raymond, der bekannte Gründer der „New York Times", der Hauptvertreter der „Politik des Präsidenten".

Thaddeus Stevens war der anerkannte Führer der Republikaner im Repräsentantenhaus. Wenige hervorragende Männer in der Geschichte sind so verschieden beurteilt worden wie er. Ein Romanschriftsteller aus den Südstaaten hat ihn als den leibhaftigen Gottseibeiuns geschildert. Andere nannten ihn den größten politischen Führer seiner Zeit, einen weitblickenden, lauteren Mann von felsenfesten Grundsätzen und Überzeugungen und von unerschütterlichem Mut und Entschluß. Ich war in den Präsidentschaftswahlkampagnen von 1860 und 1864 mit ihm in Berührung gekommen, und damals schienen meine Bestrebungen ihm zu gefallen. Ich hörte einmal eine Wahlrede von ihm, die einen tiefen Abscheu gegen die Sklaverei bekundete und von zwingenden Argumenten und beißenden Witzen voll war. Aber seine ganze Persönlichkeit war mir nicht sympathisch. Ein schmales blasses Gesicht krönte eine unverkennbare Perücke von dunkelbraunen Haaren; buschige Brauen beschatteten scharfe blitzende Augen von unbestimmter Farbe; die Unterlippe war trotzig vorgeschoben, der ganze Ausdruck hart und streng. Stevens Gestalt wäre stattlich zu nennen gewesen, wenn er nicht wegen eines Klumpfußes hinkend und gebückt gegangen wäre. Seine Stimme war rauh und unschön; in seiner Unterhaltung

offenbarten sich jedoch seine Bildung und ungewöhnliche Kenntnisse, aber auch ein gewisser Absolutismus der eigenen Meinung und eine höhnende Verachtung der gegnerischen. Er gehörte zu der Gruppe leidenschaftlicher Abolitionisten, Männern, die wohl von menschlichem Mitleid mit den Sklaven und gerechtem Abscheu vor der Sklaverei beseelt waren, aber noch mehr von Haß auf die Sklavenhalter. In der Unterhaltung hatte er am meisten Freude an seinem eigenen beißenden Witz, dessen scharfe Pfeile er blitzartig rechts und links, auf Menschen und Dinge, versandte. Er machte seine sarkastischen Ausfälle mit ganz ernster Miene oder begleitete sie mit einem hämischen Lächeln, das mit dem liebenswürdigen Humor, mit welchem Abraham Lincoln seine eigenen Witze zu belachen pflegte, nichts gemein hatte.

Nach seinen Reden zu urteilen, schien Stevens also ein kalter, feinerem Empfinden ganz unzugänglicher Spötter zu sein, dem es gleich war, ob er Freude oder Leid bereitete. Hin und wieder jedoch entfiel ihm ein Ausdruck — ich sage „entfiel", denn er liebte es offenbar, den Bärbeißigen herauszukehren —, welcher erkennen ließ, daß unter dieser rauhen Schale ein menschenfreundliches und teilnehmendes Herz verborgen war. Dies wurde mir auch von seinen Nachbarn in seiner Heimat, Lancaster, Pennsylvania, bestätigt, wo ich während der Wahlkampagne einst ein paar Tage zubrachte. Dort schien „old Thad", wie er genannt wurde, sogar bei seinen politischen Gegnern außerordentlich beliebt zu sein. Sie wußten zahllose Geschichten davon zu erzählen, wie er oft mit erheblichen Opfern und großer Gefahr für sich selbst flüchtigen Sklaven Schutz verliehen, wie er oft mit freigebiger Hand Witwen und Waisen und sonstige Notleidende beschenkt, und wie er überall hochherzig und treu zu seinen Freunden gehalten habe. Sie verehrten in ihm nicht gerade einen Tugendhelden, sahen aber über die allgemein bekannten kleinen Unregelmäßigkeiten seines freigeführten Junggesellenlebens mit freundlicher Nachsicht hinweg.

Als ich ihn bei Eröffnung des 39. Kongresses im Dezember 1865 in Washington wiedersah, war er sehr gealtert und leidend. Wenn er nicht sprach, glich sein Antlitz einer Totenmaske. Zwei

kräftige junge Neger mußten ihn auf einem Tragsessel an seinen Platz im Repräsentantenhause tragen. Es wurde von ihm erzählt, er habe ihnen einmal, als sie ihn an seinen Platz gesetzt hatten, in selbstverspottendem Witz gesagt: „Ich danke Euch, Ihr guten Jungens. Was soll ich wohl anfangen, wenn Ihr tot und begraben seid?" Unter den buschigen Brauen funkelten jedoch seine Augen noch ebenso scharf wie ehemals, und sein Geist hatte von seiner Klarheit und Schärfe nichts eingebüßt. Es mag wohl sein, daß seine 74 Jahre und seine körperlichen Schwächen ihn daran mahnten, daß er nur noch wenige Jahre leben würde, und ihm ein ungeduldiges Verlangen einflößten, die kurze Zeit noch möglichst auszunutzen und seine geistige Kraft aufs äußerste anzuspannen. Die Abschaffung der Sklaverei war ihm eine Lebensaufgabe gewesen. Den Bürgerkrieg hatte er als erfreuliche Förderung der Sache begrüßt, und er war nie ganz mit Lincolns Politik, die ihm allzu dilatorisch erschien, einverstanden gewesen. Seine Natur verlangte schnelles, entschiedenes Handeln.

Und nun, wo die Befreiung der Sklaven tatsächlich erreicht und Gesetz war, mußte er sehen, daß Präsident Johnson eine Politik befolgte, welche nach seiner Ansicht das ganze Werk wieder zuschanden machte. Dem Zorn und der Verachtung, die er für Andrew Johnson hegte, kam nur seine Geringschätzung für diejenigen Republikaner gleich, welche den Präsidenten unterstützten. Diesen reaktionären Geist mußte er besiegen, koste es, was es wolle; die Sklaverei mußte ganz und gar getötet werden, so daß an ihr Wiederaufleben nie mehr zu denken sei. Die Mittel, die er hierzu anwandte, machten ihm wenig Gewissensbisse. Die den meisten Erfolg versprachen, waren ihm die liebsten. Um den Republikanern im Kongreß die größtmögliche Mehrheit zu sichern, hätte er gern alle Demokraten rechtmäßig oder unrechtmäßig um Sitz und Stimme gebracht. Mein alter Freund und ehemaliger Kollege in der Rechtsanwaltschaft, General Halbert E. Paine, Vorsitzender der Wahlkommission im Repräsentantenhause, erzählte ihm einmal, daß in einem gewissen Wahlkreise b e i d e aufgestellten Kandidaten Schurken seien. Stevens sagte einfach: „So, und welcher ist u n s e r Schurke?" Und zwar stellte er diese Frage nicht im Spaß, sondern im vollsten Ernst. Er

hätte in einer Wahlkampagne mehr für Beelzebub agitiert als für den Engel Gabriel, wenn er nur sicher gewesen wäre, daß jener ihn bei seiner Bekämpfung der Rekonstruktionspolitik des Präsidenten unterstützen würde. Seine Reden waren kurz, knapp und herrisch. Er bekannte offen seine Ziele und Ansichten, wie extrem sie auch sein mochten. Er verschmähte es, sie durch Überredungskünste annehmbarer zu machen oder die Schärfe seiner Angriffe durch Umschreibung zu mildern. In seinen Äußerungen war keine Spur von Heuchelei oder Scheinheiligkeit. Mit größtem Scharfsinn und unerbittlicher Ehrlichkeit zog er die logischen Schlüsse aus seinen Voraussetzungen. Er war der Schrecken der Debatte. Wann und wo er gereizt wurde, brachte er das mörderische Geschütz seines sarkastischen Witzes zu tödlicher Wirkung. Nicht selten genügte ein einziger kurzer Satz, um einen allzu kühnen Gegner mit einem Schlage zu Boden zu strecken und dem Gelächter des Hauses preiszugeben. Dem unglücklichen Opfer war dabei zumute, als habe es unversehens einen schwer geladenen elektrischen Draht berührt. Kein Wunder, daß die schlagfertigsten und kühnsten Redner sich an den alten Thaddeus Stevens nur mit größter Vorsicht heranwagten, aus Angst, daß ihnen plötzlich eine ähnliche verblüffende Niederlage zu teil werden könnte. So wurde die Furcht, die er einflößte, ein ganz bestimmtes Element seiner Führerschaft, und zwar kein sehr gesundes, zu einer Zeit, wo ein schwieriges Problem die größte Umsicht und Leidenschaftslosigkeit in der Behandlung erforderte.

Ein Staatsmann ganz besonderer Art war Senator Fessenden aus Maine, der Vorsitzende der vereinigten Kommission für die Rekonstruktion. William Pitt Fessenden war ein Mann, der in einer großen Menge leicht übersehen werden konnte. Seine kleine, hagere Gestalt, sein schmales Gesicht, sein spärliches graues Haar und grauer Backenbart, sein ruhiges Benehmen, nichts an ihm fiel besonders auf. Auch sein Auftreten im Senat ließ ihn nicht auf den ersten Blick als ein bedeutendes Mitglied jener wichtigen Körperschaft erkennen. Mehr als einmal sah ich ihn dort, während ein anderer Senator redete, hinter den Reihen von Sesseln langsam auf und ab gehen, die Hände in den Hosentaschen, mit der gleichgültigsten Miene.

hatte jener geendet, bat er ums Wort und antwortete, ohne seine Haltung zu ändern, in einem ruhigen Gesprächstone, ohne jeglichen rednerischen Schmuck, aber mit den stichhaltigsten Gründen, die unwiderleglich waren. Es machte den Eindruck, daß er einen reichen Schatz von Kenntnissen und Gedanken wohlgeordnet zur Verfügung hatte, auf den er jeden Augenblick zurückgreifen konnte. Als ich ihm zuerst vorgestellt wurde, schien mir sein Wesen etwas ablehnend, aber es wurde mir gesagt, daß körperliche Leiden ihn unzugänglich und manchmal verdrießlich und gereizt machten. In der Tat sah man oft Spuren von Leiden und Ermüdung in seinem Antlitz; auch wußte man im Senat, daß er zuzeiten verstimmt war, geneigt, sich im schärfsten Sarkasmus zu ergehen und anderen Senatoren unfreundliche Strafpredigten zu halten, wodurch zum Teil seine Beziehungen zu seinen Kollegen arg gestört wurden. Es gab jedoch keinen unter ihnen, der ihm nicht die höchste Achtung zollte und in ihm nicht einen besonders begabten Staatsmann idealster Gesinnung erkannte, einen wahrhaftigen und gewissenhaften Ehrenmann, einen tüchtigen, konstitutionell gesinnten Juristen, einen Parteimann, der nur redliche und ehrenhafte Mittel kannte, und einen Patrioten, den der edelste Ehrgeiz für sein Vaterland beseelte.

Da er auch konservativ veranlagt und Extremen, sowohl in der Rede wie in der Tat, sehr abgeneigt war, so nahm man an, daß er auch in seiner Kommission einen vermittelnden Einfluß ausüben würde. Diese Annahme bewahrheitete sich, besonders in seinen Bemühungen zur Vermeidung eines definitiven Bruches zwischen dem Präsidenten und dem Kongreß. In der Hauptfrage, nämlich, ob die „jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten" in ihr ehemaliges Verhältnis zur Union wieder aufgenommen werden sollten, ehe sie genügende Garantien für die Erhaltung der „gesetzmäßigen Ergebnisse des Krieges" gegeben hatten, teilte Fessenden durchaus den Standpunkt von Stevens. Es war rein Temperamentsache, wenn die beiden so verschiedene Mittel zur Erreichung des gemeinsamen Zieles angewandt wissen wollten. Über das Ziel selbst bestand bei Republikanern kaum eine Meinungsverschiedenheit, außer bei den wenigen, die offen für Präsident Johnson Partei ergriffen hatten

und fest zu ihm hielten. Damals fanden sehr scharfsinnige Diskussionen statt über den eigentlichen Zustand der „jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten". Die Frage war einerseits, ob die aufständischen Staaten durch die Rebellion sozusagen Selbstmord begangen hätten und nun so und so viel Land verblieb, über welches die Bundesregierung frei verfügen oder es verwalten könnte, oder ob sie andererseits trotz jener aufständischen Bewegung, in der sie sich vom Bunde loszureißen versucht hatten, ihr Wesen und ihre Identität als Staaten mit allen, den Staaten der Union eigentümlichen Rechten und Privilegien bewahrt hätten, oder endlich, ob sie durch ihren versuchten Aufstand einen dazwischen liegenden Charakter erlangt hätten: über diese Fragen wurde mit ebensoviel Scharfsinn als Spitzfindigkeit und manchmal mit großer Heftigkeit debattiert.

Es muß anerkannt werden, daß, wenn man Johnsons Voraussetzungen zugab, er einen logisch ziemlich einleuchtenden Standpunkt vertrat. Er ging davon aus, daß ein Staat nach der Bundesverfassung unzerstörbar sei und selbst durch die von seiner Bevölkerung oder von seinen politischen Organen angenommenen Verordnungen der Sezession nicht aus der Union hätte ausgeschieden werden können; die Bundesregierung selbst habe dadurch, daß sie die Verordnungen der Sezession für „null und nichtig" und ungültig erklärt und im Grund als nicht existierend behandelt hatte, diese Theorie angenommen und sanktioniert; während der Rebellion hätten die verfassungsmäßigen Rechte und Funktionen jener Staaten nur geruht; sobald die Rebellion beendet war, seien sie de facto wiederhergestellt worden, und da die Rebellion tatsächlich beendet sei, hätten jene Staaten sofort einen Anspruch auf ihre früheren Rechte und Privilegien, also auf Anerkennung ihrer Selbstverwaltung und auf Vertretung im Kongreß. Gab man diese Voraussetzungen zu, so war in der Theorie die Sache logisch richtig.

Dies war aber ein Fall, wo das spätere Wort Präsident Clevelands hingepaßt hätte: Wir standen vor einer gegebenen Lage, nicht vor einer Theorie. Und die Lage war folgende: gewisse Staaten hatten sich durch ihre regulären politischen Organe von der Union unabhängig erklärt. Sie hatten sich auch tatsächlich von der Union

getrennt. Sie hatten sogar Krieg gegen die Union geführt. Durch diesen Krieg waren jene Staaten in eine nicht von der Verfassung vorhergesehene Lage versetzt. Der Krieg legte auch der Bundesregierung Pflichten auf, die von der Verfassung nicht vorhergesehen waren. Unter dem Druck der „Kriegsnot" war die Union nicht nur gezwungen, die Neger von der Sklaverei zu befreien und ihre Dienste im Heere anzunehmen, sondern auch große Anleihen zu machen, welche die Staatsschuld erheblich vermehrten. Während des Krieges hatte die Union Hülfe von unionstreuen Männern im Süden erhalten. Sie war also nach mehreren Seiten hin ernste Verpflichtungen eingegangen: erstens, die emanzipierten Neger in ihrer Freiheit zu schützen, zweitens, für die Sicherheit der Unionstreuen im Süden und endlich für die Sicherheit des Geldes der Staatsgläubiger zu sorgen. Dies alles war ebensogut eine Ehrenpflicht als eine politische Pflicht. Die Wiedereinsetzung der Selbstverwaltung und die Wiederaufnahme der südlichen Staaten in ihr ehemaliges Verhältnis zur Union war unmöglich, solange man ziemlich sicher sein konnte, daß diese Wiederherstellung die Freiheit der emanzipierten Sklaven, die Sicherheit der Unionstreuen im Süden und die Rechte der Gläubiger des Staates ernstlich gefährdete.

Daß solche Gefahren tatsächlich bestanden, war zweifellos. Nicht nur meine eigenen Beobachtungen auf meiner Reise überzeugten mich davon, sondern auch der Bericht der Kommission unter dem Vorsitz Senator Fessendens brachte eine Menge neuer Beweise dafür und malte die Gefahren in noch viel düstreren Farben, als ich es getan hatte. Präsident Johnson selbst hatte bis zu einem gewissen Grade stillschweigend zugegeben, daß er sie erkannte; das bewiesen die vielen Ausnahmen in seinem Amnestiegesetz u. dgl. m. Also entkräftete er in der Praxis seine eigenen Theorien. Und dennoch bestand er darauf, daß die „jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten" sofort vollständig in all ihre Rechte der Selbstverwaltung und der Anteilnahme an der Bundesregierung wieder eingesetzt werden müßten.

Die Mitglieder der republikanischen Majorität hatten noch immer den aufrichtigen Wunsch, einen Bruch zwischen dem Präsi-

denten und dem Kongreß zu vermeiden. Die Justizkommission des Senats stellte am 12. Januar 1866 den Antrag auf Weiterbestehen des Freedmen's Bureau mit vermehrtem Personal und erweiterter Machtbefugnis. In beiden Häusern wurde der Antrag sehr gründlich und maßvoll diskutiert; die Notwendigkeit einer Einrichtung zum Schutze der Freigelassenen und zur wirksamen Einführung der freien Arbeit in den Südstaaten wurde allgemein anerkannt und sogar von den republikanisch gesinnten Freunden des Präsidenten im Senat unterstützt. Der Antrag wurde in beiden Häusern mit erdrückender Stimmenmehrheit angenommen, und selbst diejenigen, die dem Präsidenten nahe standen, konnten nur erwarten, daß er ihn billigen und unterzeichnen würde. Statt dessen schickte er ihn am 19. Februar mit seinem Veto zurück unter der Begründung, der Antrag sei unnötig und verfassungswidrig und überdies ungültig, weil er von einem Kongreß beschlossen worden sei, in dem elf Staaten, nämlich die „jüngst an der Rebellion beteiligten", nicht vertreten seien. Diese Worte enthielten eine Hinweisung darauf, daß, ehe nicht die südlichen Staaten wieder vertreten wären, der tagende Kongreß überhaupt keine gültigen Gesetze machen könnte. Senator Trumbull widerlegte in einer hervorragend guten, staatsmännisch bedeutenden und ruhigen Rede die Gründe des Präsidenten und beantragte, die betreffende Vorlage trotz des Vetos des Präsidenten zum Gesetz zu erheben. Aber die sogenannten „regierungsfreundlichen Republikaner", die vorher für den Gesetzantrag gestimmt hatten, stimmten jetzt zugunsten des Vetos, und so blieb das Veto, da eine zweidrittel Majorität nicht aufgebracht werden konnte, bestehen. Präsident Johnson hatte hiermit einen Sieg über die republikanische Majorität im Kongreß davongetragen. Nach diesem Siege mochte er wohl glauben, daß er mit seinem Veto jeden Antrag und jedes ihm mißliebige Gesetz lahmlegen könnte, und daß er also Herr der Situation sei. Jedenfalls war ihm die Sache zu Kopfe gestiegen, und er beging den Fehler, die Opposition zu unterschätzen.

Am 22. Februar wurde in Washington eine öffentliche Versammlung abgehalten, in welcher die Zustimmung des Volkes zu der Rekonstruktionspolitik des Präsidenten Ausdruck finden sollte. Die

Volksmenge zog von dem Versammlungsort zum Weißen Hause, um dem Präsidenten zu dem Erfolge seines Vetos zu gratulieren. Man verlangte, daß der Präsident, als Antwort auf den Glückwunsch, reden solle. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen und gab sich selbst den Todesstoß. Er sprach zunächst in der ihm üblichen selbstherrlichen Weise von der Rechtschaffenheit seiner Absichten und der Richtigkeit seines Verfahrens, und dann begann er, in den heftigsten Ausdrücken über seine Gegner herzuziehen. Er klagte die gemeinsame Kommission für die Rekonstruktion, an deren Spitze Fessenden stand, als ein „unverantwortliches zentrales Direktorium" an, welches die Machtbefugnisse des Kongresses an sich gerissen habe, er schilderte, wie er die Anführer der Rebellion bekämpft habe und fügte hinzu, daß es sogar diesseits der Grenze Leute gebe, die an der Auflösung der Union arbeiteten. Nun fühlten einige aus dem lärmenden Volkshaufen, daß der Präsident auf ihr Niveau herabgestiegen sei und verlangten schreiend, daß Namen genannt würden. Der Präsident nannte Thaddeus Stevens, Charles Sumner und Wendell Philipps als Männer, welche die festen Grundlagen des Staates und der Regierung zu untergraben suchten. Was John W. Forney betreffe, fügte er unter stürmischer Heiterkeit des Pöbels hinzu, so betrachte er ihn als „eine tote Wildente", die „keinen Schuß Pulver mehr wert sei". Dann sprach er weiter von den bescheidenen Verhältnissen, aus denen er sich emporgerungen; er sei, wie alle wüßten, nur ein Schneider gewesen, aber was er auch immer zugeschnitten, habe „tadellos gesessen". Zum Schluß deutete er offen an, daß es hochgestellte Männer gebe, die mit Lincolns Blut nicht zufrieden seien, sondern auch ihm nach dem Leben trachteten.

Die Wirkung dieser Rede, als sie gedruckt in den Tagesblättern erschien, war unbeschreiblich. Viele der am öffentlichen Leben beteiligten Männer in Washington erinnerten sich der peinlichen Szene, wie Johnson damals bei der Einführungsfeier angeheitert gewesen war, und gaben sofort ihrer Ansicht Ausdruck, er müsse abermals des Guten zu viel getan haben, als er diese Rede hielt. Sie folgerten ganz einfach, kein Präsident der Vereinigten Staaten, wie überhaupt kein Mann in öffentlicher Stellung, der die geringste Selbstachtung

besäße, könne zu solch einer Tiefe zügellosen Schmähens und gemeinen törichten Geschwätzes hinabsteigen, wenn er bei klarem Verstande sei. Trunkenheit hätte also füglich als mildernder Umstand gelten können. Aber wohin führte eine solche Annahme? Der Eindruck, den dieses — man könnte mit Recht sagen — Ereignis auf das Volk gemacht hatte, ging klar aus der Presse hervor. Die meisten Zeitungen, welche die Politik des Präsidenten begünstigten, waren stumm: nur wenige wagten ein Wort der Verteidigung. Aus der gegnerischen Presse wurde kaum ein Schrei der Entrüstung laut: die meisten Zeitungen besprachen die Sache ernst und in verhaltenem Tone. Die allgemeine Empfindung war Scham und Demütigung um des ganzen Vaterlandes willen.

Im Kongreß stellte Stevens mit charakteristischem Sarkasmus die ganze Sache als eine böswillige Erfindung der Feinde des Präsidenten dar. Man hoffte noch immer, einen völligen Bruch zwischen dem Präsidenten und der republikanischen Partei vermeiden zu können. Am 26. Februar hielt Sherman eine lange, wohlüberlegte Rede, in der er Einigkeit im Zusammenarbeiten empfahl. Er zählte alle Tugenden auf, die Andrew Johnson zu besitzen vorgab, und all die Dienste, die er tatsächlich geleistet hatte, und erklärte feierlich, daß er glaube, der Präsident habe sich immer von patriotischen Motiven leiten lassen und habe stets ehrlich nach bestem Wissen gehandelt. Er konnte jedoch nicht umhin, „die Rede vom 22. Februar aufs tiefste zu beklagen". Er fügte hinzu, man könne sich „kaum ein demütigenderes Bild denken, als den Präsidenten der Vereinigten Staaten, der an die erregten Leidenschaften des Pöbels mit solchen Auslassungen appelliert, wie Johnson an jenem Tage". Immerhin fand Sherman „den Augenblick zu einem Konflikt mit dem obersten Staatshaupt ungeeignet". Andere hervorragende Republikaner, wie z. B. General J. J. Cox aus Ohio, einer der edelsten Männer, die ich gekannt habe, gingen persönlich zum Präsidenten, um ihm in freundlichem Sinne Vorstellungen zu machen. Er antwortete mit liebenswürdigen Worten und Versprechungen, die sich aber später als leere Phrasen erwiesen. Dann trat ein Ereignis ein, das die letzte Möglichkeit freundlicher Annäherung abschnitt.

Am 13. März nahm das Repräsentantenhaus die Civil Right's Bill an, welche der Senat bereits am 2. Februar angenommen hatte. Die Hauptbestimmung dieses Gesetzes war die Erklärung, daß alle in den Vereinigten Staaten geborenen Personen, ausgenommen nichtbesteuerte Indianer, Bürger der Vereinigten Staaten seien, und daß diese Bürger, von welcher Rasse und Farbe sie auch wären, in jedem Staat und jedem Territorium der Vereinigten Staaten die gleichen Rechte haben sollten, insbesondere das Recht, Verträge zu schließen und ihre Durchführung zu erzwingen, Klage zu führen und zu prozessieren, als Zeugen aufzutreten, Grundbesitz und bewegliches Eigentum besitzen, erben, kaufen, pachten, verkaufen zu dürfen und die Wohltaten aller Gesetze und Bestimmungen zum Schutze der Person und des Eigentums, wie sie von den Bürgern weißer Rasse genossen wurden, in vollem Maße zu genießen. Der Gesetzentwurf hatte nichts mit der „sozialen Gleichstellung" zu tun und griff in keiner Weise störend in des Präsidenten Rekonstruktionspläne ein. Im Gegenteil, es wurde gesagt, daß Johnson sich schon mehrmals in Wort und Tat den Bestimmungen dieses Gesetzentwurfs günstig gezeigt hätte. Das Gesetz schien in allen Stücken so vernünftig und zur Durchführung des 13. Amendements der Verfassung, welches die Sklaverei verbot, so notwendig, daß seine Verwerfung durch den Präsidenten ausgeschlossen erschien. Ganz abgesehen von den Vorzügen des Gesetzes, hätte der Präsident schon aus Gründen der Klugheit es unterzeichnen sollen. Wenn er es getan hätte, so hätte er den versöhnlichen Geist, der trotz allem noch in manchem republikanisch gesinnten Herzen wohnte, sehr ermutigt und gestärkt und hätte sich noch in elfter Stunde einen starken Anhang im Kongreß sichern können. Er tat es nicht. Er sandte auch dieses Gesetz an den Kongreß zurück mit seinem Veto, dessen Begründung so schwach war, daß man merkte, wie mühevoll er nach Vorwänden gesucht hatte, um das Gesetz zu Fall zu bringen. Einer seiner Hauptgründe war wieder jener fatale, daß der Kongreß das Gesetz beschlossen habe, während elf Staaten nicht vertreten waren: eine Wiederholung der drohenden Hinweisung darauf, daß die Gültigkeit der von einem solchen Kongreß beschlossenen Gesetze anfechtbar sei.

Der Kongreß nahm den Gesetzentwurf, trotz des Vetos, mit zweidrittel Majorität in beiden Häusern an, und die Civil Right's Bill wurde Gesetz. Johnsons Niederlage war eine schlimmere Sache, als es zuerst den Anschein hatte. Das Ansehen, das er bei dem Erfolge seines Vetos in der Sache der Freedmen's Bureau Bill gewonnen hatte, war damit wieder verloren gegangen. Die Republikaner, bei denen er die Erwartung geweckt hatte, daß er dieses zweite Gesetz unterzeichnen würde, glaubten nun, er sei ein Wortbrüchiger, dem jeder Verrat zuzutrauen sei. Die letzte Gelegenheit zu einer Versöhnung mit der republikanischen Partei war dahin. Es war ja klar geworden, daß nicht er stärker war als der Kongreß, sondern daß der Kongreß mit seiner zweidrittel Mehrheit stärker war als Johnson, und so zog sich das Element der Parteipolitiker, welches wegen persönlicher Vorteile auf Seite des Stärkeren stehen muß, von ihm zurück. Aber das Schlimmste war, daß die Reaktionäre in den Südstaaten, welche die Freiheit der Neger nach Möglichkeit beschneiden wollten, sein Veto der Civil Right's Bill mit lauten Jubelrufen aufnahmen. Da sie nun glaubten, daß er unerschütterlich gegen das Erteilen der im Gesetzentwurfe vorgesehenen gleichen bürgerlichen Rechte an die Freigelassenen bleiben würde, jubelten sie Johnson als ihrem Vorkämpfer zu. Unbekümmert um den Mißerfolg seines Vetos, den sie als unwichtigen Zwischenfall betrachteten, redeten sie sich leicht ein, daß der Präsident, mit Hilfe der regierungsfreundlichen Republikaner und der demokratischen Partei in den Nordstaaten, sicher endlich siegen würde, und daß sie nun nach Belieben mit den Negern und der Arbeiterfrage umspringen könnten. Das reaktionäre Element fühlte sich durch des Präsidenten Haltung bis zur Tollkühnheit ermutigt. Staatliche Gesetze und städtische Gemeindeverordnungen, welche die Schwarzen zu einem halbsklavischen Zustand zurückbringen sollten, häuften sich; Berichte über Grausamkeiten, die an Freigelassenen verübt waren, wurden täglich zahlreicher. Der Ton der Presse und der öffentlichen Reden im Süden wurde ungeduldig und herrisch. Maßregeln, die zum Schutze der Freigelassenen ergriffen waren, wurden im Namen der Verfassung ohne Unterschied als Handlungen der unleidlichsten Tyrannei gebrand-

markt. Es wurde laut als verfassungsmäßiges Recht gefordert, daß Abgeordnete der „jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten“ ihre Sitze im Senat und Repräsentantenhaus des Kongresses wieder einnehmen sollten. Und für diese Sitze wurden Vertreter vorgeschlagen, die noch gestern mit den Waffen in der Hand gegen die nationale Regierung gekämpft oder die hohe Stellungen in der aufständischen Konföderation bekleidet hatten. Die höchste Autorität, die für all diese Klagen und Forderungen ins Feld geführt wurde, war Andrew Johnson, der Präsident der Vereinigten Staaten.

Die Südstaatler verdienten eigentlich Mitleid, daß sie zu so verhängnisvollen Extravaganzen verleitet worden waren, und der Präsident konnte mit Recht ihr ärgster Feind genannt werden.

Den Eindruck, den all dieses auf die Gemüter der Nordstaatler machte, kann man sich leicht vorstellen. Männer von ganz nüchterner Denkungsart, denen alles Übertriebene fern lag, fragten sich ganz ernstlich, ob die legitimen Ergebnisse des Krieges, für welche ungezählte Tausende von Menschenleben und die Früchte der Arbeit vieler Jahre geopfert waren, nicht in Gefahr schwebten. Ihre Befürchtungen waren nicht durch politische Agitation künstlich erzeugt, sondern waren aufrichtig und tiefgefühlt und steigerten sich nachgerade zum Zorn. Die allmähliche Besänftigung von Leidenschaft und Groll, die der Krieg erregt hatte, wurde plötzlich gehemmt. Das Gefühl, daß die Union abermals von einer „Rebellenherrschaft“, an deren Spitze gar der Präsident stand, gerettet werden müßte, brach sich überall Bahn. Selbst wohlgesinnte Leute wurden in bezug auf die Mittel, die der Kongreß zur Bekämpfung dieser Gefahr ergreifen sollte, immer weniger wählerisch.

Die Volksstimmung übte denn auch ihren Einfluß auf den Kongreß aus und spornte die radikalen Tendenzen seiner Mitglieder an. Selbst vorsichtige konservative Männer gaben zu, daß hier starke Maßregeln am Platze wären, und sie griffen bald zu den allerstärksten. Auch das Parteimotiv wurde dem patriotischen Gedanken dienstbar gemacht. Es war nach und nach klar geworden, daß Präsident Johnson durch sein Verhalten absichtlich oder unabsichtlich, — wahrscheinlich letzteres, — der demokratischen Partei in die Arme getrieben werden

würde. Die Demokraten waren natürlich höchst erfreut, einen Präsidenten für sich zu gewinnen, der von den Republikanern gewählt war. Sie unterstützten also eifrigst seine Maßnahmen und schmeichelten ihm, wo sie nur konnten. Der alte Bund zwischen der sklavereifreundlichen Partei im Süden und den Demokraten im Norden wurde wieder erneuert, dieser Bund, der den Südstaaten noch jüngst so teuer zu stehen gekommen war, weil er die Südstaatler veranlaßt hatte zu glauben, sie brauchten sich nur gegen die Bundesregierung aufzulehnen, dann würden die Demokraten des Nordens sich zu ihnen gesellen und ihnen zum Siege verhelfen. Ein ähnlicher Wahn wurde jetzt wieder durch die Haltung der Demokraten im Norden erzeugt, und es stand fest, daß, wenn die „jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten" nach dem Plane Johnsons rekonstruiert wurden, sie eine durchweg demokratische Vertretung in den Kongreß schicken würden. Diese Vertretung würde sogar an Zahl größer gewesen sein als ehemals, denn die Neger, die bisher nur zu drei Fünfteln als Grundlage der Vertretung gezählt worden waren, wurden jetzt als Freigelassene, wenn auch ohne Stimmrecht, alle gezählt. Es bestanden also berechtigte Befürchtungen, daß die Vertreter der auf diese Weise rekonstruierten Südstaaten, mit den Demokraten des Nordens vereint, den Kongreß beherrschen würden. Dann würden diese nicht allein alles rückgängig machen, was die Gesetzgebung bisher zum Schutz der Freigelassenen getan hatte, und diese schutzlos der Besitzerklasse überantworten, sondern auch die Staatsschuld in Gefahr bringen, entweder durch direkte Nichtanerkennung oder dadurch, daß sie in entwertetem Papiergeld ausgezahlt wurde. Diese Befürchtungen waren keineswegs grundlos, denn der Süden konnte naturgemäß eine solche direkte oder indirekte Nichtanerkennung der Staatsschuld nur begünstigen, und auch in den Nordstaaten, besonders im Westen, machte sich eine ähnliche Stimmung geltend.

Infolgedessen befestigte sich im ganzen Norden immer mehr die Meinung, daß die Vorherrschaft der republikanischen Partei — wenigstens auf einige Jahre hinaus — für die Sicherheit und Ehre der Union notwendig sei. Alle zur Sicherung dieser Vorherrschaft getanen Schritte, die sonst zum Teil einer sehr abfälligen Kritik

begegnet wären, wurden daher jetzt mit äußerster Nachsicht beurteilt und gutgeheißen. Stockton aus New Jersey ging aus Gründen, die zu anderer Zeit kaum ausschlaggebend gewesen wären, seines Sitzes verlustig, um sogar unter Fessendens Zustimmung einem republikanischen Nachfolger Platz zu machen. Zufällige Abwesenheit irgend eines demokratischen Senators wurde zur Abstimmung benutzt — beispielsweise wenn ein Veto überstimmt werden sollte oder dgl. m. — und ähnliche Verfahrungsarten wurden öfters angewandt, die nicht gerade mit der berühmten „Courtoisie des Senats" vereinbar waren. Zur völligen Rekonstruktion der südlichen Staaten war jedoch noch viel gründliche und dauernde Arbeit nötig. Die republikanische Majorität war durchaus nicht einig über die verfassungsmäßige Stellung der Staaten, die sich im Aufstand gegen die Bundesregierung befunden hatten. Ich erwähnte bereits die Theorie des Staatenselbstmords, die Stevens und einige Extremgesinnte vertraten. Die bei den Republikanern beliebteste Theorie, die auch von der vereinigten Kommission für die Rekonstruktion formuliert wurde, war die, daß die rebellischen Staaten nicht von der Union gelöst gewesen wären, sondern nur innerhalb der Union ihre Fähigkeit zur Mitarbeit verloren hätten und erst durch Kongreßbeschluß und unter den vom Kongreß gestellten Bedingungen in ihr regelrechtes verfassungsmäßiges Verhältnis zur Union wieder aufgenommen werden müßten. Diese Theorie wurde im Repräsentantenhause am klarsten von Shellaberger aus Ohio entwickelt, einem Manne von außerordentlichem Scharfsinn und großer Geisteskraft. Sie wurde im Senate unter Führung Fessendens und Sumners von allen Republikanern außer den wenigen Anhängern des Präsidenten angenommen. Aber sie wurde in der Praxis noch oft seltsam gedreht und gewendet, wenn die Ausführung Schwierigkeiten bereitete. Zum Beispiel wurde gelegentlich angenommen, der Krieg sei in mancher Hinsicht zu Ende, in mancher nicht; so wurde jenen Staaten das Recht der Selbstverwaltung und der Vertretung im Bundesparlament abgesprochen, und doch wurden sie bei der Ratifikation eines Amendements zur Bundesverfassung mitgezählt. Auch gab diese Theorie keinen Aufschluß über die Bedingungen, die den Sezessionsstaaten

vor ihrer Wiederaufnahme in die Union auferlegt werden sollten. Die Frage z. B., ob zu diesen Bedingungen auch die Erteilung des Wahlrechts an die Neger gehörte, wofür Sumner stets so energisch eintrat, blieb offen.

Um den drohenden Gefahren zu begegnen, stellte die vereinigte Kommission für die Rekonstruktion das vierzehnte Amendement zur Bundesverfassung auf, über welches in beiden Häusern lange und eingehend debattiert wurde. In der Form, in der es schließlich angenommen wurde, erklärte es: 1. daß alle in den Vereinigten Staaten geborenen oder naturalisierten Personen Bürger der Vereinigten Staaten und Bürger desjenigen Staates sind, in dem sie ihren Wohnsitz haben, und daß kein Staat Gesetze erlassen oder durchführen soll, welche die Rechte und Freiheiten der Bürger kürzen, auch nicht ohne vorhergegangenes Gerichtsverfahren eine Person des Lebens, der Freiheit oder des Eigentums berauben, noch irgendeiner Person den alle gleichmäßig berücksichtigenden Schutz der Gesetze versagen soll; 2. daß, wenn in irgendeinem Staate irgendwelchen Bürgern das Stimmrecht bei Wahlen von Bundes- oder Staatsbeamten — ausgenommen wegen Teilnahme an Aufstand oder wegen sonstigen Verbrechens — versagt oder irgendwie gekürzt wird, die Basis der Vertretung im Kongreß oder das Wahlmännerkollegium in demselben Verhältnis verringert werden soll, wie das Verhältnis solcher männlichen Bürger zu der ganzen Zahl männlicher Bürger im Alter von mindestens 21 Jahren in jedem Staate beträgt; 3. daß keine Person, die an der Rebellion teilgenommen hat, obwohl sie früher als Bundes- oder Staatsbeamter oder Offizier geschworen hatte, die Verfassung der Vereinigten Staaten hochzuhalten, Senator oder Volksvertreter im Kongreß sein oder irgendein bürgerliches oder militärisches Amt in den Vereinigten Staaten oder in einem Einzelstaat bekleiden soll, es sei denn, daß durch zweidrittel Mehrheitsbeschluß beider Häuser des Kongresses dieses Unvermögen aufgehoben werde; 4. daß die Rechtsgültigkeit der Bundesschuld nicht in Frage gezogen, noch irgendeine zur Unterstützung der Rebellion eingegangene Schuld oder Verpflichtung noch ein Entschädigungsanspruch für emanzipierte Sklaven bezahlt werden soll.

Das vierzehnte Amendement machte also vor der Ausdehnung des allgemeinen Wahlrechts auf die Neger Halt. Das war eine Frage, welche viele Republikaner noch ängstlich vermieden. Die stillschweigende Folgerung war jedoch, daß die Staaten, welche die Ausdehnung des allgemeinen Wahlrechts auf die Neger verweigerten, dadurch gestraft wurden, daß ihre Vertretung im Kongreß verringert wurde. Ferner wurden, wenn nicht ausdrücklich durch zweidrittel Mehrheit des Kongresses diese Bestimmung im Einzelfall aufgehoben wurde, die einflußreichste Klasse derjenigen, die an der Rebellion teilgenommen hatten, von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Endlich wurde die Staatsschuld sichergestellt. Nur eine der Bestimmungen konnte gerechter Weise getadelt werden. Das war die, welche eine so große Zahl von Männern aus den Südstaaten aus öffentlichen Ämtern fernhielt, und zwar gerade Männer aus der Gesellschaftsklasse, mit der eine freundschaftliche Verständigung besonders wünschenswert war. Das habe ich selbst später viel klarer eingesehen als zu jener Zeit. Wenn man diese Bestimmungen als Strafe für „Hochverrat" ansah, so war die darin vorgesehene Entziehung der politischen Rechtsfähigkeit allzu nachsichtig. In dieser Hinsicht konnte sie nur den Argwohn erwecken, daß wir im Grunde gar nicht hochherzig waren und die Rebellen noch viel strenger behandelt haben würden, wenn wir es nur anzufangen gewußt hätten. Die Disqualifizierung einiger weniger, besonders verhaßter Führer der Rebellion hätte genügt, um das Volk zu beruhigen. Aber die Disqualifizierung einer so großen Menge angesehener Leute war, ganz abgesehen von Gerechtigkeit oder Großmut, ein schlimmes politisches Versehen. Es traf beinahe alle die, auf welche die große Masse der südstaatlichen Bevölkerung wegen ihrer höheren Bildung, ihres Reichtums und ihrer gesellschaftlichen Stellung als führende Persönlichkeiten blickte. Diese Führerschaft wurde durch die Disqualifizierung zum öffentlichen Amt keineswegs beeinträchtigt, weil keine andere Führerschaft dadurch an ihre Stelle gesetzt wurde. Die davon Betroffenen konnten freilich nicht selbst ein Amt bekleiden, aber ihr Einfluß konnte bestimmen, wer es bekleiden sollte, und konnte dessen Verhalten beherrschen. Unter den Disqualifizierten befanden

sich manche, besonders frühere Soldaten aus dem Heer der Konföderation, welche den Vorteil einsahen, den ein Abfinden mit der neuen Ordnung der Dinge mit sich brachte, und die geneigt waren, es zu fördern. Ihren guten Willen dadurch abzuschwächen, daß man ihren Stolz verletzte, war entschieden eine falsche Politik. Die Bestimmung, daß ihre Disqualifizierung durch Beschluß einer zweidrittel Mehrheit in jedem Hause des Kongresses wieder aufgehoben werden könnte, machte den angerichteten Schaden nur zum Teil wieder gut, aber doch vom Standpunkte des Gemeinwohls aus nicht in genügendem Maße.

Es wurde nicht geradezu beschlossen, aber stillschweigend angenommen, daß diejenigen der „jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten", welche das vierzehnte Amendement zur Verfassung ratifizierten, dadurch von selbst die Berechtigung zur Wiederaufnahme in ihr ehemaliges Verhältnis zur Union erlangen würden. Tennessee, wo die Anhänger der Johnson feindlichen Unionspartei die Oberhand hatten, führte die Ratifikation aus. Sofort konnten die dortigen Senatoren und Repräsentanten ihre Sitze im Kongreß wieder einnehmen. Die Wiederaufnahme der anderen Staaten in den Bund wäre ohne Zweifel in derselben Weise vor sich gegangen, wenn sie dem Beispiel von Tennessee gefolgt wären; aber wie später verlautete, widerriet ihnen Präsident Johnson hartnäckig, dies zu tun, und so wurde der Kampf fortgesetzt. Gegen den Entwurf zu einem zweiten Freedmen's Bureau-Gesetz, in welchem manche der im ersten Entwurf vom Präsidenten beanstandete Punkte abgeändert waren, legte er abermals sein Veto ein. Aber zwischen dem Kongreß und dem Präsidenten hatten sich die Dinge jetzt derartig zugespitzt, daß die Begründungen seines Vetos kaum angehört wurden, es vielmehr in jedem einzelnen Falle sofort und fast ohne Debatte von der erforderlichen zweidrittel Mehrheit überstimmt wurde.

So lagen die Dinge vor der Kongreßwahl von 1866. Das Volk sollte nunmehr zwischen dem Präsidenten und dem Kongreß entscheiden. Der Konflikt hatte eine solche gewaltige Erregung hervorgebracht, daß bei einigen sogar das geistige Gleichgewicht gefährdet wurde. Preston King aus New York, der Senator der Ver-

einigten Staaten gewesen und von Johnson zu einem der ersten Beamten im Steuerwesen ernannt worden war, verübte eben vor dem Zusammentreten des Kongresses Selbstmord, indem er im Hafen von New York von einem Fährdampfer in den North River sprang. Er war ein radikal gesinnter Republikaner gewesen und hatte, als er das Amt annahm, geglaubt, Johnson stehe auf demselben Standpunkt. Des Präsidenten Handlungsweise bekümmerte ihn dann derart, daß er schwermütig wurde, und ihn endlich seine Gemütskrankheit in den Tod trieb. Einem anderen Aufsehen erregenden Selbstmord, den Senator Lane aus Kansas ein paar Monate später verübte, wurde derselbe Grund zugeschrieben.

Die Wahlkampagne von 1866 war besonders heiß und erbittert. Bei Präsidentenwahlen hatte ich wohl schon größere Begeisterung und Teilnahme erlebt, aber nie so viel Feindschaft, Haß und Groll als bei dieser, deren Nebenzweck doch war, einen Präsidenten zu stürzen. Andrew Johnson hatte nicht nur eine entschiedene Neigung gezeigt, die demokratische Partei in seinen Bann zu schlagen, sondern er begann jetzt auch, Beamte zu entlassen, die politisch nicht mit ihm einer Meinung waren, und setzte an ihre Stelle Leute, die seine Parteiansichten teilten. Dies Verfahren traf den Parteigeist an einer sehr empfindlichen Stelle. In den Augen des gewöhnlichen Anhängers einer Partei konnte es keinen klareren Beweis von Johnsons „Verräterei" geben. Es war die große, die unverzeihliche Sünde. War der Neuangestellte ein Demokrat, so wurde sein Vergehen milde beurteilt, denn von ihm konnte man nichts anderes verlangen, aber wenn ein Republikaner aus Andrew Johnsons Hand zu Andrew Johnsons Bedingungen ein Amt annahm und an die Stelle eines Mannes trat, der wegen Treue gegen die Parteigrundsätze entlassen war, so war das unverzeihlich. Die Stellenjäger, die sogenannte „bread and butter brigade", wurden mit einer in Worten kaum auszudrückenden Verachtung angesehen.

Aber noch Schlimmeres entflammte den Zorn des Nordens. Die Weißen der Südstaaten waren wieder einmal selbst ihre ärgsten Feinde. Anfang Mai kam aus Memphis die Nachricht von Aufständen, bei welchen vierundzwanzig Neger verwundet und ein

Weißer getötet worden waren. Die Annahme lag nahe, daß die Weißen die Angreifer, die Neger die Opfer gewesen waren. Ende Juli kam aus New Orleans noch bedeutsamere Kunde. Dort war von Unionsfreunden der Versuch gemacht worden, die Konvention von 1864 wieder zu beleben, um die Verfassung des Staates umzugestalten. Ein solcher Versuch war von zweifelhafter Rechtmäßigkeit, hätte aber, wenn er ungesetzlich gewesen wäre, leicht durch gesetzmäßige und friedliche Mittel verhindert werden können. Die städtischen Behörden von New Orleans bestanden aus ehemaligen Konföderierten, welche sofort beschlossen, daß die Versammlung des Überbleibsels der Konvention nicht stattfinden sollte. Als sie dennoch abgehalten wurde, erstürmte die zum größten Teil aus ehemaligen Soldaten der Konföderation bestehende Polizei, von einem weißen Pöbel unterstützt, den Saal und feuerte auf die Versammelten. Das Resultat war, daß von den Negern 37 tot und 17 verwundet waren, während auf der Seite der Angreifer 1 Toter und 10 Verwundete gezählt wurden. General Sheridan, der Kommandeur des Departements, telegraphierte an General Grant: „Es war kein Aufstand; es war einfach seitens der Polizei ein Niedermetzeln, welches dem Blutbad von Fort Pillow an Grausamkeit nicht nachstand. Und dieses Blutbad richteten der Bürgermeister und die Polizei dieser Stadt ohne die geringste Notwendigkeit an." Durch den ganzen Norden ging ein Beben des Entsetzens und der Wut. Man fragte sich gegenseitig: „Bedeutet dies den Wideranfang der Rebellion?" — Die Frage hörte ich oft stellen.

Die Regierung fühlte natürlich den Schlag, und, um seine Wirkung zu entkräften, sollte nach einem Plane von Thurlow Weed und Staatssekretär Seward ein Nationalkonvent der Regierungsanhänger aus dem Norden und aus dem Süden abgehalten werden. Diese „National Union Convention" trat in Philadelphia am 14. August zusammen. Sie war gut besucht, sowohl was Zusammensetzung als was Zahl betraf. Die Sitzung wurde mit einem Schauspiel eröffnet, das unter anderen Umständen die Volksphantasie gewiß günstig beeinflußt hätte. Die Abgeordneten marschierten zu Paaren in den Versammlungsraum, je ein Südstaatler Arm in Arm mit

einem Nordstaatler, Massachusetts und Süd-Carolina voran. Aber der Aufstand in Memphis und das „Blutbad" von New Orleans waren noch zu frisch in der Erinnerung, und die düstere Gestalt Andrew Johnsons drohte zu sehr im Hintergrunde, als daß die theatralische Schaustellung der wiederhergestellten Bruderliebe den richtigen Erfolg gehabt hätte. Im Augenblick wurde wohl Hurra gerufen, aber schließlich wurde die ganze Sache lächerlich gemacht und erhielt den Spottnamen der „Arm-in-Arm-Konvent". Die Verhandlungen waren langweilig, und von den Republikanern wurde nachdrücklich darauf hingewiesen, daß der Vorsitzende, Senator Doolittle aus Wisconsin, die Südstaatler wenig oder gar nicht zu Worte kommen ließ, damit sie nicht zu viel sagten. Es wurde auch bemerkt und betont, daß unter den Mitgliedern des Konvents die Zahl der vermeintlichen Stellenjäger, der Anhänger der „bread and butter brigade", auffallend groß wäre. Ein Beschluß des Konvents erklärte die Sklaverei für abgeschafft und den freigelassenen Neger für des gleichen Schutzes an Leben und Eigentum wie andere Bürger teilhaftig; ein anderer Beschluß unterstützte kräftig die Rekonstruktionspolitik Präsident Johnsons.

Wenn die Mitglieder der „National Union Convention" sich einbildeten, daß sie mit ihren versöhnlichen Reden und Beschlüssen Öl auf die wildbewegten Wogen gießen würden, so machten sie die Rechnung ohne den Wirt. Eine eigens ernannte Kommission überbrachte Präsident Johnson ein Protokoll der Verhandlungen, aber seine Antwort darauf klang eher trotzig als versöhnlich. „Sogar in einer Abteilung unserer Regierung", sagte er, „haben wir die kräftigsten Versuche erlebt, die Wiederherstellung von Frieden, Eintracht und Harmonie zu verhindern. Wir haben eine Körperschaft, die sich Kongreß der Vereinigten Staaten nennt oder es zu sein vorgibt, während sie tatsächlich nur der Kongreß eines Teiles der Vereinigten Staaten ist. Wir haben erlebt, daß ein Kongreß, der in der Minorität ist, eine Macht auszuüben beansprucht, welche, wenn sie wirklich ausgeübt würde, zum Despotismus oder zur Monarchie ausarten würde." Aber es sollte noch schlimmer kommen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß ein Präsident unter dem Einfluß der Atmo-

sphäre von Washington leicht meint, das amerikanische Volk vergöttere ihn. Sogar John Tyler soll das gedacht haben. In einem ähnlichen Wahne mochte Präsident Johnson befangen sein, als er die von Chicago an ihn gerichtete Einladung zur feierlichen Enthüllung des Douglas-Standbildes daselbst annahm. Er hatte das größte Vertrauen zu seiner persönlichen Macht über die Volksmassen und beschloß, seine Reise zu einer großartigen „Präsidentenfahrt" durch einige Staaten zu gestalten. Er reiste Ende August ab. Mehrere Mitglieder seines Kabinetts, u. a. Seward, begleiteten ihn, und General Grant und Admiral Farragut waren zu seinem persönlichen Dienst kommandiert, damit dem Erscheinen des Staatsoberhauptes noch besonderer Glanz verliehen würde.

Seine Reise nannte er selber die „Schwenkung im Kreise" (swinging around the circle), um damit seinen Kampf zunächst gegen die südstaatlichen Feinde der Union, die Sezessionisten, und sodann gegen die nordstaatlichen Störenfriede, die radikalen Republikaner, zu kennzeichnen. Die Fahrt war eine Reihe von bedauerlichen Bloßstellungen. In Philadelphia wurde er mit absichtlicher Kälte aufgenommen. In New York hielt er einen offiziellen Empfang; er erzählte bei dieser Gelgenheit zum wer weiß wie vielten Male die Geschichte seines wunderbaren Emporkommens vom Ratsherrn seiner Vaterstadt zum Präsidenten der Vereinigten Staaten und fügte der Erzählung einige wenig bedeutende Bemerkungen über seine Politik hinzu. In Cleveland erschien er vor einer großen Zuhörerschaft — wie durch zahlreiche Zeugen erhärtet wurde — in betrunkenem Zustande. Der Inhalt seiner Rede läßt sich auch auf keine andere Weise erklären. Er ging darin auf das Niveau der gewöhnlichsten Wahlagitationsrede hinab. Er erwiderte die Einwürfe einiger seiner Zuhörer und zankte sich mit ihnen herum. Seine ganze Rede war ein Gemisch von albernen, weinseligen und unbesonnenen Angriffen. Bei seinem Besuch in Chicago fiel nichts besonders Ärgernis erregendes vor, aber die Rede, die er in St. Louis hielt, setzte allem die Krone auf. Er klagte die Republikaner im Kongreß an, daß sie das „Blutbad" von New Orleans angestiftet hätten. Er gab eine unklare Tirade über Judas, Christus und Moses zum Besten.

All seine Gegner beschuldigte er, daß ihnen nur daran liege, ihre Ämter und Stellen zu behalten, aber e r wolle sie schon hinaustreiben! Sie wollten ihn ja los sein, er wisse es, aber er trotze ihnen! Und so weiter. In Indianopolis pfiff ihn ein wüster Pöbel aus und wollte ihn überhaupt nicht zu Worte kommen lassen.

Er kehrte vollständig geschlagen und entmutigt zurück; hinausgezogen war er, um die Unterstützung des Volkes zu gewinnen und hatte nur den Abscheu desselben geerntet. Es war ein gemeiner Schankstubengeist in seinem Verhalten, über welchen alle sich selbst achtenden Amerikaner nicht nur Trauer, sondern auch Zorn empfanden. Hätte ein Bürgermeister, ein Gouverneur oder ein Kongreßmitglied sich Ähnliches zuschulden kommen lassen, so hätte man Nachsicht üben können. Aber der Präsident der Vereinigten Staaten! Das war zu viel. Der ganze Norden hallte von Entrüstung wider. Johnsons Parteigänger ließen beschämt und entsetzt die Köpfe hängen. Witzbolde und Karikaturenzeichner bemächtigten sich sofort der „Schwenkung im Kreise" als Thema ihrer beißendsten Spottgedichte und witzigsten Spottbilder. So wandelten sie ernsten Zorn in hämisches Lachen. Andrew Johnson wurde die Zielscheibe des Hasses und der Verhöhnung.

Es war Mitte September, und die Kampagne war eigentlich entschieden. Es konnte kein Zweifel mehr sein, daß durch die Wahlen die Johnson feindliche Majorität des Kongresses nicht nur erhalten, sondern noch wesentlich vermehrt werden würde. Meiner Überzeugung nach wäre er auch ohne das schmachvolle Verhalten auf seiner Reise unterlegen; aber diesem verdankte er eine geradezu erdrückende Niederlage. Die Republikaner gewannen 143 Kongreßdistrikte, die Demokraten nur 49. Präsident Johnson war mehr denn je dem Willen des Kongresses preisgegeben.

Während der Wahlkampagne wurde ich bald hierhin, bald dorthin als Redner berufen und hielt in vielen Städten vor großen Versammlungen Wahlreden. Eine, die ich in Philadelphia am 8. September hielt, wurde als Broschüre gedruckt und weit verbreitet.

In dieser Wahlkampagne wurde die Frage des allgemeinen Stimmrechts für die Neger zum ersten Male offen erörtert. Man

hat sich seitdem fortwährend bemüht, und zwar leider oft mit Erfolg, der Bevölkerung der Südstaaten einzureden, daß die Einführung des Wahlrechts für die Neger der Vorschlag einiger besonders böswilliger, gehässiger und rachsüchtiger Radikalen gewesen sei und den Zweck gehabt habe, die Südstaaten vollends ins Verderben zu stürzen. Nichts konnte falscher sein. Daß es im Norden Leute gab, die in der leidenschaftlichen, noch vom Kriege nachzitternden Erregung wünschten, daß die Rebellen und ihre Helfershelfer und Gesinnungsgenossen für das Unheil, welches sie angerichtet hatten, auch gebührend bestraft würden, mag zugegeben werden, aber niemand erblickte im Negerwahlrecht eine Strafmaßregel. Ich kam damals mit den verschiedensten Menschen in Berührung und kann wohl sagen, daß kein einziger das Negerwahlrecht als Strafmaßregel erwähnte oder auch nur andeutete, geschweige denn es in diesem Sinne befürwortete. Beim Volke war der Gedanke an das Negerwahlrecht nie recht beliebt, und das war für die meisten Politiker schon Grund genug, es nicht öffentlich zu begünstigen. Es gab damals nur zwei Gruppen von Leuten, die überhaupt daran dachten, es allgemein einzuführen, diejenigen, die ich, im besten Sinne, Theoretiker nennen möchte: Männer, die, wie Sumner, darauf bestanden, daß dem Neger, als Mann und Staatsbürger, ebensowenig das allgemeine Stimmrecht versagt werden dürfe wie dem Weißen; und solche, die nach langem, peinlichem Grübeln über die komplizierte Frage der Rekonstruktion endlich bei dem Ergebnis landeten oder vielmehr strandeten, daß die einfachste Art, aus dieser Wirrnis herauszugelangen, und zugleich die unseren demokratischen Regierungsprinzipien am meisten entsprechende die sei, dem Neger Gelegenheit zu geben, durch Ausübung des Wahlrechts selbst seine Rechte als freier Mann zu verteidigen.

Diese Ansicht brach sich im Publikum immer mehr Bahn, und zwar in demselben Verhältnis, wie die Ergebnisse des Johnsonschen Rekonstruktionsplanes immer unbefriedigender ausfielen. Sie wurde bestärkt, als es offenbar wurde, daß die allgemeine Ablehnung, welche die Politik des Präsidenten durch die Kongreßwahlen von 1866 erfahren hatte, durchaus keinen Eindruck auf ihn gemacht hatte, sondern daß er in seiner Botschaft vom 3. Dezember hartnäckig an

seinem alten Kurs festhielt. Die Ansicht kam vollends zur Herrschaft, als die südlichen Staaten, die nach dem Plane des Präsidenten rekonstruiert waren, mit Ausnahme von Tennessee sämtlich — einige sogar einstimmig und mit Äußerungen trotziger Verachtung — das vierzehnte Amendement zur Verfassung ablehnten. Da war es ganz natürlich, daß viele vorurteilsfreie Staatsbürger, die nicht von hitziger Parteileidenschaft beeinflußt sondern nur für das Wohl des Vaterlandes besorgt waren, sich zu der Meinung bekehrten, daß es eine falsche und schlechte Politik wäre, wenn man zuließe, daß die Wahlen im Süden fast ausschließlich in den Händen von Leuten lägen, die gestern noch an der Rebellion teilgenommen hatten und, obwohl sie den Treueid von neuem geleistet, heute sich der neuen Ordnung der Dinge widersetzten, und daß es ferner ebenso falsch wäre, eine große Menge Menschen vom Wahlrecht auszuschließen, die, was sich auch sonst von ihnen sagen ließ, wenigstens die Ergebnisse des Krieges loyal vertreten würden. Es war also diese ruhige Schlußfolgerung und nicht etwa ein Rachegelüst, noch der Wunsch, die Weißen des Südens zu strafen und zu demütigen, die Quelle des Beschlusses, das allgemeine Wahlrecht auch auf die Neger im Süden auszudehnen. Diese Erwägungen, und keineswegs böswillige Motive, waren auch der Grund, weshalb viele wohlgesinnte Leute, die in ihrem eigenen Staate gegen das Wahlrecht der Neger waren, es in den südlichen Staaten begünstigten.

Die Tatsache durfte jedoch nicht übersehen werden, daß die große Masse der südstaatlichen Neger entsetzlich unwissend und auch sonst ungeeignet zur Ausübung von politischen Rechten war. Viele, die damals für das Wahlrecht der Neger eintraten, würden lieber gesehen haben, daß es allmählich eingeführt wurde, etwa in der Weise, wie Lincoln es dem Gouverneur Hahn in Louisiana vorgeschlagen hatte, d. h. daß es auf solche Schwarzen beschränkt bleiben sollte, die im Unionsheere gekämpft hatten oder sonst durch Intelligenz und Bildung zu seiner Ausübung befähigt erschienen. Dadurch wären freilich die Stimmen der Neger auf eine so kleine Zahl beschränkt worden, daß sie nicht genügt hätten, die Macht der Reaktion unschädlich zu machen. Zu diesem Ende war das *allgemeine*

Wahlrecht nötig, und deshalb verlangte man es auch, trotz der Unvollkommenheiten, die ihm anhafteten, und trotz der Gefahren, mit denen es drohte. Allerdings wurden letztere zu jener Zeit sehr unterschätzt, wie das in ähnlichen Fällen oft geht. Wie stark das Verlangen nach dem Wahlrecht der Neger im ganzen Volke augenscheinlich gewachsen war, ersah man daraus, daß Präsident Johnson selbst beantragte, ein Zirkular an die provisorischen Gouverneure zu senden mit dem Rat, das allgemeine Wahlrecht auf diejenigen Schwarzen auszudehnen, welche die Verfassung lesen und ihren eigenen Namen schreiben könnten, und auch auf solche, deren Vermögen nicht weniger als zwei Hundert und fünfzig Dollars betrüge. Unglücklicherweise tat er selbst dem sittlichen Werte seines Vorschlags Abbruch, indem er an den Gouverneur von Mississippi schrieb, er hoffe, dies würde günstig aufgenommen, denn dadurch „würden die Bestrebungen der Radikalen, die Südstaaten vom Wiederanknüpfen ihrer Beziehungen zur Union abzuhalten, vollständig vereitelt". Ihm erschien eine derartige Ausdehnung des Wahlrechts auf die Neger als der einzige schlaue Schachzug im Kampf mit den „Radikalen", während doch ein Wahlrecht mit derartigen Einschränkungen den Negern keine Handhabe zum Selbstschutz verliehen hätte. Kein einziger südlicher Staat folgte jedoch dieser Anregung des Präsidenten.

Als am 3. Dezember die Session des Kongresses eröffnet wurde, war es so gut wie sicher, daß das allgemeine Wahlrecht für die Neger beschlossen und die Rekonstruktionspolitik Johnsons vollständig unterliegen würde. Die republikanische Mehrheit drückte sofort ein Gesetz durch, welches das Wahlrecht auf die Neger im Distrikte von Columbien, einem Distrikte, der damals eine eigene Gemeindeverwaltung hatte, ausdehnte. Der Präsident legte sein Veto gegen das Gesetz ein, wurde aber sogleich mit zweidrittel Mehrheit des Kongresses überstimmt. Dann folgte eine ganze Reihe gesetzgeberischer Maßregeln des Kongresses, welche darauf ausgingen, an Stelle der Rekonstruktionsarbeit des Präsidenten ein anderes System der Rekonstruktion zu setzen, welches auf dem allgemeinen Wahlrecht des Negers beruhte und dem Präsidenten möglichst alle Macht der Einmischung nehmen sollte. Das erste Gesetz verlangte unter dem Vorwande, daß Leben und Besitz unter

den bestehenden provisorischen Regierungen nicht sicher wären, daß die „jüngst an der Rebellion beteiligten Staaten“ in fünf Militärabteilungen zerfallen sollten, von denen jede unter dem Kommando eines höheren Offiziers zu stehen hätte, der, wenn es die öffentliche Sicherheit zu erfordern schien, das Recht habe, den Belagerungszustand zu erklären und Verbrecher vom Standgericht verhören und richten zu lassen. Unter diesem militärischen Schutze sollten Konvente gewählt werden, und zwar sollte das Stimmrecht hierfür auf die Neger ausgedehnt werden und die disqualifizierten „rebellischen“ Stimmen ausgeschlossen sein. Die also gewählten Konvente sollten neue Staatsverfassungen, welche dauernd ein Wahlrecht derselben Art vorsahen, entwerfen, und diese Verfassungen sollten der Genehmigung der Bevölkerung des betreffenden Staates und des Bundeskongresses unterliegen. Die südlichen Staaten sollten zur Vertretung im Kongreß berechtigt sein, wenn sie das vierzehnte Amendement zur Verfassung ratifiziert hatten, und wenn das Amendement im allgemeinen von genügend Staaten angenommen worden war, um es zu einem gültigen Teil der Verfassung zu machen. Ein Nachtrag zu den Rekonstruktionsbestimmungen verlieh den Kommandeuren eine sehr weitgehende Kontrolle über die vorzunehmenden Wahlen, die Wählerlisten, die Art des Wahlvorganges, die Ernennung von Wahlbeamten, die Wahlprüfung und den amtlichen Bericht über die Wahlresultate an den Präsidenten und den Kongreß. Um Johnson alle Gewalt der Einsprache und Einmischung zu rauben und ihm nur das Recht der Ernennung der Generale zu lassen, wurde dem Armeegesetz eine Bestimmung hinzugefügt, welche im wesentlichen verfügte, daß alle auf das Heer bezüglichen Befehle und Bestimmungen nur noch durch den Oberbefehlshaber der Armee, General Grant, der sein Hauptquartier in Washington haben sollte, erlassen und daß alle sonstigen Befehle und Anordnungen für null und nichtig erklärt werden sollten. Als dann einige der Generale, welche diese Militärabteilungen kommandierten, über die Auslegung verschiedener Bestimmungen des Rekonstruktionsgesetzes in Zweifel waren und der Präsident Verfügungen darüber erließ, welche dem Kongreß mißfielen, wurde ein zweites, das vorhergegangene gleichsam erläuterndes Gesetz an-

genommen, welches die Gewalt der Kommandeure noch mehr ausdehnte und sie eigentlich zu unumschränkten Herrschern über Personen und Dinge in den Südstaaten machte. Dem Präsidenten hingegen wurden durch ein drittes Gesetz die Hände noch mehr gebunden; es wurde ihm die Befugnis, Beamte zu entlassen, stark beschnitten und ihm damit auch die Möglichkeit genommen, seine Gegner zu strafen und seine Anhänger zu belohnen und auf diese Weise, wie wir heutzutage sagen würden, einen ganzen Apparat von Beamten zu seinem eigenen Nutz und Frommen zu schaffen.

Präsident Johnson legte sofort gegen alle ihm mißliebigen Gesetze sein Veto ein oder erließ donnernde Proteste gegen die unverantwortlichen Übergriffe in seine verfassungsmäßigen Vorrechte. Einige seiner Botschaften, die von Seward oder von Jeremiah Black, einem Manne von außergewöhnlicher Begabung, geschrieben sein sollten, waren in Inhalt und Form gleich kräftig und beredt. Aber sie wurden nicht einmal angehört, geschweige denn beraten. Johnson hatte sich selbst derartig in Mißkredit gebracht, daß eine Sache schon dadurch, daß er sie vertrat, unmöglich wurde. Gewiß waren einige der Maßnahmen, die seine Macht einschränken sollten, dem Geiste der Verfassung ebenso entgegen wie ihrer Form, aber der Konflikt zwischen dem Kongreß und der Exekutive hatte die ganze Atmosphäre derartig mit politischer Leidenschaft geschwängert, daß jede Waffe gutgeheißen wurde, wenn sie nur den Gegner zu treffen vermochte. Nicht nur in Washington, sondern im ganzen Lande schwirrten Gerüchte umher über die Widerrechtlichkeiten, die Andrew Johnson im Schilde führte und zweifellos ausführen würde, wenn man ihn nicht entwaffnete. Sicher plante er einen Staatsstreich. Er hatte schon listig dafür gesorgt, General Grant aus dem Wege zu räumen und hatte ihn auf eine angebliche diplomatische Mission nach Mexiko gesandt. So schwierig es auch war, sich vorzustellen, welcher Art der Staatsstreich sein könnte, den Johnson im Schilde führen sollte, wurde er doch ganz offen verschiedener teuflischer Anschläge angeklagt, und selbst der albernste Klatsch fand damals beim Volke Glauben. Jedenfalls meinte man, Andrew Johnson fast alles zutrauen zu dürfen. Als daher aus Washington die Nachricht kam, daß Johnson

in aller Form unter Anklage gestellt und eventuell seines Amtes enthoben werden sollte, waren nicht nur rücksichtslose Parteigänger einverstanden, sondern das ganze Volk war angenehm berührt. Dessen werden sich alle erinnern, welche jene Zeit miterlebt haben. Sogar unter wohlgesinnten, verständigen Männern war die Empfindung verbreitet, daß das Vaterland durch ihn geradezu gefährdet sei, und daß es gut sein würde, sich jenes gefährlichen Mannes auf dem Präsidentenstuhle zu entledigen.

Ohne diese Empfindung unbestimmter, an Furcht grenzender Besorgnis glaube ich kaum, daß der Kongreß die Tragikomödie der öffentlichen Anklage gewagt haben würde.

Daraus erklärt sich auch die Tatsache, daß so viele Rechtsgelehrte, sowohl im Kongreß wie im Lande, obwohl sie vom juristischen Standpunkte aus die Haltlosigkeit der Anklage und des Verfahrens gegen Andrew Johnson einsehen mußten, sich doch bemühten, einen Punkt zu finden, wegen dessen er verurteilt werden konnte. Sie taten es nicht aus juristischen, sondern aus politischen Gründen, und nicht etwa aus politischen Parteigründen, sondern aus dem höheren politischen Grunde, daß, nach ihrer Überzeugung, die Entfernung Andrew Johnsons aus seiner Machtstellung außerordentlich wünschenswert für das ganze Land sei. Ich gebe zu, daß auch ich zu dieser Auffassung neigte; nicht, als ob ich an die verhängnisvollen revolutionären Pläne Johnsons geglaubt hätte, sondern weil ich fand, daß, solange er das Amt des Präsidenten bekleidete, in den Weißen des Südens Hoffnungen und Bestrebungen ermutigt wurden, welche, je länger sie bestanden, desto schädlicher für die Interessen beider Rassen sein würden. Allerdings kann man nicht sagen, daß Präsident Johnson die Ausführung der vom Kongreß beschlossenen Rekonstruktionsgesetze dadurch versäumte, daß er sich der ihm auferlegten Pflichten entzogen und z. B. die Ernennung der Militärkommandeure verweigert hätte. Aber die bloße Tatsache, daß man ihm eine Begünstigung des reaktionären Elements im Süden zuschrieb, und glaubte, daß er alles daran setzen würde, um diesem Elemente die Wege zu ebnen, war schon an sich ein Einfluß, der genügte, um immer wieder verderbliche Hoffnungen zu erneuern

und die daraus entspringenden Leidenschaften neu zu entfachen und zu schüren.

Die Lage der Dinge im Süden war sehr bedauerlich geworden. Wenn die Rekonstruktionsmaßnahmen des Kongresses, so streng und hart sie auch waren, gleich nach dem Kriege den Südstaatlern auferlegt worden wären, als sie von ihrer Niederlage ganz überwältigt und betäubt waren, und als noch die Möglichkeit einer blutigen Rache an den Führern der Sezession denkbar war, — wie z. B. 1849 in Ungarn nach der Niederwerfung des großen Aufstandes, — dann wären jene Maßregeln als das erträglichere Übel gern hingenommen worden. Wären sie dann noch zusammen mit einer umfassenden Amnestie erlassen und mit der sicheren Aussicht, daß, je eher die weiße Bevölkerung sich in gutem Glauben mit der neuen Ordnung der Dinge abfände, desto eher sie auch ihre staatliche Selbstverwaltung und ihre Vertretung im Kongreß wiedergewinnen würde, so ist es nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich, daß der Übergang vom Sklavendienst zur freien Arbeit sich unter dem Druck der Notwendigkeit schneller vollzogen hätte, besonders da in jener Zeit — ein sehr wichtiges Moment! — die Beziehungen zwischen Weißen und Schwarzen noch verhältnismäßig freundliche und wohlwollende waren. Sogar ein eingeschränktes Negerwahlrecht wäre damals vielleicht, wie General Lee vor der Kommission zur Rekonstruktion bestätigte, als Versöhnungsgabe angenommen worden. Aber der günstige Augenblick war versäumt worden. Und was zu rechter Zeit eine Maßregel zu friedlicher Beilegung des Streites gewesen wäre, wurde nun zu einer Quelle schlimmsten Unheils.

Ich muß gestehen, daß ich damals die Sache hoffnungsvoller ansah, denn ich konnte nicht voraussehen, welch heillose Rolle der Parteigeist in der damaligen heiklen Lage spielen würde. Ich vertraute darauf, daß die leitenden Männer der republikanischen Partei scharfsichtig genug sein würden, um rechtzeitig die Gefahr zu erkennen, welche Übertreibungen ihre Rekonstruktionspolitik im Süden hervorbringen könnten, und daß sie Einfluß genug besitzen würden, jene Gefahr zu besiegen. Nichts lag mir ferner als der Gedanke, daß es mir binnen kurzem beschieden sein würde, an

jenem Kampf einen tätigen Anteil zu nehmen auf der damals bemerkenswertesten politischen Bühne des ganzen Landes.

Seit ich Washington verlassen, hatte ich als Chefredakteur der „Detroit Post" meine Tage in ruhiger, emsiger Arbeit verbracht; da erhielt ich im Frühjahr 1867 ganz unerwartet von den Besitzern der „Westlichen Post", einer in St. Louis erscheinenden deutschen Tageszeitung, die Aufforderung, mich an ihrem sehr gut gehenden Unternehmen unter sehr günstigen Bedingungen zu beteiligen. Da ich auch nach weiteren Erkundigungen das Anerbieten für vorteilhaft hielt, nahm ich es an. Meine Beziehungen zur „Detroit Post" waren, wegen des trefflichen Charakters derjenigen, mit denen ich dabei in Berührung kam, stets die denkbar besten. Sie wurden nunmehr freundschaftlich gelöst, und ich ging nach St. Louis, um meine neuen Pflichten zu übernehmen.

Ein besonderer Reiz dieses neuen Unternehmens war mir der Verkehr mit Dr. Emil Preetorius, einem der Besitzer der „Westlichen Post". Er war aus der bayerischen Pfalz gebürtig, derselben Provinz, in der 1849 der große Volksaufstand zugunsten der deutschen Nationalverfassung stattgefunden hatte. Seine Vaterstadt war Alzei, nach einer alten Sage die Heimat des großen Fiedlers und Helden des Nibelungenliedes, Volker von Alzeien, dem tapferen Waffengenossen des grimmen Hagen. Die Stadt Alzei trägt deshalb noch immer eine Geige im Wappen. Preetorius war ein paar Jahre älter als ich. Er hatte schon den Doctor juris gemacht, als die Revolution von 1848 ausbrach. Mit dem ganzen Eifer seiner leidenschaftlichen Seele stürzte er sich in die Bewegung für freiheitliche Regierung und mußte infolgedessen aus dem Vaterlande flüchten. Aber all seine Ideale von 1848 brachte er in seine neue Heimat, Amerika, mit. Selbstverständlich ergriff er gleich die Sache der Antisklaverei mit lebhaftester Hingebung und wurde einer der Führer der deutschen Bürger von St. Louis, welche im Frühjahr 1861 durch ihren mutigen Patriotismus ihre Stadt und ihren Staat der Union retteten. Er blieb dann im öffentlichen Leben als Journalist und bedeutender Redner. Er war ein Mann von absoluter Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit und von größter Herzensgüte. Seine Hochherzigkeit

schien kein selbstsüchtiges Streben nach eigenem Vorteil zu kennen. Es war etwas Aufeuerndes in seiner steten Begeisterung für alles Gute, Große und Schöne und in seinem Haß gegen alles Niedere und Kleinliche. Sein glühender Patriotismus war der eines Mannes mit hohen Idealen, und jeder Dienst, den er seinem Lande erweisen konnte, erfüllte ihn mit einer beinah kindlichen Freude. Wir wurden bald die besten Freunde, vertraut in des Wortes schönster Bedeutung. Wir waren allerdings nicht immer gleicher Meinung, denn er war viel mehr Parteimann als ich. Keine Meinungsverschiedenheit konnte aber je einen Schatten auf unser gegenseitiges Vertrauen und unsere aufrichtige Freundschaft werfen.

Wie bereits erwähnt, erschien die „Westliche Post“ in deutscher Sprache. An dieser Stelle mag mir ein Wort gestattet sein über ein in Amerika sehr verbreitetes Vorurteil, nämlich, daß mit Zeitungen und politischen Reden in irgendeiner anderen Sprache als der englischen an die Öffentlichkeit zu treten, unerwünscht, wenn nicht gar gefährlich sei. Es heißt, daß es den Einwanderern das Erlernen der Landessprache erschwert, bei ihnen die Pflege unamerikanischer Grundsätze, Vorstellungen und Gewohnheiten fördert und so der Entwicklung eines gesunden amerikanischen Patriotismus bei denen im Wege steht, die aus fremden Ländern kommen, um ihr Heim unter uns zu gründen und Teil an unseren Arbeiten und unseren freien Institutionen zu nehmen. Ich glaube, ich kann ohne große Anmaßung sagen, daß ich, wie kaum ein anderer, Gelegenheit gehabt habe, sowohl im persönlichen Umgange als in sonstiger Beobachtung Erfahrungen über den Charakter, die Bestrebungen und den amerikanischen Patriotismus der deutschen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten zu sammeln. Auf Grund dieser Erfahrungen kann ich behaupten, daß jenes Vorurteil gegen die deutsch-amerikanische Presse grundlos ist. Im Gegenteil, jene Presse leistet dem Lande einen notwendigen und sehr wichtigen Dienst. Zunächst befriedigt sie ein tatsächliches und sehr dringendes Bedürfnis. Dies Bedürfnis aber wird bestehen, so lange die aus Deutschland eingewanderten Bürger in unserer Republik so zahlreich sind. Es wird unter ihnen stets viele geben, besonders bejahrte Leute, die ohne die geringste Kenntnis

des Englischen den amerikanischen Boden betreten haben und die wohl das für den täglichen Gebrauch Nötige lernen können, aber nicht genügend, um das Verständnis von Zeitungsartikeln über politische und dergleichen Fragen zu ermöglichen. Solche Leute können naturgemäß alle ihnen notwendigen Nachrichten über Tagesereignisse, Tagesfragen und Tagespflichten nur aus Zeitungen schöpfen, welche in der ihnen verständlichen Sprache geschrieben sind, andernfalls werden sie darüber gar nichts erfahren. Die Unterdrückung der deutsch-amerikanischen Presse würde also der Förderung politischer Unwissenheit einer großen und sehr zu schätzenden Klasse von Staatsbürgern gleichkommen.

Es heißt wohl, daß das Bestehen der deutschen Zeitungen dem deutschen Einwanderer die Erlernung der englischen Sprache nicht dringend nötig erscheinen läßt. Dies ist jedoch nur in ganz beschränktem Maße der Fall. Die Mehrzahl der deutschen Einwanderer reiferen Alters sind Landarbeiter oder Fabrikarbeiter und erwerben ihre englischen Kenntnisse in unserem Lande nicht durch regelrechten Sprachunterricht oder durch Lektüre von Büchern und Zeitungen, sondern durch den Umgang mit ihren des Deutschen unkundigen amerikanischen Nachbarn. Darum werden ihre Kenntnisse stets mangelhaft bleiben. Ihre Bekanntschaft mit der englischen Sprache wird gleichsam der oberflächliche Verkehr des Plauderns, nicht die tiefgehende, vertraute Freundschaft des Lesens sein. Nicht das Vorhandensein deutscher Zeitungen wird die Einwanderer daran hindern, englische zu lesen, sondern ihre Unkenntnis der Landessprache. Gebildete deutsche Einwanderer werden wohl englische Zeitungen lesen, aber viele werden daneben auch gern zur deutschen greifen, weil sie darin Dinge finden, welche einen Deutschen interessieren und die englische Blätter nicht bringen. Junge Leute lernen in der Regel sehr schnell Englisch und halten sich meist als Tageslektüre an die englischen Zeitungen. Im ganzen kann man sagen, daß die deutschen Zeitungen je nach ihrem Leserkreis und ihren Geldmitteln den englischen Zeitungen desselben Ranges gleichstehen. Ihre Tendenz ist durchaus anständig und gesund. Die sensationelle „gelbe“ Presse ist in ihren Reihen unbekannt.

Der Vorwurf, daß das Bestehen der deutsch-amerikanischen Presse den Gebrauch der deutschen Sprache in unserem Lande fördert und somit die Entwicklung eines gesunden amerikanischen Patriotismus bei der betreffenden Bevölkerung hindert, kann füglich nur von denen vorgebracht werden, welche die Deutsch-Amerikaner nicht kennen. Ich kann aus meiner großen Erfahrung sagen, daß bei ihnen die Liebe zur neuen Heimat und die Hingebung an die Republik nicht im geringsten durch ihre Kenntnis der englischen Sprache bedingt wird. Kurz nach meinem ersten Eintreffen auf amerikanischem Boden brachte ich einige Zeit im Innern von Pennsylvania zu und lernte dort Farmer und Bewohner kleiner Städte kennen, die alle zu den sogenannten „Pennsylvania Dutch" gehörten, und die, obgleich ihre Vorfahren schon vor Menschenaltern eingewandert waren, doch kein Englisch sprachen, sondern nur einen „Pennsylvania Dutch" genannten Dialekt. Zum Teil deutsch und zum Teil in jenem Dialekt waren die einzigen Zeitungen, welche sie lasen. Sie machten auf mich den Eindruck von redlichen, gesitteten, sparsamen, heiteren und besonders gutmütigen Leuten. Im Verständnis der Politik und der öffentlichen Angelegenheiten schienen sie vielleicht ein wenig schwerfälliger als ihre Englisch sprechenden Nachbarn, — und das mag an ihrer Unkenntnis der Landessprache gelegen haben, — aber sie waren klug und umsichtig in der Ausübung der kommunalen Selbstverwaltung und ganz erfüllt von dem eifrigen Patriotismus, dem das Vaterland, für das man bereit ist, zu kämpfen und zu sterben, über alles geht. Was ihren Patriotismus betrifft, nehmen sie es, so weit meine Erfahrung reicht, trotz ihrer Unkenntnis des Englischen mit allen den Amerikanern auf, die nur Englisch können, und deren Patriotismus also nicht durch die Beherrschung einer anderen Sprache „befleckt" ist.

Dasselbe kann man von den Bewohnern der neueren deutschen Ansiedlungen sagen, die mit der aufrichtigen und ehrlichen Absicht herübergekommen sind, in diesem Lande dauernd ihre Heimat zu finden. Bei ihnen bleibt das Deutsche lange die Sprache des geselligen Verkehrs und der geschäftlichen Verbindungen. Nur langsam eignen sie sich eine Fertigkeit im Englischen an, aber wenn sie auch nur zu dem Zweck herüber gekommen sind, um ihre wirtschaftliche

Lage zu verbessern, erkennen sie doch bald die Wohltaten, welche die amerikanischen Verhältnisse ihnen gewähren; sie lernen das Land lieb gewinnen, und aus diesem Gefühl entspringt bald eine starke Anhänglichkeit. Ein kräftiger Beweis dieser Anhänglichkeit und Hingabe an das neue Vaterland war der tatkräftige Eifer, mit welchem bei Beginn des Bürgerkrieges aus allen Teilen des Nordens Tausende und Abertausende von jungen Deutschen sich um die Unionsfahne scharten; ein weiterer Beweis war der glühende Patriotismus der Deutschen im Süden, besonders in Texas, wo sie oft auf Kosten ihres Vermögens und sogar ihres Lebens zu der Union hielten trotz des Terrorismus, der in jener Zeit und in jener Gegend von den fanatischen Sezessionisten ausgeübt wurde. Ich habe im Unionsheere Regimenter kennen gelernt, in deren Reihen kaum ein Wort Englisch gesprochen wurde.

Ich habe bereits erwähnt, daß es viele Staatsbürger ausländischer Geburt unter uns gibt, deren Patriotismus in einer Hinsicht feinfühliger ist, als derjenige der Einheimischen. Da unsere Republik das Land ihrer Wahl ist, möchten sie auf diese Wahl stolz sein und bleiben können, und sie wünschen, daß ihr Stolz als berechtigt anerkannt werde. Einem, der solche Gefühle hegt, ist ein berechtigter Tadel gegen die Republik ebenso empfindlich, wie einem Bräutigam der leiseste Schatten auf dem Rufe seiner Braut. Mehr als einmal habe ich, wenn etwas für das amerikanische Volk nicht gerade Ehrenvolles sich ereignet hatte, einen meiner Landsleute im höchsten Schmerz ausrufen hören: „Ach, was wird man davon in der alten Heimat sagen! Hoffentlich erfährt man das in Europa nicht.“ Und solche wahrhaft patriotischen Stoßseufzer hörte man mehr auf deutsch als auf englisch äußern.

Daß die deutsche Presse in unserem Lande zur Erhaltung des Deutschen als einer Sprache des geselligen Umgangs und des geschäftlichen Verkehrs beiträgt, läßt sich innerhalb gewisser Grenzen nicht leugnen. Aber was schadet das? Während es für die älteren Einwanderer von größtem Nutzen ist, hindert es ihre Kinder nicht daran, Englisch zu lernen, selbst nicht in ganz überwiegend deutschen Ansiedlungen. Denn solche Ansiedlungen sind jetzt nicht mehr so

abgeschieden wie die früheren deutschen Ansiedlungen in Pennsylvania. Die jüngere Generation hat aber dadurch den unschätzbaren Vorteil, zwei Sprachen auf einmal zu beherrschen. Es gibt wohl eine Art amerikanischen Patriotismus, der es übel nimmt, wenn ein Amerikaner irgendeine andere Sprache neben der englischen beherrscht, — ich habe solchen Patriotismus hier und da angetroffen, ohne ihn je zu verstehen; er ist jedenfalls zu kleinlich, um nicht zu sagen zu albern, um der ernstlichen Betrachtung würdig zu sein. Kein gebildeter, kein vernünftiger Mensch wird bestreiten wollen, daß das Beherrschen mehrerer Sprachen unseren geistigen Horizont weitet, die Aneignung nützlicher Kenntnisse erleichtert und somit die Bildung vermehrt und bereichert.

Außerdem hat die Erhaltung der deutschen Sprache in Amerika diesem Lande einen unschätzbaren Dienst geleistet und leistet ihn noch. Vom Engländer heißt's, er nehme sein Vergnügen sehr ernst. Auch der einheimische Amerikaner neigt dazu. Ihm ist es nicht gegeben, Freude an harmlosen kleinen Dingen zu finden und so sein tägliches Leben sonnig und heiter zu gestalten. Der Deutsche besitzt diese Gabe in hohem Maße. Sie äußert sich besonders in seiner Liebe zur Musik und in seiner Pflege des Gesanges. Man kann beinah sagen, einer der liebenswürdigsten und glücklichsten Züge des deutschen Wesens ist das Volkslied. Das Lied ist einer der größten Reize des deutschen geselligen Lebens. Der Einzug des deutschen Liedes auf amerikanischem Boden und die dadurch geschaffene Anregung zur Liebe und Pflege der Musik hat viel dazu beigetragen, die starre Steifheit des amerikanischen gesellschaftlichen Lebens zu mildern, hat in weiten Kreisen des Volkes den Geschmack an einem harmlosen, verfeinernden Vergnügen geweckt und ist so zu einer der größten Wohltaten geworden, welche Amerika der deutschen Einwanderung verdankt. Dieser wohltätige Einfluß wäre sicher sehr geschwächt worden, wenn die deutschen Einwanderer beim Betreten des amerikanischen Bodens die deutsche Sprache gleich ganz unterdrückt hätten. Ohne die Erhaltung ihrer Sprache hätten die deutschen Gesangvereine German Glee Club und German Musical Society kaum im amerikanischen Boden so fest Wurzel gefaßt.

Neunzehntes Kapitel.

Im Herbst 1867 reisten die Meinigen nach Wiesbaden, wo meine Frau sich aus Gesundheitsrücksichten länger aufhalten sollte. Ich beabsichtigte etwa um Weihnachten ebenfalls auf einige Wochen dort hinzukommen. In Deutschland hatten sich seit jener dunklen Dezembernacht im Jahre 1861, wo ich auf dem Wege von Spanien nach Amerika das Land von der belgischen Grenze bis Hamburg im Fluge durcheilte, große Veränderungen zugetragen. Die Zeit dumpfer Reaktion nach dem Zusammenbruch der revolutionären Bewegung von 1848 war vorüber. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der so fest überzeugt und so eifrig die Rechte des Königtums von Gottes Gnaden hochgehalten hatte, war in hilflosem Wahnsinn gestorben. Auch König Wilhelm I., sein Bruder und Nachfolger, glaubte an das göttliche Recht, aber nicht an die göttliche Eingebung der Könige; er war ein sehr vernünftiger Mann, der größere Fähigkeiten bei anderen sehr wohl anzuerkennen vermochte, und der in Bismarck einen Minister von beherrschendem Genie gefunden hatte. Der vollständige Sieg, den Preußen 1866 über Österreich davongetragen, hatte die Gründung des Norddeutschen Bundes unter dem Präsidium Preußens zur Folge, den ersten Schritt zur Einigung ganz Deutschlands zu einem konstitutionellen Reiche. Mehrere der alten Revolutionäre von 1848 saßen nun im Reichstag des Norddeutschen Bundes, und einer der hervorragendsten unter ihnen, Lothar Bucher, war Bismarcks vertrauter Mitarbeiter und Berater. Das ganze Volk war voller Hoffnung, und ein frischer Wind des Liberalismus wehte sogar in den hohen Sphären der Regierung. Ich bezweifelte nicht, daß ich unter diesen Umständen mich nach Deutschland hineinwagen könnte, ohne ernstlichen Un=

annehmlichkeiten ausgesetzt zu werden; aber da mein Fall rein juristisch von keiner der vielen kürzlich in Preußen erlassenen Amnestien gedeckt war, so fürchtete ich doch, daß irgendein übereifriger Subalternbeamter, der seine Pflicht mit echt preußischer Gründlichkeit erfüllte, oder sich gern als besonders wachsam auszeichnen wollte, mich dennoch belästigen könnte. Um meine Sicherheit war mir dabei durchaus nicht bange, aber ich hätte in sensationelle Verhandlungen verwickelt werden können, welche mir sehr unangenehm und auch meiner Regierung unwillkommen gewesen wären. Ich schrieb daher an den amerikanischen Gesandten in Berlin, George Bancroft, mit der Bitte, sich möglichst unter der Hand zu erkundigen, ob die preußische Regierung irgend etwas dagegen hätte, wenn ich mich einige Wochen in Deutschland aufhielte. Er sollte mir die Antwort nach Bremerhaven schicken, damit ich sie beim Eintreffen des Dampfers, auf dem ich Passage genommen, vorfände. Es war meine Absicht, falls die Antwort ungünstig ausfiele, sofort mit dem Dampfer von Bremen nach England zu fahren und meine Familie dorthin kommen zu lassen. Bancroft erfüllte freundlich meine Bitte und versicherte in seinem in Bremerhaven bereitliegenden Briefe nicht allein, daß die preußische Regierung nichts gegen meinen Besuch einzuwenden habe, sondern daß ich willkommen sei.

Ich war kaum vierundzwanzig Stunden in Wiesbaden, als der Polizeipräsident mir seine Aufwartung machte, sich als alter Bekannter von der Universität vorstellte und mich in der liebenswürdigsten Weise willkommen hieß, wobei er versicherte, daß es ihm aufrichtige Freude machen würde, wenn er mir während meines Aufenthaltes irgendwie dienen könnte. Er sprach dann noch die Hoffnung aus, daß ich vor meiner Rückkehr nach den Vereinigten Staaten Berlin besuchen werde; dort, meinte er, gebe es manches zu sehen, was mir als altem Achtundvierziger erfreulich sein würde.

Nachdem ich in Wiesbaden mit den Meinigen Weihnachten gefeiert hatte, ging ich nach Berlin. Ich schrieb ein paar Zeilen an Lothar Bucher, den ich zuletzt vor sechzehn Jahren als Mitflüchtling in London gesehen hatte, und den ich gern wiederbegrüßen wollte. Bucher antwortete umgehend, daß er sich sehr darauf freue, mich

wieder zu sehen, aber, ob ich denn nicht den „Minister" (Bismarck) kennen lernen möchte, der den Wunsch geäußert habe, mich zu sprechen. Natürlich erwiderte ich gleich, daß ich diese Ehre zu schätzen wisse usw. Eine Stunde später erhielt ich eine eigenhändige Einladung des Grafen Bismarck, ihn um 8 Uhr desselben Abends im Kanzlerpalais in der Wilhelmstraße zu besuchen. Pünktlich zur angegebenen Zeit wurde ich ihm gemeldet, und er empfing mich an der Tür eines mittelgroßen Zimmers, offenbar seines Arbeitskabinetts, dessen Tisch und sonstige Möbel mit Büchern und Papieren bedeckt waren. Da stand er also vor mir, der große Mann, dessen Name die ganze Welt erfüllte. Er war von hohem Wuchs, gerade aufgerichtet, breitschultrig; auf dem Hünennacken saß der gewaltige Kopf, der aus Bildern allgemein bekannt ist; die ganze Gestalt machte einen imponierenden, reckenhaften Eindruck. Er war damals dreiundfünfzig Jahre alt und auf der Höhe seiner körperlichen und geistigen Kraft. Er trug die Interimsuniform eines Generals aufgeknöpft. Seine Züge, die offenbar sehr streng blicken konnten, wenn er wollte, waren von einem freundlichen Lächeln erhellt; er streckte mir die Hand entgegen und drückte die meinige kräftig. „Freut mich, daß Sie gekommen sind", sagte er in einer wohlklingenden, aber für seine Hünengestalt merkwürdig hohen Stimme. Dann, während wir uns noch gegenüberstanden, waren seine ersten Worte: „Ich glaube, ich habe Sie schon mal gesehen. Es war Anfang der fünfziger Jahre im Zuge von Frankfurt nach Berlin. Da saß mir ein junger Mann gegenüber — nach dem Bilde in einer illustrierten Zeitung, die ich mir gekauft hatte, hätten Sie es sein können." Ich entgegnete, dies wäre nicht möglich, da ich zu jener Zeit nicht in Deutschland gewesen sei. „Übrigens", fügte ich, vielleicht ein wenig kühn, hinzu, „hätten Sie mich dann nicht als Übeltäter arretieren lassen?" „O nein," rief er mit gutem, herzlichem Lachen aus, „da kennen Sie mich schlecht. So etwas hätte ich nicht getan. Sie meinen wegen der Sache mit Kinkel? O nein, die hat mir Spaß gemacht. Und wenn es für den Minister Seiner Majestät des Königs von Preußen und den Kanzler des Norddeutschen Bundes nicht höchst unschicklich wäre, möchte ich einmal mit Ihnen nach Spandau fahren und mir an Ort und Stelle alles erzählen

lassen. Nun nehmen Sie, bitte, Platz.“ Er wies auf einen bequemen Lehnstuhl in der Nähe seines eigenen, setzte sich auch, zog eine Flasche Wein auf, die mit zwei Gläsern auf einem Präsentierbrett neben ihm stand, und schenkte ein. „Sie sind Rheinländer,“ sagte er dabei, „diesen Tropfen werden Sie zu schätzen wissen.“—Wir stießen an, und ich fand den Wein in der Tat vorzüglich. „Sie rauchen natürlich,“ fügte er hinzu, „dies sind gute Havannazigarren. Früher rauchte ich sie selbst sehr gern, ich habe jedoch den Aberglauben, daß jeder Mensch in seinem Leben nur eine gewisse Anzahl Zigarren rauchen darf. Ich fürchte, ich habe mein Teil schon aufgeraucht, so wende ich mich jetzt der Pfeife zu.“ — Mit diesen Worten zündete er mit einem Fidibus seine lange Pfeife an und blies bald dichte Rauchwolken von sich.

Als die Pfeife ordentlich im Gange war, lehnte er sich behaglich in seinen Stuhl zurück und fragte: „Nun sagen Sie mir mal, als amerikanischer Republikaner und als revolutionärer Achtundvierziger, welchen Eindruck macht Ihnen die gegenwärtige Lage der Dinge in Deutschland? Ich würde diese Frage gar nicht an Sie richten,“ fügte er hinzu, „wenn Sie ein Geheimrat wären, denn dann wüßte ich die Antwort schon im voraus. Aber Sie werden mir Ihre wirkliche Meinung sagen.“ — Ich antwortete, ich sei erst ein paar Wochen in Deutschland und habe nur oberflächliche Eindrücke empfangen, aber ich habe die Empfindung, daß allgemein ein neubelebter nationaler Ehrgeiz sich betätige, und daß Vertrauen und Hoffnung auf die Entwicklung von freien politischen Institutionen gleichsam in der Luft lägen. Ich habe nur in Frankfurt einen Bankier und in Nassau ein paar alte stockkonservative Philister getroffen, welche enttäuscht und niedergeschlagen waren. Bismarck lachte herzlich. Der mißvergnügte Nassauer, sagte er, sei sicher ein Hoflieferant des ehemaligen herzoglichen Hofes, und er wolle wohl wetten, daß der Frankfurter Bankier entweder ein Mitglied der alten Patrizierfamilien sei, welche meinten, sie wären der höchste Adel des Landes, oder ein Börsenspekulant, der es beklagte, daß Frankfurt nicht mehr wie ehemals das finanzielle Zentrum Süddeutschlands sei. Und nun ließ Bismarck seiner sarkastischen Laune die Zügel schießen.

Er hatte in Frankfurt mehrere Jahre als Gesandter beim seligen „Bundestage" zugebracht und wußte eine Menge drolliger Anekdoten von den aristokratischen Ansprüchen der patrizischen Bürger jener alten freien Stadt zu erzählen, sowie von ihrem würdevollen Zorn über die Einverleibung ihres Freistaates in das Königreich Preußen.

Dann erzählte er mir von den großen Schwierigkeiten, die er überwinden mußte, um den Konflikt mit Österreich zustande zu bringen. Eine der größten dieser Schwierigkeiten war die peinliche Gewissenhaftigkeit und das Zaudern des alten Königs Wilhelm, der nie in etwas einwilligen wollte, was im geringsten verfassungswidrig zu sein schien oder was nicht ganz und gar mit den strengsten Ansichten von Rechtschaffenheit und Treu und Glauben übereinstimmte. In unserem Gespräch nannte Bismarck den König fortwährend „der alte Herr". Einen Augenblick sprach er vom alten Herrn mit fast zärtlicher Liebe und dann wieder in einem vertraulichen, ja ungenierten Tone, der wenig Achtung und Ehrfurcht verriet. Er erzählte mir Anekdoten vom König, die mich in höchstes Erstaunen versetzten, besonders bei dem Gedanken, daß ich den Premierminister des Königs vor mir hatte, dem ich ein vollkommen Fremder war, und der nichts von meiner Diskretion und meinem Gefühl von Verantwortlichkeit wußte. Als wenn wir unser Lebelang vertraute Freunde gewesen wären, enthüllte er mir, anscheinend ganz rückhaltslos und mit übersprudelnder Lebhaftigkeit, Bilder von Vorgängen, die sich hinter den Kulissen während der berühmten Konfliktsperiode zwischen der Krone und dem preußischen Abgeordnetenhause abgespielt hatten. Bismarck, der den Krieg mit Österreich unabwendbar kommen sah, hatte, ohne gesetzliche Vollmacht, Millionen über Millionen der öffentlichen Gelder dazu verwandt, das Heer für die große Krisis vorzubereiten. Die liberale Majorität der Kammern und die öffentliche Meinung erkannten beide nicht, daß die Einigung Deutschlands sein großes Ziel war, und erhoben sich hartnäckig und fest gegen dieses eigenmächtige Überschreiten seiner Machtbefugnis. Der König selbst schreckte vor einem derartigen Verfassungsbruch zurück, ja, er fürchtete eine neue Revolution, welche ihm und seinem Minister den Kopf kosten konnte. Diese Befürchtung hätte sich leicht erfüllen können, wenn man im

Kriege mit Österreich unterlegen wäre. Da hatte Bismarck, wie er sich ausdrückte, „verzweifelt die Sporen gebraucht, damit der edle alte Renner das Hindernis nahm und die Sache wagte". Und nun erzählte er weiter, von der Heimkehr nach dem Siege. Da war von Schafott keine Rede, sondern sie wurden überall vom Volke begeistert empfangen. Das hatte dann dem alten Herrn sehr gefallen und hatte ihn in bezug auf seinen tollkühnen Minister um eine Erfahrung reicher gemacht.

Aber nicht nur die vorsichtige, konservative Gesinnung des Königs mußte er manchmal überwinden; noch mehr war er gehemmt und nicht selten gereizt durch das, was er die „bornierte alte Bureaukratie" nannte, die so schwer aus dem gewohnten ausgefahrenen Gleise zu bringen war, wenn irgend etwas Neues und Kühnes ausgeführt werden sollte. Er sprudelte geradezu über von lustigen Anekdoten und freute sich selbst an seinen drolligen Schilderungen eines alten verknöcherten Geheimrats, der ihn mit weitaufgerissenen, trüben Augen anstarrte, wenn irgend etwas Ungewöhnliches vorgeschlagen wurde, der überall nur unüberwindliche Schwierigkeiten vor sich sah und schließlich seine ganze Findigkeit aufbot, um den schönsten Aktendeckel hervorzusuchen, in welchem das Projekt zur seligen Ruhe begraben werden könnte. Wenn dem Minister endlich die Geduld riß, ging er zum König und klagte, daß mit dem und dem verknöcherten alten Beamten nicht mehr fertig zu werden sei, und daß notwendigerweise ein fähigerer Mensch an seine Stelle gesetzt werden müßte. Aber dann sagte der „alte Herr", in Mitleid zerfließend, jedesmal: „O, er ist so lange schon ein treuer Diener des Staates gewesen. Es wäre doch zu grausam, ihn nun wie eine ausgepreßte Zitrone wegzuwerfen — nein, das vermag ich nicht." Ich erlaubte mir die Anfrage, ob die Drohung, seinerseits ein Entlassungsgesuch einzureichen, wenn er seinen Willen nicht durchsetzte, den König weniger zart gegen seine unfähigen Freunde in hohen Stellungen stimmen könnte. „O," lachte Bismarck, „das habe ich oft versucht, vielleicht zu oft! Das wirkt nicht mehr. Was meinen Sie wohl, was geschieht, wenn ich damit drohe, mein Amt niederzulegen? Der alte Herr fängt an zu schluchzen und zu weinen. Tatsächlich vergießt

er Tränen und sagt: „Nun wollen Sie mich auch verlassen?" Und wenn ich ihn Tränen vergießen sehe, was in aller Welt soll ich dann tun?" So erzählte Bismarck weiter; eine treffende Schilderung jagte die andere, eine lustige Anekdote die andere. Mein Erstaunen wuchs von Minute zu Minute über die anscheinend rücksichtslose Offenheit Bismarcks einem ihm Unbekannten gegenüber. Ich hätte mich weniger gewundert, wenn mir, was ich später erfuhr, damals schon bekannt gewesen wäre, daß diese Art der Unterhaltung bei Bismarck gar nicht ungewöhnlich war, und daß der alte König, wenn er davon hörte, nur ruhig lächelte.

Nun kam Bismarck auf den Krieg gegen Österreich zurück und enthüllte mir mancherlei von den diplomatischen Kniffen, durch welche er herbeigeführt wurde. Mit offenbarem Vergnügen erzählte er mir eine Geschichte nach der anderen, aus welchen hervorging, daß seine diplomatischen Gegner wie Marionetten in seiner Hand gewesen waren, und wie geschickt er die deutschen Fürsten behandelt hatte, je nachdem sie sich auf die eine oder die andere Seite gestellt hatten. Dann kam er auf die Schlacht bei Königgrätz zu sprechen, besonders auf den „bangen Augenblick" vor dem Eintreffen des Kronprinzen im Rücken der Österreicher. Einige Angriffsbewegungen der Preußen waren zurückgeschlagen, und unter den Truppen wurden Zeichen von Unordnung bemerkbar. „Es war ein banger Augenblick," sagte Bismarck, „ein Augenblick, von dessen Entscheidung das Schicksal des Reiches abhing. Was wäre aus uns geworden, wenn wir diese Schlacht verloren hätten? In wüstem Durcheinander zogen mehrere Schwadronen Kavallerie, Husaren, Dragoner und Ulanen an der Stelle vorbei, wo der König, Moltke und ich selbst standen. Wir rechneten aus, daß der Kronprinz längst im Rücken der Österreicher hätte erscheinen können, aber er erschien nicht. Die Sache wurde bedenklich, und ich gestehe es, ich war sehr besorgt. Ich blickte auf Moltke, der unbeweglich auf seinem Pferde saß und durchaus nicht beunruhigt von dem schien, was um ihn her vorging. Ich nahm mir vor, ihn auf die Probe zu stellen, ob er innerlich wirklich so ruhig war, wie er schien. Ich ritt auf ihn zu und fragte, ob ich ihm eine Zigarre anbieten dürfte, da ich bemerkte, daß er nicht

rauchte. Er sagte, es würde ihm sehr lieb sein, wenn ich eine übrig hätte. Ich bot ihm meine offene Zigarrentasche an, in welcher sich nur zwei Zigarren befanden, eine sehr gute Havanna und eine minderwertige. Moltke sah sie prüfend an, nahm sie sogar eine nach der andern heraus und prüfte sie aufmerksam auf ihre Güte und wählte dann langsam und bedächtig die Havanna. „Sehr fein", sagte er gleichmütig. Dies beruhigte mich außerordentlich. Wenn Moltke so viel Zeit und Aufmerksamkeit auf die Wahl einer Zigarre verwenden kann, dachte ich, können die Dinge nicht besonders schlimm liegen. In der Tat hörten wir ein paar Minuten später die Kanonen des Kronprinzen, bemerkten unruhige und verwirrte Bewegungen in den österreichischen Stellungen, und die Schlacht war gewonnen."

Ich sagte, wir in Amerika hätten die Ereignisse mit der größten Spannung verfolgt und wären zurzeit sehr überrascht gewesen, daß der Friede so bald auf die Schlacht von Königgrätz gefolgt sei, und daß Preußen den Sieg nicht besser ausgenutzt hätte. Bismarck entgegnete, der schnelle Friedensschluß wäre vielen sehr überraschend gekommen, er hielte ihn aber für das Beste, was er je getan hätte. Er hätte ihn gegen den Wunsch des Königs und der Militärpartei durchgesetzt, die sehr stolz auf den großartigen Sieg der preußischen Waffen gewesen wären und meinten, ein so großer Erfolg müsse eine größere Belohnung erfahren. Aber die Staatskunst erforderte, daß das österreichische Kaiserreich, dessen Existenz für Europa notwendig sei, nicht ganz zertrümmert oder zu einem bloßen Bruchstücke reduziert wurde. Es müßte zum Freunde werden, und als Freund dürfe es nicht ganz machtlos sein. Preußen hatte in diesem Krieg nur um die Führerschaft in Deutschland gekämpft; durch den Erwerb von österreichischen Provinzen mit einer Bevölkerung, die sich dem preußischen System nicht eingefügt hätte, wäre jene Führerschaft aber nicht gekräftigt, sondern geschwächt worden. Überdies meinte der Kanzler, daß man angesichts eines so entscheidenden Erfolges der Preußen klug daran getan hätte, weitere Gefahren und Opfer zu meiden. Die Cholera war unter den Truppen aufgetaucht, und es bestand auch, solange der Krieg dauerte, eine stete Gefahr der französischen Intervention.

Diese französische Intervention hatte er bisher mit allen möglichen diplomatischen Manövern abgewehrt, von denen er mir einige mit allen Einzelheiten erzählte. Aber Louis Napoleon wurde bei dem Wachstum der preußischen Macht und des preußischen Ansehens sehr unruhig und hätte gewiß nicht so lange gezögert, sich einzumischen, wenn das französische Heer nicht durch sein törichtes mexikanisches Abenteuer sehr geschwächt gewesen wäre. Jetzt aber, wo das Gros des preußischen Heeres sich immer weiter vom Rhein entfernte, schwere Verluste erlitten hatte und von böser Krankheit bedroht war, hätte er vielleicht den Mut gefunden, das zu tun, wonach er schon lange strebte.

„Dadurch wäre eine neue Lage der Dinge geschaffen worden. Aber um ihr zu begegnen, hätte ich doch noch einen Ausweg gehabt, der Sie vielleicht überrascht haben würde."

In der Tat, ich war neugierig.

„Was wäre wohl die Wirkung gewesen," fuhr Bismarck fort, „wenn ich unter solchen Umständen an das Nationalgefühl des ganzen Volkes appelliert hätte, indem ich die Frankfurter Verfassung des Deutschen Reiches von 1848 und 1849 proklamiert hätte?"

„Ich glaube, es hätte das ganze Land begeistert, und damit wäre vielleicht mit einem Schlage eine deutsche Nation geschaffen," entgegnete ich. „Aber hätten Sie wirklich die arme Hinterbliebene, die Waise der Revolution von 1848, adoptiert?"

„Warum nicht?" sagte der Kanzler. „Gewiß, die Verfassung hatte einige mir sehr unsympathische Züge. Aber eigentlich ist sie doch nicht so sehr verschieden von dem, was ich jetzt anstrebe. Ob der alte Herr einverstanden gewesen wäre, ist allerdings fraglich. Jedoch, wenn er Napoleon vor den Toren gewußt hätte, hätte er vielleicht auch dieses Hindernis genommen. Den Krieg mit Frankreich aber," fügte er hinzu, „den bekommen wir doch."

Ich drückte mein Erstaunen über diese Prophezeiung aus. Sie war mir doppelt erstaunlich, wenn ich wieder bedachte, daß der große Staatsmann, der solche furchtbare Verantwortung auf seinen Schultern trug, mit einem ihm völlig fremden Besucher sprach. In ernstem, fast feierlichem Tone fuhr er fort:

„Glauben Sie ja nicht, daß ich den Krieg liebe. Ich kenne ihn genug, um ihn zu verabscheuen. Die furchtbaren Bilder, die ich mit eigenen Augen gesehen habe, werden mich nie verlassen. Nie werde ich einem Kriege zustimmen, der sich irgend vermeiden läßt, geschweige denn einen solchen Krieg herbeiführen. Aber dieser Krieg mit Frankreich, der wird kommen, der wird uns vom Kaiser der Franzosen aufgedrängt werden. Das erkenne ich klar und deutlich."

Dann setzte er mir auseinander, daß die Lage eines „Abenteurers auf dem Throne", wie Louis Napoleon, ganz und gar verschieden sei von der eines legitimen Herrschers, wie es der König von Preußen sei. „Ich weiß," sagte er lächelnd, „daß Sie an das Königtum von Gottes Gnaden nicht glauben, aber viele glauben daran, besonders in Preußen — vielleicht nicht so viele wie vor 1848, aber doch mehr als Sie denken. Die Leute sind der Dynastie mit traditioneller Königstreue ergeben. Ein König von Preußen kann Fehler begehen, kann Unglück oder sogar Demütigungen erleiden, aber die traditionelle Königstreue läßt darum nicht nach. Sie kann wohl hier und dort etwas ins Wanken gebracht werden, aber ernstlich gefährdet wird sie nicht. Der Abenteurer auf dem Thron hingegen hat kein solches überliefertes Vertrauen hinter sich. Er muß fortwährend Aufsehen erregen. Seine Sicherheit hängt von seinem persönlichen Ansehen ab, und um dies Ansehen zu erhöhen, müssen sich sensationelle Begebenheiten in rascher Folge drängen. Sie müssen immer neu und frisch bleiben, um den Ehrgeiz, den Stolz oder meinetwegen die Eitelkeit des Volkes zu befriedigen, besonders eines Volkes wie die Franzosen. Louis Napoleon hat durch zweierlei viel von seinem Ansehen eingebüßt, erstens durch den abenteuerlichen Krieg in Mexiko, der ein erstaunlicher Fehler und eine phantastische Torheit war, und zweitens dadurch, daß er Preußen so mächtig werden ließ, ohne irgendeine „Kompensation" zu erlangen, irgendeinen Erwerb an Land, welches den Franzosen wie eine glänzende Errungenschaft seiner Diplomatie erscheinen konnte. Es war bekannt, daß er eine solche „Kompensation" erstrebte, und daß ich sie ihm, ehe er sich's versah, wegmanövriert habe. Er ist sich wohl bewußt, daß er viel von seinem Ansehen eingebüßt hat,

viel mehr, als er missen kann, und daß dieser Verlust, wenn er nicht bald wieder ersetzt wird, seinem Kaisertum gefährlich zu werden vermöchte. So wie er also annehmen kann, daß sein Heer wieder in guter Ordnung und kriegsbereit ist, wird er Anstrengungen machen, jenes Prestige, das für ihn eine Lebensfrage ist, wiederzuerlangen. Dazu wird er unter irgendeinem Vorwande Streit mit uns anfangen. Ich glaube nicht, daß er persönlich diesen Krieg herbeisehnt, ich glaube sogar, er würde ihn lieber vermeiden, aber seine unsichere Lage wird ihn dazu treiben. Nach meiner Berechnung wird diese Krisis in etwa zwei Jahren eintreten. Wir müssen natürlich darauf vorbereitet sein, und wir sind es auch. Wir werden siegen, und das Ergebnis wird gerade das Gegenteil von dem sein, was Napoleon anstrebt, nämlich die vollständige Einigung Deutschlands außerhalb Österreichs und wahrscheinlich auch der Sturz Napoleons."

Dies sagte mir Bismarck im Januar 1868. Der Krieg zwischen Frankreich und Preußen mit seinen Verbündeten brach im Juli 1870 aus, und die Errichtung des Deutschen Reiches und der Sturz Napoleons waren das Ergebnis. Keine Prophezeiung ist je scharfsinniger gemacht und genauer und vollständiger erfüllt worden.

Ich habe Bismarck hier immer in der ersten Person reden lassen. Ich tat es, um den Inhalt seiner Reden in knapper Form wiederzugeben, aber ich erhebe keinen Anspruch darauf, seine Redeweise getreu wiedergegeben zu haben. Die sprühende Lebhaftigkeit seiner dann und wann mit französischen oder englischen Sätzen vermischten Rede, die Geistesblitze, die den Gegenstand seiner Betrachtungen umspielten und mit scharfem Licht plötzlich einen hochgestellten Würdenträger, ein Ereignis oder eine Situation unheimlich beleuchteten, sein Lachen, oft behaglich ansteckend, oft bitter sarkastisch, die raschen Übergänge von ergötzlichem Humor und spielendem Witz zu rührenden Herzenstönen, die Freude, die der Erzähler offenbar an seinen eigenen Geschichten hatte, das stürmische Tempo, in dem diese Geschichten zum besten gegeben wurden, und hinter all dem jene gewaltige Persönlichkeit, die Verkörperung einer mehr als königlichen Macht, ein wahrer Atlas, der auf seinen Schultern das Geschick eines ganzen Volkes trug: das alles war unbeschreiblich.

Es lag ein eigenartiger Zauber in der Gegenwart des Riesen, der bei aller Größe doch so menschlich erschien.

Während er noch mit unverminderter Lebhaftigkeit auf mich einredete, blickte ich zufällig auf die mir gegenüber befindliche Uhr und war überrascht, daß sie weit nach Mitternacht zeigte. Ich erhob mich sofort zum Abschied und entschuldigte mich beim Kanzler, daß ich seine kostbare Zeit so lange in Anspruch genommen hatte. „O," sagte der Kanzler, „ich bin es gewohnt, spät zur Ruhe zu gehen, und wir haben ja noch nicht von Amerika gesprochen. Aber Sie haben ein Recht darauf, müde zu sein. Dann müssen Sie wiederkommen. Sie müssen mal bei mir essen. Können Sie morgen kommen? Ich habe eine Kommission für das Strafgesetzbuch eingeladen — wahrscheinlich lauter langweilige alte Juristen, aber vielleicht findet sich einer darunter, der neben Ihnen sitzen und Sie leidlich unterhalten kann."

Ich nahm die Einladung natürlich freudig an und befand mich am anderen Abend inmitten einer großen Gesellschaft von ernsten, gelehrt aussehenden Herren, alle mit einem oder mehreren Orden geschmückt. Ich war der einzige im Zimmer, der keine Orden hatte, und merkte, daß verschiedene der Gäste mich neugierig musterten, besonders als Bismarck mit lauter Stimme mich der Gräfin vorstellte: General Carl Schurz aus den Vereinigten Staaten von Amerika. Einige der Herren schienen überrascht, aber ich war sofort im Mittelpunkt des Interesses, und viele ließen sich mir vorstellen. Mein Tischnachbar war ein Richter aus Köln, der genug rheinisches Temperament besaß, um ein guter Gesellschafter zu sein. Das Essen war schnell beendet, es hatte wohl kaum dreiviertel Stunden gedauert, länger gewiß nicht. Mein Richter aus Köln vertraute mir an, daß er nicht satt geworden sei. Kaffee und Zigarren wurden in einem einfachen Saale gereicht. Die Gäste bildeten Gruppen, unter denen der Kanzler hin und her ging und alle mit seinen witzigen Bemerkungen amüsierte. Aber ehe die Raucher ihre Zigarre halb beendet haben konnten, verabschiedete sich der Justizminister, der als Führer und Berater der Kommission für das Strafgesetzbuch zu fungieren schien, von dem Gastgeber, was von der ganzen Gesellschaft

als Zeichen zum allgemeinen Aufbruch aufgefaßt wurde. Ich folgte ihrem Beispiele, aber der Kanzler sagte: „Warten Sie doch einen Augenblick. Warum wollen Sie denn draußen im Gedränge stehen, im Kampfe um Ihren Überzieher? Setzen Sie sich noch einen Augenblick zu mir und trinken Sie ein Glas Apollinaris.“

Wir setzten uns an einen kleinen Tisch, das Apollinariswasser wurde gebracht, und Bismarck begann nun, mich über die Verhältnisse in Amerika eingehend zu befragen.

Besonders interessierte ihn der Konflikt zwischen Präsident Johnson und der republikanischen Mehrheit des Kongresses, der sich damals gerade seinem Höhepunkt näherte. Er betrachtete nämlich diesen Kampf als einen Prüfstein für die Macht des konservativen Elements in unserem Staatsgebäude. Würde die feierliche Anklage des Präsidenten und, falls er schuldig befunden würde, seine Amtsentsetzung wohl zu irgend weiteren, dem öffentlichen Frieden und der öffentlichen Ordnung gefährlichen Konflikten führen? Ich antwortete, nach meiner Überzeugung nicht. Die exekutive Gewalt würde einfach in andere Hände übergehen, wie das die Verfassung und die Landesgesetze vorschrieben, ohne von irgend einer Seite auf Widerstand zu stoßen. Würde andererseits Johnson freigesprochen, so würde man sich allgemein und selbstverständlich dem Urteilsspruch unterwerfen, wie hoch auch vorher die Wogen der Erregung im ganzen Volke wegen dieser Sache gegangen sein möchten.

Der Kanzler war zu höflich, um mir geradezu ins Gesicht zu sagen, daß er dies alles stark bezweifle, und doch wollte er mich nicht in dem Glauben lassen, daß er meine Ansichten teilte. Lächelnd fragte er mich, ob ich noch immer ein ebenso überzeugter Republikaner sei, als ich es gewesen, ehe ich nach Amerika kam und Gelegenheit hatte, eine Republik von innen heraus kennen zu lernen. Ich bejahte und versicherte ihm, daß ich zwar die Republik nicht in allen Teilen so schön und lieblich gefunden hätte, wie ich sie mir in meiner jugendlichen Begeisterung vorgestellt hätte, hingegen praktischer in ihren Wohltaten für die große Menge und viel konservativer in ihren Tendenzen, wie ich sie mir je gedacht hätte. Bismarck entgegnete, vermutlich beruhten unsere Eindrücke und unsere Ansichten über

viele Fragen auf Temperament, Erziehung und überlieferter Denkungsart. „Ich bin kein Demokrat", fügte er hinzu „und kann es nicht sein. Ich bin als Aristokrat geboren und erzogen. Wenn ich ganz ehrlich sein soll, war etwas in mir, was mich für die Sklavenhalter, als die aristokratische Partei in Ihrem Bürgerkriege, instinktiv sympathisieren ließ. „Aber", setzte er mit ernstem Nachdruck hinzu, „dies unbestimmte Mitgefühl beeinflußte in keiner Weise meine Ansichten über die Politik, die unsere Regierung den Vereinigten Staaten gegenüber befolgen müsse. Preußen ist durch Überlieferung und in wohlverstandenem eigenen Interesse ein treuer Freund Ihrer Republik und wird es auch bleiben, trotz seiner monarchischen und aristokratischen Sympathien. Darauf können Sie immer rechnen."

Er richtete noch viele Fragen an mich über die politischen und sozialen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten. Ihre Art und Reihenfolge bewiesen, daß er viel über diese Dinge nachgedacht hatte und viel davon wußte, mehr als irgendein anderer Europäer meiner Bekanntschaft, der nicht in Amerika gewesen war. Was ich ihm Neues mitteilen konnte, schien er mit großer Freude aufzunehmen. Aber immer wieder wunderte er sich darüber, wie es möglich sei, daß eine menschliche Gesellschaft glücklich und halbwegs geordnet sein könne, wo die Macht der Regierung so beschränkt sei, und so wenig Ehrfurcht vor den eingesetzten Behörden herrsche. Mit herzlichem Lachen, in dem Zustimmung durchzuklingen schien, nahm er meine Bemerkung auf, daß das amerikanische Volk sich kaum zu einem so selbstvertrauenden, energischen, fortschrittlichen Volke entwickelt hätte, wenn an jeder Pfütze in Amerika ein Geheimrat oder ein Schutzmann gestanden hätte, um die Leute davor zu bewahren, hineinzutreten. Auch schien er sehr frappiert, als ich den anscheinend paradoxen Ausspruch tat, daß in einer „wenig-regierten" Demokratie die Dinge im einzelnen schlecht, im ganzen aber gut gehen könnten, während in einer Monarchie mit viel hervortretender und allgegenwärtiger „Regierung" die Dinge im einzelnen sehr glatt und gut, im ganzen aber schlecht gehen könnten. Mit solchen Ansichten konnte er in mir nur einen unverbesserlichen Demokraten

erkennen. Aber, sagte er, würden die demokratischen Institutionen Amerikas nicht erst dann die wahre Probe zu bestehen haben, wenn die außergewöhnlich günstigen Chancen, welche aus unseren wunderbaren natürlichen Hilfsmitteln, die in gewissem Sinne Gemeineigentum seien, hervorgingen, aufgehört haben würden zu existieren? Würden dann die politischen Kämpfe Amerikas nicht naturgemäß ein Kampf zwischen Reich und Arm werden, zwischen den Wenigen, die besitzen, und den Vielen, die entbehren? Da öffnete sich uns ein weites Feld der Mutmaßungen.

Den Kanzler interessierte es sehr, von mir zu hören, ob die merkwürdigen Geschichten, die man über die Disziplin in unserem Heere erzählte, wahr seien. Ich mußte zugeben, daß die Art der Disziplin einen echten preußischen Offizier jedenfalls entsetzt haben würde, und ich erzählte ihm einige Beispiele von Äußerungen jenes Gefühls der Gleichheit, das der Amerikaner gern in alle Lebensverhältnisse hineinträgt, und welches hin und wieder eine gewisse ungezwungene Vertraulichkeit zwischen den Offizieren und Mannschaften zeitigt. Über meine Geschichten amüsierte er sich köstlich. Sein preußischer Militärstolz lehnte sich aber jedenfalls dagegen auf, als ich sagte, daß nach meiner Meinung der amerikanische Soldat trotzdem nicht nur gut kämpfen würde, sondern auch in einem längeren Kampfe mit irgend einem europäischen Heere, wenn auch zunächst durch dessen besseren Drill und bessere Disziplin im Nachteil sein, doch nach einiger Erfahrung sich ihnen allen überlegen erweisen würde.

Die Unterhaltung wandte sich dann den internationalen Beziehungen zu und insbesondere der in Amerika herrschenden öffentlichen Meinung über Deutschland. Sympathisierten die Amerikaner mit den nationalen Einheitsbestrebungen der Deutschen? Ich erwiderte, daß, soweit man sich überhaupt in Amerika mit der deutschen Einheit beschäftige, man ihr sympathisch gegenüberstehe. Unter den Deutsch-Amerikanern sei die Begeisterung für den Gedanken natürlich sehr groß. — Ist Louis Napoleon, der Kaiser der Franzosen, in Amerika populär? — Ich erwiderte, daß er im allgemeinen die Achtung des Volkes nicht genösse und nur populär wäre bei einer

kleinen Anzahl von Parvenus, die sich durch eine Vorstellung an seinem Hofe geschmeichelt fühlen würden. — Im Falle eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich würde also keine Gefahr dafür vorhanden sein, daß die amerikanischen Sympathien Louis Napoleon zuneigen würden? — Ich verneinte; es sei denn, daß Deutschland den Franzosen ungerechterweise einen Krieg aufzwänge.

Im Laufe unserer ganzen Unterhaltung sprach Bismarck verschiedentlich seine Freude über die freundlichen Beziehungen aus, welche zwischen ihm und den deutschen Liberalen von 1848 bestanden. Er erwähnte viele meiner alten Freunde, Lothar Bucher, Kapp u. a. m., die nach Deutschland zurückgekehrt wären, die sich in den neuen Verhältnissen sehr wohl fühlten, und denen die Wege zu hohen öffentlichen Stellungen und zu hervorragenden und einflußreichen Tätigkeiten, die mit ihren Grundsätzen durchaus übereinstimmten, offen ständen. Er betonte dies und Ähnliches mehrmals und so nachdrücklich, daß es mir fast wie eine Aufforderung klang, es ebenso zu machen. Ich hielt es jedoch für besser, nicht darauf einzugehen, sondern flocht nur bei passender Gelegenheit die Bemerkung ein, daß meine Tätigkeit in den Vereinigten Staaten mich durchaus befriedigte, und daß ich der nordamerikanischen Republik durch ein tiefes Gefühl von Dankbarkeit verbunden wäre für die Auszeichnung, die sie mir so großmütig verliehen hätte.

Unsere Unterhaltung war durchweg so lebhaft gewesen, daß es wieder lange nach Mitternacht war, als ich mich verabschiedete. Meine alten achtundvierziger Freunde, die ich in Berlin traf, waren natürlich sehr begierig, zu erfahren, was der große Mann mir wohl mitzuteilen gehabt hätte, und ich meinte ohne Indiskretion sagen zu können, wie erfreut er sich über die gemeinsamen Ziele und das harmonische Zusammenwirken mit ihnen geäußert hatte. Einige von ihnen hielten Bismarcks Bekehrung zu liberalen Grundsätzen für wirklich aufrichtig; sie meinten, es schmeichele ihm, so beliebt zu sein, und er werde versuchen, sich die Popularität zu erhalten, indem er im wahren Sinne ein konstitutioneller Minister bleibe. Andere waren weniger sanguinisch. Wenn sie auch annahmen, daß er in seinen Bestrebungen, ein einiges Deutschland unter der Führung

Preußens zu schaffen, aufrichtig sei, meinten sie doch, er werde mit den Liberalen nur so lange „flirten“, als er glaube, damit seine Zwecke am besten fördern zu können, aber daß seine wahre Autokratennatur schließlich doch wieder die Oberhand gewinnen und er seinen zeitweilig angenommenen Liberalismus ohne viel Federlesens über Bord werfen werde, wenn er ihn nicht mehr nötig habe und besonders, wenn er einsehe, daß er ihm bei der Ausübung seines Willens im Wege stehe. Außer bei Gelegenheit meines formellen Abschiedsbesuches sollte ich Bismarck erst zwanzig Jahre später wiedersehen. Auch dann, unter so sehr veränderten Umständen, hatte ich mit ihm mehrere höchst interessante Unterredungen.

Zwanzigstes Kapitel.

Ich weilte zufällig in Frankfurt am Main, als aus Amerika verlautete, daß die förmliche Anklage gegen Präsident Johnson in den Vereinigten Staaten viel Aufsehen und Erregung verursache. Ein Freund von mir, Herr Marcuse, der lange in New York gelebt hatte, nahm mich mit zur Börse, wo ich sofort von einer großen Menge Bankiers und Makler umdrängt wurde, die mich jedenfalls als Autorität auf dem Gebiete der amerikanischen Angelegenheiten betrachteten und mich eifrig befragten, ob die Anklage gegen den Präsidenten wohl revolutionäre Unruhen im Gefolge haben könnte. Die Frankfurter Börse war von jeher der Hauptmarkt in Deutschland für die von unserer Regierung während des Bürgerkrieges und nachher aufgenommenen Anleihen gewesen: die Sorge wegen der politischen Lage in den Vereinigten Staaten war also begreiflich. Ich drückte der mich umgebenden Menge meine feste Überzeugung aus, daß, wie auch das Anklageverfahren gegen den Präsidenten entschieden würde, nicht die geringste Gefahr eines Ausbruches revolutionärer Unruhen vorläge. Meine kleine Rede schien denn auch ihre Wirkung getan zu haben; „Amerikaner", die während des Morgens „schwach" gewesen waren, wurden sofort „fest". Herr Marcuse sah mich mit ironischem Lächeln von der Seite an und sagte: „Na, Sie werden auch nie ein reicher Mann."

„Warum nicht?" fragte ich.

„Weil Sie Ihre guten Gelegenheiten verpassen", antwortete er. „Ist es Ihnen denn gar nicht eingefallen, daß die Nachrichten aus den Vereinigten Staaten die amerikanischen Papiere zum Sinken gebracht hatten, daß sie nach Ihrer kleinen Ansprache wieder steigen würden und daß, wenn Sie mir nur vorher einen

Wink gegeben hätten, wir beide ein hübsches Sümmchen hätten verdienen können?"

Noch oft erzählte er diese Geschichte und neckte mich mit dem verfehlten „Geschäft".

Als ich wieder in den Vereinigten Staaten eintraf, war das Anklageverfahren gegen Präsident Johnson beendet, und er war freigesprochen. Es hatten allerdings keine Aufstände und sonstige Störungen stattgefunden, aber das ganze Volk war von dem Geschehenen noch gewaltig erregt. Heutzutage kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß die Dinge, deren der Präsident beschuldigt wurde, in gewöhnlichen ruhigen Zeiten, wo die Urteilskraft nicht von der Leidenschaft oder der Furcht vor großen, dem Volkswohl drohenden Gefahren verwirrt ist, gar nicht ausgereicht hätten, um eine solche Anklage zu begründen. Aber in den Tagen, von denen ich erzähle, herrschte noch immer wie ein Fieber der Groll aus dem Bürgerkriege und die nervöse Angst, daß die mit so furchtbaren Opfern an Blut und Geld erkauften Ergebnisse auf irgend eine Weise wieder verloren gehen könnten. Unter solchen Umständen ist es schwer, ein kühles und nüchternes Urteil zu bewahren. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß die große Mehrzahl der loyalen Unionsfreunde, sowohl im Norden wie im Süden, den Präsidenten als einen Hochverräter ansahen, dessen Absicht es sei, die Staatsregierung wieder ganz in die Hände der Rebellen zu legen. Ihr Wunsch war, ihn der Macht ganz beraubt zu sehen, nicht wegen der Dinge, die er getan hatte, sondern wegen seiner zukünftigen oder auch nur möglichen Handlungen. Die republikanischen Senatoren, die für Johnsons Freisprechung gestimmt und ihn am Ruder erhalten hatten, handelten zweifelsohne gewissenhaft, gerecht und patriotisch; aber obwohl einige von ihnen, wie z. B. Fessenden, Grimes, Trumbull, Henderson u. a. m., zu den edelsten, weisesten und in jeder Hinsicht verdienstvollsten Mitgliedern jener Körperschaft zählten, wurden sie doch als Helfershelfer bei einem neuen Verrat heruntergemacht, und zwar nicht nur von lärmenden Demagogen, sondern auch von patriotisch gesinnten Staatsbürgern, die sonst ruhig und vernünftig waren. Wenn wir nachträglich den Gedanken-

gang und die Handlungen jener Tage betrachten, können wir wohl die leidenschaftliche Erregung bedauern, von welcher sich so viele gute Staatsbürger hinreißen ließen, und die vielen gefährlichen Vorgänge, die dem Wesen eines vulkanischen südamerikanischen Staates mehr entsprochen hätten als dem unsrigen; aber wir sollten gerechterweise nicht vergessen, daß gleich nach einem so bedeutenden bürgerlichen Konflikt, als die schwer erkauften Ergebnisse des Krieges noch in der Wage schwebten und sogar durch die Haltung des ersten exekutiven Beamten des Staates schwer bedroht wurden, die politische Lage entschieden anormal war und wohl geeignet, übertriebene Befürchtungen von Gefahren, welche besondere Sicherheitsmaßregeln verlangten, hervorzurufen. Um so verdienstlicher war die Haltung der republikanischen Senatoren, die unter so schwierigen Verhältnissen ihr ruhiges Gleichgewicht bewahrten und, unter Gefährdung ihrer ganzen politischen Zukunft, fest und treu ihre Überzeugungen von Recht und Gerechtigkeit gegenüber dem wildleidenschaftlichen Druck der Partei hochhielten. Zugleich darf auch nicht vergessen werden, daß viele, welche die Anklage des Präsidenten billigten und ihn für schuldig erklärten, das nicht in blindem Gehorsam gegen das wüste Geschrei der Menge taten, sondern in aufrichtigem Pflichtgefühl gegenüber den Erfordernissen der augenblicklichen, ganz besonderen Lage.

Kurz nach meiner Rückkehr nach St. Louis wurde der republikanische Staatskonvent abgehalten; sein Zweck war die Wahl von Abgeordneten zum republikanischen Nationalkonvent, welcher am 20. Mai in Chicago tagen sollte. Ich wurde zunächst zum Abgeordneten ernannt, und dann erwählte mich die Abordnung von Missouri in ihrer ersten Versammlung zum Vorsitzenden. In Chicago harrte meiner eine Überraschung, die von Politikern meist als eine angenehme empfunden wird. Das republikanische Nationalkomitee teilte mir durch seinen Vorsitzenden, Marcus L. Ward, mit, daß es mich zum zeitweiligen Vorsitzenden des republikanischen Nationalkonvents erwählt hätte. Das war eine ganz unerwartete Ehre, die ich mit der schuldigen dankbaren Anerkennung annahm. Ich hielt eine kurze Ansprache, so kurz wie sie bei solchen Gelegenheiten möglich

ist, die gut aufgenommen wurde, und nach den üblichen Eingangs-verhandlungen gab ich mein Amt an den ständigen Vorsitzenden, General Joseph R. Hawley aus Connecticut, ab.

Daß General Grant als republikanischer Präsidentschafts-kandidat nominiert werden würde, war so gut wie beschlossen. Über den Kandidaten für die Vizepräsidentschaft entspann sich ein recht matter Wettkampf, der mit der Wahl des Präsidenten des Repräsen-tantenhauses, Schuyler Colfax, endete. Zu jener Zeit war er überall sehr beliebt und schien eine große Zukunft zu haben: leider litt er später auf den gefährlichen Riffen der Börsenspekulation Schiffbruch.

Die Präsidentschafts-Wahlkampagne von 1868 verlief ohne besondere Erregung oder Begeisterung. Der republikanische Kan-didat General Grant war damals auf der Höhe seines Ansehens und seiner Beliebtheit. Er hatte sich nie in der Politik betätigt und sich nie irgendeiner politischen Partei angeschlossen. Ob er irgendwelche feste Ansichten in politischer Hinsicht hegte, und welcher Art sie waren, wußte niemand sicher zu sagen. Aber man war bereit, ihn, so wie er war, zum Präsidenten zu erwählen. Es ist sehr wahrscheinlich und auch oft behauptet worden, daß, wenn es den Demokraten gelungen wäre, ihn als Kandidaten „einzu-fangen", er auch von jener Partei mit derselben Bereitwilligkeit aufgestellt worden wäre. Grant war einer der schlagendsten Be-weise in der ganzen Weltgeschichte dafür, daß ein Kriegsheld leicht von der Volksphantasie mit allen möglichen Vorzügen und Tugenden ausgestattet wird. In unbedingtem guten Glauben nahm das Volk an, daß der Mann, der so große Heere erfolgreich geführt, solch glänzende Feldzüge geplant und herrliche Siege erfochten hatte, notwendigerweise auch tüchtig, klug und energisch genug sein müsse, um die Führung bei der Lösung irgendeines schwierigen Problems der Staatsregierung übernehmen zu können. Man meinte, daß einer, der sich auf dem Schlachtfelde als großer Stratege erwiesen habe, sich am grünen Tisch auch als großer Staatsmann erweisen müsse. Grant kam eine solche Ansicht im höchsten Grade zugute, weil er neben seinem Kriegslorbeer sich auch den Ruf der Klugheit, der Großmut und des feinen Taktes erworben hatte, besonders

durch seine Verhandlungen mit Lee über die Kapitulation der süd-staatlichen Armee und durch sein ruhiges Ausgleichen der Differenzen, welche das übereilte Vorgehen Shermans in den Unterhandlungen mit Johnston, dem General der Konföderierten, zur Folge gehabt hatten. Im großen und ganzen nahm das Volk die Kandidatur General Grants als die eines verdienstvollen und vertrauenswürdigen Mannes gut auf.

Andrerseits mußte die demokratische Partei nicht nur den traditionellen Tadel tragen, daß einige ihrer Hauptführer mit der Sezession sympathisierten, was zu jener Zeit noch schwer ins Gewicht fiel, sondern sie brachte es fertig, durch die Haltung ihres Konvents einen besonders ungünstigen Eindruck hervorzubringen. In ihren Wahlreden wurden beinahe Gewaltmaßregeln angeraten, um die Wiederabschaffung der vom Kongreß angenommenen Rekonstruktionsgesetze herbeizuführen, und ferner wurde verlangt, daß ein großer Teil der Staatsschuld in entwertetem Papiergeld (Greenbacks) bezahlt werden sollte. Das unsichere Umhertappen nach einem Kandidaten und die Art, wie die Kandidatur schließlich dem schwachen und liebenswürdigen Horatio Seymour widerwillig aufgezwungen wurde, boten ein fast komisches Bild der Hilflosigkeit. Andrerseits klangen die wütenden Reden des feurigen Frank Blair, des demokratischen Kandidaten für die Vizepräsidentschaft, wie das wilde Lärmen eines Tobsüchtigen, der wieder eine Revolution heraufbeschwören wollte, während das Volk nach Frieden lechzte. Die Demokraten gingen offenbar einer Niederlage entgegen.

Während der Wahlkampagne wurde ich oft aufgefordert, Reden zu halten, und hatte stets große und begeisterte Zuhörerschaft.

Die Wahl Grants war, wie gesagt, gesichert. Allgemein hatte man das Gefühl, daß, wenn Grant den Präsidentenstuhl einnahm, die Regierung in guten Händen sein würde.

Mir brachte der Sieg der republikanischen Partei eine unerwartete Ehre, die ich, während ich mich an der Wahlkampagne beteiligte, nicht vorhergesehen hatte. Einer der Senatoren der Vereinigten Staaten, John B. Henderson von Missouri, hatte bei dem Anklageverfahren gegen Präsident Johnson für dessen Freisprechung

gestimmt. Es war ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten und von ehrenhaftem Charakter, aber — er hatte für Freisprechung Andrew Johnsons gestimmt. Durchaus ehrenhafte und prinzipientreue Gründe hatten ihn dazu bestimmt, aber er hatte sich dabei in Gegensatz zu den Meinungen und Gefühlen seiner meisten Wähler gesetzt und dem von vielen Republikanern aus seinem Staate auf ihn ausgeübten Drucke widerstanden. Da seine Amtsdauer als Senator gerade ablief, war diese große Gruppe von Wählern seiner Wiederwahl abhold. Seine Aussichten waren sehr gering, und seine besten Freunde erkannten offen die Unmöglichkeit an, ihm sein Amt zu erhalten. Alle republikanischen Senatoren, die für Johnsons Freisprechung gestimmt hatten, befanden sich mehr oder weniger im Widerspruch mit der republikanischen Partei ihrer eigenen Staaten. Aber in Missouri ist republikanische Gesinnung etwas anderes als sonst irgendwo. In diesem Staate hatte sich ein großer Teil der Bevölkerung der Sezession angeschlossen. Die beiden Parteien waren im Bürgerkrieg nicht genau geographisch getrennt gewesen. Daher hatte der Bürgerkrieg hier etwa den Charakter eines Nachbarschaftskrieges — nicht nur Staat gegen Staat und Distrikt gegen Distrikt, sondern Haus gegen Haus. Im Innern von Missouri dauerte darum auch nach Beendigung des Bürgerkrieges ein Guerillakrieg fort. Während der Wahlkampagne von 1868 mußte ich im Wagen durch eine etwas einsame Gegend von Springfield im Südwesten von Missouri nach Sedalia reisen, einem Gebiete, wo nicht wenige zerstörte und verbrannte Häuser von dem Guerillakriege redeten, der dort getobt hatte. Da wurde ich sogar von ängstlichen Freunden darauf aufmerksam gemacht, daß meine Reise gefährlich sein könne, und mir und meinen Begleitern wurde geraten, auf der Fahrt stets geladene Revolver zur Hand zu haben, um auf alle Fälle gerüstet zu sein. Diese Vorsichtsmaßregel erwies sich glücklicherweise als überflüssig. Die grimmige Feindschaft des bürgerlichen Konflikts dauerte in Missouri viel länger als in den nördlichen Staaten, und irgendwelche dem „Hochverräter" Andrew Johnson erwiesene Gunst erschien der großen Masse der Republikaner in Missouri einfach unverzeihlich.

Die unmittelbare Folge von Hendersons Haltung war, daß sein Kollege im Senat, Charles D. Drake, einen beherrschenden und für den Augenblick unbestrittenen Einfluß in der Partei erlangte. Senator Drake war ein tüchtiger Jurist und unfraglich ein ehrenwerter Mann, aber er war engherzig in seinen Ansichten, dogmatisch und außerordentlich intolerant. Er wollte der republikanische „boss", der unumschränkte Parteiführer des Staates sein. Allerdings nicht um eine Organisation zu schaffen, die ihn und seine Anhänger bereichern sollte: Bestechlichkeit und Unlauterkeit waren seinem Wesen ganz fremd. Aber er wollte die anerkannte Autorität sein, seiner Partei ihre Politik vorschreiben und die Staatsämter des Bundes in Missouri unter Kontrolle haben. Dieser Ehrgeiz beherrschte bei ihm alle anderen Rücksichten und Gefühle. Seine äußere Erscheinung war nicht imposant, aber sobald man sich ihm näherte, fühlte man, wie sehr er sich seiner Macht bewußt war. Er war klein von Wuchs, aber er trat fest auf, beinah demonstrativ fest. Sein Antlitz war von grauem Haar und einem kurzen stoppeligen Bart umrahmt und mit schweren Augenbrauen charakteristisch gezeichnet; sein Ausdruck war meist streng, sogar verdrießlich. Seine Stimme war rauh und unmelodisch, seine Sprache langsam und herrisch, seine Rede begleitete stets eine gebieterische Handbewegung. Ich weiß nicht, zu welcher religiösen Gemeinschaft er sich bekannte, aber man hatte den Eindruck, daß ihn keine Religion befriedigen würde, die nicht ein lustig flammendes Höllenfeuer unterhielt, in dem Ketzer und Sünder braten müßten. Es hieß, daß er im Kreise seiner Familie und seiner Freunde vergnügt und freundlich wäre, aber in der Politik war er streng und unerbittlich. Ich bezweifle eigentlich, daß er als Führer bei dem Gros der Republikaner in Missouri je wirklich beliebt war, aber sicher ist, daß die meisten Mitglieder seiner Partei, besonders in den Landgebieten, gewaltigen Respekt vor ihm hatten.

Natürlich wünschte Drake an Stelle Hendersons einen Kollegen in den Senat zu bekommen, der mit seinen Ansichten übereinstimmte und sein Verhalten nach seinen Wünschen gestalten würde. Er wählte General Ben Loon aus dem westlichen Teil des Staates,

einen Mann von vortrefflichem Charakter und von achtungswerten, aber nicht außergewöhnlichen Fähigkeiten. Senator Drake ließ wie eine Art Dekret von seiner Seite bekannt geben, daß Loon in den Senat zu wählen sei, und obgleich der Vorschlag keine besonders herzliche Zustimmung im Staate hervorrief, wäre er wahrscheinlich daraufhin erwählt worden, wenn nicht eine andere Kandidatur dazwischen gekommen wäre. Das trug sich folgendermaßen zu:

Ich war Mitglied eines kleinen Klubs, der aus einigen politischen Gesinnungsgenossen bestand, die etwa alle vierzehn Tage gemeinschaftlich zu Mittag aßen und dann die Tagesereignisse besprachen. Bei einer dieser Zusammenkünfte, bald nach der Präsidentschafts-Wahlkampagne von 1868, kam die Unterhaltung auf die bevorstehende Wahl eines Nachfolgers für Senator Henderson und die Kandidatur von Drakes Günstling, General Loon. Wir waren alle einig in unserer Abneigung gegen Drakes Art der Politik; wir waren auch darüber einig, daß es uns unlieb war, durch die Wahl von General Loon einen Abklatsch und nur einen Abklatsch von Drake in den Senat treten zu sehen. Aber wie war das zu verhindern? Wir erkannten alle bedauernd die Unmöglichkeit einer Wiederwahl Hendersons an. Und wen könnte man General Loon als Kandidaten gegenüberstellen? Einer aus unserer Tafelrunde wandte sich zu mir und sagte: „Sie!" — Sofort stimmten alle begeistert und mit Händeklatschen ein. Mir schien es undenkbar, daß ich, ein verhältnismäßiger Neuling in Missouri, zum Senator erwählt werden sollte, wo es so viele Männer gab, die vor wenigen Jahren Führer in der großen Staatskrisis gewesen waren, und ich brannte durchaus nicht darauf, mich einer, wie ich meinte, sicheren Niederlage auszusetzen. Aber meine Genossen bestanden darauf, und endlich willigte ich ein, daß Oberst William M. Grosvenor, welcher Chefredakteur des „Globe Democrat" und ein Mitglied unserer Tafelrunde war, in seinem Blatte, der leitenden republikanischen Zeitung in St. Louis, erst mal die öffentliche Meinung sondieren sollte. Überraschend groß war dann die Menge der republikanischen Zeitungen im Staate, welche die Notiz freundlich unterstützten, und bald war ich in der Lage eines anerkannten Senats-Kandidaten, für den seine politischen

Freunde agitieren. Die vielen in der letzten Wahlkampagne von mir gehaltenen Wahlreden hatten mir anscheinend, besonders im Landgebiete, mehr Freunde erworben, als ich selbst wußte. Doch wären meine Aussichten auf Erfolg nur gering gewesen, wenn mein Hauptgegner, Senator Drake, nicht selbst auf dem Kampfplatz erschienen wäre.

Als er erfuhr, daß meine Kandidatur immer kräftigere Unterstützung fand, eilte er von Washington nach Jefferson City, der Hauptstadt von Missouri, um das Gewicht seines persönlichen Einflusses bei der Legislatur des Staates gegen mich in die Wagschale zu werfen. An seiner Seite erschien General Loon. Es war dann ganz gerechtfertigt, daß auch ich mit einigen meiner Freunde zur Stelle war. Das Haupt meiner Geschäftsführung blieb Oberst Grosvenor, der Chefredakteur des „Globe Democrat“, ein außerordentlich gescheiter, lebhafter, tätiger und energischer junger Mann. Ich hätte keinen tatkräftigeren, besseren und treueren Vorkämpfer und keinen geschickteren Taktiker als Geschäftsführer haben können. Meine Gegner waren in ihren Unterredungen mit den Mitgliedern der Legislatur von größter Rücksichtslosigkeit. Sie klagten mich an, ich sei ein fremder Eindringling, ein gewerbsmäßiger Revolutionär, ein „deutscher Ungläubiger“, ein gewohnheitsmäßiger Trinker und was weiß ich alles. Unser Feldzugsplan war höchst einfach: Kein Wort gegen meinen Mitbewerber General Loon, keinen Champagner, keinen Whisky, nicht einmal Zigarren, keine lärmenden Kundgebungen, keine Versprechungen in bezug auf Stellen, noch sonstige Vergünstigungen für den Fall, daß ich gewählt wurde. Dafür erließen wir aber eine Herausforderung an General Loon und auch an Senator Drake, am Tage vor dem Caucus — der Vorversammlung der Wähler zur Ernennung eines Senatskandidaten — eine öffentliche Diskussion mit mir zu halten. Inzwischen sollten Oberst Grosvenor und meine übrigen Freunde sich unter die Mitglieder der Legislatur mischen, darauf achten, was ihnen gesagt wurde, und was sie sagten, und mir solche zuführen, die mich zu sprechen wünschten. So dauerte die Wahlkampagne einige Tage; im Norden erregte sie Aufsehen, und in den Zeitungen wurde viel Vorteilhaftes

für mich darüber geschrieben. Überall wurde ein freundlicher Eifer zu meinen Gunsten entwickelt. Mein Freund Sigismund Kaufmann in New York depeschierte mir, daß, wenn ich Geld für meine Wahlkampagne brauche, er mir 10 000 Dollars zur Verfügung stellen könne. Ich telegraphierte ihm meinen Dank. Für Geld hatte ich keine Verwendung. Ich vertraute auf die öffentliche Debatte.

Senator Drake nahm die Herausforderung für sich und General Loon an. Es wurden zwei Versammlungen an zwei aufeinander folgenden Abenden vorgesehen. Am ersten Abend sollte ich eine Rede von gewisser Zeitdauer halten, am zweiten Abend sollten Loon und Drake antworten, und ich sollte ein Schlußwort sprechen. Diese Ankündigung verbreitete sich rasch über die Vereinigten Staaten, und von nah und fern, vom Lande und aus den Städten strömten so viele Freunde der beiden Kandidaten herzu, welche Zeugen des nach ihrer Ansicht großen Ereignisses sein wollten, daß die Hotels der Staatshauptstadt überfüllt waren, und jede Neuankunft die hochgespannte Erwartung noch vermehrte.

In Erinnerung an die Debatte zwischen Lincoln und Douglas in Quincy, Illinois, bei der ich vor Jahren zugegen gewesen war, hielt ich meine Eröffnungsrede in einem maßvollen, sogar etwas matten Defensivtone. Meine besten Trümpfe sparte ich mir für meine Schlußrede auf und hob vorerst nur in etwas herausfordernder Weise ein paar scharfe Punkte hervor, von denen ich wünschte, daß Drake am anderen Abend auf sie eingehen sollte. Die Wirkung meiner Rede war nach zwei Seiten hin befriedigend. Meine Freunde und Anhänger waren von der Höflichkeit und Mäßigung, mit welcher ich meine Ansichten dargelegt und gewisse Angriffe zurückgewiesen hatte, angenehm berührt. Andererseits triumphierte Drake schon im voraus und konnte sein Siegesbewußtsein nicht verhehlen. Vor einer großen Menge sagte er mit lauter Stimme: „Der Mann ist mir als großer Redner geschildert, so eine Art Cicero und Demosthenes in einer Person. Und was haben wir gehört? Recht alltägliches Geschwätz. Meine Herren, morgen um diese Zeit wird General Carl Schurz so tot sein wie Julius Cäsar!“ — Als ich diese Worte hörte, wußte ich, daß seine Rede so gehässig, gebieterisch und selbst-

herrlich sein würde, wie ich sie mir nur wünschen konnte, und daß er sich damit in meine Hände geben würde.

Am folgenden Abend war der große Versammlungssaal zum Ersticken voll. General Loon, mein Mitbewerber, sprach erst. Der Ton seiner Ansprache war ganz anständig, aber der Inhalt war unbedeutend. Er erntete nur den Beifall, der einem achtungswerten Redner gezollt wird, welcher nicht zu lang und nicht beleidigend spricht, selbst wenn er so leise redet, daß er fast unverständlich bleibt. Senator Drake bestieg die Rednerbühne mit herausfordernder Miene, als ob er der Mann sei, alle Gegner bald abzuschlachten. Nach ein paar Worten über seine Haltung in der Negerfrage nahm er mich vor. Wer wäre ich eigentlich, der ich mir herausnähme, mich als Senatskandidaten aufstellen zu lassen? Er möchte wohl mal ein wenig meine bisherige Laufbahn untersuchen, ob er nicht allerlei Ungünstiges von mir fände, — aber dazu müßte er zu weit reisen, nach Deutschland und nach allen möglichen Orten in unserem Lande. So lange Reisen zu machen habe er aber keine Zeit, wenn die Untersuchung auch noch so interessant und lehrreich ausfallen könnte. Diese Andeutung wurde von den Zuhörern mit starken Zeichen des Mißfallens aufgenommen, welche Drake jedoch nur zu noch größerer Energie anstachelten. Er ging jetzt zu einem heftigen Angriff auf die Deutschen in Missouri über, für deren politischen Charakter und deren Haltung in öffentlichen Dingen er mich verantwortlich machte. Er klagte sie an als eine Schar Unwissender, die nicht einmal Englisch könnten, nur ihre deutschen Zeitungen läsen und unter der Führung von bestochenen und intriganten Cliquen ständen. Er nannte sie Ränkeschmiede und Störenfriede, auf die kein Verlaß sei, und deren Zugehörigkeit zur republikanischen Partei dieser Partei mehr schadete als nützte. Endlich, nachdem er seiner Verachtung für die Zeitungen und die politischen Kreise, die meine Kandidatur unterstützten, genügend Ausdruck gegeben hatte, schloß er mit einer großartigen Lobrede auf General Loon und auf sich selbst, deren Länge die Zuhörer etwas zu ermüden schien, denn der Redner wurde aus allen Teilen des Saales durch mehrfache Rufe nach mir unterbrochen. Die unmittelbare Wirkung von Drakes Rede war

sichtlich ihm selbst und seinem Kandidaten schädlich. Besonders hatten seine scharfen Worte gegen die Deutschen und gegen den großen Teil der republikanischen Partei, welcher meine Wahl vertrat, mißfallen; denn viele Mitglieder der Legislatur bedachten, ein wie großer und wichtiger Teil ihrer Wähler gerade jene Deutschen waren, und wie sehr ihre politische Stellung von eben jenen Zeitungen abhing.

Als ich die Rednerbühne betrat, wurde ich mit lauten Beifallsäußerungen empfangen. Es gelang mir sofort, mich auch mit meinen Gegnern in launige Beziehungen zu setzen, indem ich mich vorstellte als „einen Knaben David, der allein und ohne andere Waffe als seine Schleuder und ein paar glatte Steine in seiner Hirtentasche den Kampf mit zwei schwerbewaffneten Goliaths zugleich aufnehmen müsse." — Die Zuhörer lachten und äußerten wieder Beifall. Dann tat ich Loons „harmlose" Rede mit ein paar höflichen Phrasen ab und „ging vom Sekundanten zum eigentlichen Gegner über". — Große Heiterkeit folgte auf diese Worte; Loon errötete heftig und sah recht blamiert aus. Dann ergriff ich vollen Ernstes die Offensive gegen Drake. Zur größten Belustigung meiner Zuhörer verspottete ich mit beißender Ironie seinen arroganten Anspruch, der Vater der neuen Verfassung zu sein, mit welcher Missouri gesegnet war. Dann wandte ich mich seinem Angriff gegen die Deutschen zu. Ich fragte, wer denn zu Beginn des Krieges die feindlichen Truppen, die in Camp Jackson vereinigt waren, gefangen genommen und so St. Louis und den Staat der Union gerettet hätte, und wer auf allen blutigen Schlachtfeldern von Missouri immer voran gewesen wäre? Die ganze Versammlung schrie: „Die Deutschen! Die Deutschen!" Ich fragte dann weiter, wo Mr. Drake in jenen kritischen Tagen denn gewesen sei, und ich gab selbst die Antwort: da er vor dem Kriege ein Demokrat und Vertreter der Sklaverei gewesen war, saß er damals ruhig in seinem Rechtsanwaltsbureau und rechnete nach, wann er sich wohl mit voller Sicherheit offen für die Union erklären könnte, — und unterdessen vergossen die Deutschen ihr Blut für diese selbe Union. Dies war ein Hieb, der saß. Mein unglückliches Opfer sprang in nervöser Erregung auf und bat meinen Freund General McNeil, der zugegen war, ihm zu bestätigen, daß er, der General selbst,

ihm geraten habe, ruhig zu Hause zu bleiben, da er dort bessere Dienste tun könnte als zwanzig Mann im Felde. Darauf erwiderte McNeil sofort: „Ja, aber das war lange nach dem Anfang des Krieges.“ Auf diese Antwort sank Drake in seinen Stuhl zurück, während die Versammlung in lautes Gelächter ausbrach. Nach einiger Zeit erhob er sich wieder und erklärte, es sei unrecht von mir, ihm irgendwelche Feindschaft gegen die Deutschen zuzuschreiben, er sei ein Freund der Deutschen. Sofort entgegnete ich, dann müßte man also das, was er heute abend von den Deutschen gesagt hätte, als eine charakteristische Probe von Senator Drakes Freundschaft ansehen. Stürmische Heiterkeit brauste durch die Versammlung. Aber der schärfste Pfeil sollte noch abgeschossen werden. Ich unterzog des Senators Laufbahn als Parteiführer einer eingehenden Betrachtung; ich erwähnte, wie er gegen jeden Republikaner, der seinem Wort nicht unbedingt folgen wollte, seinen Bannfluch schleuderte und auf diese Weise manchen treuen Anhänger der Partei entfremdet und schließlich daraus vertrieben hätte, und wie er nun jeden Menschen und jede Zeitung, — sogar die mächtigste im ganzen Staat — welche meine Kandidatur unterstützte, aus der Partei drängen wollte. Fast auf jeden Satz folgte Beifall. Ihren Höhepunkt erreichte jedoch meine Rede, als ich schilderte, wie Drake als Parteiführer in seiner Anhängerschaft so aufräumte, daß er schließlich „in einer ungeheuren Öde dastehen würde, verlassen und allein in einsamer Selbstvergötterung“. Nun wurde die Heiterkeit so groß und der Beifall so laut und so andauernd, daß ich minutenlang warten mußte, ehe ich weitersprechen konnte. Ich endete meine Rede in friedlichem Tone. Es wäre die Rede davon gewesen, sagte ich, daß meine Wahl eine unhaltbare Situation schaffen würde, nämlich die, daß zwei Senatoren aus demselben Staate sich fortwährend zankten. Ich befürchtete jedoch nichts dergleichen. Ich wäre fest überzeugt, wenn wir je verschiedener Meinung wären, würde Senator Drake ebensogut meine Meinung anerkennen, wie ich die seinige achten würde. Unsere Parole würde heißen: „Laßt uns Frieden halten!“

Als ich geendet hatte, brachen die Beifallsstürme abermals unaufhaltsam los, und alle stürzten sich auf mich zum Händedruck; es

war das schlimmste Gedränge dieser Art, das ich je erlebt habe. Mit der größten Schwierigkeit mußte ich mich nach meinem Gasthofe durchkämpfen. Als ich zu Bett gegangen war, lag ich noch lange wach und hörte das jubilierende Lärmen meiner Freunde auf der Straße. Die erste Nachricht, die mir am andern Morgen gebracht wurde, war die, daß Drake die gestrige Versammlung vor ihrem Schluß verlassen hatte, in sein Hotel geeilt war und seine Rechnung und Wäsche, die er zum Waschen herausgegeben, gefordert hatte. Als man ihm mitteilte, daß seine Hemden und Kragen noch nicht trocken seien, bestand er darauf, daß sie ihm sofort gebracht würden, einerlei ob trocken oder naß; und dann war er schleunigst nach dem Bahnhofe geeilt, um den Nachtzug nach Osten noch zu erreichen. Die Parteidiktatur war vorüber, und ihr Ende wurde durch die Flucht des Diktators verkündet.

Am selben Tage fand die Wahlvorversammlung der republikanischen Mitglieder der Legislatur statt. Ich wurde im ersten Stimmgang zum Senatskandidaten ernannt, und auf Antrag wurde die Ernennung einstimmig beschlossen. Es folgte meine Wahl durch die Legislatur. Kein politischer Sieg wurde je reinlicher errungen. Meine ganzen Wahlunkosten beliefen sich auf meine Hotelrechnung, und ich war absolut unbelastet von irgendwelchen Versprechen von Gönnerschaft oder Vergünstigungen. Am 4. März 1869 nahm ich meinen Sitz im Senate der Vereinigten Staaten ein. Mein Kollege Senator Drake führte mich freundlicherweise an den Stuhl des Senatspräsidenten, wo ich meinen Amtseid ablegte.

Deutlich erinnere ich mich meiner Gefühle, als ich meinen Sitz einnahm, — sie erdrückten mich fast! Ich hatte die höchste öffentliche Stellung erreicht, welche meine ehrgeizigsten Träume mir nur je hätten verheißen können. Ich war noch jung, eben erst vierzig Jahre alt. Nur wenig mehr als sechzehn Jahre waren vergangen, seitdem ich in Amerika gelandet war, ein Heimatloser, ein aus dem großen Schiffbruch der revolutionären Bewegung in Europa Geretteter. Damals wurde ich mit großherziger Gastfreundschaft von dem amerikanischen Volke aufgenommen, das mir ebenso freigebig wie den eigenen Kindern die vielen günstigen Gelegenheiten der

neuen Welt eröffnete. Und nun war ich ein Mitglied des höchsten gesetzgebenden Körpers der größten Republik. Würde ich je imstande sein, diesem Lande meine Dankesschuld abzutragen und die Ehren, mit denen ich überhäuft worden war, zu rechtfertigen? Um dies zu erfüllen, konnte mein Begriff von Pflicht nicht hoch genug gespannt werden. Im tiefsten Herzen leistete ich einen feierlichen Eid, wenigstens ehrlich danach zu streben, jene Pflicht zu erfüllen, dem Grundsatz „salus populi suprema lex“ gewissenhaft treu zu bleiben, niemals weder einzelnen Mächtigen noch der großen Menge niedrig zu schmeicheln, nötigenfalls ganz allein meine Ansicht von Wahrheit und Recht zu vertreten und für meine Hingabe an die Republik kein persönliches Opfer je zu schwer zu achten.

Register.

C.

J.

K.

S.

T.



